



Dostojewski Die Brüder Karamasow

Roman · Dritter und Vierter Teil
Aus dem Russischen von Karl Nötzel
insel taschenbuch

Fjodor Michailowitsch Dostojewski, geboren am 11. Oktober 1821 in Moskau, ist am 9. Februar 1881 in Petersburg gestorben.

Was wäre die Welt ohne Dostojewski? Welcher bedeutende Schriftsteller unserer Zeit hätte ihn nicht gelesen, sich nicht über ihn geäußert? Welchen Leser hätten die von ihm dargestellten Probleme nicht aufgewühlt?

Fjodor Dostojewskis literarisches Werk, vor gut hundert Jahren abgeschlossen, hat unverändert starke Wirkung und liegt auch in vielen deutschen Übersetzungen vor. Eine der großen Meisterleistungen des Insel Verlages zu Beginn der zwanziger Jahre war die Veröffentlichung sämtlicher Romane und Novellen des großen Russen in der Übersetzung von Hermann Röhl – einer so sorgfältigen und klug durchdachten Übersetzung, daß sie ohne Überarbeitung heutigen Kriterien voll standhält. Die Übertragung des Spätwerks »Die Brüder Karamasow« hatte mit gleichem Erfolg Karl Nötzel übernommen.

Es gibt in der Welt Dostojewski-Anhänger und Tolstoi-Anhänger, es wechseln im Leben eines Menschen Dostojewski-Phasen mit Tolstoi-Phasen. So gibt es auch Dostojewski-Phasen in der Geschichte, und wir stehen in einer solchen Phase des verstärkten Blickes auf diesen Dichter. Die Vielschichtigkeit seines Werkes mit seiner religiösen Grundhaltung, dem psychologischen Durchdringen, dem ethischen Anliegen und der ständigen Aufforderung an den Leser, selbst zu entscheiden, zieht junge und alte Menschen, Leser im Westen und in der Sowjetunion heute besonders stark in ihren Bann. Bei den besten russischen Autoren der Gegenwart verbindet sich Achtung vor Dostojewski mit unmittelbarem Einfluß auf ihr schriftstellerisches Schaffen.

»Der Spieler«, »Schuld und Sühne«, »Der Idiot«, »Die Teufel«, »Die Brüder Karamasow« sind nur ein Teil des Schaffens dieses außergewöhnlichen Genius. Erzählungen und romanartige Aufzeichnungen ergänzen das Werk. Sie verdienen dieselbe Beachtung. Vor uns steht ein Bild des Menschen in seiner Widersprüchlichkeit und Vielfalt. Es entstehen Teufel und Engel von Menschen. Es zeigt sich das Teuflische und Engelhafte im einzelnen.

In 16 Bände aufgeteilt, legt der Insel Verlag die zuverlässige und empfehlenswerte Übersetzung in Einzelausgaben vor, die viele Menschen wieder zu Dostojewskis Werk führen sollte.

insel taschenbuch 974
Dostojewski
Die Brüder Karamasow



INSEL VERLAG

Dostojewski **Sämtliche Romane** **und Erzählungen**

BAND 14

Dostojewski

Die Brüder

Karamasow

ROMAN

DRITTER UND Vierter TEIL

AUS DEM RUSSISCHEN VON

KARL NÖTZEL

INSEL VERLAG

Umschlagabbildung von Theodor Eberle

Originaltitel: Brat'ja Karamazovy

Roman v četyrech častjach s epilogom

Geschrieben 1878-1880

Erstveröffentlichung in Fortsetzungen

in der Zeitschrift »Russkij vestnik«

1879-1880

Der Text folgt der Ausgabe:

F. M. Dostojewski, Sämtliche Romane und Novellen.

Insel Verlag, Leipzig 1921

insel taschenbuch 974

Erste Auflage 1986

Insel Verlag Frankfurt am Main

© Insel Verlag 1921

Alle Rechte vorbehalten

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: LibroSatz, Kriftel

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

DIE BRÜDER KARAMASOW.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

DRITTER THEIL

SIEBENTES BUCH ALJOSCHA

I. *Der Leichengeruch*

Den Leib des verstorbenen Mönchspriesters strengster Regel, des Vaters Sossima, bereitete man nach den feststehenden Gebräuchen zur Bestattung vor. Bekanntlich pflegt man die verstorbenen Mönche und Einsiedler nicht zu waschen. »Wenn einer von den Mönchen zu Gott eingeht (so ist es gesagt im ›Großen Ritual‹), dann reibt der dazu bestellte Mönch (das heißt der, dem dies aufgetragen wurde) seinen Körper mit warmem Wasser ab, indem er zuvor mit dem Schwamm (das heißt mit einem griechischen Schwamm) je ein Kreuz zieht auf der Stirn des Toten, auf seiner Brust, auf seinen Händen, Füßen und Knien, weiter aber keine.« Alles dieses verrichtete bei dem Entschlafenen Vater Paisi in eigener Person. Darauf zog er ihm sein Mönchsgewand an und umhüllte ihn mit einem Mantel, den er zu diesem Zweck der Vorschrift nach ein wenig auseinandergeschnitten hatte, um ihn in Form eines Kreuzes umlegen zu können. Auf den Kopf zog er dem Toten eine Kapuze mit dem achteckigen Kreuz. Die Kapuze wurde offen gelassen, das Angesicht des Entschlafenen bedeckte man aber mit einer schwarzen Tülldecke. In die Hände legte man ihm ein Bild des Erlösers. In solcher Tracht bettete man ihn gegen Morgen in einen Sarg (der schon längst für ihn angefertigt worden war). Man hatte die Absicht, den Sarg den ganzen Tag über in der Zelle zu lassen (in dem ersten großen Zimmer, demselben, in dem der Starez Klosterbrüder und Weltleute zu empfangen pflegte). Da der Entschlafene den Rang eines Mönchspriesters strengster Ordnung innegehabt hatte, so kam es den Mönchs-

priestern und den Mönchsdiakonen zu, an seinem Sarg nicht den Psalter, vielmehr das Evangelium zu lesen. Es begann damit, unmittelbar nach der Totenmesse, Vater Joseph; Vater Paisi aber, der selber den Wunsch ausgesprochen hatte, nach Vater Joseph den ganzen Tag und die ganze Nacht zu lesen, war vorderhand noch sehr beschäftigt und in Sorge, ebenso wie der Vorsteher der Einsiedelei. Denn es hatte sich plötzlich herausgestellt, daß unter der Klosterbrüderschaft und den Laien, die aus dem Klostergasthof und aus der Stadt in Haufen herbeigeströmt waren, sich mehr und mehr eine völlig unerwartete, ganz unerhörte und sogar ungehörige Aufregung und ungeduldige Erwartung geltend machte. Sowohl der Klostervorstand als auch Vater Paisi gaben sich alle erdenkliche Mühe, die sich so unruhig Gebärdenden möglichst zu beruhigen. Als es schon hinlänglich tagte, begannen aus der Stadt sogar schon solche zu kommen, die ihre Kranken mit sich genommen hatten, besonders kranke Kinder — gleich als ob sie dafür absichtlich diese Minute erwartet hatten, indem sie augenscheinlich auf die unmittelbare Kraft der Heilung hofften, die, wie sie glaubten, nicht zögern könne sich zu offenbaren. Und da erst zeigte es sich, bis zu welchem Grade alle bei uns sich daran gewöhnt hatten, den entschlafenen Starez, schon bei Lebzeiten, für einen zweifellosen und großen Heiligen zu halten. Und dabei gehörten die Herbeigeströmten durchaus nicht ausschließlich dem einfachen Volk an. Diese große Erwartung der Gläubigen, die sich so bald schon und so offensichtlich offenbart hatte und sogar schon mit Ungeduld und fast schon, als ob man ein Recht geltend mache, kam dem Vater Paisi vor wie eine zweifellose Verführung, und wenn er es auch längst schon vorausgeahnt hatte, so übertraf es dennoch in der Wirklichkeit alle seine Erwartungen. Als Vater Paisi den Mönchen begegnete, die ganz erregt waren, begann er sogar ihnen Vorwürfe zu machen: »Eine solche und so unmittelbare Erwartung von irgend etwas Großem«,

sprach er, »ist ein Leichtsinn, der nur unter Weltleuten möglich ist, uns Mönchen aber keineswegs ziemt!« Man hörte aber wenig auf ihn, und Vater Paisi bemerkte dies mit Unruhe, ungeachtet dessen, daß sogar auch er selber (wenn man schon völlig aufrichtig sein will), mochte er auch empört sein über die allzu ungeduldigen Erwartungen und in ihnen Leichtsinn und weltliches Streben finden, dennoch selber insgeheim, in der Tiefe seiner Seele, fast ganz das gleiche erwartete wie alle diese Erregten, und er auch nicht umhin konnte, sich selber dies einzugestehen. Nichtsdestoweniger berührten ihn einige Begegnungen ganz besonders unangenehm, da sie in ihm, einem gewissen Vorgefühl nach, große Zweifel erregten. So erblickte er zum Beispiel in der Menge derer, die sich in die Zelle des Verstorbenen drängten, mit seelischem Widerwillen (dessentwegen er sich selber gleich dort schon Vorwürfe machte) die Anwesenheit Rakitins und des von weither gekommenen Mönchs aus Obdorsk, der noch immer im Kloster verweilte, und beide hielt Vater Paisi plötzlich aus irgendeinem Grund für verdächtig – obgleich man nicht sie allein in diesem Sinne hätte bemerken können. Der Mönch aus Obdorsk erwies sich von allen Erregten als der Allergeschäftigste, überall konnte man ihn sehen, an allen Orten: überall stellte er Fragen, überall hielt er sein Ohr hin, überall flüsterte er auch mit einer ganz besonders geheimnisvollen Miene. Der Ausdruck seines Gesichts war aber der allereduldigste, und es hatte den Anschein, als sei er bereits dadurch erregt, daß das Erwartete sich so lange nicht erfülle. Was aber Rakitin anbetrifft, so hatte sich der, wie es sich später erwies, so früh schon in der Einsiedelei eingefunden im ganz besondern Auftrag von Frau Chochlakow. Diese gute, aber charakterschwache Person, die selber nicht in die Einsiedelei zugelassen werden konnte, war kaum erwacht und hatte von dem Bevorstehenden eben erst erfahren, als sie plötzlich von einer so brennenden Neugierde durchdrungen wurde, daß sie sogleich an ih-

rer Statt Rakitin in die Einsiedelei »abkommandierte« mit dem Auftrag, er solle auf alles achtgeben und ihr sogleich schriftlich Mitteilung machen, etwa jede halbe Stunde, »von allem, was dort vor sich gehen wird«. Rakitin hielt sie aber für den allergottesfürchtigsten und gläubigsten jungen Menschen - so verstand der es, mit allen auszukommen und sich vor jedem so hinzustellen, wie es dessen Wunsch entsprach - wenn er darin auch nur den geringsten Vorteil für sich voraussah. Der Tag war klar und licht, und von den Betern, die gekommen waren, drängten sich viele um die Gräber der Einsiedelei, die am dichtesten um die Kirche herumlagen, wenn sie auch über die ganze Einsiedelei hin zerstreut waren. Als Vater Paisi die Einsiedelei durchwandelte, entsann er sich plötzlich auch Aljoschas und daran, daß er ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte, seit der verflossenen Nacht. Und kaum hatte er nur an ihn gedacht, so erblickte er ihn auch schon in dem allerentferntesten Winkel der Einsiedelei, bei der Umfassungsmauer, auf dem Grabstein eines längst entschlafenen und seiner Taten wegen berühmten Mönches sitzen. Vater Paisi trat dicht an ihn heran und bemerkte, daß Aljoscha sein Gesicht in beide Handflächen verborgen hielt und lautlos zwar, aber bitterlich weinte, wobei sein ganzer Körper vor Schluchzen bebte. Vater Paisi blieb ein wenig bei ihm stehen.

»Genug, mein lieber Sohn, genug, mein Freund«, sprach er endlich herzlich; »was ist dir denn? Sei doch froh und weine nicht! Oder weißt du denn nicht, daß dies der größte ist von »seinen« Tagen? Wo er jetzt ist, in diesem Augenblick, denk du nur daran!«

Aljoscha blickte ihn kaum an, nachdem er sein Gesicht enthüllt hatte, das wie bei einem kleinen Kind vom Weinen geschwollen war; dann wandte er sich sogleich wieder, ohne ein Wort zu sagen, ab und verhüllte wiederum sein Gesicht mit beiden Händen.

»Aber am Ende gar, möge es auch so sein«, sprach Vater

Paisi gedankenvoll, »weine nur; Christus hat dir diese Tränen gesandt! Deine Tränen der Rührung sind nur ein Aufatmen deiner Seele und dienen deinem lieben Herzen zur Aufhellung«, fügte er schon für sich selber hinzu, während er von Aljoscha wegging und in Liebe seiner dachte. Er war übrigens rasch davongeschritten, denn er fühlte, daß er noch gar am Ende selber, wenn er noch weiter auf ihn hinblicke, in Weinen ausbrechen werde. Währenddessen ging die Zeit dahin, und die klösterlichen Gottesdienste und Seelenmessen für den Entschlafenen nahmen ihren regelrechten Verlauf. Vater Paisi hatte wiederum den Vater Joseph am Sarg bemerkt und ihn abermals beim Lesen des Evangeliums abgelöst. Es war aber noch nicht drei Uhr nachmittags vorüber, als sich etwas ereignete, worauf ich schon am Ende des vorigen Buches hinwies, etwas, was derart und alle überraschte und so sehr im Widerspruch stand zu der allgemeinen Hoffnung, daß man, ich wiederhole es, die bis ins einzelne gehende und sich in Nichtigkeiten verlierende Erzählung über diesen Vorfall sogar noch bis auf den heutigen Tag mit außerordentlicher Lebendigkeit in unserer Stadt und in ihrer ganzen Umgebung im Gedächtnis hat. Hier füge ich nochmals von mir persönlich aus folgendes hinzu: Es widersteht mir fast, an dies unwichtige und Ärgernis erregende Ereignis zu erinnern, das tatsächlich das allernichtigste und natürlichste war, und ich würde es in meiner Erzählung überhaupt mit Stillschweigen übergangen haben, wenn es nicht in einer sehr heftigen und ganz bestimmten Weise auf die Seele und das Herz des hauptsächlichsten, *wenn auch erst zukünftigen* Helden meiner Erzählung eingewirkt hätte, des Aljoscha, und wenn es nicht, in seiner Seele gleichsam eine Krisis und Umwälzung hervorrufend, seinen Geist zwar erschüttert, aber auch schon endgültig gekräftigt hätte für sein ganzes Leben und zu einem ganz bestimmten Ziel.

Ich gehe also zur Erzählung über: Als man, noch vor

Morgenanbruch, den zur Beerdigung vorbereiteten Körper des Starez in den Sarg gelegt und in das erste Zimmer, den ehemaligen Empfangsraum, getragen hatte, soll sich unter denen, die beim Sarg weilten, die Frage erhoben haben: »Soll man wohl im Zimmer die Fenster öffnen?« Diese Frage, die irgendwer nebenbei und leise getan hatte, blieb aber ohne Antwort und fast unbemerkt; höchstens hatten sie bemerkt, ja, und auch das nur für sich, einige von den Anwesenden und nur in dem Sinne, daß Verwesung und Verwesungsgeruch von dem Körper eines solchen Entschlafenen zu erwarten geradezu eine Albernheit sei, die sogar Mitleid verdiene, wenn nicht Spott, wegen der Kleingläubigkeit und des Leichtsinnes dessen, der diese Frage erhoben hatte. Denn man erwartete durchaus das Gegenteil davon. Und da, bald nach Mittag schon, begann etwas, was anfangs, die da kamen und gingen, nur schweigend und für sich wahrnahmen, und dazu noch in sichtlicher Furcht, irgendwem den ihm gekommenen Gedanken mitzuteilen, was sich indes gegen drei Uhr nachmittags schon so deutlich und unabweisbar in der ganzen Einsiedelei verbreitete, auch unter allen denen, die zum Beten dahin gekommen waren, dann auch ins Kloster drang und alle Klosterleute in Staunen versetzte, und endlich, nur sehr wenig später, auch die Stadt erreichte und in ihr eine allgemeine Aufregung hervorrief bei Gläubigen und Ungläubigen. Die Ungläubigen triumphierten; was aber die Gläubigen anbetrifft, so fanden sich unter ihnen solche, die sich sogar noch mehr freuten, denn »es lieben die Menschen den Fall des Gerechten und seine Schmach«, wie der Starez selber gesprochen hatte in einer seiner Belehrungen. Die Sache war nämlich die, daß ganz allmählich, aber immer stärker, vom Sarg Verwesungsgeruch ausging, der sich gegen drei Uhr nachmittags schon allzu deutlich offenbart und immer mehr zugenommen hatte. Längst schon war etwas Derartiges nicht mehr vorgefallen, und man konnte sich sogar aus der ganzen

Geschichte unseres Klosters keines solchen Ärgernisses erinnern, das in so grober Weise Zügellosigkeit verriet und in irgendeinem andern Fall gar nicht möglich gewesen wäre, sich aber jetzt, sogleich auf diesen Vorfall hin, sogar unter den Mönchen zutrug. Später schon, und selbst noch nach vielen Jahren, pflegten einige Vernünftige von unseren Mönchen, wenn sie sich dieses ganzen Tages in allen Einzelheiten erinnerten, sich in Staunen und Entsetzen zu fragen, wie denn eigentlich dies Ärgernis damals einen solchen Grad hatte erreichen können. Denn auch vordem schon hatte es sich zugetragen, daß Mönche gestorben waren, die ein durchaus rechtliches Leben geführt hatten, und deren Gerechtigkeit vor aller Augen lag, gottesfürchtige Starzen, und dabei auch von ihren bescheidenen Särgen Leichengeruch ausgegangen war, der sich in natürlicher Weise, wie bei allen Sterblichen, eingestellt hatte. Das hatte aber kein Ärgernis hervorgerufen und auch nicht einmal die allergeringste Aufregung. Es gab natürlich auch bei uns einige von den längst Verstorbenen, deren Angedenken sich im Kloster noch lebendig erhielt, und deren Überreste, der Überlieferung nach, keinerlei Verwesung geoffenbart hatten, und das hatte rührend und geheimnisvoll auf die Bruderschaft gewirkt und sich in ihrem Gedächtnis erhalten als etwas Gottgefälliges und Wunderbares und wie eine Verheißung darauf, daß »in Zukunft noch größerer Ruhm von ihren Särgen ausgehen werde; wenn nur durch Gottes Willen die Zeit hierfür gekommen sein wird«. Unter ihnen hatte sich im besonderen das Andenken des Starez Hiob erhalten, der hundertfünf Jahre alt geworden war, eines berühmten Gottesstreiters, eines großen Fasters und Schweigers, der schon längst gestorben war, schon im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, und dessen Grab man mit einer ganz besonderen, außerordentlichen Ehrfurcht allen Pilgern, die zum erstenmal ins Kloster kamen, zu zeigen pflegte, indem man dabei geheimnisvoll auf gewisse große Hoffnungen anspielte. (Das war

auch gerade das Grab, auf dem Vater Paisi noch am Morgen Aljoscha sitzen gesehen hatte.) Außer diesem längst verstorbenen Starez war noch eine ebensolche Erinnerung wach auch an einen verhältnismäßig erst unlängst verstorbenen großen Vater Mönchspriester, den Starez Warsonofi, denselben, von dem Vater Sossima auch die Starzenwürde übernommen hatte, und den, solange er lebte, alle, die zum Kloster gewallfahrtet kamen, durchaus für einen Gottesnarren hielten. Von diesen beiden hatte sich die Überlieferung erhalten, daß sie wie Lebendige in ihren Särgen gelegen hätten und noch völlig unverwest gewesen seien, als man sie begrub, und daß es sogar den Anschein gehabt habe, als ob ihre Gesichter im Sarg Licht verbreiteten. Und einige behaupteten durchaus, sich zu entsinnen, daß von ihren Körpern ein deutlicher Wohlgeruch ausgegangen sei. Aber auch ungeachtet sogar dieser so vielsagenden Erinnerungen wäre es gleichwohl schwer gewesen, jene unmittelbare Veranlassung zu erklären, die es möglich machte, daß am Sarg des Starez Sossima ein so leichtsinniger, alberner und ärgerlicher Vorfall eintreten konnte. Was mich persönlich anbetrifft, so nehme ich an, daß da auch sehr viel anderes zusammentraf, daß da vielerlei verschiedene Ursachen zu einem und demselben Ergebnis führten. Zu diesen gehörte zum Beispiel sogar auch jene alteingewurzelte Feindschaft gegen das Starzentum als eine schädliche Neuerung, eine Feindschaft, die sich sonst tief verborgen hielt im Kloster, in den Geistern noch vieler Mönche. Dann aber natürlich, und das ist wohl die Hauptsache, wirkte hier der Neid auf die Heiligkeit des Entschlafenen, die sich bei seinen Lebzeiten so stark bestätigt hatte, daß es verboten schien, auch nur Zweifel daran zu äußern. Denn wenn auch der verstorbene Starez viele zu sich gezogen hatte, und nicht so sehr durch Wunder wie durch seine Liebe, und wenn er auch um sich herum gleichsam eine ganze Welt geschaffen hatte solcher, die ihn liebten, so hatte er dessenungeach-

tet und sogar um so mehr gerade dadurch auch Neider gegen sich erstehen lassen und infolge davon auch erbitterte Feinde, sowohl offene wie heimliche, und nicht nur unter den Klosterbrüdern, vielmehr sogar auch unter den Laien. Niemandem hatte er zwar irgendwelchen Schaden getan, aber das ist es ja gerade: »Weshalb hält man denn gerade ihn für so heilig?« Und nur diese eine Frage, die immer wieder erhoben wurde, erzeugte endlich einen ganzen Abgrund des allerunersättlichsten Zornes. Das ist es denn auch, weshalb ich glaube, daß viele, als sie den vom Körper des Verstorbenen ausgehenden Verwesungsgeruch wahrnahmen, ja, und dazu noch so bald nach seinem Tod – denn es war ja noch kein Tag seitdem vergangen – über alle Maßen erfreut waren: ebenso wie sich unter denen, die dem Starez ergeben waren und ihn bis dahin verehrt hatten, sich alsogleich auch solche fanden, die durch diesen Vorfall sich fast persönlich gekränkt und beleidigt vorkamen. Diese Angelegenheit nahm nun folgenden Verlauf: Kaum hatte sich nur der Eintritt der Verwesung zu offenbaren begonnen, so hätte man auch schon allein aus den Mienen der Mönche, die in die Zelle des Entschlafenen eintraten, schließen können, weshalb sie kamen: ein jeder tritt ein, steht ein wenig, und geht fort, um möglichst rasch die Nachricht den andern zu bestätigen, die draußen in Scharen warten. Einige von den Wartenden schüttelten betrübt ihre Häupter, andere aber wollten sogar schon nicht mehr ihre Freude verbergen, die deutlich in ihren erzürnten Blicken leuchtete. Und niemand machte ihnen weiter einen Vorwurf, niemand legte ein gutes Wort ein für den Verstorbenen, und das war sehr seltsam, denn die dem entschlafenen Starez Ergebenen waren gleichwohl im Kloster in der Mehrzahl. Es war aber schon so augenfällig, daß Gott selber es zugelassen hatte, daß dieses Mal die Minderheit zeitweilig die Oberhand behielt. In Kürze begannen in der Zelle, gleichfalls um auszukundschaften, auch Laien zu erscheinen, mehr von den gebil-

deten Klosterbesuchern. Von dem einfachen Volk kamen hingegen nur wenige hinein, wenn sich auch viele von ihnen an den Toren der Einsiedelei drängten. Zweifellos ist es jedenfalls, daß gerade nach drei Uhr der Andrang der weltlichen Besucher außerordentlich zunahm, und eben infolge der ärgerniserregenden Nachricht. Solche, die vielleicht an diesem Tag überhaupt nicht gekommen wären und gar nicht die Absicht hatten zu kommen, waren jetzt absichtlich herbeigeeilt; unter ihnen einige Persönlichkeiten von beträchtlichem Rang. Übrigens war der Anstand äußerlich noch nicht gebrochen worden, und Vater Paisi fuhr fort, mit fester Stimme, deutlicher Aussprache und strengem Gesicht laut das Evangelium zu lesen, gleich als ob er gar nicht bemerkte, was da vor sich gehe, wenngleich er längst schon erkannt hatte, daß sich da etwas Außergewöhnliches zutrug. Da begannen aber auch bis zu ihm Stimmen zu dringen, zuerst ganz leise, allmählich aber fester und kühner werdend. »Das heißt also, das Urteil Gottes ist nicht so, wie das der Menschen!« vernahm plötzlich Vater Paisi. Es hatte dies, früher als alle andern, ein Laie gemurmelt, ein städtischer Beamter, ein schon bejahrter und, soweit man ihn kannte, sehr gottesfürchtiger Mann; indem er aber dies laut vor sich hinsagte, hatte er nur das wiederholt, was längst schon unter sich die Mönche einer dem andern ins Ohr sagten. Jene hatten bereits lange dieses hoffnungslose Wort gemurmelt, und schlimmer als alles andere war es, daß fast mit jeder Minute bei diesem Wort sich mehr und mehr ein gewisses Triumphieren zu offenbaren schien. In Kürze begann indes auch schon der Anstand verletzt zu werden, und es war gerade so, als ob alle sich sogar in einem gewissen Recht fühlten, ihn zu verletzen. »Und weshalb hatte sich denn *dieses* ereignen können?« sprachen einige von den Mönchen, im Anfang noch, als ob sie es bedauerten; »er hatte doch einen kleinen, hageren, an die Knochen angetrockneten Körper, woher kann denn da nur Verwesungsgeruch kom-

men?« »Das heißt also, absichtlich wollte Gott einen Hinweis geben!« fügten eilig andere hinzu, und ihre Deutung wurde angenommen ohne Widerspruch und sogleich; denn wiederum wiesen sie darauf hin, daß, wenn es auch natürlich sei, daß Verwesungsgeruch sich einstelle wie bei jedem entschlafenen Sünder, er sich gleichwohl später offenbart haben würde, nicht aber mit einer so offenbaren Schnelligkeit, schon nach vierundzwanzig Stunden, aber: »Dieser ist dem Naturgesetz vorausgeeilt, demnach wirkt hier niemand als Gott und sein besonderer Wink; er wollte einen Hinweis geben!« Dieses Urteil übte einen unwiderstehlichen Eindruck aus. Der sanfte Mönchspriester Joseph, der Bibliothekar, der Liebling des Verstorbenen, wollte einigen von den Schmähern entgegen, daß »dies noch nicht überall so ist«, und daß es gar keinen feststehenden Glaubenssatz in der rechtgläubigen Religion bedeutet, vielmehr nur eine Anschauung, daß der Körper der Gerechten unbedingt nicht verwesen könne, und daß sogar in den allerrechtgläubigsten Ländern, zum Beispiel auf dem Athos, man sich keineswegs derart irreführen lasse durch Verwesungsgeruch, und daß dort nicht das Nichtverwesen des Körpers für das Hauptzeichen der Verherrlichung gilt, vielmehr die Farbe der Knochen der Verstorbenen: wenn ihre Körper schon viele Jahre in der Erde liegen und sogar in ihr verwesen, und »wenn ihre Knochen dann gelb wie Wachs werden«, so ist gerade auch das das hauptsächlichste Zeichen dafür, daß Gott den gerechten Entschlafenen mit Ruhm krönte; wenn die Knochen aber nicht gelb, vielmehr schwarz werden, so heißt das, daß »Gott einen solchen nicht des Ruhmes würdig gehalten habe – so ist es auf dem Athos, einem erhabenen Ort, wo von alters her unerschütterlich und in hellster Reinheit die rechtgläubige Kirche sich erhält«, so schloß Vater Joseph. Diese Worte des demütigen Vaters verhallten aber, ohne Eindruck zu machen, und riefen sogar spöttische Zurückweisung hervor. »Das alles ist Bücherweis-

heit und Neuerung, es lohnt gar nicht, es anzuhören!« entschieden für sich die Mönche. »Bei uns ist es so, wie es von alters her Brauch war; es kommen gerade genug Neuerungen jetzt auf! Soll man denn alles nachäffen?« fügten andere hinzu. »Bei uns gab es nicht weniger heilige Väter als bei ihnen. Sie sitzen dort unter türkischer Fuchtel und haben alles vergessen! Bei ihnen ist auch das Licht der Rechtgläubigkeit längst schon trübe geworden, ja, und sie haben auch keine Glocken«, fügten die Allerböhnlichsten hinzu. Vater Joseph ging mit Kummer beiseite, um so mehr, als auch er selber seine Meinung nicht mit allzu großer Entschiedenheit ausgesprochen hatte, vielmehr so, als ob auch er ihr wenig Glauben schenke. Er sah aber mit Bestürzung voraus, daß jetzt etwas sehr Unziemliches seinen Anfang nehmen werde, und daß sogar der offene Ungehorsam bereits sein Haupt erhebe. Allmählich, dem Beispiel des Vaters Joseph folgend, verstummten denn auch alle vernünftigen Stimmen. Und es hatte den Anschein, als ob alle, die den verstorbenen Starez geliebt und mit gerührtem Gehorsam die Einrichtung des Starzentums willkommen geheißen hatten, sich plötzlich furchtbar vor irgend etwas erschreckt hätten, und wenn sie einander begegneten, nur ängstlich einer dem andern ins Angesicht schauten. Die Feinde aber des Starzentums, die in ihm eine Neuerung sahen, erhoben stolz ihr Haupt: »Von dem verstorbenen Starez Warsonofi ging nicht nur kein Verwesungsgeruch aus, es strömte vielmehr Wohlgeruch aus von ihm!« bemerkten sie mit Schadenfreude; »er hat das aber nicht deshalb verdient, weil er ein ›Starez‹, vielmehr darum, weil er auch selber gerecht war!« Und daraufhin wurden denn auch schon absprechende Urteile und sogar schlimmste Beschuldigungen nur so ausgeschüttet auf den eben erst verstorbenen Starez: »Nicht die Wahrheit lehrte er; er lehrte, daß das Leben eine große Freude sei, nicht aber eine tränenvolle Demütigung!« so sprachen die einen, von den Allerunvernünftigsten. »Er

glaubte nach neuer Mode, er erkannte nicht an, daß in der Hölle tatsächlich Feuer brenne!« fügten andere, noch Unvernünftiger hinzu. »Im Fasten war er nicht streng, er erlaubte sich Süßigkeiten, eingemachte Kirschen aß er zum Tee, er liebte das sehr, die Damen sandten ihm das.« »Darf denn aber ein Mönch strengster Regel Tee trinken?« vernahm man von einigen Neidern. »Stolz war er«, erinnerten grausam die Allerschadenfrohesten, »für einen Heiligen hielt er sich, aufs Knie fiel man vor ihm; er nahm das hin, als ob sich ihm das so gehöre!« »Das Sakrament der Beichte mißbrauchte er«, fügten in boshaftem Geflüster die allerunerbittlichsten Gegner des Starzentrums hinzu, und dies sogar von den allerältesten und in ihrem Gottesdiensten gegen sich selber allerschonungslosesten Mönchen, wahrhaftigen Fastern und Schweigern, die bei Lebzeiten des Entschlafenen geschwiegen hatten, jetzt aber plötzlich ihre Lippen öffneten. Und das war schon furchtbar, denn gewaltig wirkten ihre Reden auf die jungen und noch nicht gefestigten Mönche. Außerordentlich gierig horchte auf alles dies auch der Gast aus Obdorsk, das Mönchlein vom heiligen Silvester, wobei er tief seufzte und das Haupt schüttelte. »Nein, es ist schon offenbar, daß Vater Therapont gestern richtig urteilte«, dachte er für sich, aber da erschien gerade auch Vater Therapont. Es war so, als ob er nur zu dem Zweck gekommen sei, um die allgemeine Erregung auf ihren Höhepunkt zu führen.

Schon vordem hatte ich betont, daß er nur selten seine hölzerne Zelle beim Bienenstand verließ, sich sogar lange Zeit hindurch nicht in der Kirche zeigte, und daß man ihm dies durchgehen ließ wie einem Gottesnarren, indem man ihn nicht an die für alle gültige Regel gebunden hielt. Wenn man aber die ganze Wahrheit sagen soll, so muß man zugeben, daß ihm dies alles sogar aus einer gewissen Notwendigkeit heraus durchgelassen wurde. Denn es wäre sogar anstößig gewesen, nachhaltig darauf zu bestehen, daß sich ein so großer Faster und Schweiger,

der Tag und Nacht betete (er pflegte sogar auf den Knien liegend einzuschlafen), an eine für alle gültige Regel halte, wenn er sich der nicht selber unterwerfen wollte. »Er ist auch so schon heiliger als wir alle und erfüllt Schwierigeres, als es die Regel gebietet!« hätten dann die Mönche gesagt. »Was aber das anbetrifft, daß er nicht in die Kirche geht, so bedeutet das, er weiß eben selber, wann er gehen soll: er hat seine Regel.« Um dieses wahrscheinlichen Murrens und des vorausszusehenden Ärgernisses wegen hatte man denn auch Vater Therapont in Ruhe gelassen. Den Vater Sossima nun, und auch das war schon allen bekannt, liebte Vater Therapont ganz und gar nicht; und da war plötzlich auch bis zu ihm, in seine kleine Zelle, die Nachricht davon gedrungen, daß »das Urteil Gottes demnach nicht so ist wie das der Menschen, und daß sogar die Natur selber gewarnt habe«. Man muß annehmen, daß unter den ersten, die zu ihm gelaufen kamen, um ihm diese Nachricht zu übermitteln, eben jener Gast aus Obdorsk sich befand, der ihn gestern erst besucht hatte und in Entsetzen von ihm weggegangen war. Ich hatte gleichfalls bereits daran erinnert, daß, wenn auch Vater Paisi, der fest und unerschütterlich bei dem Sarg stand und aus dem Evangelium vorlas, nicht zu sehen und zu hören vermochte, was außerhalb der Zelle vor sich ging, er gleichwohl in seinem Herzen alles in der Hauptsache fehlerlos erriet, denn er kannte seine Umgebung durch und durch. Er war keineswegs bestürzt, er harrete vielmehr furchtlos alles dessen, was sich noch ereignen könnte, indem er mit scharfem Blick seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet hielt auf den bevorstehenden Ausgang der ganzen Bewegung, der sich bereits seinem geistigen Auge offenbarte. Da drang plötzlich ein außergewöhnlicher und schon offensichtlich den Anstand verletzender Lärm aus dem Vorzimmer an sein Ohr. Die Tür öffnete sich sperrweit, und auf der Schwelle erschien Vater Therapont. Ihm nach – man bemerkte das wohl, und es war sogar deut-

lich von der Zelle aus zu erkennen – drängten sich unten beim Eingang viele Mönche, die ihm das Geleit gaben, und unter ihnen auch Laien. Die ihn Begleitenden traten indes nicht ein, sie blieben vielmehr stehen und warteten, was Pater Therapont weiter sagen und tun werde, denn sie fühlten wohl voraus und sogar in einiger Furcht, ungeachtet aller ihrer Vermessenheit, daß er nicht ohne Absicht gekommen sei. Vater Therapont blieb auf der Schwelle stehen und hob seine Arme empor, und unter seinem rechten Ärmel hervor schauten die scharfen und neugierigen Äuglein des Gastes aus Obdorsk, der allein nicht an sich gehalten hatte und dem Vater Therapont auf die Schwelle gefolgt war wegen seiner schon allzu großen Neugier. Die übrigen außer ihm hatten sich aber im Gegenteil, von plötzlicher Furcht ergriffen, noch mehr zurückgedrängt, als nur eben die Tür mit Krachen sperrweit geöffnet wurde. Vater Therapont hob die Hände empor und brüllte plötzlich:

»Den bösen Geist treibe ich aus!« Sogleich begann er auch, indem er sich abwechselnd nach allen vier Himmelsrichtungen wandte, die Wände und alle vier Ecken der Zelle mit der Hand zu bekreuzen. Diese Handlung begriffen sogleich alle, die ihn begleitet hatten; denn sie wußten, daß er das immer so tat, wo er auch eingetreten sein mochte, und daß er sich weder setzen noch ein Wort sagen werde, bevor er nicht die unreinen Mächte vertrieben habe.

»Weiche von hinnen, Satanas! Satanas, weiche von hinnen!« wiederholte er bei jedem Kreuz, das er schlug. »Den bösen Geist treibe ich aus!« brüllte er von neuem. Er war in seiner groben Kutte, umgürtet mit einem Strick. Aus seinem hänfenen Hemd schaute seine nackte Brust heraus, die mit grauen Haaren bedeckt war. Seine Füße aber waren ganz nackt. Als er nun mit den Händen herumzufuchteln anfang, begannen auch sogleich die schweren Ketten zu klirren und zu klingen, die er unter seiner Kutte trug. Vater Paisi unterbrach sein Lesen,

trat vor und stand in Erwartung vor Vater Therapont. »Weshalb bist du gekommen, ehrwürdiger Vater? Weshalb störst du die Ruhe? Weshalb verwirrst du die friedliche Herde?« sprach er endlich, indem er streng auf ihn blickte.

»Weshalb bist du gekommen? Was willst du? Was für einen Glauben hast du?« schrie Vater Therapont, den Gottesnarren offenbarend. »Herbeigeeilt kam ich, um eure hiesigen Gäste wegzujagen, die verfluchten Teufel! Ich sehe, viele von ihnen hat man ohne mich angesammelt. Mit einem Reisigbesen will ich sie ausfegen.«

»Den Unreinen willst du austreiben, vielleicht aber dienst du ihm gerade selber!« fuhr furchtlos Vater Paisi fort; »und wer kann von sich sagen, er sei heilig? Doch nicht du, Vater?«

»Ein Unreiner bin ich, nicht aber ein Heiliger! Auf einen Sessel setze ich mich aber doch nicht, und ich verlange auch nicht, daß man vor mir wie vor einem Götzenbild niederfällt!« donnerte Vater Therapont. »Heutzutage richten die Menschen den heiligen Glauben zugrunde. Der Tote, dieser euer Heiliger« – er wandte sich zur Menge, wobei er mit dem Finger auf den Sarg wies – »hat die Teufel geleugnet. Er hat ein Purgativ gegen die Teufel gegeben. Und da haben sie sich denn bei euch eingeknistet wie die Spinnen in den Zimmerecken! Heute aber hat er denn auch selber zu stinken begonnen. Darin erblicken wir einen großen Hinweis Gottes!«

Dies aber hatte sich einst tatsächlich so ereignet, bei Lebzeiten des Vaters Sossima. Einem von den Mönchen begann die »unreine Macht« zuerst im Traum, dann aber auch in wachem Zustand zu erscheinen. Als er dies in seiner höchsten Angst dem Starez offenbart hatte, verordnete der ihm ununterbrochenes Gebet und verstärktes Fasten. Als aber auch dies nicht half, riet ihm der Starez, ohne Fasten und Gebet aufzugeben, noch eine Arznei zu nehmen. Daran hatten nun damals viele ein Ärgernis genommen, und sie hatten unter sich getu-

schelt, indem sie die Köpfe schüttelten, mehr aber als alle Vater Therapont, dem damals sofort einige Boshafte eiligst Mitteilung gemacht hatten von dieser in einem solchen besonderen Fall »ungewöhnlichen« Anordnung des Starez.

»Geh fort von hier, Vater!« sprach Vater Paisi in gebietendem Ton. »Nicht die Menschen richten, vielmehr Gott allein. Vielleicht haben wir hier einen solchen Hinweis vor uns, den weder du noch ich noch irgendwer zu verstehen die Kraft hat. Gehe von hinnen, Vater, und verwirre nicht die Herde!« wiederholte er eindringlich.

»Die Fasten hielt er nicht, wie es seinem Rang als Mönch strengster Ordnung zukam, deshalb ist auch dieser Hinweis erfolgt! Das ist durchaus klar, es verheimlichen zu wollen aber ist Sünde!« so sprach, ohne sich einschüchtern zu lassen, der Abergläubische, der sich seiner Leidenschaft schon gegen alle Vernunft hingab. »Von Konfekt hat er sich verführen lassen, die Damen haben es ihm in ihren Taschen gebracht, Tee hat er genascht, seinem Leib hat er Opfer gebracht, indem er ihn mit Süßigkeiten anfüllte, seinen Geist aber mit hochmütigen Gedanken . . . Deshalb hat er auch Schmach erlitten!«

»Leichtsinnig sind deine Worte, Vater!« sprach Vater Paisi, und auch er erhob seine Stimme. »Dein Fasten und deine große Enthaltung bewundere auch ich; aber leichtsinnig sind deine Worte, es ist so, als ob sie ein junger Mensch in der Welt da draußen, ein unbeständiger und gedankenloser, gesprochen hätte. Geh doch fort von hier, ich befehle es dir!« schloß Vater Paisi mit donnernder Stimme.

»Ich werde schon gehen!« sprach Vater Therapont, und es war, als ob er etwas verlegen geworden sei, er ließ aber gleichwohl nicht ab von seiner Erbitterung. »Oh, ihr Gelehrten! Eures großen Verstandes wegen habt ihr euch über meine Nichtigkeit erhoben. Ich kam hierhergelaufen und verstand kaum zu lesen und zu schreiben, hier aber habe ich auch noch das vergessen, was ich wußte,

der Herrgott selber hat mich Kleinen bewahrt vor eurer Weisheit!«

Vater Paisi stand vor ihm und wartete mit Festigkeit. Vater Therapont verstummte, und plötzlich wurde er niedergeschlagen, legte die rechte Handfläche an die Wange und sprach in singendem Ton, indem er auf den Sarg des Entschlafenen schaute: »Über ihm wird man morgen früh ›Helfer und Beschützer‹ singen, und das ist ein sehr berühmter Kanon, über mir aber, wenn ich verrecken werde, überhaupt nur ›Welche zeitliche Süße*‹, und das ist ein kleiner Lobgesang«, sprach er weinerlich und jämmerlich. »Sie sind stolz geworden und haben sich erhoben, leer ist diese Stätte!« brüllte er plötzlich wie von Sinnen, und indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, kehrte er sich plötzlich um und ging rasch über die Stufen bei der Eingangstür hinunter. Der Haufe, der ihn dort erwartet hatte, schwankte; einige gingen sogleich ihm nach, andere aber zögerten, denn die Zelle war immer noch geöffnet. Vater Paisi aber, der dem Vater Therapont zur Eingangstür nachgegangen war, stand da und beobachtete. Vater Therapont – ganz außer sich geraten – hatte indes sein Stückchen noch nicht zu Ende gespielt: als er zwanzig Schritte fortgegangen war, wandte er sich plötzlich der untergehenden Sonne zu, erhob beide Arme und stürzte – gleich als ob ihn jemand niedergemäht hätte – auf die Erde mit dem furchtbaren Schrei:

»Mein Gott hat gesiegt! Christus hat die untergehende Sonne besiegt!« schrie er wie rasend, streckte die Hände zur Sonne empor, fiel auf die Erde mit dem Gesicht nach unten und schluchzte laut wie ein kleines Kind, wobei er ganz erschüttert war von seinen Tränen und die Hände

* Beim Heraustragen der Leiche eines Mönches und eines Mönches strengster Regel (aus der Zelle in die Kirche und nach dem Trauergottesdienst auf den Friedhof) werden die Lobgesänge gesungen: »Welche zeitliche Süße«. Wenn aber der Verstorbene ein Mönchspriester strengster Ordnung war, singt man den Kanon: »Helfer und Beschützer«.

über die Erde ausbreitete. Da stürzten denn auch schon alle zu ihm hin, Ausrufe erschallten, antwortendes Schluchzen . . . Es war, als ob alle in Ekstase verfallen seien.

»Da sieht man, wer heilig ist! Da sieht man, wer gerecht ist!« so rief man aus, schon ohne alle Furcht. »Das ist der, dem es zukommt, Starez zu sein«, fügten andere ganz erzürnt hinzu. – »Er wird das gar nicht wollen . . . Er selber lehnt das Starzentum ab, er wird dieser verfluchten Neuheit nicht dienen . . . Er wird nicht ihre Albernheit nachmachen!« entgegneten sogleich schon andere Stimmen, und wohin das noch geführt haben würde, vermag man sich nur schwer vorzustellen. Aber da gerade, in diesem Augenblick, schlug die Glocke und rief zum Gottesdienst. Alle begannen plötzlich sich zu bekreuzen. Es erhob sich auch Vater Therapont, und indem er sich bekreuzte, ging er zu seiner Zelle zurück, ohne sich weiter umzuschauen, wenn er auch immer noch fortfuhr, laut vor sich hinzusprechen, aber schon völlig Zusammenhangloses. Ihm folgten einige; die Mehrzahl indes begann auseinanderzugehen, indem sie zum Gottesdienst eilten. Vater Paisi übergab das Evangelium dem Vater Joseph und ging hinunter. Die ekstatischen Schreie der Abergläubischen hatten ihn nicht ins Schwanken zu bringen vermocht, sein Herz aber war dennoch plötzlich betrübt geworden und grämte sich über irgend etwas im besonderen, und er fühlte das wohl. Er blieb stehen und fragte sich plötzlich: »Woher kommt denn dieser Gram, der mir den Mut sinken lassen will?« Und er erkannte mit Staunen schon sogleich, daß sein plötzlicher Gram augenscheinlich einer sehr unbedeutenden und ganz besonderen Veranlassung entstamme: die Sache war die, daß er in der Menge, die sich soeben beim Eingang in die Zelle gedrängt hatte, unter andern Aufgeregten auch Aljoscha bemerkt hatte, und er erinnerte sich, daß, als er ihn gesehen hatte, er sogleich auch in seinem Herzen etwas einem Schmerz Ähnliches emp-

funden hatte. »Ja, bedeutet denn wirklich dieser Jüngling jetzt schon so viel in meinem Herzen?« fragte er sich plötzlich mit Staunen. In diesem Augenblick schritt gerade Aljoscha an ihm vorüber, gleich als ob er irgendwohin eile, aber nicht in der Richtung nach der Kirche. Ihre Blicke begegneten sich. Aljoscha wandte rasch seine Augen weg und schlug sie zur Erde nieder, und schon an dieser einen Gebärde des Jünglings erriet Vater Paisi, welche heftige Veränderung in diesem Augenblick in ihm vor sich gehe.

»Hast vielleicht auch du dich verführen lassen?« rief plötzlich Vater Paisi aus. »Ja, bist denn auch du mit den Kleingläubigen?« fügte er gramvoll hinzu.

Aljoscha blieb stehen und blickte seltsam unbestimmt auf Vater Paisi; dann aber wandte er wiederum seine Augen weg und senkte sie wieder zur Erde. Er stand mit der Seite zu dem, der ihn gefragt hatte, und wandte ihm nicht sein Angesicht zu. Vater Paisi beobachtete ihn aufmerksam.

»Wohin eilst du denn? Zum Gottesdienst läuten die Glocken . . .«, fragte er ihn von neuem. Aljoscha aber gab wiederum keine Antwort. »Oder verläßt du die Einsiedelei? Wie denn? Ohne um Erlaubnis zu fragen und ohne den Segen zu empfangen?«

Aljoscha verzog plötzlich seinen Mund in einem schiefen Lächeln und warf einen seltsamen, sehr seltsamen Blick auf den ihn fragenden Vater, auf ihn, dem ihn sterbend sein bisheriger Gewissensleiter anvertraut hatte, der bisherige Herrscher seines Herzens und Geistes, sein geliebter Starez, und plötzlich, immer wieder wie vordem ohne Antwort zu geben, machte er eine wegwerfende Handbewegung, gleich als ob er sich sogar gar nicht mehr um die Pflicht der Ehrerbietung kümmere, und ging mit raschen Schritten zu den Ausgangstoren der Einsiedelei. »Du wirst noch zurückkehren!« murmelte Vater Paisi, indem er ihm mit gramvollem Staunen nachschaute.

II. *Ein solches Augenblickchen*

Vater Paisi hatte sich natürlich nicht getäuscht, als er geschlossen hatte, daß sein »lieber Knabe« wieder zurückkehren werde, und er war sogar vielleicht (wenn auch nicht völlig, aber gleichwohl viel Scharfblick verratend) in den wirklichen Sinn der Seelenstimmung Aljoschas eingedrungen. Dessenungeachtet, ich bekenne es offen, würde es mir selber sehr schwer sein, nunmehr in klarer Weise den genauen Sinn dieser seltsamen und unbestimmten Minute im Leben des von mir so geliebten und noch so jungen Helden meiner Erzählung zu deuten. Auf die kummervolle Frage, die Vater Paisi an Aljoscha gerichtet hatte: »Oder bist etwa auch du mit den Kleingläubigen?«, hätte ich natürlich mit Festigkeit für Aljoscha antworten können: »Nein, er ist nicht mit den Kleingläubigen!« Mehr noch! Da war sogar das völlige Gegenteil: seine ganze Verwirrung stammte gerade daher, daß er allzu gläubig war. Ratlosigkeit war aber gleichwohl in Aljoscha, sie war trotz seines Glaubens über ihn gekommen und war so qualvoll, daß sogar auch später noch, schon lange nachher, Aljoscha diesen kummervollen Tag für einen der allerschwersten und verhängnisvollsten seines ganzen Lebens hielt. Wenn man aber geradewegs fragen würde: »Konnte wirklich aller dieser Gram und eine solche Erregung nur deshalb über ihn kommen, weil der Leib seines Starzen, statt daß unmittelbar Heilungen von ihm ausgegangen waren, im Gegenteil einer vorzeitigen Verwesung anheimgefallen war?«, so werde ich darauf, ohne irgendwelche Ausflüchte zu machen, antworten: »Ja, das war tatsächlich so!« Ich möchte nur den Leser bitten, nicht voreilig gar zu sehr zu lachen über das reine Herz meines Jünglings. Selber bin ich zwar nicht nur nicht gewillt, für ihn um Verzeihung zu bitten oder seinen naiven Glauben zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, zum Beispiel durch sein jugendliches Alter, oder durch die geringen Erfolge

in den vorher von ihm betriebenen Wissenschaften usw., ich tue vielmehr genau das Gegenteil davon und betone mit aller Bestimmtheit, daß ich aufrichtige Achtung empfinde vor der Natur seines Herzens. Zweifellos, manch ein Jüngling, der die Eindrücke des Herzens mit Vorsicht aufnimmt und schon nicht mehr flammend zu lieben versteht, vielmehr nur noch sozusagen lauwarm, gleichsam mit dem Verstand, der zwar normal, aber für des Jünglings Alter doch wohl schon allzu vernünftig ist (und deshalb billig), ein solcher Jüngling, sage ich, würde dem entgangen sein, was sich mit meinem Jüngling zutrug. In gewissen Fällen ist es aber tatsächlich ehrenvoller, sich einem Hingerissenwerden hinzugeben, das zwar unvernünftig ist, aber aus großer Liebe hervorging, als sich ihm nicht hinzugeben. Und das vor allem in der Jugend. Denn nicht vielversprechend scheint mir ein Jüngling, der schon gar zu beständig urteilt, und gering ist sein Wert – das ist wenigstens meine Meinung! »Aber«, so werden da am Ende noch gar vernünftige Leute ausrufen, »es vermag doch nicht jeder Jüngling an ein solches Vorurteil zu glauben, und Ihr Jüngling kann doch nicht ändern zum Vorbild dienen!« Darauf werde ich dann wiederum antworten: »Ja, mein Jüngling glaubte, er glaubte heilig und unerschütterlich, ich werde aber gleichwohl nicht für ihn um Verzeihung bitten!«

Denn sehen Sie: Wenn ich auch weiter oben betont habe (und vielleicht etwas allzu eilig), daß ich meinen Helden weder erklären noch entschuldigen noch rechtfertigen werde, so sehe ich gleichwohl, daß man eines und das andere dennoch erläutern muß zum weiteren Verständnis meiner Erzählung. Das ist es denn, was ich sagen werde: es handelt sich hier nicht um Wunder. Es war da kein in seiner Ungeduld leichtsinniges Erwarten von Wundern. Und nicht zum Triumph irgendwelcher Überzeugungen bedurfte er damals der Wunder (das gerade ist durchaus nicht der Fall!), nicht für irgendeine frühere, über alles heilige Idee, die so rascher über eine

andere triumphieren würde – o nein, durchaus nicht: dort, in dem allem und vor allem, stand auf der ersten Stelle für ihn die Persönlichkeit – die Persönlichkeit seines geliebten Starez, die Persönlichkeit dieses Gerechten, den er bis zu solcher Vergötterung hochgeachtet hatte. Das ist es ja gerade, daß jene Liebe, die sich in seinem jungen und reinen Herzen zu »allem und jedem« barg, zu dieser Zeit und in dem ganzen dem vorausgegangenen Jahr, wenigstens zeitweilig, sich wie völlig vereinigt hatte, und vielleicht sogar zu Unrecht, vorwiegend nur in einem Geschöpf, wenigstens in den heftigsten Ausbrüchen seines Herzens – eben in seinem geliebten Starez, der nunmehr gestorben war. Freilich, dieses Wesen hatte so lange vor ihm gestanden als zweifelloses Ideal, daß alle seine jungen Kräfte und alle ihre Bestrebungen sich schon nicht mehr nicht ausschließlich auf dieses Ideal richten konnten, und das in Augenblicken sogar so bis zum Vergessen von »allem und jedem« (Aljoscha entsann sich später selber, daß er an diesem schweren Tag seinen Bruder Dmitri völlig vergessen hatte, über den er sich doch noch am Tag vorher so gesorgt und gegrämt hatte; ebenso hatte er vergessen, dem Vater des Iljuschetschka die zweihundert Rubel zu bringen, was er gleichfalls noch am Tag vorher mit solchem Feuer beschlossen hatte). Aber wiederum hatte er kein Bedürfnis nach Wundern, vielmehr nur nach »höchster Gerechtigkeit«, die, seinem Glauben nach, erschüttert war, und gerade dadurch war sein Herz plötzlich so grausam verwundet worden. Und was liegt denn auch eigentlich darin, daß diese »Gerechtigkeit« in den Erwartungen Aljoschas schon durch den Lauf der Sache selber die Form von Wundern annahm, die unmittelbar zu erwarten seien, ausgehend von dem Leichnam seines von ihm vergötterten bisherigen Gewissensleiters? Aber so gerade dachten und gerade das erwarteten ja alle im Kloster, sogar solche, vor deren Geist sich Aljoscha beugte, zum Beispiel Vater Paisi selber; und da hatte denn Aljoscha,

ohne sich durch irgendwelche Zweifel erschüttern zu lassen, auch seine Gedanken in dieselbe Formel gekleidet, in die sie auch alle andern kleideten. Ja, und längst schon hätte sich diese Überzeugung festgesetzt in seinem Herzen: im Verlauf des ganzen Jahres seines Klosterlebens, und sein Herz hatte bereits die Gewohnheit angenommen, solche Erwartungen zu hegen. Er dürstete aber nach Gerechtigkeit, nach Gerechtigkeit, nicht nur nach Wundern! Und da wird derjenige, der seinen Hoffnungen nach über alle in der ganzen Welt erhoben werden müßte – da wird gerade dieser selbe, statt des Ruhmes teilhaftig zu werden, der ihm gebührte, plötzlich erniedrigt und mit Schmach bedeckt! Weswegen? Wer urteilte hier? Wer konnte so entscheiden? – Das sind die Fragen, die sogleich schon sein unerfahrenes und jungfräuliches Herz zu quälen begannen. Er konnte es eben nicht ertragen, ohne sich beleidigt zu fühlen, ja sogar ohne Erbitterung zu empfinden, und sogar eine aus dem Herzen stammende, daß der Gerechteste von den Gerechten preisgegeben sei einem so höhnischen und boshaften Gespött einer so leichtsinnigen und so unter ihm stehenden Menge! Nein, und möge es auch überhaupt keine Wunder gegeben haben, möge sich auch gar nichts Wunderbares offenbart haben und das unmittelbar Erwartete auch gar nicht eingetroffen sein – weshalb aber offenbarte sich das Nichtgewürdigtsein des Ruhmes, weshalb wurde die Schmach zugelassen, weshalb dieses vorzeitige »dem Naturgesetz vorausgeeilte« Verwesen, wie die zornigen Mönche gesagt hatten? Weshalb dieser »Hinweis«, den sie jetzt in solchem Triumph anführen, ebenso wie Vater Therapont, und weshalb glauben sie, daß sie sogar das Recht erlangten, solchen Schluß zu ziehen? Wo ist dann aber die Vorsehung und »Ihr« Wink? Weswegen verbarg »Sie« ihre Hand, »in der allerdringendsten Minute« (so dachte Aljoscha), und wollte sich wie absichtlich den blinden, stummen, erbarmungslosen Gesetzen unterwerfen?

Das ist es, weshalb das Herz des Aljoscha blutete, und schon natürlich, wie ich es bereits vorher sagte, wirkte da vor allem eine von ihm über alles in der Welt geliebte Persönlichkeit, und sie gerade ist »mit Schmach bedeckt«, sie gerade ist auch, »des Ruhmes beraubt«! Möge auch dies Murren meines Jünglings leichtsinnig gewesen sein und unvernünftig, aber gleichwohl, ich wiederhole das zum drittenmal (und ich gebe im voraus zu, daß vielleicht auch dies leichtsinnig ist): ich bin froh, daß mein Jüngling in diesem Augenblick sich nicht als gar so vernünftig erwies, denn für die Vernunft wird immer noch die Zeit kommen für einen Menschen, der nicht dumm ist; wenn sich aber schon nicht in einem solchen ganz ausnahmsweisen Augenblick Liebe im Herzen eines Jünglings erweist, wann wird sie sich dann sonst äußern? Ich will indes bei dieser Gelegenheit auch nicht schweigen von einer seltsamen Erscheinung, die, wenn auch nur für einen Augenblick, so doch gleichwohl in dieser für ihn verhängnisvollen und verwirrenden Minute sich in Aljoschas Geist offenbarte. Dieses neue »Etwas«, das sich da, unbestimmt aufblitzend, geltend machte, bestand in einem gewissen qualvollen Eindruck seines gestrigen Gesprächs mit Iwan, das ihm jetzt immer wieder einfiel. Gerade jetzt. Oh, nicht etwa, daß irgend etwas in seiner Seele in Schwanken geraten wäre von den ihr zugrunde liegenden sozusagen elementaren Glaubensinhalten. Seinen Gott liebte er und glaubte an ihn unerschütterlich, wenn er auch plötzlich fast gegen ihn gemurrt hatte. Aber gleichwohl regte sich jetzt von neuem in seiner Seele eine zwar verschwommene, aber quälende und zornerregende Erinnerung an sein gestriges Gespräch mit Iwan, und die drängte sich mehr und mehr an die Oberfläche seines Bewußtseins. Als es schon merklich zu dämmern begann, bemerkte Rakitin, der durch den Fichtenwald aus der Einsiedelei dem Kloster zuschritt, plötzlich Aljoscha, wie er unter einem Baum mit dem Gesicht nach unten lag, ohne sich zu bewegen und gleich

als ob er schlief. Rakitin trat hinzu und rief ihn an: »Du hier, Alexej? Ja, bist denn wirklich du . . .«, brachte er erstaunt hervor, hielt aber inne, ohne zu Ende gesprochen zu haben. Er wollte sagen: »Bist du denn wirklich bis dahin gekommen?« Aljoscha blickte ihn nicht an, aber an irgendeiner Bewegung, die er machte, erriet Rakitin sogleich, daß er ihn höre und verstehe.

»Ja, was ist denn mit dir?« Und Rakitin fuhr fort, sich zu verwundern, seine erstaunte Miene begann aber bereits einem Lächeln Platz zu machen, das einen immer höhnischeren Ausdruck annahm.

»Höre, ja, ich suche dich schon länger als zwei Stunden! Du bist plötzlich von hier verschwunden. Ja, was machst du denn da? Was sind denn das mit dir für heilige Einfältigkeiten? Ja, schau mir doch wenigstens ins Gesicht . . .« Aljoscha erhob seinen Kopf, setzte sich und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Baum. Er weinte nicht, sein Gesicht drückte aber Leiden aus, und in seinem Blick offenbarte sich Gereiztheit. Er schaute übrigens nicht auf Rakitin, vielmehr irgendwohin zur Seite.

»Weißt du, du hast dich völlig im Gesicht verändert. Es ist gar nichts mehr in ihm von deiner früheren, so berühmten Sanftmut. Du bist auf irgendwen zornig geworden, wie? Hat man dich etwa beleidigt?«

»Hör doch auf!« sprach plötzlich Aljoscha, der noch immer nicht auf ihn hinschaute und ermüdet mit der Hand abwinkte.

»Oho! So also sind wir! Ganz so wie auch die übrigen Sterblichen begannen wir auf unsersgleichen zu schreien! Gehört das wohl zu den Gewohnheiten der Engel? Nein, Aljoscha, du hast mich in Staunen versetzt, weißt du das, ich spreche aufrichtig. Längst wundere ich mich hier über nichts mehr. Ich habe dich aber gleichwohl immer für einen gebildeten Menschen gehalten . . .«

Aljoscha blickte endlich auf ihn, indes wie zerstreut und so, als ob er ihn gleichwohl noch wenig verstehe.

»Ja, bist du wirklich nur deshalb so, weil dein Starez zu

stinken begann? Ja, hast du denn wirklich im Ernst geglaubt, daß er anfangen werde, Wunder loszulassen?« rief Rakitin aus, indem er wiederum in alleraufrichtigstes Staunen überging.

»Ich habe es geglaubt, ich glaube es und will es glauben und werde es glauben! Nun, was willst du noch von mir?« schrie Aljoscha gereizt.

»Ja, mein Täubchen, eigentlich gar nichts mehr! Pfui Teufel, ja an solches glaubt jetzt kein dreizehnjähriger Schüler mehr. Aber, im übrigen, der Teufel . . . So bist du denn jetzt auf deinen Gott böse geworden, du hast dich aufgelehnt: man hat euch sozusagen beim Rang übergangen, zum Feiertag keinen Orden gegeben. Ach, ihr!«

Aljoscha schaute, die Augen zusammenkneifend, auf Rakitin, und in seinen Augen funkelte plötzlich irgend etwas . . . aber nicht Zorn auf Rakitin. »Ich lehne mich nicht auf gegen meinen Gott, ich nehme nur seine Welt nicht an!« sprach plötzlich Aljoscha mit schiefem Lächeln.

»Was heißt denn das: du nimmst die Welt nicht an?« sprach Rakitin, nachdem er ein wenig über diese Antwort nachgedacht hatte. »Was ist denn das wieder für ein Unsinn?«

Aljoscha antwortete nicht.

»Nun haben wir genug über Nichtigkeiten geschwätzt! Jetzt zur Sache: Hast du heute schon etwas gegessen?«

»Ich kann mich nicht entsinnen . . . ich aß, scheint es.«

»Du mußt dich stärken, nach deinem Gesicht zu schließen. Es packt einen Mitleid, wenn man nur auf dich hinschaut. Du hast ja auch in der Nacht nicht geschlafen, ich hörte davon, es war dort bei euch eine Sitzung. Dann aber noch alle diese Plackerei und Schmiererei! Alles in allem hast du, es muß wohl so sein, ein Stückchen Abendmahlsbrot gekaut! Ich habe in meiner Tasche Wurst, ich habe sie vorhin aus der Stadt auf jeden Fall mitgenommen, als ich mich hierher auf den Weg machte. Aber du wirst wohl keine Wurst essen?«

»Gib nur her!«

»Oho! So bist du also! Das heißt schon völliger Aufruhr, Barrikaden! Nun, Bruder, diese Sache ist gar nicht zu verachten . . . Komm, gehen wir zu mir . . . Ich würde jetzt selber gern ein Schnäpschen genehmigen, ich bin todmüde. Schnaps zu trinken wirst du dich aber wohl nicht entschließen . . . oder wirst du es?«

»Gib auch Schnaps her!«

»Ei der Tausend! Wundersam, Bruder!« und Rakitin schaute erstaunt. – »Nun ja, so oder so, Schnaps oder Wurst, das ist aber eine kühne, schöne Sache, und man darf sie nicht unbenutzt lassen, gehen wir!«

Aljoscha erhob sich schweigend von der Erde und ging Rakitin nach.

»Das hätte Bruder Wanetschka sehen sollen, wie würde der sich erstaunt haben! Dein Brüderchen Iwan Fjodorowitsch ist übrigens heute nach Moskau abgedampft, weißt du das?«

»Ich weiß es«, sprach Aljoscha teilnahmslos. Und plötzlich blitzte in seinem Geist das Bild des Bruders Dmitri auf, es blitze aber nur auf, und obgleich er sich an irgend etwas erinnerte, an irgendeine eilige Angelegenheit, die man schon keine Minute mehr aufschieben könne, an irgendeine Pflicht, eine furchtbare Verpflichtung, so machte gleichwohl auch diese Erinnerung keinerlei Eindruck auf ihn, sie erreichte nicht sein Herz, sie entschwand vielmehr noch in demselben Augenblick aus seinem Gedächtnis und wurde vergessen. Aber lange nachher noch entsann sich Aljoscha hieran.

»Dein Brüderchen Wanetschka hat einstmals von mir ausgesagt, ich sei ein ›talentloser liberaler Sack‹. Du hast aber gleichfalls, ein einziges Mal freilich, nicht an dich gehalten und mir zu verstehen gegeben, daß ich ›ehrlos‹ sei . . . Meineten! Sehe ich aber jetzt auf eure Talentiertheit und Ehrenhaftigkeit . . .« (Rakitin endigte diesen Satz schon für sich, flüsternd.) »Pfui! Hör einmal«, begann er von neuem mit lauter Stimme, »laß uns einen

Umweg machen um das Kloster, laß uns auf Feldwegen geradewegs zur Stadt gehen . . . Hm! Ich hätte nötig, zur Chochlakow anzugehen. Stell dir nur vor: ich habe ihr über alles geschrieben, was vor sich ging, und denk dir nur, sie antwortet mir sogleich mit einem Zettel mit Bleistift (furchtbar liebt es diese Dame, Zettel zu schreiben): »Ich habe niemals von einem so hochgeehrten Starez wie Vater Sossima – ein solches Benehmen erwartet!« So hat sie nämlich gerade auch geschrieben: »Benehmen!« Sie ist demnach ebenfalls empört; auch, ihr alle! Halt!« schrie er plötzlich wiederum, er blieb stehen, und indem er Aljoscha an der Schulter festhielt, brachte er auch ihn zum Stehen:

»Weißt du was, Aljoscha?« Er schaute ihm forschend in die Augen, völlig unter dem Eindruck seines plötzlichen neuen Gedankens, der ihn unversehens erleuchtet hatte, und wenn er auch selber seinen Mund zum Lachen verzog, so fürchtete er doch augenscheinlich, diesen neuen plötzlichen Gedanken laut auszusprechen, so sehr war er noch außerstande, an die für ihn wunderbare und völlig unerwartete Stimmung zu glauben, in der er jetzt Aljoscha erschaute. »Aljoscha, weißt du, wo wir jetzt am besten hingingen?« brachte er endlich hervor, schüchtern und forschend.

»Einerlei – wohin du willst.«

»Laß uns zur Gruschenka gehen, wie? Wirst du gehen?« sprach endlich Rakitin, und er zitterte sogar vor schüchterner Erwartung. »So laß uns denn zur Gruschenka gehen!« antwortete ruhig und ohne sich zu besinnen Aljoscha, und das war schon derart unerwartet für Rakitin, das heißt ein so rasches und ruhiges Sich-einverstanden-Erklären, daß er beinahe zurückgeprallt wäre.

»Nun, nun! Sieh mal an!« schrie er fast in seiner Verwunderung, dann faßte er plötzlich Aljoscha fest am Ärmel und zog ihn eilig auf dem Weg weiter, immer noch furchtbar in Sorge, Aljoscha möchte schwankend werden

in seinem Entschluß. Sie gingen schweigend, Rakitin fürchtete sich sogar zu sprechen.

»Wie wird sie aber froh sein, wie froh . . .«, murmelte er und verstummte wiederum. Ja, und überhaupt, nicht um der Gruschenka Freude zu bereiten, hatte er Aljoscha zu ihr geschleppt; er war ein überlegender Mensch, und ohne für sich irgendwelchen Vorteil zu erwarten, unternahm er überhaupt nichts. Seine Absicht war aber jetzt eine zweifache: erstens einmal Rache zu nehmen, das heißt er wollte »die Schmach des Gerechten« schauen und Zeuge sein des wahrscheinlichen »Falles« Aljoschas »von den Heiligen unter die Sünder«, und darauf hatte er auch vordem schon gehofft; zweitens hatte er aber da eine rein materielle und für ihn außerordentlich vorteilhafte Angelegenheit im Sinn, von der weiter unten die Rede sein wird.

»Das heißt also, ein solches Augenblickchen ist gekommen«, dachte er für sich, froh und boshaft, »wir werden es demnach auch am Schopf fassen, dieses Minütchen, denn es kommt uns außerordentlich gelegen!«

III. *Die Zwiebel*

Gruschenka wohnte im allerbelebtesten Stadtteil, bei dem Kirchenplatz, im Haus der Kaufmannswitwe Morosow, bei der sie im Hof einen hölzernen, nicht eben geräumigen Seitenbau innehatte. Das Haus der Morosow war groß, steinern, zweistöckig, alt und sehr unansehnlich; in ihm lebte ganz für sich die Hausbesitzerin, eine alte Frau, mit ihren beiden Nichten, gleichfalls schon sehr bejahrten Fräuleins. Sie hätte es nicht nötig gehabt, ihren Anbau im Hof zu vermieten, aber alle wußten, daß sie Gruschenka eine Wohnung abgegeben hatte (schon vor vier Jahren) einzig und allein in der Absicht, ihrem Verwandten, dem Kaufmann Samsonow, dem anerkannten Beschützer der Gruschenka, ei-

nen Gefallen zu tun. Man sagte, der eifersüchtige Greis habe, als er seine »Favoritin« bei der alten Frau unterbrachte, ursprünglich an das scharfe Auge der Greisin gedacht: sie sollte aufpassen auf den Lebenswandel der neuen Einwohnerin. Das scharfe Auge der Greisin erwies sich indes sehr bald schon als unnötig, und die Sache endete damit, daß die Morosow sogar selten nur der Gruschenka begegnete und ihr schließlich sogar nicht mehr im geringsten lästig wurde durch irgendwelche Aufsicht.

Freilich, es waren schon vier Jahre vergangen, seit der Greis aus der Gouvernementsstadt in dieses Haus ein achtzehnjähriges Mädchen gebracht hatte, ein schüchternes, verlegenes, schlankes, mageres, nachdenkliches und trauriges Geschöpf, und von der Zeit an war schon viel Wasser zum Meer gelaufen. Die Lebensschicksale dieses Mädchens kannte man übrigens in unserer Stadt wenig und ungenau; auch in der letzten Zeit hatte man nichts Näheres darüber in Erfahrung gebracht, und das sogar dann, als schon viele sich zu interessieren begannen für eine solche »blendende Schönheit«, zu der sich Agrafena Alexandrowna in diesen vier Jahren verwandelt hatte. Es gingen da nur Gerüchte herum, sie sei schon als siebzehnjähriges Mädchen von irgend jemandem, man behauptete, von einem Offizier, verführt und dann sogleich im Stich gelassen worden. Der Offizier sei aber dann verzogen und habe irgendwo geheiratet, während Gruschenka in Schande und Armut zurückblieb. Man sagte übrigens, daß, wenn auch Gruschenka tatsächlich von ihrem greisen Beschützer der Armut entrissen worden sei, sie gleichwohl einer ehrbaren Familie entstammte und, wie es hieß, aus geistlichem Stand hervorgegangen sei: sie sei die Tochter irgendeines nicht etatmäßigen Diakons oder irgend etwas in dieser Art. Und da war denn, in vier Jahren, aus der empfindlichen, beleidigten und mitleiderregenden kleinen Waise eine rotwangige, üppige russische Schönheit geworden, ein

Weib mit kühnem und entschlossenem Charakter, stolz und frech, die etwas von Geldgeschäften verstand, die geizig und vorsichtig auf geradem und krummem Weg Geld erwarb und es bereits, wie man von ihr zu erzählen pflegte, fertiggebracht hatte, sich ihr eigenes Kapitälen zusammenzuscharen. Von einem nur waren alle überzeugt: daß der »Zutritt« zur Gruschenka schwierig sei, und daß außer dem Greis, ihrem Beschützer, noch niemand da sei im Laufe dieser ganzen vier Jahre, der sich ihrer Gunst hätte rühmen können. Diese Tatsache war fest verbürgt, weil zur Eroberung dieser Gunst nicht wenig Liebhaber Anlauf genommen hatten, besonders in den letzten zwei Jahren. Aber alle Versuche erwiesen sich als vergeblich, einige von den Bewerbern waren sogar genötigt gewesen, mit recht langer Nase abzuziehen, dank dem festen und höhnischen Widerstand der charaktervollen jungen Person. Man wußte auch noch, daß dieses junge Weib, besonders im letzten Jahr, sich auf das, was man »Geschäfte machen« nennt, eingelassen hatte, und daß sie sich von dieser Seite her außerordentlich fähig erwies, so daß schließlich viele sie eine richtige Jüdin nannten. Nicht daß sie Geld auf Wucher ausgeliehen hätte, es war aber zum Beispiel bekannt, daß sie sich in Gesellschaft mit Fjodor Pawlowitsch Karamasow einige Zeit hindurch tatsächlich damit beschäftigt hatte, billig Wechsel aufzukaufen, zehn Kopeken für den Rubel, und daß sie dann für einige von diesen Wechseln zu einem Rubel für zehn Kopeken erhalten hatte. Der kranke Samsonow, der im letzten Jahr den Gebrauch seiner geschwollenen Beine verloren hatte, ein Witwer, der Tyrann seiner erwachsenen Söhne, ein schwerer Hunderttausender, ein schmutziger Geizhals und unermüdlicher Mensch, war gleichwohl unter den starken Einfluß seines Schützlings geraten, den er anfangs »fest im Zügel« und »bei schmaler Kost« hatte halten wollen: »bei Fastenöl«, wie damals die Spötter sagten. Gruschenka hatte es aber fertiggebracht, sich zu emanzipie-

ren, und dabei flößte sie ihm dennoch grenzenloses Vertrauen ein in Hinsicht auf ihre Treue. Dieser Greis, ein großer Geschäftemacher (jetzt ist er längst tot), hatte dabei einen außerordentlich starken Charakter, vor allem war er geizig und hart wie Kieselstein, und obgleich Gruschenka auf ihn einen solchen Einfluß ausübte, daß er ohne sie nicht leben konnte (in den letzten zwei Jahren war das zum Beispiel auch so gewesen), hatte er ihr gleichwohl kein irgendwie bedeutendes Kapital zugewiesen, und wenn sie ihm sogar gedroht hätte, sie werde ihn völlig verlassen, so wäre er auch dann noch unerbittlich gewesen. Er hatte ihr dafür aber ein kleines Kapital geschenkt, und als man dies erfuhr, waren auch darüber schon alle erstaunt. »Du selber bist kein dummes Weib!« sagte er ihr, als er ihr etwas über achttausend Rubel auszahlte; »selber handle denn, wisse aber, daß du außer dem jährlichen Unterhalt wie bisher bis zu meinem Tod von mir nichts mehr erhalten wirst, ja, und auch in meinem Testament werde ich dir nichts mehr zuweisen!« Und so hatte er auch sein Wort gehalten: er starb und hinterließ alles den Söhnen, die er das ganze Leben auf einer Stufe mit den Dienstboten bei sich gehalten hatte, mit ihren Frauen und Kindern; an Gruschenka erinnerte er aber sogar überhaupt nicht einmal in seinem Testament. Das alles wurde in der Folgezeit bekannt. Durch Ratschläge aber, was sie anfangen solle »mit ihrem eigenen Kapital«, half er Gruschenka nicht wenig und wies sie auf »Geschäfte« hin. Als Fjodor Pawlowitsch Karamasow, der mit Gruschenka ursprünglich nur aus Anlaß eines zufälligen »Geschäfts« in Verbindung getreten war, sich schließlich, für sich selber völlig unerwartet, wahnsinnig in sie verliebte und sogar fast seinen Verstand darüber verlor, da hatte der Greis Samsonow, der um diese Zeit schon dem Tod nahe war, sich gar sehr über sie lustig gemacht. Bemerkenswert ist es übrigens, daß Gruschenka die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft über mit dem Greis durchaus und sogar wie von Herzen aufrichtig war,

und sonst, so scheint es, mit niemandem auf der ganzen Welt. In der allerletzten Zeit, als plötzlich auch Dmitri Fjodorowitsch mit seiner Liebe auf den Plan getreten war, hatte der Greis aufgehört sie aufzuziehen. »Wenn du schon von beiden wählen muß, den Vater oder den Sohn, so wähle den Greis, indes nur unter der Bedingung, daß der alte Spitzbube dich unbedingt heiratet und dir noch vorher ein ganz bestimmtes Kapital überschreibt. Mit dem Kapitän gib dich aber gar nicht ab, es wird nichts Gutes dabei herauskommen!« Das waren die eigenen Worte des alten Lüstlings, der damals bereits sein nahes Ende vorausfühlte und auch tatsächlich schon fünf Monate nach diesem Rat starb. Ich will noch im Vorübergehen bemerken, daß, wenn auch sogar viele damals bei uns in der Stadt wußten von der albernem und widerlichen Nebenbuhlerschaft Karamasows, des Vaters und des Sohnes, deren Gegenstand Gruschenka war, gleichwohl kaum irgendwer den tatsächlichen Sinn ihrer Beziehungen zu beiden, zu dem Greis und dem Sohn, begriffen hatte. Sogar die beiden Dienerinnen Gruschenkas hatten später (nachdem die Katastrophe, von der noch die Rede sein wird, bereits eingetreten war) vor Gericht bezeugt, Agrafena Alexandrowna habe den Dmitri Fjodorowitsch einzig und allein aus Furcht bei sich empfangen, weil er »sie zu töten gedroht habe«. Dienstboten hatte sie zwei: noch von ihrem Elternhaus her eine sehr alte Köchin, die kränklich und fast schon völlig taub geworden war, und deren Enkelin, ein junges, flinkes Mädchen von zwanzig Jahren, das Zimmermädchen der Gruschenka. Es lebte aber Gruschenka sehr sparsam und in einer durchaus ärmlichen Einrichtung. In dem Seitenbau, den sie bewohnte, waren überhaupt nur drei Zimmer vorhanden, die von der Hausbesitzerin her mit alten Möbeln aus Rotholz ausgestattet waren, im Stil der zwanziger Jahre.

Als Rakitin und Aljoscha bei ihr eintraten, herrschte bereits völlige Dämmerung, aber ihre Zimmer waren

noch nicht erleuchtet. Gruschenka selber lag in ihrem Gastzimmer auf dem großen, plumpen, harten Diwan, der eine Rücklehne aus Rotholz hatte und mit längst schon abgeriebenem und durchlöchertem Leder überzogen war. Unter ihrem Kopf hatte sie zwei weiße Daunenkissen aus ihrem Bett. Sie lag auf dem Rücken unbeweglich ausgestreckt und hielt beide Hände hinter dem Nacken vereinigt. Gleich als ob sie Gäste erwartete, trug sie ein schwarzes Seidenkleid und hatte einen leichten Spitzenputz auf dem Kopf, der ihr sehr gut stand. Über den Schultern hatte sie ein Spitzentuch geworfen, das von einer massiven goldenen Brosche festgehalten wurde. Sie erwartete tatsächlich irgendwen, und sie lag da wie in Sehnsucht und Ungeduld, mit bleichem Gesicht, mit heißen Lippen und Augen, und sie klopfte mit der Spitze ihres rechten Fußes ungeduldig auf die Armlehne des Diwans. Kaum waren nun Rakitin und Aljoscha erschienen, als eine kleine Verwirrung eintrat: es war aus dem Vorzimmer zu vernehmen, wie Gruschenka plötzlich vom Diwan aufsprang und erschreckt ausrief: »Wer ist denn da?« Die Gäste hatte aber das Dienstmädchen empfangen, und sie antwortete sogleich ihrer Herrin:

»Das sind gar nicht die, das sind andere, das hat nichts zu bedeuten!«

»Was geht denn bei ihr vor?« murmelte Rakitin, indem er Aljoscha am Arm ins Gastzimmer führte. Gruschenka stand beim Diwan, als ob sie sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt habe. Eine dichte Strähne ihres dunkelblonden Zopfes hatte sich aus ihrer Frisur losgelöst und war ihr auf die rechte Schulter gefallen, sie hatte das aber nicht bemerkt und auch nicht in Ordnung gebracht, bevor sie auf die Gäste geblickt und sie erkannt hatte.

»Ach, das bist du, Rakitin? Du hast mich erschreckt! Mit wem kommst du denn da? Wer ist das mit dir? Mein Gott, wen hat er denn da mitgebracht!« rief sie, nachdem sie Aljoscha erkannt hatte.

»Ja, laß doch Lichter bringen!« sprach Rakitin, wobei er

die ungezwungene Haltung des allervertrautesten Bekannten und »nahen« Menschen annahm, der sogar das Recht hat, im Haus zu kommandieren. »Lichter . . . natürlich Lichter . . .! Fenja, bring ihm eine Kerze . . .! Nun, du hast Zeit gefunden, ihn mitzubringen!« rief sie wiederum aus, indem sie auf Aljoscha hinwies. Dann wandte sie sich zum Spiegel und begann rasch mit beiden Händen ihre Frisur in Ordnung zu bringen. Es war, als ob sie unzufrieden sei.

»Bin ich etwa nicht zur rechten Zeit gekommen?« fragte Rakitin; er fühlte sich fast augenblicklich schon gekränkt.

»Du hast mich erschreckt, Rakitka, das ist es nur!« und Gruschenka wandte sich mit einem Lächeln an Aljoscha. »Hab keine Angst vor mir, mein Täubchen Aljoscha, schrecklich froh bin ich über dich, du mein unerwarteter Gast! Du aber, Rakitka, du hast mich erschreckt: ich dachte ja, Mitja bricht ein. Siehst du, ich habe ihn ja vorhin angeführt und ihm das Ehrenwort abgenommen, er solle mir glauben, ich aber habe gelogen. Ich habe ihm gesagt, ich werde für den ganzen Abend zu Kusma Kusmitsch, meinem Greis, gehen und mit ihm bis zur Nacht Geld zählen. Ich gehe ja jede Woche einmal für den ganzen Abend zu ihm, um seine Rechnungen zu ordnen. Wir schließen uns dann ein: er klappert mit der Rechenmaschine, ich aber sitze und schreibe in die Bücher - mir allein vertraut er. Mitja hat denn auch geglaubt, daß ich dort bin, ich habe mich aber hier zu Hause eingeschlossen - ich sitze und erwarte eine Nachricht. Wie hat euch denn nur Fenja eingelassen? Fenja, Fenja! Lauf rasch zum Tor, schließ es auf und blicke ringsumher, ob nicht irgendwo der Kapitän ist! Vielleicht hat er sich versteckt und lauert. Schrecklich fürchte ich mich vor ihm!«

»Niemand ist dort, Agrafena Alexandrowna, ich habe eben erst ringsumher ausgeschaut. Ich will aber auch noch einmal zur Tür gehen und jede Minute Ausschau halten, selber bin ich ja in Furcht und Zittern!«

»Sind die Fensterläden geschlossen, Fenja? Ja, man muß den Vorhang hinunterlassen – siehst du, so!«

Sie ließ selber die schweren Vorhänge hinab. »Sonst kommt er gerade auf das Licht hin angeflogen. Deinen Bruder Mitja, Aljoscha, fürchte ich heute!«

Gruschenka sprach laut und wenn auch in Aufregung, so doch auch fast wie in einem gewissen Entzücken.

»Weshalb fürchtest du denn plötzlich heute Mitenka so?« erkundigte sich Rakitin. »Es scheint, du bist doch sonst nicht gerade schüchtern mit ihm. Er tanzt ja nach deiner Pfeife!«

»Ich sage dir doch, ich erwarte eine Nachricht, eine so goldene, kleine Nachricht, so daß Mitenka jetzt auch überhaupt nicht nötig wäre. Ja, und er hat mir auch gar nicht geglaubt, ich fühle dies, daß ich zum Kusma Kusmitsch gegangen sei. Es muß wohl so sein, er sitzt jetzt wohl bei sich im Nachbargarten des Fjodor Pawlowitsch und lauert auf mich. Wenn er sich aber erst einmal dort festgesetzt hat, so bedeutet das, er wird nicht hierherkommen, um so besser! Ich bin ja auch geradewegs zu Kusma Kusmitsch gelaufen, Mitja hat mich aber begleitet, ich habe gesagt, ich werde bis Mitternacht bleiben, und er solle unbedingt um Mitternacht kommen, um mich nach Hause zu begleiten. Er ging denn auch fort, ich aber habe nur zehn Minuten bei dem Greis gegessen, ja, und dann bin ich wiederum hierher förmlich gelaufen – ach, wie ich mich fürchtete, um ihm nur ja nicht zu begegnen!«

»Wie hast du dich aber herausgeputzt? Sieh mal an, was du da für ein interessantes Häubchen aufhast!«

»Und was bist du selber für ein Neugieriger, Rakitin! Ich sage dir doch, ich erwarte eine so einzige Nachricht. Wird das »Nachrichtchen« kommen, werde ich aufspringen – hinfliegen, und ihr habt das Nachsehen. Deshalb habe ich es auch so eingerichtet, daß ich hier bereitsitze.«

»Wo wirst du aber hinfliegen?«

»Wenn man viel wissen will – wird man rasch alt!«

»Sieh mal an! Voller Freude bist du ja . . . Noch niemals

habe ich dich so gesehen! Du hast dich herausgeputzt wie zu einem Ball!« Und Rakitin sah sie sich genau an. »Als ob du viel von Bällen verstände!«

»Aber du etwa mehr?«

»Ich habe wenigstens einen Ball gesehen. Vor zwei Jahren hat Kusma Kusmitsch seinen Sohn verheiratet, und da habe ich auch von der Galerie aus zugehört. Wie aber, Rakitka – soll ich mich etwa mit dir unterhalten, wenn dort ein solcher Fürst steht? Siehst du, das ist ein Gast! Aljoscha, mein Täubchen, ich blicke auf dich und traue meinen Augen nicht. Mein Gott, wie bist du denn bei mir erschienen! Um dir die Wahrheit zu sagen, ich habe es nicht erwartet, nicht erraten, ja, auch früher habe ich niemals geglaubt, daß du kommen könntest. Wenn es nun auch jetzt nicht das Augenblickchen dafür ist, so bin ich doch furchtbar froh über dich. Setz dich auf den Diwan, siehst du, hierher, so, du mein junger Mond! Tatsächlich, ich kann es mir noch gar nicht vorstellen . . . Ach du, Rakitka, hättest du ihn doch gestern oder vorgestern gebracht! Nun ja, ich bin auch so froh. Vielleicht ist es auch besser, daß er jetzt kam, in einem solchen Augenblick, und nicht vorgestern . . .«

Sie setzte sich mutwillig zu Aljoscha auf den Diwan, dicht neben ihn, und blickte auf ihn in aufrichtigem Entzücken. Und tatsächlich war sie froh, sie log nicht, als sie dies sagte. Ihre Augen brannten, ihre Lippen lachten, aber gutmütig, heiter lachten sie. Aljoscha hatte sogar gar nicht von ihr einen solchen Gesichtsausdruck von Güte erwartet . . . Er war bis zum gestrigen Tag wenig mit ihr zusammengetroffen und hatte sich von ihr einen einschüchternden Begriff gemacht; vollends war er so furchtbar erschüttert worden durch ihren bösen und heimtückischen Ausfall gegen Katarina Iwanowna, und er war daher sehr erstaunt, als er jetzt plötzlich in ihr ein völlig anderes und unerwartetes Wesen zu erblicken glaubte. Und wie niedergedrückt er sich auch fühlte von seinem eigenen Kummer, seine Augen blieben doch mit

Aufmerksamkeit auf ihr haften. Alle ihre Manieren schienen sich gleichfalls verändert zu haben von dem gestrigen Tag an, und durchaus zum Bessern: es war fast gar nichts mehr an ihr von jener gestrigen Süßlichkeit in der Aussprache, von jenen verzärtelten und affektierten Bewegungen . . . alles war einfach, gutherzig, ihre Bewegungen waren rasch, aufrichtig, zutraulich, und dabei war sie sehr erregt.

»Mein Gott, wie sich heute alle Dinge verwirren, tatsächlich!« schwatzte sie wiederum. »Und warum ich eigentlich über dich so froh bin, Aljoscha, das weiß ich selber nicht! Ja, frage mich nur, ich weiß es nicht!«

»Nun, und da weißt du denn auch schon gar nicht mehr, worüber du eigentlich froh bist?« höhnte Rakitin. »Vordem hast du mir aber bei jeder möglichen Gelegenheit zugesetzt: »Bring ihn her, ja, bring ihn doch!« Du hast demnach doch wohl eine Absicht gehabt!«

»Früher hatte ich eine andere Absicht, jetzt ist das aber vorübergegangen. Es ist nicht die Zeit dafür . . . Ich werde euch bewirten, das ist es. Ich bin jetzt gütig geworden, Rakitka. Ja, setze dich doch auch, Rakitka, was stehst du denn noch? Oder hast du dich schon gesetzt. Wahrlich, Rakituschka wird sich nicht vergessen! Siehst du, da sitzt er jetzt, uns gegenüber, ja, und bost sich darüber, daß ich ihn nicht früher als dich Platz zu nehmen bat. Ach, gar sehr empfindlich ist mein Rakitka, wie empfindlich!« Und Gruschenka lachte. »Sei nicht böse, Rakitka, heute bin ich gut. Ja, weshalb sitzt du denn so traurig da, Aljoscha, oder fürchtest du dich etwa vor mir?« Und sie blickte ihm mit lustigem Spott gerade in die Augen.

»Er hat Kummer. Es hat ihm keine Rangerhöhung gegeben!« brummte Rakitin.

»Was für eine Rangerhöhung denn?«

»Sein Starez hat zu stinken angefangen!«

»Wie denn zu stinken angefangen? Du schwätzt da irgendeinen Unsinn, du willst irgendeine Niedertracht sa-

gen! Schweig, Dummkopf! Erlaubst du mir, Aljoscha, dir auf dem Schoß zu sitzen, siehst du, so?« Und plötzlich sprang sie auf und hüpfte lächelnd ihm auf die Knie, wie ein schmeichelndes Kätzchen, indem sie zärtlich mit dem rechten Arm seinen Hals umschlang. »Ich will dich erheitern, du mein frommer Knabe! Nun, in der Tat, erlaubst du es mir denn wirklich, dir auf dem Schoß zu sitzen, wirst du wirklich nicht böse werden? Willst du – so werde ich herabspringen!«

Aljoscha schwieg. Er saß da und fürchtete, sich zu rühren; er hörte ihre Worte: »Willst du, so werde ich herabspringen!«, und antwortete nicht, gleich als ob er erstarrt sei. Aber nicht das regte sich in ihm, was jetzt zum Beispiel Rakitin, der gierig von seinem Platz aus beobachtet hatte, hätte erwarten und sich vorstellen können. Der große Kummer seiner Seele verschlang alle andern Empfindungen, die immer in seinem Herzen sich hätten rühren können, und wenn er sich nur in diesem Augenblick hätte völlig Rechenschaft ablegen können, so hätte er schon selber erraten, daß er jetzt aufs festeste gepanzert sei gegen jede Art von Verführung. Dessenungeachtet, ungeachtet aller wirren Ratlosigkeit seines Seelenzustandes und ungeachtet auch allen Kummers, der ihn bedrückte, wunderte er sich gleichwohl unwillkürlich über eine neue und seltsame Empfindung, die in seinem Herzen aufstieg: dieses Weib, dieses »furchtbare« Weib erfüllte ihn jetzt nicht nur nicht mehr mit der früheren Furcht, einer Furcht, die vordem ihn überkommen hatte bei dem Gedanken an ein Weib, wenn ein solcher auch nur in seiner Seele aufblitzte. Nein, ganz im Gegenteil: dieses Weib, das er mehr als alle anderen gefürchtet hatte, erregte in ihm jetzt, da sie auf seinen Knien saß und ihn umarmte, ein ganz anderes, unerwartetes und durchaus eigenartiges Gefühl, das Gefühl eines völlig ungewöhnlichen, äußerst heftigen und durchaus herzensreinen Interesses! Und in dem allem war schon keinerlei Furcht mehr, keine Spur des früheren Entsetzens –

und das war gerade die Hauptsache, und das war es auch, was ihn unwillkürlich in Staunen setzte.

»Jetzt habt ihr aber genug Unsinn geschwätzt!« schrie Rakitin. »Laß lieber Champagner bringen! Du bist das schuldig. Du weißt es selber!«

»Tatsächlich bin ich es schuldig. Ich habe ja, Aljoscha, für dich Champagner versprochen, außer allem andern, wenn er dich zu mir bringen werde. Nun ja, her denn mit dem Champagner! Auch ich werde von ihm trinken! Fenja, Fenja, bring uns Champagner, die Flasche, die Mitja zurückließ, lauf rasch! Wenn ich auch geizig bin, so werde ich doch die Flasche spenden, nicht dir, Rakitka, du bist nur ein Pilz, er aber ist ein Fürst! Und wenn auch nicht davon meine Seele jetzt erfüllt ist, soll es doch schon so sein, auch ich werde mit euch trinken, es verlangt mich danach, über die Schnur zu schlagen!«

»Ja, was ist denn das für ein ›Augenblick‹ für dich, und um was für eine ›Nachricht‹ handelt es sich denn da: darf man danach fragen, oder ist es Geheimnis?« mischte sich Rakitin voller Neugierde wiederum ins Gespräch, wobei er sich krampfhaft bemühte, sich den Anschein zu geben, als ob er die Nasenstüber gar nicht beachte, die ihm unaufhörlich zuteil wurden.

»Ach, gar kein Geheimnis, ja, und du weißt es auch selber!« sprach plötzlich Gruschenka bekümmert, und sie neigte den Kopf Rakitin zu und wandte sich ein wenig von Aljoscha weg, wenn sie auch gleichwohl fortfuhr, auf seinen Knien zu sitzen und seinen Hals umschlungen zu halten. »Der Offizier wird kommen, Rakitin, mein Offizier wird kommen!«

»Ich hörte, daß er kommen werde, ja, steht das denn schon so nahe bevor?«

»In Mokroje ist er jetzt, von dort wird er eine Stafette hierher schicken, so hat er selber geschrieben, vorhin habe ich den Brief erhalten. Ich sitze jetzt und erwarte den Boten.«

»Sieh mal an! Weshalb denn in Mokroje?«

»Das zu erzählen würde zu weit führen, ja, und das ist auch genug für dich!«

»So! So . . . ! Aber Mitenka jetzt – oh! oh! Weiß er es, oder nicht?«

»Was weiß er? Er weiß es ganz und gar nicht! Wenn er es erfahren hätte, so würde er mich ermorden! Ja, ich fürchte das jetzt aber ganz und gar nicht, ich fürchte jetzt nicht mehr sein Messer! Schweig, Rakitka, erinnere mich jetzt nicht an Dmitri Fjodorowitsch: er hat mir mein Herz ganz zermahlen. Ich will auch an gar nichts von alledem denken in dieser Minute! Hier an Aljoschetschka kann ich freilich denken, ich blicke auf Aljoschetschka . . . Ja, so lache doch über mich, mein Täubchen, erheitere dich doch, lache doch über meine Dummheit, über meine Freude . . . Aber da hat er ja auch gelächelt, er hat gelächelt! Siehst du, wie freundlich er blickt! Weißt du, Aljoscha, ich habe immer geglaubt, du seist böse auf mich wegen des Vorfalls von vorgestern, wegen des Fräuleins. Ich war ein Hund, das war ich . . . Nur ist es gleichwohl gut, daß es so kam. Es war böse, und trotzdem war es auch gut so«, und Gruschenka lächelte in Gedanken, und etwas Grausames blitzte plötzlich in ihrem Lächeln auf. »Mitja hat erzählt, sie habe darauf geschrien: ›Man muß sie mit Ruten schlagen!‹ Ich habe sie damals schon gar sehr beleidigt. Sie hatte mich zu sich gerufen, wollte mich besiegen, mit ihrer Schokolade verführen. Nein, es ist gut, daß es so kam!« Und sie lächelte wiederum. »Ja, und da fürchte ich immer, daß du mir böse geworden bist!«

»Aber es ist auch wirklich so!« redete wiederum Rakitin dazwischen: er war tatsächlich erstaunt. »Sie fürchtet dich, Aljoscha, ja, tatsächlich fürchtet sie dich, ein solches Küchlein!«

»Das ist er für dich, Rakitka, ein Küchlein, so ist es . . . weil du eben kein Gewissen hast . . . so ist es! Glaubst du, Aljoscha, daß ich dich von ganzer Seele liebe?«

»Ach, du Schamlose! Da macht sie dir, Aljoscha, am Ende noch gar eine Liebeserklärung!«

»Aber wie denn, ich liebe ihn auch!«

»Aber der Offizier! Aber die ›kleine, goldene Nachricht‹ aus Mokroje?«

»Das ist eine Sache für sich, jenes aber etwas ganz anderes.«

»So muß man das also verstehen nach Auffassung der Weiber!«

»Mach mich nicht böse, Rakitka«, unterbrach ihn heftig Gruschenka. »Das ist eine Sache für sich, jenes aber etwas ganz anderes! Ich liebe Aljoscha auf ganz andere Art. Es ist wahr, Aljoscha, ich hatte in Hinsicht auf dich früher einen listigen Gedanken. Ich bin ja doch eine Niedrige, ich bin ja doch eine Tolle! Aber zu einer andern Minute blicke ich, so kam es vor, Aljoscha, auf dich wie auf mein Gewissen. Immer denke ich: ›Wie muß wohl jetzt schon ein solcher wie er mich schlechte Person verachten!‹ Auch vorgestern dachte ich dies, als ich von dem Fräulein hierher lief. Längst schon habe ich eine solche Meinung von dir, Aljoscha, und Mitja weiß es, ich habe es ihm gesagt. Siehst du, Mitja versteht das durchaus. Glaubst du, bisweilen blicke ich tatsächlich, Aljoscha, auf dich und schäme mich, immer schäme ich mich dann vor mir . . . Wie ich aber dazu kam, so von dir zu denken, und von welcher Zeit an ich das tue, das weiß ich nicht und entsinne mich nicht daran!«

Fenja trat ein und stellte ein Tablett auf den Tisch mit einer entkorkten Flasche und drei Gläsern.

»Man hat Champagner gebracht!« schrie Rakitin. »Aufgeregt bist du, Agraфena Alexandrowna, und außer dir. Wenn du jetzt einen Pokal trinkst, wirst du zu tanzen anfangen. Ach! ach! Nicht einmal das können sie so machen, wie es sich gehört!« fügte er hinzu, indem er auf den Champagner hinschaute. »In der Küche hat die Alte eingeschenkt, und die Flasche hat man ohne Korken aufgetragen, und dazu noch warm. Nun, gib immerhin auch so her . . .«

Er ging zum Tisch, nahm ein Glas, goß es hinunter und schenkte sich noch ein zweites ein.

»Zum Champagner wirst du nicht allzu oft kommen«, sprach er, sich die Lippen leckend. »Auf, Aljoscha, nimm einen Becher, zeige, was du für ein Kerl bist! Worauf sollen wir denn trinken? Auf die Pforten des Paradieses? Nimm, Gruscha, einen Becher, und trinke auch du auf die Pforten des Paradieses!«

»Was sind das denn für Pforten des Paradieses?«

Sie nahm einen Pokal. Aljoscha tat desgleichen, trank ein Schlückchen und stellte das Glas wieder hin.

»Nein, lieber nicht!« sprach er und lächelte still.

»Du hast aber doch so geprahlt!« schrie Rakitin.

»Nun, wenn dem so ist, werde auch ich nicht trinken«, mischte sich Gruschenka ein. »Ja, und ich habe auch gar keine Lust dazu. Trinke du, Rakitka, allein die ganze Flasche aus. Wenn Aljoscha trinken wird, so werde auch ich trinken.«

»Was sind das für ›kälberne‹ Zärtlichkeiten!« neckte Rakitin. »Aber sie sitzt ihm dabei auf dem Schoß! Er hat, nehmen wir so an, Kummer; aber was fehlt denn dir? Er hat sich gegen seinen Gott empört, er war sogar entschlossen, Wurst zu fressen . . .«

»Wie denn das?«

»Sein Starez ist heute gestorben, der Starez Sossima, ein Heiliger!«

»So, ist denn der Starez Sossima gestorben!« rief Gruschenka aus. »Mein Gott, ich habe das ja gar nicht gewußt!« Sie bekreuzte sich fromm. »Mein Gott, ja, was tue ich denn, ich sitze ihm ja jetzt auf den Knien!« rief sie plötzlich, als ob sie Entsetzen erfaßt habe, sprang augenblicklich ihm vom Schoß herab und setzte sich auf das Sofa. Aljoscha warf ihr einen langen, erstaunten Blick zu, und es war, als ob in seinem Gesicht etwas zu leuchten beginne.

»Rakitin«, sprach er plötzlich laut und fest, »höhne du nicht, ich habe mich gegen meinen Gott empört! Ich wünsche nicht Unwillen zu empfinden gegen dich, des-

halb sei aber auch du nachsichtiger. Ich verlor einen solchen Schatz, wie du niemals besaßest, und du kannst mich deshalb jetzt nicht richten. Blicke lieber hierher, auf sie: Hast du gesehen, wie sie Schonung übte gegen mich? Ich bin hierhergekommen, um eine böse Seele zu finden, so hat es mich selber hierhergezogen, weil ich niedrig und böse war; ich aber fand eine aufrichtige Schwester, ich fand einen Schatz – eine liebende Seele . . . Sie hat soeben Schonung geübt gegen mich . . . Agrafena Alexandrowna, ich spreche von dir. Du hast soeben meine Seele wiederaufgerichtet!«

Aljoscha zitterten die Lippen, und der Atem stockte ihm. Er hielt inne.

»Gleich als ob sie dich so schon errettet habe!« höhnte Rakitin, und er lächelte böse. »Sie aber hat dich verschlingen wollen, weißt du das?«

»Halt, Rakitka!« rief plötzlich Gruschenka, und sie sprang auf. »Schweigt ihr beide! Jetzt werde ich alles sagen: du, Aljoscha, schweige, weil mich bei solchen Worten, wie du sie sprichst, Scham erfaßt, weil ich eine Böse, nicht eine Gute bin – so eine bin ich. Du aber, Rakitka, schweige deshalb, weil du lügst. Ich hatte tatsächlich den niedrigen Gedanken, ihn verschlingen zu wollen; jetzt aber lügst du, Rakitka, jetzt ist das ganz und gar nicht dies. Und daß ich dich überhaupt nicht mehr höre!« Alles dies sprach Gruschenka in außerordentlicher Aufregung.

»Sieh mal an, jetzt sind alle beide böse geworden!« zischte Rakitin, und er blickte mit Staunen auf sie. »Wie Verrückte benehmen sie sich, es ist ganz so, als ob ich in ein Irrenhaus geraten sei. Sie sind beide schwach geworden, gleich werden sie zu weinen anfangen!«

»Ich werde auch zu weinen anfangen, ich werde auch zu weinen anfangen!« rief Gruschenka. »Er nannte mich ja seine Schwester, und ich werde das niemals vergessen! Nur das eine, Rakitka: wenn ich auch böse bin, so habe ich aber gleichwohl ›eine Zwiebel weggeschenkt!«

»Was für eine Zwiebel denn? Pfui Teufel, jetzt sind sie schon ganz verrückt geworden!«

Rakitin war erstaunt über ihre Ergriffenheit und erboste sich gar sehr, wenn er sich auch recht wohl hätte vorstellen können, daß bei ihnen beiden gerade alles das, was ihre Seelen vornehmlich zu erschüttern vermochte, sich derart zu demselben Zeitpunkt zusammengefunden hatte, wie das nicht häufig im Leben geschieht. Rakitin begriff zwar stets äußerst empfindlich alles das, was ihn selber anbetraf, es fehlte ihm aber in hohem Grad das Verständnis für die Gefühle und Empfindungen seiner Nächsten – teils infolge der Unerfahrenheit seiner Jugend, teils aber auch wegen seiner großen Selbstsucht.

»Du siehst, Aljoschetschka«, und Gruschenka lächelte plötzlich nervös, indem sie sich an ihn wandte, »ich habe da vor Rakitka geprahlt, daß ich eine Zwiebel weggeschenkt habe, vor dir aber prahlte ich nicht, ich werde dir dies in einer ganz andern Absicht erzählen. Das ist nur eine Fabel, aber eine schöne, ich habe sie, als ich noch ein Kind war, von meiner Matrjona erzählt bekommen, die jetzt bei mir als Köchin dient. Siehst du, das ist so: Es war einmal eine Frau, die war über die Maßen böse, und sie starb. Und sie hinterließ kein Andenken an irgendeine Tugend. Es faßten sie die Teufel und stießen sie in den Feuersee. Aber ihr Schutzengel steht dabei, ja, und er denkt: »An was für eine Tugend von ihr soll ich mich entsinnen, um sie Gott zu sagen?« Er dachte nach und spricht zu Gott: »Sie hat«, so spricht er, »einst aus ihrem Gemüsebeet eine Zwiebel herausgerissen und sie einer Bettlerin geschenkt!« Und es antwortete ihm Gott: »Nimm du«, spricht er, »diese selbige Zwiebel und strecke sie ihr in den See hin, möge sie sie erfassen und sich an sie halten, und wenn du sie aus dem See herausziehen wirst, so möge sie denn auch ins Paradies eingehen, wird aber die Zwiebel abreißen, so muß das Weib auch da bleiben, wo sie jetzt ist!« Es lief der Engel zu dem Weib hin und streckte ihr die Zwiebel hin: »Da«, spricht er, »Weib, faß

an und halte dich!« Und er begann sie vorsichtig herauszuziehen, und er hatte sie schon fast völlig herausgezogen, ja, als aber die übrigen Sünder sahen, daß man das Weib herausziehe, da begannen sie sich alle an ihr festzuhalten, damit man sie zu gleicher Zeit mit ihr herausziehe. Das Weib war aber über die Maßen böse und begann mit Füßen zu stoßen: »Mich zieht man heraus, nicht aber euch, das ist meine Zwiebel, aber nicht die eurige!« Kaum hatte sie das ausgesprochen, da zerriß auch schon die Zwiebel. Und es fiel das Weib in den See zurück und brennt in ihm bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber brach in Weinen aus und ging davon. Das ist die Fabel, Aljoscha, ich habe sie auswendig behalten, weil auch ich selber dieses selbige böse Weib bin. Vor Rakitka habe ich damit geprahlt, daß ich eine Zwiebel weggeschenkt habe. Dir aber werde ich etwas ganz anderes sagen. Alles in allem genommen habe ich auch wohl nur etwa eine Zwiebel in meinem ganzen Leben weggeschenkt, und das ist auch alles, was an Tugend an mir ist. Und lobe du mich nicht deswegen, halte du mich nicht für gut, ich bin böse, sehr böse, und wirst du mich loben, so wirst du mich zwingen, mich zu schämen. Ach ja, ich werde schon ein vollständiges reuiges Geständnis ablegen müssen. Höre denn, Aljoscha: ich habe einen solchen Wunsch gehegt, dich zu verführen, und ich habe damit derart Rakitin zugesetzt, daß ich ihm schließlich fünfundzwanzig Rubel versprach, wenn er dich zu mir führe. Halt, Rakitka, warte ein wenig!«

Sie ging mit raschen Schritten zum Tisch hin, öffnete eine Schublade, nahm ihren Geldbeutel heraus und entnahm ihm einen Fünfundzwanzigrubelschein.

»Was ist das für ein Unsinn! Was ist das für ein Unsinn!« rief Rakitin verblüfft.

»Nimm doch nur, Rakitka, was ich dir schuldig bin, du wirst doch nicht etwa darauf verzichten, du hast ja selber darum gebeten!« Und sie schleuderte ihm den Schein hin.

»Ich sollte auch noch darauf verzichten«, brummte Rakitin, der augenscheinlich verlegen geworden war, aber männlich seine Scham verbarg, »das kommt uns gar sehr gelegen. Die Dummköpfe leben ja nur deshalb, damit die Klugen sie ausbeuten!«

»Jetzt schweige aber, Rakitka; alles, was ich jetzt sagen werde, wird nicht für deine Ohren sein. Setz dich hierher in die Ecke und schweige. Du liebst uns nicht, so schweige wenigstens. ~.«

»Ja, wofür sollte ich euch denn auch lieben?« bemerkte bissig Rakitin, schon ohne seinen Zorn zu verbergen. Den Fünfundzwanzigrubelschein steckte er in die Tasche, und er schämte sich entschieden vor Aljoscha. Er hatte darauf gerechnet, diese Bezahlung später zu erhalten, so daß jener es gar nicht erfahre, jetzt aber war er vor Scham ganz zornig geworden. Bis zu diesem Augenblick hatte er es noch für sehr ratsam gehalten, der Gruschenka nicht allzu sehr zu widersprechen, ungeachtet aller Nasenstüber, die sie ihm austeilte, denn es war offenbar, daß sie über ihn eine gewisse Macht besaß. Jetzt war aber auch er zornig geworden.

»Man liebt zum Dank für irgend etwas, was aber habt ihr beide mir getan?«

»Liebe doch um gar nichts, so ist es ja, wie Aljoscha liebt.«

»Aber woher glaubst du denn, daß er dich liebt, und was hat er dir denn angetan, daß du dich so aufspielst?«

Gruschenka stand in der Mitte des Zimmers, sie sprach mit Leidenschaft, und in ihrer Stimme waren hysterische Klänge zu vernehmen.

»Schweig, Rakitka, du verstehst uns nicht! Und wage es auch nicht mehr, zu mir in Zukunft ›du‹ zu sagen, ich will dir das nicht erlauben, und woher hast du dir denn überhaupt solche Kühnheit herausgenommen! Da hast du es! Setz dich in die Ecke und schweig wie mein Lakai. Jetzt aber, Aljoscha, werde ich dir allein die ganze, reine Wahrheit sagen, damit du erkennst, was ich für eine

Kreatur bin! Nicht zu Rakitka, zu dir spreche ich. Ich wollte dich zugrunde richten, Aljoscha, das ist die Wahrheit, ich hatte es durchaus so beschlossen; ich habe es so sehr gewünscht, daß ich Rakitka Geld versprach, damit er dich herbringe. Und aus welchem Grund habe ich es so gewünscht? Du, Aljoscha, hast auch gar nichts gewußt, du wendetest dich von mir ab, du gehst vorüber, hast den Blick zu Boden gesenkt, ich aber habe wohl hundertmal auf dich hingeblickt und alle über dich auszufragen begonnen. Dein Gesicht ist mir im Herzen geblieben: ›Er verachtet mich‹, denke ich, ›er will mich sogar nicht einmal anschauen!‹ Und ein solches Gefühl hat mich schließlich übermannt, daß ich mich über mich selber erstaune: warum fürchte ich denn einen solchen Knaben? Ich werde ihn ›mit Haut und Haaren verschlingen‹, und dann werde ich lachen. Ich war ganz und gar auf dich böse geworden. Glaubst du das: niemand wagt hier auch nur daran zu denken, daß man die Gunst der Agrafena Alexandrowna erobern könne; der Greis allein ist da bei mir, an ihn bin ich gefesselt und ihm verkauft, der Teufel hat uns getraut, dafür aber von den andern – niemand! Doch auf dich schauend beschloß ich: ihn werde ich ›verschlingen‹. Ich werde ihn ›verschlingen‹ und dann lachen! Siehst du, was ich für ein böser Hund bin, ich, die du eben noch deine Schwester nanntest! Eben heute ist nun dieser mein Beleidiger angekommen, ich sitze und erwarte Nachricht. Aber weißt du denn, was mir dieser Beleidiger war? Vor fünf Jahren, als mich Kusma hierherbrachte, sitze ich, so kam es vor, und verstecke mich vor den Menschen, daß man mich weder sehen noch hören solle, ein schwächtiges und dummes Geschöpfchen, so sitze ich, ja, und ich schluchze, die Nacht hindurch schlafe ich nicht – ich denke immer nur: ›Wo mag denn jetzt mein Beleidiger sein?‹ Er lacht wohl, so muß es sein, mit einer andern über mich; wenn ich ihn aber nur, so denke ich, wiedersehen, ihm nur begegnen werde, dann werde ich ihm schon heimzahlen, dann

werde ich ihm schon heimzahlen! Nachts im Dunkeln schluchze ich in mein Kissen und überdenke dies immer wieder, mein Herz zerfleische ich absichtlich, mit Zorn tröste ich es: ›Ich werde ihm schon, ich werde ihm schon heimzahlen!‹ So, kam es wohl vor, schreie ich auch in der Finsternis. Ja, wenn ich mich plötzlich daran erinnere, daß ich ihm gar nichts tue, er aber jetzt über mich lacht oder mich vielleicht schon völlig vergaß und sich meiner gar nicht mehr erinnert, so werfe ich mich aus dem Bett auf die Diele, ergieße mich in ohnmächtigen Tränen und zittere, zittere bis zum Morgengrauen. Des Morgens stehe ich dann auf, böser als ein Hund und mit Freuden bereit, die ganze Welt zu verschlingen. Dann aber, was glaubst du wohl: ich begann Kapital zu sparen, ich wurde mitleidlos, ich setzte Fett an – glaubst du aber, ich sei klüger geworden, wie? Wisse denn: keineswegs! Niemand sieht das, und niemand weiß es auf der ganzen Welt, aber sobald nur die nächtliche Dämmerung anbricht, liege ich bisweilen immer noch ebenso wie als kleines Mädchen vor fünf Jahren, klappere mit den Zähnen und weine die ganze Nacht hindurch: ›Ich werde schon ihm, ja, ich werde schon ihm . . .‹ So denke ich! Hast du das alles vernommen? Nun, wie verstehst du mich denn jetzt? Vor einem Monat erhalte ich plötzlich diesen selben Brief: er kommt, er ist Witwer geworden, er will mich wiedersehen. Der Atem hat mir damals völlig gestockt, mein Gott, ja, plötzlich habe ich auch geglaubt: wird er aber erst kommen, ja, und nur pfeifen, wird er mich rufen, so werde ich wie ein Hündchen zu ihm hinkriechen, wie ein Hündchen, das geprügelt wurde und sich schuldig fühlt! Ich denke dies und glaube mir selber nicht: ›Ich bin eine Nichtswürdige, wäre ich das nicht, würde ich dann wohl zu ihm hinlaufen?‹ Und eine solche Wut über mich selber übermannte mich, diesen ganzen Monat hindurch, daß es noch schlimmer war als vor fünf Jahren. Siehst du jetzt, Aljoscha, was ich für eine Tolle, was ich für eine Rasende bin! Ich habe dir jetzt die

ganze Wahrheit gesagt. Ich habe mit dem Mitja Kurzweil getrieben, um nicht zu dem andern zu laufen. Schweig, Rakitka, nicht dir kommt es zu, mich zu richten, nicht zu dir habe ich gesprochen! Ich habe jetzt, bis zu eurer Ankunft, hier gelegen, ich habe gewartet, nachgedacht, mein ganzes Schicksal entschieden, und niemals werdet ihr erfahren, was in meinem Herzen vorging. Höre, Aljoscha, sage du deinem Fräulein, sie möge nicht böse sein wegen des Vorfalls von vorgestern . . . ! Es weiß ja niemand auf der ganzen Welt, wie es mir jetzt zumute ist, ja, und es kann das auch niemand wissen . . . Weil ich vielleicht heute ein Messer mit mir dahin nehmen werde, ich habe das noch nicht entschieden . . .«

Und als Gruschenka dieses »jammervolle« Wort ausgesprochen hatte, hielt sie plötzlich nicht mehr an sich: sie sprach nicht zu Ende, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, warf sich auf den Diwan in die Kissen und schluchzte wie ein kleines Kind. Aljoscha erhob sich und ging zu Rakitin hin.

»Mischa«, sprach er, »zürne nicht! Du bist von ihr beleidigt worden, aber zürne nicht. Hast du ihr soeben zugehört? Man kann nicht soviel verlangen von der Seele eines Menschen, man muß nachsichtiger sein . . .«

Aljoscha sprach dies in einem Ausbruch seines Herzens, den er nicht zurückzuhalten vermochte. Er mußte sich aussprechen, und er wandte sich deshalb an Rakitin. Wenn Rakitin nicht dort gewesen wäre, so hätte er für sich allein dies ausgerufen. Rakitin aber blickte voll Hohn auf ihn, und Aljoscha hielt plötzlich inne.

»Das hat dir dein Starez beigebracht, und jetzt willst du mir damit kommen, Aljoschenka, Menschenchen Gottes!« sprach mit gehässigem Lächeln Rakitin.

»Lache nicht, Rakitin, höhne nicht, sprich nicht von dem Verstorbenen, er ist höher als alle, die auf der Erde waren!« rief Aljoscha aus mit Tränen in der Stimme. »Ich wollte nicht wie ein Richter sprechen, vielmehr selber wie der Letzte von allen Gerichteten. Was bin ich

denn vor ihr? Ich kam hierher, um zugrundezugehen, und sagte mir: »Nur zu! Nur zu!«, und das aus meinem Kleinmut heraus; sie aber hat, nach fünf Jahren der Qual, als eben nur der erste beste gekommen war und ihr ein aufrichtiges Wort gesagt hatte, alles verziehen, alles vergessen, und sie weint jetzt! Ihr Beleidiger ist zurückgekehrt, er ruft sie, und sie verzeiht ihm alles und eilt zu ihm hin in Freuden und wird kein Messer mit sich nehmen, sie wird das nicht tun! Nein, ich bin nicht ein solcher. Ich weiß nicht, ob du so bist, Mischa, ich aber bin es nicht. Ich habe heute, soeben hier, diese Lehre empfangen . . . Sie ist höher an Liebe als wir . . . Hast du von ihr früher bereits das gehört, was sie soeben erzählt hat? Nein, du hast es nicht gehört: wenn du es vernommen hättest, so hättest du längst schon alles vergessen . . . und eine andere, die vorgestern von ihr beleidigt wurde, möge auch die ihr verzeihen! Und sie wird verzeihen, wenn sie dies erfährt . . . und sie wird es erfahren . . . Das ist eine Seele, die sich noch nicht abgefunden hat, man muß schonend mit ihr umgehen . . . in einer solchen Seele kann ein Schatz verborgen liegen.«

Aljoscha verstummte, weil ihm der Atem ausging. Ungeachtet seines ganzen Zorns blickte Rakitin mit Stauen auf ihn. Niemals hatte er von dem stillen Aljoscha einen solchen Wortschwall erwartet.

»Was für ein Advokat ist da zum Vorschein gekommen! Ja, du hast dich in sie verliebt, nicht wahr? Agrafena Alexandrowna, siehst du, dein Faster hat sich geradezu in dich verliebt, du hast gesiegt!« schrie er mit frechem Lachen.

Gruschenka erhob ihr Haupt vom Kissen und blickte mit gerührtem Lächeln auf Aljoscha. Ihr Gesicht strahlte, und dabei war es, als sei es plötzlich aufgeschwollen vom Weinen.

»Laß ihn in Ruhe, Aljoscha, du mein Cherubim, er ist nun einmal so, da hast du dich an den Rechten gewandt! Ich, Michail Ossipowitsch«, wandte sie sich an Rakitin,

»hatte dich um Verzeihung bitten wollen deswegen, weil ich dich ausgeschimpft hatte, ja, und jetzt will ich das wiederum nicht. Aljoscha, komm zu mir, setze dich dahin« und sie winkte ihn zu sich mit freudigem Lächeln

»siehst du, so, setze dich dahin, sage du mir« (sie faßte ihn an der Hand und blickte ihm lächelnd ins Gesicht), »sage du mir: Liebe ich jenen oder nicht? Ich meine meinen Beleidiger, liebe ich ihn oder nicht? Bis ihr kamt, lag ich hier in der Dunkelheit und fragte immerzu mein Herz: ›Liebe ich jenen oder nicht?‹ Entscheide du es mir, die Zeit ist gekommen! Wie du entscheiden wirst, so wird es auch sein. Soll ich ihm verzeihen oder nicht?«

»Du hast ja schon verziehen!« sprach Aljoscha und lächelte.

»Ja, ich habe wirklich schon verziehen«, bestätigte nachdenklich Gruschenka. »Ach, was habe ich doch für ein nichtswürdiges Herz! Auf mein nichtswürdiges Herz!« und sie ergriff plötzlich vom Tisch einen Pokal, trank ihn auf einmal aus, erhob ihn und warf ihn mit einem Schwung zu Boden.

Der Becher zerbrach klirrend. Irgend etwas Grausames funkelte in ihrem Lächeln.

»Aber vielleicht habe ich gleichwohl noch nicht verziehen«, sprach sie wie drohend, und sie senkte die Augen zu Boden, als ob sie zu sich selber spräche. »Vielleicht bereitet sich mein Herz nur erst vor, zu verzeihen. Noch kämpfe ich mit meinem Herzen. Siehst du, Aljoscha, ich habe meine Tränen von diesen fünf Jahren furchtbar liebgewonnen . . . Ich habe vielleicht nur meine Beleidigung lieb, ihn aber ganz und gar nicht!«

»Nun, ich möchte wenigstens nicht in seiner Haut stecken!« zischte Rakitin.

»Du wirst das auch nicht, niemals wirst du in seiner Haut stecken! Du wirst mir Schuhe machen, Rakitka, das ist es, wozu ich dich benutzen werde; aber eine solche wie ich wird dir niemals beschieden sein auch nur zu sehen . . . Ja, und vielleicht auch ihm nicht . . .«

»Ihm? Aber wozu hast du dich dann so herausgeputzt?« stichelte bissig Rakitin.

»Zieh mich nicht auf mit meinem Aufputz, Rakitka, du kennst mein ganzes Herz noch nicht! Wenn ich will, so werde ich auch meinen ganzen Putz zerreißen, sogleich werde ich ihn zerreißen, in diesem Augenblick!« rief sie gellend. »Du weißt ja gar nicht, wofür dieser Aufputz ist, Rakitka! Vielleicht werde ich zu ihm herauskommen und sagen: ›Hast du mich so gesehen oder nicht?‹ Er hat mich ja zurückgelassen als eine siebzehnjährige, schwächliche, schwindsüchtige Flennerin. Ja, ich werde mich zu ihm setzen, ja, ich werde ihn betören, ja, ich werde ihn entflammen: ›Hast du gesehen, was für eine ich jetzt bin?‹ werde ich sagen. ›Nun, so bleibe auch dabei, gnädiger Herr: an dem Schnurrbart lief es herab, aber in den Mund ist es nicht gekommen!‹ Siehst du, dazu dient mir vielleicht dieser Aufputz, Rakitka!« endete Gruschenka mit bösem Lächeln. »Ich bin ja eine Tolle, eine Rasende, Aljoscha. Ich werde mein Kleid zerreißen, ich werde mich verstümmeln, meine Schönheit vernichten, ich werde mir das Gesicht verbrennen und mit dem Messer zerschneiden, ich werde gehen und Almosen erbetteln. Wenn es mir einfällt, so werde ich auch jetzt nirgends hingehen und zu niemandem; wenn es mir in den Kopf kommt, so werde ich morgen schon dem Kusma alles zurückschicken, was er mir geschenkt hat und alle seine Gelder, ich selber werde aber für mein ganzes Leben als Tagelöhnerin arbeiten . . .! Du glaubst wohl, ich werde das nicht tun, Rakitka, ich wagte es nicht, das zu tun? Ich werde es tun, ich werde es tun, sogleich kann ich es tun, reizt mich nur nicht . . . Ich werde den weggagen, der mich aufregt, ihm eine Nase drehen, er soll mir aus den Augen!«

Die letzten Worte schrie sie hysterisch; sie hielt aber wiederum nicht an sich, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, warf sich aufs Kissen und erzitterte von neuem vor Schluchzen. Rakitin erhob sich:

»Es ist Zeit«, sagte er; »es ist schon spät, man wird uns nicht mehr ins Kloster hineinlassen!«

Gruschenka sprang auf. »Ja, willst du denn wirklich weggehen, Aljoscha?« rief sie auf in bekümmertem Stauen. »Ja, was machst du denn jetzt mit mir? Ganz hast du mich emporgehoben, du hast mich gemartert, und jetzt wiederum diese Nacht, wiederum soll ich allein bleiben!«

»Soll er nicht vielleicht bei dir übernachten? Wenn du aber willst – nur zu! Ich kann auch allein nach Hause gehen!« scherzte Rakitin giftig.

»Schweig, böse Seele!« schrie ihn Gruschenka an. »Nie-mals hast du mir solche Worte gesagt, die er mir zu sagen kam!«

»Was hat er dir denn Derartiges gesagt?« brummte Rakitin gereizt.

»Ich weiß nicht, ich verstehe durchaus nicht, was er mir Derartiges gesagt hat, meinem Herzen wurde es gesagt, das Herz hat er mir umgedreht . . . Er hat mit mir Mitleid gehabt, er zuerst, er als einziger, das ist es! Weshalb bist du denn nicht früher gekommen, mein Cherubim?«

Und sie fiel plötzlich vor ihm auf die Knie wie in Ekstase . . . »Ich habe mein ganzes Leben einen solchen wie dich erwartet, ich habe gewußt, daß so einer kommen und mir verzeihen wird, mich Eklige, um meiner selbst willen, nicht nur einzig und allein, um mir Schmach anzutun!«

»Was habe ich dir denn so Großes getan?« antwortete gerührt lächelnd Aljoscha, und er beugte sich zu ihr nieder und nahm sie zärtlich bei der Hand. »Eine Zwiebel habe ich dir gereicht, nur eine einzige und eine ganz kleine Zwiebel, nichts weiter, nichts weiter!«

Und als er das gesprochen hatte, brach er selber in Tränen aus. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich im Vorzimmer ein Lärm, irgendwer trat ein, Gruschenka sprang auf wie in furchtbarem Schrecken. In das Zimmer kam mit Lärmen und Schreien Fenja hereingelaufen.

»Gnädige Frau, Täubchen, Herrin, die Stafette kam angaloppiert!« rief sie freudig aus und ganz außer Atem. »Ein Wagen aus Mokroje, um Sie abzuholen! Timophei – der Kutscher – mit dem Dreigespann, sogleich wird man frische Pferde anspannen . . . Ein Brief, ein Brief, Herrin, da ist er!«

Der Brief war in ihrer Hand, und sie hatte ihn die ganze Zeit über, während sie sprach, in der Luft herumgeschwenkt. Gruschenka riß ihr den Brief aus der Hand und brachte ihn zum Licht. Es war dies nur ein Zettelchen, einige wenige Zeilen; in einem Augenblick hatte sie ihn durchgelesen.

»Er hat gerufen!« rief sie ganz bleich und verzog ihr Gesicht zu einem schmerzhaften Lächeln. »Er hat gepfiffen! Kriech heran, Hündchen.«

Aber nur einen Augenblick stand sie wie in Unentschlossenheit da: plötzlich stieg ihr das Blut zu Kopf und übergieß ihre Wangen mit Feuerröte.

»Ich werde fahren!« rief sie plötzlich. »Ihr, meine fünf Jahre! Lebt wohl! Leb wohl, Aljoscha, entschieden ist mein Geschick . . . Geht weg, geht weg, geht jetzt alle von mir weg, und daß ich euch schon nicht mehr erschau! Gruschenka ist in ein neues Leben geflogen . . . Erwinnere dich meiner nicht im Bösen, Rakitka. Vielleicht gehe ich in den Tod! Oho! Es ist mir gerade so zumute, als ob ich betrunken wäre!«

Sie verließ ihre Gäste plötzlich und lief in ihr Schlafzimmer.

»Nun, ihr steht jetzt wohl nicht der Kopf nach uns!« brummte Rakitin. »Laß uns gehen, sonst wird am Ende noch gar wiederum dieses Weibergekreisch anfangen, es sind mir alle diese Tränen und Schreie schon furchtbar zuwider geworden . . .«

Aljoscha ließ sich mechanisch herausführen. Auf dem Hof stand ein Wagen, man spannte Pferde aus, man ging mit einer Laterne umher, man lief geschäftig hin und her. In das geöffnete Tor führte man eben ein frisches Drei-

gespann. Aber kaum waren Aljoscha und Rakitin aus der Haustür getreten, als plötzlich das Fenster im Schlafzimmer der Gruschenka geöffnet wurde, und sie mit lauter Stimme Aljoscha nachrief:

»Aljoschetschka, grüße deinen Bruder Mitenka, ja, und sage ihm, er möge sich an mich, seine Übeltäterin, nicht im Bösen erinnern! Ja, sage ihm auch dies mit meinen eigenen Worten: ›Einem Schurken ist die Gruschenka zugefallen, aber nicht dir, einem Edelgesinnten!‹ Ja, sage ihm auch noch, daß ihn Gruschenka ein Stündlein über geliebt habe, nur im ganzen ein Stündlein geliebt habe . . . möge er sich denn von nun an an dies eine Stündlein sein ganzes Leben lang erinnern, so gerade habe dir Gruschenka aufgetragen: ›Für sein ganzes Leben!‹«

Sie endigte mit einer Stimme, aus der Schluchzen herausklang. Das Fenster wurde zugeworfen.

»Hm, hm!« Rakitin brüllte vor Lachen. »Sie hat deinem Brüderlein Mitenka den Todesstoß gegeben, ja, und dann heißt sie ihn auch noch, sein ganzes Leben lang sich ihrer zu erinnern! Was ist das für eine Wollust!«

Aljoscha antwortete nichts, er tat so, als ob er nichts gehört habe, er ging neben Rakitin rasch daher, wie in furchtbarer Eile; es war, als ob er nicht völlig bei sich sei, er schritt mechanisch seines Weges. Rakitin aber hatte plötzlich irgend etwas in seiner Empfindlichkeit getroffen, wie wenn man eine frische Wunde bei ihm mit dem Finger berührt hätte. Ganz und gar nicht dies hatte er vorhin erwartet, als er Gruschenka mit Aljoscha zusammenführte; es hatte sich etwas anderes ereignet, durchaus nicht das, was er gar sehr gewünscht hatte.

»Er ist ein Pole, dieser Offizier«, begann Rakitin wiederum, indem er noch an sich hielt; »ja, und er ist jetzt auch überhaupt nicht mehr Offizier, er dient als Beamter beim Zollamt irgendwo dort an der chinesischen Grenze, es muß wohl irgendein jämmerliches Polenkerlchen sein. Man sagt, er habe seine Stelle verloren. Er hat jetzt

erfahren, daß bei Gruschenka sich Kapital angehäuſt hat, und da iſt er denn auch zurückgekehrt – das iſt die Erklärung des ganzen Wunders!«

Aljoſcha tat wiederum, als ob er gar nichts gehört habe. Rakitin hielt nicht mehr an ſich.

»Nun, wie denn, du haſt eine Sünderin bekehrt?« erhöhte er boſhaft Aljoſcha. »Du haſt eine Verworfene auf den Weg der Wahrheit gewieſen? Sieben Teufel haſt du ausgetrieben? Wie? Siehſt du jetzt, wo ſich unſere Wunder vollzogen, die wir vorhin erwarteten?«

»Hör auf, Rakitin!« rief Aljoſcha aus, und ſeine Seele litt.

»Da ›verachteſt‹ du mich wohl jetzt für die fünfundzwanzig Rubel von vorhin? Ich habe, ſo ſoll das wohl heißen, einen aufrichtigen Freund verkauft! Ja, aber du biſt doch nicht Chriſtus und ich nicht Judas!«

»Ach, Rakitin, ich verſichere dir, ich hatte das ganz vergeſſen!« rief Aljoſcha aus. »Selber haſt du ſieben daran erinnert . . .«

Rakitin aber erzürnte ſich ſchon endgültig.

»Ja, der Teufel hole euch alle und jeden einzelnen von euch!« brüllte er plötzlich. »Warum habe ich dummer Teufel mich denn überhaupt mit dir eingelassen? Ich will dich nicht mehr kennen von nun an! Geh allein, da iſt dein Weg!«

Und er bog plötzlich in eine andere Straße ein und ließ Aljoſcha allein im Dunkel. Aljoſcha ſchritt aus der Stadt heraus und durch das Feld zum Kloſter.

IV. *Die Hochzeit zu Kana*

Es war ſchon ſehr ſpät nach Kloſterbegriffen, als Aljoſcha in der Einsiedelei anlangte; der Torhüter ließ ihn auf einem beſonderen Weg hinein. Es ſchlug bereits neun Uhr – die Stunde der Erholung und Ruhe nach einem Tag, der ſo aufregend geweſen war für alle. Aljoſcha öffnete ſchüchtern die Tür und betrat die Zelle des Sta-

rez, in der jetzt sein Sarg stand. Außer dem Vater Paisi, der allein bei dem Sarg das Evangelium las, und dem jungen Novizen Porfiri, der ermüdet von der Unterhaltung von gestern nacht und dem Trubel von heute im andern Zimmer auf dem Boden seinen festen jugendlichen Schlaf schlief, war niemand in der Zelle. Wenn Vater Paisi auch gehört hatte, daß Aljoscha gekommen war, so blickte er doch nicht einmal nach seiner Seite hin. Aljoscha wandte sich rechts von der Tür in eine Ecke, fiel auf seine Knie und begann zu beten. Seine Seele war übevoll, aber es war ihm seltsam verworren zumute, und keine einzige Empfindung trat für sich allein deutlich hervor, im Gegenteil, eine verdrängte die andere in einem ganz bestimmten, stillen, gleichmäßigen Kreislauf. Im Herzen war es ihm süß zumute, und, seltsam, Aljoscha wunderte sich keineswegs darüber. Wiederum sah er vor sich diesen Sarg, diesen verhüllten, ihm teuren Toten, aber weinendes, nagendes, quälendes Mitleid, wie noch vorhin am Morgen, war nicht mehr in seiner Seele. Sogleich als er eintrat, fiel er vor dem Sarg nieder wie vor einem Heiligen, und Freude, Freude leuchtete in seinem Geist und in seinem Herzen. Ein Fenster der Zelle war geöffnet, die Luft war frisch und etwas kühl. »Das heißt also, der Geruch wurde noch stärker, wenn man sich schon entschloß, das Fenster zu öffnen«, dachte Aljoscha. Aber auch dieser Gedanke an den Verwesungsgeruch, der ihm doch erst vorhin noch so entsetzlich und entwürdigend erschienen war, ließ jetzt nicht mehr in ihm den Kummer und Unwillen von vorhin aufkommen. Er begann leise zu beten, bald merkte er indes selber, daß er fast mechanisch betete. Bruchstücke von Gedanken blitzten in seiner Seele auf, leuchteten auf wie kleine Sternchen und erlöschten sogleich wieder, andern Platz machend, dafür aber herrschte in seiner Seele etwas Ganzes, Festes, Tröstendes, und er erkannte das selbst. Bisweilen begann er ein feuriges Gebet, es begehrte ihn so danach, zu danken und zu lieben . . . Sobald er aber nur

zu beten begonnen hatte, ging er plötzlich auf etwas anderes über, verfiel in Gedanken und vergaß sowohl das Gebet als auch das, womit er es unterbrochen hatte. Er wollte zuhören, was Vater Paisi vorlas, da er aber äußerst erschöpft war, begann er allmählich zu träumen.

»Und am dritten Tag war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa«, las Vater Paisi, »und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen.«

»Eine Hochzeit? Was ist das . . . eine Hochzeit . . .«, so erhob es sich wie ein Wirbelwind im Geist Aljoschas, »auch sie ist glücklich . . . sie ist zu einem Gastmahl gefahren . . . Nein, sie nahm kein Messer mit, sie nahm kein Messer . . . Das war nur ein Wort ihres Seelenjammers . . . Nun, solche Worte muß man verzeihen, unbedingt. Solche Worte trösten die Seele . . . ohne sie wäre der Kummer allzu schwer für die Menschen. Rakitin ist in eine Seitengasse eingebogen. Solange als Rakitin an seine Beleidigungen denken wird, wird er immer in die Seitengasse gehen . . . Aber der Weg . . . den Weg meine ich, den geradeausführenden Weg, den lichten, kristallinen, und die Sonne ist an seinem Ende . . . Wie denn . . .? Was liest man?«

»Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: ›Sie haben nicht Wein‹ . . .«, klang es Aljoscha ans Ohr.

»Ach ja, ich habe da etwas unbeachtet vorübergehen lassen, ich wollte das nicht, ich liebe diese Stelle: ›Das ist die Hochzeit zu Kana, das erste Wunder . . .‹ Ach, dieses Wunder, dieses liebe Wunder! Nicht den Kummer, vielmehr die Freude der Menschen besuchte Christus. Als er zum erstenmal ein Wunder verrichtete, förderte er die Freude der Menschen . . . ›Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude . . .‹ Das pflegte der Verstorbene jeden Augenblick zu wiederholen, das war einer seiner Lieblingsgedanken . . . ›Ohne Freude kann man nicht leben‹, spricht Mitja . . . Ja, Mitja . . . Alles, was aufrich-

tig und schön ist, ist immer voll von ›Allesverzeihen . . .‹
Auch dies pflegte er zu sagen . . .«

»Jesus spricht zu ihr: ›Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.‹ Seine Mutter spricht zu den Dienern: ›Was Er euch saget, das tut!‹«

»Schafft . . . Freude, Freude irgendwelcher armen, sehr armen Menschen . . . Natürlich sind sie arm, wenn sogar für die Hochzeit der Wein nicht ausreichte . . . Es schreiben ja die Historiker, daß am See von Genezareth und an allen diesen Orten damals die allerärmste Bevölkerung angesiedelt war, die man sich nur vorstellen kann . . . Und es wußte ja ein anderes großes Herz eines andern Geschöpfes, das gleichfalls dort war, seiner Mutter, daß Er damals nicht nur für seine große, furchtbare ›Tat‹ gekommen war, daß vielmehr seinem Herzen auch die einfache, schlichte Heiterkeit zugänglich war, die Heiterkeit irgendwelcher dunkler, dunkler und harmloser Geschöpfe, die Ihn freundlich eingeladen hatten zu ihrer ärmlichen Hochzeit . . . ›Noch ist meine Stunde nicht gekommen!‹ Er spricht das mit stillem Lächeln (zweifellos hat Er ihr sanft zugelacht) . . . In der Tat, ist Er denn wirklich dazu auf die Erde niedergekommen, um den Wein zu vermehren auf den Hochzeiten der Armen? Aber Er ist ja dahin gegangen und hat es getan auf ihre Bitte . . . Ach, er liest wiederum . . .«

»Jesus sprach zu ihnen: ›Füllet die Wasserkrüge mit Wasser!‹ Und sie fülleten sie bis obenan. Und Er spricht zu ihnen: ›Schöpfet nun und bringt's dem Speisemeister!‹ Und sie brachten's. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpft hatten), ruft der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: ›Jedermann gibt zum ersten den guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern, du hast den guten Wein bisher behalten.‹«

»Aber was ist denn das, was ist denn das? Weshalb weichen denn die Wände des Zimmers zurück . . . Ach ja . . . das ist ja eine Hochzeit, eine Hochzeitsfeier . . . ja, natürlich. Da sind auch die Gäste, da sitzen auch die Neuvermählten, und die fröhliche Menge, und . . . wo ist aber der hochweise Speisemeister? Aber wer ist denn das? Wer? Wiederum hat sich das Zimmer erweitert . . . Wer erhebt sich dort von dem großen Tisch? Wie . . . auch er ist dort? Ja aber, er liegt doch im Sarg . . . Aber er ist auch hier . . . er stand auf, er hat mich erblickt, er kommt hierher . . . Mein Gott!«

Ja, zu ihm, zu ihm kam er geschritten, das ausgetrocknete alte Männchen (mit kleinen Runzelchen war sein Gesicht bedeckt), freudig und leise lächelnd. Der Sarg war schon nicht mehr da, und er war in demselben Kleid, in dem er auch gestern mit ihnen gesessen hatte, als die Gäste sich bei ihm versammelt hatten. Sein Gesicht war ganz enthüllt, die Augen leuchteten. »Wie ist denn das, er ist demnach gleichfalls bei dem Gastmahl, auch er wurde geladen zur Hochzeit zu Kana in Galiläa . . .«

»Auch ich, mein Lieber, auch ich wurde gerufen, gerufen und berufen«, klang über ihm eine leise Stimme. »Weshalb hast du dich denn hier versteckt, daß man dich nicht sieht . . . komm auch du zu uns!«

Seine Stimme, die Stimme des Starez Sossima . . . Ja, und wie soll er es denn nicht sein, wenn er mich einlädt? Der Starez reichte Aljoscha die Hand. Der erhob sich von seinen Knien.

»Laßt uns froh sein!« fährt das trockene alte Männchen fort, »laßt uns neuen Wein trinken, den Wein neuer, großer Freude; siehst du, wieviel Gäste? Da ist auch der Bräutigam und die Braut, da ist auch der hochweise Speisemeister. Er probiert den neuen Wein. Was wunderst du dich denn über mich? Ich habe eine Zwiebel geschenkt, und da bin ich denn auch hier. Und viele hier haben nur je eine Zwiebel gebracht, nur je eine kleine Zwiebel . . . Was sind denn unsere Taten? Und auch du,

Stiller, auch du, mein sanfter Knabe, auch du hast es heute fertiggebracht, eine Zwiebel darzureichen einer Verhungerten. So beginne denn, mein Lieber, beginne, mein Sanfter, dein Werk! Aber siehst du denn unsere Sonne, siehst du denn Ihn?«

»Ich fürchte mich . . . ich wage nicht hinzuschauen . . .«, flüsterte Aljoscha.

»Fürchte Ihn nicht. Furchtbar ist Er durch seine Hoheit vor uns, schrecklich durch seine Höhe, aber gnädig ist Er ohne Ende, aus Liebe hat Er sich ja uns gleichgestellt und erheitert sich mit uns, Wasser wandelt Er in Wein, damit die Freude der Gäste nicht versiege, neue Gäste erwartet Er, neue lädt Er ein, ohne Unterlaß und schon in alle Ewigkeit. Siehe, da bringen sie auch schon den neuen Wein, siehst du, sie bringen die Krüge . . .«

Irgend etwas entbrannte im Herzen Aljoschas, irgend etwas erfüllte ihn plötzlich bis zum Schmerz. Tränen des Entzückens entrangen sich seiner Seele . . . Er breitete die Arme aus, schrie auf und erwachte . . .

Wiederum der Sarg, das geöffnete Fenster und das stille, ernste, deutliche Lesen des Evangeliums. Aber Aljoscha hörte schon nicht mehr, was man las. Seltsam, er war eingeschlafen, als er auf den Knien lag, jetzt aber stand er auf seinen Füßen, und plötzlich ging er, gleich als ob er sich von seinem Platz losreiße, mit drei raschen festen Schritten dicht an den Sarg heran. Er stieß sogar mit seiner Schulter den Vater Paisi an und merkte das gar nicht.

Der erhob kaum die Augen vom Buch auf ihn und senkte sie gleich wieder, da er begriffen hatte, daß sich mit dem Jüngling etwas Seltsames zutrug. Aljoscha blickte wohl eine halbe Minute lang auf den Sarg, auf den verhüllten, unbeweglich im Sarg ausgestreckten Toten mit dem Heiligenbild auf der Brust und der Kapuze mit dem acht-armigen Kreuz auf dem Haupt. Eben erst hatte er seine Stimme vernommen, und diese Stimme hallte ihm noch in den Ohren. Er lauschte ihr noch, er erwartete noch

einen Laut . . . Aber plötzlich drehte er sich jäh um und verließ die Zelle.

Er blieb auch nicht an der Eingangstür, er schritt vielmehr rasch hinunter. Seine Brust, die von Entzücken erfüllt war, dürstete nach Freiheit, nach Raum, nach Weite. Über ihm wölbte sich unübersehbar die weite Himmelskuppel, voll von stillen, leuchtenden Sternen. Vom Zenit zum Horizont erschien, undeutlich noch, fast wie verdoppelt, die Milchstraße. Eine frische und unbeweglich stille Nacht hatte sich über die Erde gelegt. Die weißen Türme und goldenen Kuppeln der Kathedrale leuchteten am saphirnen Himmel. Die üppigen Herbstblumen auf den Beeten beim Haus waren bis zum Morgen entschlummert. Es war, als ob die irdische Stille mit der himmlischen ineinanderfließe, das Geheimnis der Erde berührte sich mit dem der Sterne . . . Aljoscha stand, schaute, und plötzlich warf er sich wie niedergemäht zur Erde.

Er wußte nicht, wofür er sie umarmte, er gab sich nicht Rechenschaft darüber, weshalb es ihn so unwiderstehlich drängte, sie zu küssen, sie ganz zu küssen, aber er küßte sie weinend, schluchzend, und indem er sie mit seinen Tränen benetzte, und in fassungsloser Begeisterung schwur er sie zu lieben, sie zu lieben in alle Ewigkeit. »Benetze die Erde mit den Tränen deiner Freude und liebe diese deine Tränen!« so klang es ihm in seiner Seele nach. Worüber weinte er? Oh, er weinte in seinem Entzücken sogar auch über diese Sterne, die ihm da leuchteten aus dem Unermeßlichen, und er »schämte sich nicht dieser seiner Verzückung«. Es war ihm zumute, als ob die Fäden aller dieser zahllosen Gotteswelten sich alle gleichzeitig vereinigt hätten in seiner Seele, und sie ganz erzitterte »angrenzend an andere Welten«. Es verlangte ihn danach, allen zu verzeihen und für alles, und selber Verzeihung zu erbitten, oh! nicht für sich, vielmehr für alle, für alles und jedes; aber: »Für mich bitten auch andere!« klang es wiederum in seiner Seele nach. Und

dabei fühlte er mit jedem Augenblick deutlich und wie greifbar, daß irgend etwas, das fest und unerschütterlich war wie dieses Himmelsgewölbe selber, hinabstieg in seine Seele. Es war, als ob ein ganz bestimmter Gedanke in seinem Geist die Herrschaft antrat – und schon für das ganze Leben und in alle Ewigkeit. Als schwacher Jüngling war er zur Erde gefallen, erhoben hatte er sich aber als ein fürs ganze Leben gefestigter Kämpfer, und er hatte dies selber plötzlich erkannt und gefühlt, gerade in jener Minute seines Entzückens. Und niemals, niemals mehr in seinem ganzen Leben vermochte dann Aljoscha diesen Augenblick zu vergessen. »Irgendwer suchte meine Seele heim in jener Stunde!« sprach er hinfort, und er glaubte fest an diese seine Worte.

Drei Tage darauf verließ er das Kloster, was auch im Einklang stand mit dem Wort seines verstorbenen Starez, der ihm befohlen hatte, »in der Welt zu verweilen«.

ACHTES BUCH MITJA

I. *Kusma Samsonow*

Dmitri Fjodorowitsch, dem Gruschenka, als sie zu einem neuen Leben davonflog, ihren letzten Gruß zu überbringen »befohlen« hatte, und dem sie hatte sagen lassen, er möge auf ewig das »Stündchen« ihrer Liebe in Erinnerung behalten, war zu dieser Minute, ohne etwas zu ahnen von dem, was mit ihr vorgegangen war, gleichfalls in furchtbarer Bestürzung und Sorgen. Die letzten zwei Tage befand er sich in einem so unbeschreiblichen Zustand, daß er tatsächlich an Gehirnentzündung hätte erkranken können, wie er selber später zugab. Aljoscha hatte ihn am Morgen des vorhergegangenen Tages nicht ausfindig machen können, und auch Bruder Iwan hatte es nicht fertiggebracht, ihn zum Mittagessen ins Gasthaus zu bekommen. Die Hausleute, bei denen er wohnte, verbargen auf seinen Befehl seine Spuren. Er aber hatte sich, ganz wörtlich genommen, während dieser zwei Tage nach allen Seiten hin gedreht und gewendet, »kämpfend mit seinem Schicksal und nach Rettung ausspähend«, wie er sich selber später ausdrückte, und er war sogar wegen einer dringenden Angelegenheit für einige Stunden aus der Stadt geeilt, ungeachtet dessen, daß es ihm furchtbar war, abzureisen und Gruschenka, wenn auch nur auf einen Augenblick, unbeobachtet zu lassen.

Alles dieses offenbarte sich in der Folge bis in alle Einzelheiten und in durchaus einwandfreier Weise. Jetzt aber werden wir nur das Allerunentbehrlichste von Tatsachen anführen aus der Geschichte dieser zwei furchtbaren Tage seines Lebens, die der entsetzlichen Katastrophe

vorausgegangen waren, die so plötzlich über sein Geschick hereinbrach.

Wenn ihn auch Gruschenka ein Stündchen lang wahrhaft und aufrichtig geliebt hatte, und das ist Tatsache, so hatte sie ihn dabei aber auch bisweilen wahrhaft grausam und unbarmherzig gequält. Die Hauptsache war freilich, daß er gar nichts von ihren Absichten zu erraten vermochte; sie herauszulocken durch Freundlichkeit oder Gewalt war gleichfalls nicht möglich: Gruschenka hätte um nichts in der Welt nachgegeben, sich vielmehr nur erzürnt und völlig von ihm abgewendet, was er damals deutlich begriff: zu jener Zeit argwöhnte er aber durchaus mit Recht, daß auch sie selber sich in irgendeinem Kampf befinde, in irgendeiner ungewöhnlichen Ratlosigkeit, daß sie sich für irgend etwas entscheiden müsse und sich noch immer nicht zu entscheiden vermöge, und deshalb vermutete er nicht ohne Grund, bebenden Herzens, daß sie ihn zuzeiten einfach hassen müsse, ihn mit seiner Leidenschaft. So war es vielleicht auch. Worüber sich aber Gruschenka eigentlich gräme, das begriff er gleichwohl nicht. Im Grunde erschöpfte sich für ihn die ganze Frage, die ihn quälte, nur in zwei Möglichkeiten: »Entweder er, Mitja, oder Fjodor Pawlowitsch!« Dabei muß man übrigens eine feststehende Tatsache anführen: Mitja war völlig überzeugt davon, daß Fjodor Pawlowitsch Gruschenka die gesetzliche Ehe vorschlagen werde (wenn er das nicht schon getan habe), und er glaubte keinen Augenblick, daß der alte Lüstling die Hoffnung hege, mit lumpigen Dreitausend sein Ziel zu erreichen. Mitja war dessen gewiß, da er Gruschenka und ihren Charakter wohl kannte. Das war es denn auch, weshalb es ihm bisweilen scheinen konnte, die ganze Sorge der Gruschenka und ihre ganze Unentschlossenheit gehe bloß daraus hervor, daß sie nicht wisse, wen sie wählen solle, und wer von ihnen beiden vorteilhafter sei. An eine nahe Rückkehr aber des »Offiziers«, das heißt jenes im Leben der Gruschenka so verhängnisvollen

Menschen, dessen Ankunft sie mit solcher Aufregung und Furcht erwartete, daran auch nur zu denken, war ihm – und das ist seltsam – in diesen Tagen nicht einmal in den Kopf gekommen. Freilich: Gruschenka war in den allerletzten Tagen hinsichtlich dieser Angelegenheit mit ihm sehr schweigsam gewesen. Es war ihm indes durchaus bekannt, und zwar durch sie selber, daß sie vor einem Monat von ihrem früheren Verführer einen Brief erhalten hatte, und er kannte teilweise sogar den Inhalt dieses Briefes. Damals, in einer Minute des Zornes, hatte ihm Gruschenka diesen Brief gezeigt, er aber hatte, zu ihrem Staunen, ihm fast gar keine Bedeutung beigelegt. Und es wäre sehr schwer zu erklären, weshalb. Vielleicht ganz einfach deshalb, weil er selber, niedergedrückt durch das ganze Abscheuliche und Furchtbare seines Kampfes mit seinem leiblichen Vater um dies Weib, schon gar nichts mehr vermuten konnte, was furchtbarer und gefahrdrohender sein könnte, wenigstens zu jener Zeit. An einen Bräutigam aber, der plötzlich nach fünfjähriger Abwesenheit von irgendwoher zum Vorschein gekommen sei, glaubte er sogar einfach gar nicht, und am wenigsten daran, daß er bald kommen werde. Ja, und es war auch in diesem ersten Brief des »Offiziers«, den man Mitenka gezeigt hatte, nur in sehr unbestimmten Ausdrücken die Rede gewesen von der Ankunft dieses neuen Nebenbuhlers: der Brief war sehr nebelhaft, sehr schwülstig und nur mit Empfindsamkeiten angefüllt. Man muß freilich dabei bemerken, daß Gruschenka ihm damals die letzten Zeilen dieses Briefes verheimlicht hatte, in denen etwas deutlicher die Rede war vom Zurückkehren. Zudem entsann sich dann auch noch späterhin Mitenka, daß er in diesem Augenblick im Gesicht der Gruschenka selber etwas wie ein unwillkürliches und stolzes Verachten wahrgenommen habe in Hinsicht auf diese Botschaft aus Sibirien. In der Folge hatte dann Gruschenka dem Mitenka schon nichts mehr berichtet von allen ihren weiteren Beziehungen zu diesem neuen Nebenbuhler. Auf

diese Weise hatte er allmählich den Offizier sogar völlig vergessen. Er dachte nur daran, daß, was auch dabei herauskomme und welche Wendung die Sache auch nehme, sein bevorstehender endgültiger Zusammenstoß mit Fjodor Pawlowitsch schon allzu nahe sei und sich früher als alles andere entscheiden werde. Mit beklommener Seele erwartete er jeden Augenblick die Entscheidung der Gruschenka, und er glaubte immer noch, daß sie ganz unerwartet vor sich gehen werde, wie aus einer »Erleuchtung« heraus. Ganz plötzlich werde sie ihm sagen: »Nimm mich hin, ich bin auf ewig die Deine!« – und alles werde dann sein Ende finden: er werde sie nehmen und sie sogleich ans Ende der Welt entführen. Oh, sogleich wird er sie entführen, so weit als nur irgend möglich, wenn nicht bis ans Ende der Welt, so doch irgendwohin an ein Ende, dort wird er sie heiraten und sich mit ihr »inkognito« niederlassen, so daß schon niemand überhaupt von ihnen wissen werde, weder hier noch dort noch irgendwo sonst. Dann, o dann werde auch sogleich schon ein ganz anderes Leben beginnen! Von diesem anderen, erneuten und schon »tugendhaften« Leben (»unbedingt, unbedingt tugendhaft!«) träumte er ununterbrochen und in Begeisterung. Es dürstete ihn nach solcher Auferstehung und inneren Erneuerung. Der abgrundtiefe Schmutz, in dem er selber durch seinen eigenen Willen steckengeblieben war, lastete allzusehr auf ihm, und wie auch sehr viele andere in solchen Fällen, glaubte er mehr als an alles andere an Platzveränderung. Nur nicht diese Menschen! Nur nicht diese Verhältnisse! Nur davonfliegen von diesem verfluchten Ort – und alles wird wie neugeboren sein, alles wird sich zum Neuen wandeln! Das ist es, woran er glaubte und worum er sich quälte!

Aber das galt doch nur im Fall der ersten, der »glücklichen« Lösung der Frage. Es war aber auch noch eine andere Lösung möglich, es bot sich auch noch ein anderer und schon furchtbarer Ausgang. Plötzlich wird sie

ihm sagen: Mach, daß du wegstommst, ich habe mich eben für Fjodor Pawlowitsch entschieden und werde ihn heiraten, dich aber brauche ich nicht!« – und dann . . . aber dann . . . Mitja wußte übrigens nicht, was dann sein werde, bis zur allerletzten Stunde wußte er das nicht, darin muß man ihn freisprechen. Bestimmte Absichten hatte er nicht, von einem vorbedachten Verbrechen war da nicht die Rede. Er beobachtete nur, spionierte und quälte sich, bereitete sich aber gleichwohl nur auf den ersten, glücklichen Ausgang seines Geschicks vor. Er verscheuchte sogar jeden anderen Gedanken. Hier begann indes schon eine ganz andere Sorge, bot sich ein völlig neuer und scheinbar nebensächlicher, aber gleichfalls verhängnisvoller und nicht zu entscheidender Umstand. Nämlich, im Fall sie ihm sagen werde: »Ich bin die Deine, entführe mich!« – wie wird er sie dann entführen? Wo hat er die Mittel dazu, das Geld? Gerade zu diesem Zeitpunkt waren ja alle seine Einnahmen aus den kleinen Abzahlungen Fjodor Pawlowitschs versiegt, die bis dahin im Verlauf so vieler Jahre nicht aufgehört hatten. Natürlich, Gruschenka hatte Geld, aber in Mitja offenbarte sich plötzlich in Hinsicht hierauf ein furchtbarer Stolz: er wollte sie selber entführen und mit ihr ein neues Leben beginnen auf seine Mittel, aber nicht auf die ihrigen; er konnte sich sogar nicht einmal vorstellen, daß er von ihr Geld nehmen werde, und er litt schon in diesem Gedanken derart, daß er qualvollen Widerwillen vor sich selber empfand. Ich werde mich hier nicht über diese Tatsache verbreiten, ich analysiere sie nicht, ich stelle lediglich fest: so war der Zustand seiner Seele in diesem Augenblick! Alles dieses konnte übrigens so nebenbei vor sich gehen und gleichsam wie unbewußt, sogar unberührt von den geheimen Qualen seines Gewissens wegen der Gelder der Katarina Iwanowna, die er sich auf Diebesart angeeignet habe. »Vor der einen bin ich ein Schurke, und vor der andern werde ich mich sogleich wiederum als ein Schurke erweisen!« dachte er damals, wie er später

selber eingestand: »Ja, wenn Gruschenka das erfährt, so wird sie auch selber einen solchen Schurken gar nicht haben wollen!« Woher also die Mittel nehmen, woher dies verhängnisvolle Geld nehmen? Sonst wird alles verlorengehen und auch gar nichts zustande kommen, »und einzig und allein deswegen, weil das Geld nicht ausreichte, o Schande!«

Ich eile voraus: das ist es ja gerade, daß er vielleicht sehr wohl wußte, wo dieses Geld herzunehmen wäre, daß er vielleicht sogar wußte, wo es liegt. Genauerer will ich jetzt noch nicht sagen, denn es wird sich später alles erklären, aber gerade darin lag ja für ihn das Hauptunglück, und das will ich wenigstens mit ein paar Worten andeuten: um diese Mittel, die irgendwo lagen, sich anzueignen, um »das Recht zu haben«, sie sich anzueignen, mußte man vorher der Katarina Iwanowna die Dreitausend zurückerstatten – sonst mußte er sich sagen: »Ich bin ein Taschendieb, ich bin ein Schurke, aber ich will nicht mein neues Leben als Schurke anfangen!« Und deshalb beschloß er auch, wenn nötig, die ganze Welt aus den Angeln zu heben, aber unbedingt der Katarina Iwanowna diese Dreitausend zurückzugeben, was es auch kosten möge, und das früher als alles andere. Sozusagen der Schlußprozeß dieser Entscheidung vollzog sich in ihm in den allerletzten Sekunden seines Lebens, eben bei seiner letzten Begegnung mit Aljoscha, vor zwei Tagen abends, auf der Landstraße, damals als Gruschenka Katarina Iwanowna beleidigt hatte, und Mitja, sobald er den Bericht hiervon von Aljoscha vernommen hatte, eingestand, er sei ein Schuft, und Aljoscha aufgetragen hatte, dies Katarina Iwanowna mitzuteilen, »wenn das sie irgendwie zu erleichtern vermöge«. Als er sich damals, in jener Nacht, von dem Bruder getrennt hatte, hatte er in seinem erregten Zustand die Empfindung gehabt, daß es sogar besser sei, »irgendwen zu töten und zu berauben, als der Katja die Schuld nicht abzutragen«. »Möge ich schon lieber vor jenem, dem Getöteten und

Beraubten, als Mörder und Dieb dastehen, und auch vor allen andern Leuten, und nach Sibirien auswandern, als daß Katja im Recht sein soll zu sagen, daß ich sie betrogen und bei ihr Geld gestohlen habe und mit ihrem Geld mit Gruschenka entflohen sei, um ein tugendhaftes Leben zu beginnen! Das kann ich nicht!« So entschied Mitja zähneknirschend, und er konnte sich tatsächlich zuzeiten vorstellen, daß er an Gehirnentzündung endigen werde. Vorerst aber kämpfte er . . . Eines war dabei seltsam. Es hätte so scheinen sollen, als ob da, bei einer solchen Entscheidung, ihn Verzweiflung hätte überkommen müssen: wo soll man denn plötzlich dieses Geld auftreiben, und dazu noch ein solcher Bettler wie er war? Und dabei hoffte er gleichwohl bis zum Schluß diese ganze Zeit hindurch, daß er die Dreitausend aufbringen werde, daß sie irgendwie selber zu ihm kommen, zu ihm fliegen werden, sei's auch vom Himmel herab. Aber so pflegt es auch gerade zu gehen mit Leuten, die, wie Dmitri Fjodorowitsch, ihr ganzes Leben lang nur Geld auszugeben und das durch Erbschaft ihnen zugefallene Geld für nichts und wieder nichts zu verschleudern verstanden, aber keinen Begriff davon haben, wie Geld erworben wird. Ein wahrer Wirbelwind der allerphantastischsten Vorstellungen erhob sich in seinem Kopf und verwirrte alle seine Gedanken sogleich schon, nachdem er sich vorgestern von Aljoscha getrennt hatte. So kam es denn auch, daß er mit dem allersinnlosesten Unternehmen begann. Ja, vielleicht erscheinen gerade in derartigen Lagen solchen Menschen die allerunmöglichsten und phantastischsten Unternehmungen als die alleraussichtsvollsten. Er beschloß plötzlich, zu dem Kaufmann Samsonow zu gehen, dem Beschützer der Gruschenka, ihm einen »Plan« vorzuschlagen und von ihm für diesen »Plan« sogleich die ganze gesuchte Summe zu fordern; an seinem Plan zweifelte er in kommerzieller Hinsicht nicht im geringsten, er war nur darüber im Zweifel, wie Samsonow selber sein Vorgehen aufnehmen werde,

wenn es ihm nämlich einfallen sollte, nicht nur von kaufmännischer Seite aus auf ihn zu blicken. Wenn Mitja diesen Kaufmann auch von Angesicht kannte, so war er mit ihm doch nicht persönlich bekannt, und er hatte sogar kein einziges Mal mit ihm gesprochen. Aber aus irgendeinem Grund hatte sich in ihm, und das sogar längst schon, die Überzeugung gebildet, daß dieser alte Wüstling, der jetzt an seinem Lebensabend stand, sich vielleicht im geeigneten Augenblick durchaus nicht dem widersetzen werde, wenn Gruschenka irgendwie ihr Leben auf ehrbare Grundlage zu stellen und einen »zuverlässigen Menschen« zu heiraten beabsichtigen werde, und daß er sich dem nicht nur nicht widersetzen werde, daß er vielmehr selber das wünsche, und wenn sich nur die Gelegenheit dazu biete, auch selber dabei behilflich sein werde. Sei es nun infolge irgendwelcher Gerüchte, sei es auf Grund irgendwelcher Worte Gruschenkas, er war aber auch davon überzeugt, daß der Greis vielleicht ihn dem Fjodor Pawlowitsch für die Gruschenka vorziehen werde. Vielleicht scheint vielen von den Lesern unserer Erzählung dieses Rechnen auf eine solche Hilfe und Mitjas Absicht, seine Braut sozusagen aus den Händen ihres Beschützers in Empfang zu nehmen, schon allzu grob und allzu frei von Ekel von seiten des Dmitri Fjodorowitsch. Ich kann aber nur das eine sagen, daß Mitja die Vergangenheit der Gruschenka bereits endgültig abgetan vorkam. Er blickte auf dieses »Frühere« mit unendlichem Mitgefühl, und er entschied mit dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft, daß, wenn Gruschenka ihm einmal erkläre, sie liebe ihn und werde ihn heiraten, daß dann sogleich auch schon eine völlig neue Gruschenka beginnen werde, und zugleich mit ihr auch ein völlig neuer Dmitri Fjodorowitsch, ohne alle Laster, vielmehr aus lauter Tugenden: beide werden sie dann einander vergeben und ihr Leben schon völlig auf neuer Grundlage beginnen. Was aber Kusma Samsonow anbetraf, so hielt er ihn in dieser früheren – für ihn nicht mehr in

Betracht kommenden - Lebenszeit Gruschenkas für einen Menschen, der in ihrem Leben zwar eine verhängnisvolle Rolle gespielt habe, den sie aber niemals geliebt habe, und der, und das ist die Hauptsache, schon seinerseits sozusagen »vorübergegangen war«, geendet hatte, so daß auch er jetzt schon überhaupt nicht mehr »da war«. Ja, zudem konnte ihn Mitja sogar jetzt nicht einmal mehr für einen Mann ansehen, denn es war ja in der ganzen Stadt bekannt, daß Samsonow nichts mehr sei als eine kranke Ruine und er, sozusagen, nur noch väterliche Beziehungen zur Gruschenka unterhalte, durchaus nicht mehr solche wie früher, und das längst schon, bereits fast ein Jahr lang. In jedem Fall war da auch viel Naivität im Spiel von seiten des Mitja: denn bei allen seinen Lastern war er ein sehr naiver Mensch. Gerade infolge dieser Naivität war er übrigens auch durchaus im Ernst davon überzeugt, daß der Greis Kusma, da er sich ja vorbereitete, in eine andere Welt überzugehen, aufrichtige Reue empfinde wegen seiner früheren Beziehungen zur Gruschenka, und daß die jetzt keinen ergebeneren Beschützer und Freund besitze als eben diesen bereits harmlosen Greis.

Am Tag nach seiner auf freiem Feld stattgefundenen Unterhaltung mit Aljoscha (Mitja hatte fast die ganze Nacht darauf nicht geschlafen) erschien er gegen zehn Uhr morgens im Haus des Samsonow und ließ sich anmelden. Dieses Haus war alt, finster, sehr geräumig, zweistöckig und hatte Anbauten im Hof und einen Flügel. In der untern Etage lebten zwei verheiratete Söhne des Samsonow mit ihren Familien, ferner seine uralte Schwester und eine unverheiratete Tochter. In dem Flügel aber waren seine zwei Kommis untergebracht, von denen der eine gleichfalls eine große Familie hatte. Sowohl Samsonows Kinder als auch seine Kommis hatten es sehr eng in ihren Wohnungen, aber trotzdem bewohnte der Greis die obere Etage des Hauses allein, und er ließ nicht einmal seine Tochter bei sich wohnen, die ihn dabei pflegte, und die zu bestimmten Stunden und

wenn er sie rufen ließ, jederzeit, jedesmal zu ihm herauf-
laufen mußte, ungeachtet dessen, daß sie längst an Kurz-
atmigkeit litt. Diese obere Etage bestand aus einer
Reihe großer Repräsentationsräume, die, wie es früher
unter den Kaufleuten üblich war, ausgestattet waren mit
langen, langweiligen Reihen plumper Sessel und Stühle
aus Rotholz, die an den Wänden standen, mit in Über-
zügen steckenden Kristallüstern und mit trüben Spiegeln
an den Zwischenwänden. Alle diese Zimmer standen
völlig leer und waren unbewohnt, weil der kranke Greis
sich nur mit einem einzigen kleinen Zimmerchen behalf,
mit seinem abgelegenen kleinen Schlafzimmer, wo ihm
eine alte Dienerin aufwartete (sie trug noch ihre Haare
im Kopftuch) und ein junger Hausknecht, der sich im
Vorzimmer aufzuhalten pflegte. Wegen seiner geschwol-
lenen Beine vermochte der Greis fast gar nicht mehr zu
gehen, und nur selten erhob er sich von seinem Lederses-
sel. Die alte Dienerin faßte ihn dann unter den Arm und
führte ihn ein- bis zweimal durch das Zimmer. Der Greis
war streng und wortkarg sogar mit dieser Dienerin. Als
man den Besuch des »Kapitäns« meldete, befahl er so-
gleich, ihn nicht vorzulassen. Aber Mitja gab nicht nach,
und so wurde er ein zweites Mal angemeldet. Kusma
Kusmitsch fragte eingehend den Hausburschen aus, was
der Besucher sozusagen für einen Eindruck mache: Ist er
nicht etwa betrunken? Führt er sich vielleicht gar lär-
mend auf? Man antwortete ihm, der Besucher sei nüch-
tern, er wolle sich nur durchaus nicht abweisen lassen.
Der Greis befahl wiederum, ihn abzuweisen. Da schrieb
Mitja, der dies alles vorausgesehen und gerade für diesen
Fall Papier und Bleistift mit sich genommen hatte, mit
deutlicher Schrift auf einen Fetzen Papier die eine Zeile:
»In einer äußerst wichtigen Angelegenheit, die Agrafena
Alexandrowna nahe angeht«, und sandte dies dem Greis.
Der dachte ein wenig nach und befahl dann dem Hausbur-
schen, den Besucher in den Saal zu geleiten. Die alte
Dienerin aber sandte er hinunter und ließ seinem jüngsten

Sohn befehlen, er möchte sogleich zu ihm nach oben kommen. Dieser jüngste Sohn, ein Mann von sechs Fuß Höhe und außerordentlicher Körperkraft, der das Gesicht rasiert trug und sich auf deutsche Art kleidete (Samsonow selber ging noch im Kaftan* und trug einen langen Bart), erschien sogleich und ohne Widerspruch. Alle zitterten sie ja vor dem Vater. Er hatte diesen strammen Burschen indes nicht etwa aus Furcht vor dem Kapitän kommen lassen (Samsonow war durchaus nicht schüchternen Charakters), vielmehr nur so, auf jeden Fall, und eher noch, um einen Zeugen zu haben. In Begleitung des Sohnes, der ihn unter dem Arm gefaßt hatte, und des jungen Hausburschen tauchte er endlich in dem Saal auf. Man muß annehmen, daß er auch eine ziemlich heftige Neugierde empfand. Dieser Saal, in dem Mitja wartete, war ein sehr großes, düsteres und die Seele mit Trübsinn erfüllendes Zimmer, mit zwei übereinanderliegenden Reihen von Fenstern, mit Chören, mit Wänden in Marmorimitation und mit dreigewaltigen, in Überzügen verhüllten Kristalllüstern. Mitja saß auf einem Stühlchen bei der Eingangstür und erwartete in nervöser Ungeduld sein Schicksal. Als der Greis im gegenüberliegenden Eingang erschien, etwa zehn Meter vom Stuhl des Mitja entfernt, sprang der plötzlich auf und ging ihm mit seinen festen, langen Soldatenschritten entgegen. Mitja war, wie es sich gehörte, im zugeknöpften Überrock gekommen, den runden Hut trug er in der Hand, und er hatte schwarze Handschuhe an, ganz ebenso, wie er vor drei Tagen im Kloster erschienen war, bei dem Starez, gelegentlich der Familienzusammenkunft mit Fjodor Pawlowitsch und den Brüdern. Der Alte erwartete ihn stehend, ernst und streng, und Mitja fühlte sogleich, daß, während er heranschritt, jener ihn vom Kopf bis zum Fuß musterte. Es fiel Mitja auf, daß das Gesicht des Kusma Kusmitsch in der letzten Zeit außerordentlich geschwollen war: seine schon ohnedies dicke Unterlippe sah jetzt aus wie ein

* Ein bis auf die Knie reichender langschöbiger Rock.

herunterhängendes »Plätzchen«*. Ernst und schweigend verneigte er sich vor dem Gast, wies ihm einen Sessel beim Diwan an und machte sich selber schwerfällig daran, Mitja gegenüber auf dem Sofa Platz zu nehmen, wobei er sich auf den Arm des Sohnes stützte und hilflos stöhnte, so daß Mitja, als er des Greises krankhafte Anstrengungen erblickte, sogleich in seinem Herzen Reue empfand und eine peinliche Scham wegen seiner »Auffrichtigkeit« einer so gewichtigen Persönlichkeit gegenüber, die er noch dazu beunruhigt habe.

»Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?« sprach endlich der Greis, nachdem er Platz genommen hatte, langsam, deutlich und streng, aber höflich.

Mitja fuhr zusammen, er wollte aufspringen, setzte sich aber gleich wieder. Darauf begann er sogleich zu sprechen: laut, rasch, nervös, mit heftigen Handbewegungen und in sichtlicher Ekstase. Es war ganz offenbar, daß dieser Mensch bis zum Äußersten gegangen war, daß er sich verloren wußte und nach einem letzten Ausweg suchte; wenn der aber nicht gelingt, dann aber »meinetwegen auch sogleich ins Wasser«! Das alles begriff wahrscheinlich der Greis Samsonow in einem Augenblick, wenn auch sein Gesicht unverändert und kalt blieb, wie das einer Statue.

»Der sehr edle Kusma Kusmitsch hat wahrscheinlich schon mehr als einmal vernommen von meinen Streitigkeiten mit meinem Vater, Fjodor Pawlowitsch Karamasow, der mich beraubt hat, was die Hinterlassenschaft meiner leiblichen Mutter betrifft . . . da ja die ganze Stadt schon davon widerhallt . . . weil hier eben alle von dem schwätzen, was sie nichts angeht. Aber auch abgesehen davon könnten Sie es auch durch Gruschenka erfahren haben . . . Verzeihung: durch Agrafena Alexandrowna . . . durch die von mir hochgeschätzte und hochgeehrte Agrafena Alexandrowna . . .«, so begann Mitja und blieb schon beim ersten Wort stecken. Wir

* Ein kleiner runder Kuchen in der Art eines Biskuits.

werden aber seine ganze Rede hier nicht wörtlich, vielmehr nur dem Inhalt nach anführen. Die Sache beruhe sozusagen darauf, daß er, Mitja, schon vor drei Monaten sich ganz absichtlich (er sagte gerade »ganz« absichtlich und nicht bloß absichtlich) mit einem Advokaten in der Gouvernementsstadt beraten habe, »mit einem berühmten Advokaten, Kusma Kusmitsch, mit Pawel Pawlowitsch Korneplodow, Sie geruhen wahrscheinlich schon von ihm gehört zu haben? Eine gewaltig breite Stirn, fast ein staatsmännischer Verstand . . . Sie kennt er gleichfalls . . . und er hat sich im besten Sinn über Sie geäußert . . .«, und Mitja blieb zum zweitenmal stecken. Aber seine Pausen brachten ihn nicht aus dem Konzept, er sprang sogleich wieder über sie hinweg und strebte weiter und weiter. Dieser Korneplodow habe ihn umständlich ausgefragt und die Dokumente eingesehen, die ihm Mitja vorlegen konnte (über die Dokumente äußerte sich Mitja unklar und besonders eilig an dieser Stelle), und er habe sich dahin geäußert, daß hinsichtlich des Dorfes Tschermaschnja, das sozusagen ihm, Mitja, gehören sollte, von seiner Mutter her, es möglich wäre, eine Klage zu erheben und damit dem alten Geizhals einen Hieb zu versetzen . . . »denn nicht alle Türen sind geschlossen, und die Justiz weiß schon, wo durchzuschlüpfen«. Mit einem Wort, man konnte sogar auf sechstausend Rubel Zuzahlung von Fjodor Pawlowitsch hoffen, sogar auf siebentausend, da Tschermaschnja gleichwohl nicht weniger als fünfundzwanzigtausend wert ist, das heißt, wahrscheinlich achtundzwanzig . . . »Dreißig, dreißig, Kusma Kusmitsch, ich aber habe, stellen Sie sich das vor, nicht einmal siebzehntausend von diesem hartherzigen Menschen herausbekommen können . . .! So habe ich nun diese Sache damals sozusagen aufgegeben, denn ich verstehe mich nicht auf die Justiz, als ich aber hierher kam, wurde ich aufs höchste betroffen durch eine Gegenforderung (hier verwirrte sich Mitja wiederum und sprang jäh auf etwas ganz anderes über). Sehen Sie also,

wollen nicht etwa Sie, hochgeehrter Kusma Kusmitsch, sozusagen alle meine Rechte auf diesen Unmenschen auf sich nehmen, mir selber aber nur Dreitausend geben . . . Sie können ja in keinem Fall den Prozeß verlieren, das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, Sie können vielmehr durchaus im Gegenteil Sechs- oder Siebentausend für Dreitausend gewinnen . . . Aber die Hauptsache ist, daß man dies abschließt, »heute noch« abschließt. Ich werde Ihnen dort beim Notar, so etwa, oder sonstwie . . . Mit einem Wort, ich bin zu allem bereit, ich werde Ihnen alle Dokumente aushändigen, die Sie verlangen werden, alles werde ich unterschreiben, und wir würden dies Papier dann auch auf der Stelle ausfertigen und wenn es möglich wäre, wenn es nur möglich wäre, so noch heute morgen . . . Sie würden mir diese Dreitausend auszahlen – denn wer ist mit Ihnen verglichen Kapitalist in diesem Städtchen? – und dadurch würden Sie mich retten von . . . mit einem Wort, Sie würden mein armes Haupt für die alleredelste Sache, für die erhabenste Sache kann man wohl sagen . . . denn ich empfinde die edelsten Gefühle für eine gewisse Persönlichkeit, die Sie allzugut kennen, und für die Sie väterlich sorgen. Sonst wäre ich auch gar nicht gekommen, wenn nicht »väterlich«. Und wenn Sie wollen, so sind dort drei mit den Stirnen aneinandergestoßen, denn das Schicksal – das ist ein Schreckgespenst, Kusma Kusmitsch! So ist die Wirklichkeit, so ist die Wirklichkeit! Da man Sie aber schon längst ausschließen muß, so werden nur zwei Stirnen bleiben, wie ich mich vielleicht nicht sehr geschickt ausgedrückt habe, aber ich bin nun einmal kein Literat. Das heißt, die eine Stirn ist die meinige, die andere aber – diejenige dieses Unmenschen. So wählen Sie also: entweder ich, oder dieses – Ungetüm? Alles ist jetzt in Ihren Händen – drei Schicksale und zwei Lose . . . Verzeihen Sie, ich bin irr geworden, aber Sie verstehen schon . . . ich sehe das an Ihren »geschätzten« Augen, daß Sie verstanden haben . . . Wenn Sie aber

nicht verstanden haben, dann muß ich heute noch ins Wasser! Das ist es!«

Mitja brach seine alberne Rede mit diesen Worten ab; er sprang von seinem Platz auf und erwartete die Antwort auf seinen dummen Vorschlag. Bei der letzten Phrase hatte er plötzlich bis zur Hoffnungslosigkeit empfunden, daß alles verloren sei, und die Hauptsache, daß er einen furchtbaren Unsinn zusammengeschwätzt habe. »Wie seltsam, als ich hierher schritt, schien mir alles gut, aber jetzt ist es auf einmal Unsinn!« ging es ihm plötzlich in seiner Hoffnungslosigkeit durch den Kopf. Die ganze Zeit, während Mitja sprach, saß der Greis unbeweglich und beobachtete ihn mit eisigem Gesichtsausdruck. Nachdem er ihn eine Weile auf seine Antwort hatte warten lassen, sprach endlich Kusma Kusmitsch im allerentschlossensten und trostlosesten Ton:

»Verzeihen Sie, wir beschäftigen uns nicht mit solchen Angelegenheiten!«

Mitja fühlte plötzlich, daß seine Beine schwach wurden. »Was soll ich denn jetzt machen, Kusma Kusmitsch?« murmelte er, bleich lächelnd. »Ich bin ja jetzt verloren, was glauben Sie denn?«

»Verzeihen Sie . . .«

Mitja stand immer noch da und blickte unbeweglich geradeaus, und plötzlich bemerkte er, daß sich irgend etwas im Gesicht des Greises bewegte. Er fuhr zusammen.

»Sehen Sie, mein Herr, uns sind solche Angelegenheiten – unbequem«, sprach langsam der Greis. »Es wird da Gerichtsverhandlungen geben, Advokaten, ein ganzes Elend! Wenn Sie aber wollen, es ist da ein Mensch, an den Sie sich wenden könnten . . .«

»Mein Gott, wer ist denn das . . .? Sie lassen mich ja auferstehen, Kusma Kusmitsch!« unterbrach ihn plötzlich Mitja.

»Er ist kein Hiesiger, dieser Mensch, ja, und er befindet sich auch jetzt nicht hier. Er ist aus dem Bauernstand, er handelt mit Holz, er hat den Spitznamen Ljagawi. Beim

Fjodor Pawlowitsch handelt er schon ein Jahr lang in diesem Ihren Tschermaschnja wegen des Waldes, ja, sie sind sich nicht einig über den Preis, vielleicht haben Sie davon gehört. Jetzt ist er gerade wiederum dorthin gekommen und wohnt beim Popen von Iljinsk, von der Station Wolowja wird das etwa zwölf Werst entfernt sein, im Dorf Iljinsk. Er hat hierher geschrieben, auch an mich, in dieser Angelegenheit, das heißt hinsichtlich dieses Waldes hat er meinen Rat erfragt. Fjodor Pawlowitsch will selber zu ihm hinfahren. Wenn Sie daher Fjodor Pawlowitsch zuvorkommen, ja, und Ljagawi ganz das gleiche vorschlagen, was Sie mir soeben gesagt haben, dann wird er vielleicht . . .«

»Ein genialer Einfall!« unterbrach ihn begeistert Mitja. »Gerade er, gerade ihm in die Hand! Er steht in Unterhandlungen, von ihm verlangt man einen zu hohen Preis, aber da habe ich für ihn gerade das Dokument auf ganz die gleiche Besitzung, hahaha!« Und Mitja lachte plötzlich sein kurzes hölzernes, völlig unerwartetes Lachen, so daß sogar Samsonow mit dem Kopf zuckte. »Wie soll ich Ihnen danken, Kusma Kusmitsch?« schäumte Mitja über.

»Das hat gar nichts zu bedeuten!« Und Samsonow neigte den Kopf auf die Seite.

»Sie wissen aber gar nicht, daß Sie mich gerettet haben. Oh, mich zog eine Vorahnung zu Ihnen hin . . . Also zu diesem Popen!«

»Es lohnt nicht des Dankes.«

»Ich eile und fliege. Ich habe mit Ihrer Gesundheit Mißbrauch getrieben. Ich werde Ihnen das in Ewigkeit nicht vergessen, ein russischer Mensch sagt Ihnen das, Kusma Kusmitsch, ein r. . . russischer Mensch!«

»So, so!« Mitja wollte die Hand des Greises erfassen, um sie zu schütteln, aber etwas Böses funkelte in dessen Augen. Mitja zog seine Hand zurück, machte sich aber sogleich Vorwürfe wegen seines Argwohns. »Das ist nur, weil er müde ist!« kam es ihm in den Sinn.

»Für sie, für sie, Kusma Kusmitsch! Sie verstehen, daß das für sie ist!« brüllte er plötzlich durch den ganzen Saal, verneigte sich, machte jäh kehrt, und ohne sich umzudrehen eilte er mit denselben raschen langen Schritten dem Ausgang zu. Er erbehte vor Entzücken. »Alles war ja schon verloren, und da hat mich mein Schutzengel errettet!« fuhr es ihm durch den Sinn. »Und wenn schon ein solcher Geschäftskundiger wie dieser Greis (der edelste Greis, und was für eine Haltung!) diesen Weg wies, dann . . . dann ist natürlich der Weg schon gewonnen. Sogleich muß man dahin fliegen. Bis zur Nacht werde ich zurückkehren, wenn auch in der Nacht, aber die Sache wird gewonnen sein. Der Greis konnte sich doch nicht etwa über mich lustig machen?« So rief Mitja aus, indem er seiner Wohnung zuschritt, und es konnte sich schon nicht anders seinem Geist darstellen, das heißt: entweder war das ein geschäftlicher Rat (noch dazu von einem solchen Geschäftsmann!), der die Sache versteht, der auch diesen Ljagawi kennt (was für ein seltsamer Name!), oder – der Greis hatte ihn eben zum besten gehabt! O weh! der letzte Gedanke war auch der einzig richtige. Später, erst lange nachher, als sich schon die ganze Katastrophe vollzogen hatte, gestand denn auch der Greis Samsonow selber lächelnd ein, er habe damals den »Kapitän« angeführt. Es war dies ein boshafter, kalter und höhnischer Mensch, dazu noch mit krankhaften Antipathien. War es nun die begeisterte Miene des Kapitäns oder die dumme Überzeugung dieses »Verschwenders und Geldausgebers«, daß er, Samsonow, auf einen solchen Unsinn hereinfallen könne, wie seinen »Plan«, oder war es ein Gefühl der Eifersucht in Hinsicht auf Gruschenka, in deren Namen »dieser Galgenstrick« zu ihm gekommen war mit irgendeinem Unsinn wegen Geldes – ich weiß es nicht, was eigentlich damals den Alten bestimmte, aber in jenem Augenblick, als Mitja vor ihm stand und fühlte, daß ihm seine Beine schwach wurden, und er höchst törichterweise ausrief, er

sei verloren – in diesem Augenblick sah der Greis auf ihn mit unendlicher Bosheit und beschloß, ihn zum besten zu haben. Als Mitja gegangen war, wandte sich Kusma Kusmitsch, bleich vor Zorn, an seinen Sohn und befahl anzuordnen, daß in Zukunft von diesem »Lump« auch nicht ein Hauch mehr sein solle, daß man ihn gar nicht in die Tür lasse, sonst . . .

Er sprach nicht aus, womit er drohte, aber sogar sein Sohn, der ihn häufig im Zorn gesehen hatte, erbebt vor Furcht. Noch eine Stunde später zitterte der Greis am ganzen Körper vor Wut, gegen Abend aber wurde er krank und schickte nach seinem Arzt.

II. *Ljagawi*

Es war also nötig »zu galoppieren«, aber Geld für die Pferde hatte er gleichwohl keinen Kopeken, das heißt, er besaß zwei Zwanzigkopekenstücke, und das war alles, alles, was geblieben war aus so viel Jahren früheren Wohlstandes! Es lag aber bei ihm zu Hause eine alte silberne Uhr, die schon längst nicht mehr ging. Er nahm sie und brachte sie zu einem jüdischen Uhrmacher, der auf dem Marktplatz eine kleine Bude innehatte. Der gab für sie sechs Rubel. »Auch das habe ich nicht erwartet!« rief Mitja in Begeisterung (er war immer noch in Begeisterung), nahm seine sechs Rubel und lief nach Hause. Zu Hause erhöhte er diese Summe, indem er seinen Wirtsleuten drei Rubel entlieh, die sie ihm mit Vergnügen gaben, ungeachtet dessen, daß dies ihr letztes Geld war, so sehr liebten sie ihn. In seinem begeisterten Zustand eröffnete ihnen Mitja sofort, daß sein Schicksal sich nunmehr entscheide, und er erzählte ihnen, natürlich in furchtbarer Eile, fast seinen ganzen »Plan«, den er eben erst Samsonow vorgetragen hatte, sodann auch die Entscheidung des Samsonow, seine Hoffnungen auf die Zukunft usw. Seine Wirtsleute waren auch vorher schon

eingeweiht gewesen in viele seiner Geheimnisse, und deshalb schauten sie auf ihn wie auf den »Ihrigen«, einen durchaus nicht hochmütigen »gnädigen Herrn«. Nachdem er auf diese Weise neun Rubel zusammengebracht hatte, schickte Mitja nach Postpferden »bis zur Station Wolowja«. Aber auf solche Weise wurde auch die Tatsache in Erinnerung gebracht und festgestellt, daß »am Vortag eines gewissen Ereignisses Mitja keinen Kopeken besaß, und daß er, um Geld zu erhalten, seine Uhr verkauft und seinen Wirtsleuten drei Rubel entliehen habe, und das alles vor Zeugen«.

Ich führe diese Tatsache im voraus an, später wird es klarwerden, wozu ich das tue.

Während nun Mitja der Station Wolowja zugaloppierte, leuchtete zwar sein Angesicht von dem frohen Vorgefühl, daß er endlich einmal »mit allen diesen Angelegenheiten« Schluß machen und sie zur Lösung bringen werde, dessenungeachtet zitterte er aber auch in banger Furcht: Was wird jetzt mit Gruschenka sein in seiner Abwesenheit? Nun, wird sie sich etwa gerade heute endlich entschließen, zu Fjodor Pawlowitsch zu gehen? Deshalb war er denn auch fortgefahren, ohne es ihr zu sagen, und nachdem er seinen Wirtsleuten befohlen hatte, keinesfalls kundzugeben, wo er hin sei, wenn man etwa von irgendwoher kommen werde, danach zu fragen. »Unbedingt, unbedingt muß man heute gegen Abend zurückkehren!« wiederholte er mit Beben, während er dahinflog. »Aber diesen Ljagawi muß man am Ende noch gar hierher mitschleppen . . ., um diesen Vertrag aufzustellen!« so dachte bangen Herzens Mitja, aber . . . O weh! seinen Gedanken sollte es durchaus nicht bestimmt sein, sich nach seinem »Plan« zu erfüllen.

Erstens verspätete er sich, als er sich von der Station Wolowja aufgemacht hatte, um auf Seitenwegen sein Ziel zu erreichen. Der Seitenweg erwies sich nicht zwölf, wohl aber achtzehn Werst lang! Zweitens traf er den Popen von Iljinsk nicht zu Hause: er war ins Nachbar-

dorf gegangen. Bis ihn dort Mitja, der sich immer noch mit denselben schon abgehetzten Pferden dahin begeben hatte, ausfindig machte, war es schon fast Nacht geworden. »Das Väterchen«*, dem Aussehen nach ein schüchterner und freundlicher Mann, erklärte ihm sogleich, daß dieser Ljagawi zwar anfangs bei ihm abgestiegen sei, sich aber jetzt in »Suchoj Poselok« befinde, dort nächtige er heute in der Hütte des Waldhüters, weil er auch dort wegen eines Waldes in Unterhandlungen stehe. Auf die inständigen Bitten des Mitja, ihn doch sogleich zu Ljagawi hinzuführen und »hierdurch sozusagen ihn zu retten«, hatte der Pope zwar anfangs gezaudert, aber schließlich eingewilligt, ihn nach »Suchoj Poselok« zu begleiten, da er offenbar Neugierde empfand; unglücklicherweise hatte er aber geraten, zu Fuß zu gehen, da es im ganzen nur eine kleine Werst, »mit einem ganz geringen Überschuß« sei. Mitja war natürlich einverstanden und ging mit seinen langen Schritten so drauflos, daß das arme »Väterchen« fast laufen mußte, um mit ihm Schritt zu halten. Das war ein noch nicht bejahrter und sehr vorsichtiger Mann. Mitja begann sogleich mit ihm eifrig über seine Pläne zu sprechen, und er verlangte aufgeregt und nervös Ratschläge hinsichtlich des Ljagawi und sprach den ganzen Weg über. Das »Väterchen« hörte aufmerksam zu, riet aber wenig. Auf Mitjas Fragen antwortete er ausweichend: »Ich weiß nicht, ach! ich weiß es nicht, woher sollte ich denn auch das wissen?« usw. Als Mitja von seinen Streitigkeiten mit dem Vater wegen der Erbschaft erzählte, da erschrak sogar das »Väterchen«, weil er zu Fjodor Pawlowitsch in gewissen Abhängigkeitsbeziehungen stand. Er fragte übrigens mit Staunen, weshalb denn Mitja diesen handeltreibenden Bauern Gorstkin »Ljagawi« nenne, und erklärte mit aller Bestimmtheit Mitja, daß, wenn Gorstkin auch tatsächlich Ljagawi sei, er aber auch wiederum nicht Ljagawi sei, weil er sich über diesen Namen heftig zu erzürnen pflege,

* So wird der Pope genannt.

und daß man ihn unbedingt Gorstkin nennen müsse, »sonst werden Sie nichts mit ihm zustande bringen, ja, und er wird Sie nicht einmal anhören«, schloß das »Väterchen«. Mitja staunte darüber ein wenig, aber nur für einen Augenblick, und er erklärte, daß ihn Samsonow selber so genannt habe. Als das »Väterchen« von diesem Umstand vernommen hatte, brach er sogleich das Gespräch ab, wenngleich er gut daran getan hätte, wenn er damals schon Dmitri Fjodorowitsch mitgeteilt hätte, was er erriet: daß nämlich, wenn Samsonow selber ihn zu diesem Bäuerlein gesandt habe als zu »Ljagawi«, er das vermutlich aus irgendeinem Grund zum Hohn getan habe, und ob da nicht irgend etwas nicht in Ordnung sei? Mitja aber stand nicht der Sinn danach, »bei solchen Kleinigkeiten« zu verweilen. Er ging eilends seines Weges, und erst als er nach »Suchoj Poselok« gekommen war, erriet er, daß sie nicht eine Werst und auch nicht anderthalb, aber wahrscheinlich drei Werst gegangen waren; das verstimmte ihn, aber er hielt an sich. Sie betraten die Hütte. Der Waldhüter, den der Pope kannte, bewohnte die eine Hälfte der Hütte, in der andern aber, in der »reinen«, in die man durch einen Vorraum hindurch eintrat, hatte sich Gorstkin häuslich niedergelassen. Sie gingen in diese »reine« Stube und zündeten eine Talgkerze an. Der Raum war stark geheizt. Auf dem Tisch aus Fichtenholz stand ein erloschener Samowar, dort war auch ein Teebrett mit Tassen, eine leere Flasche Rum, eine nicht völlig ausgetrunkene Literflasche Schnaps und Brocken eines Weißbrotes. Der Gast selber lag ausgestreckt auf der Bank, seinen zusammengelegten Rock statt eines Kissens unter dem Kopf, und schwer schnarchend. Mitja stand in Unentschlossenheit. »Natürlich muß man ihn wecken: meine Angelegenheit ist zu wichtig, ich habe mich so geeilt, ich muß noch heute zurückkehren!« sprach Mitja und begann sich zu beunruhigen; aber das »Väterchen« und der Wächter standen schweigend da, ihre Meinung behiel-

ten sie für sich. Mitja trat hinzu und machte sich selber daran, den Schlafenden zu wecken, er ging energisch ans Werk, der Schlafende erwachte aber nicht. »Er ist betrunken!« entschied Mitja. »Aber was soll ich denn anfangen, was soll ich denn anfangen?« Und plötzlich begann er mit furchtbarer Ungeduld den Schlafenden an Händen und Füßen zu ziehen, seinen Kopf zu schaukeln, ihn aufzuheben und auf die Bank zu setzen, und gleichwohl erreichte er nach sehr langen Anstrengungen nichts anderes, als daß der anfang albern zu brüllen und kräftig, wenn auch ohne deutlich auszusprechen, zu schimpfen. »Nein, Sie warten schon besser etwas«, sprach endlich das »Väterchen«, »weil er augenscheinlich gar nicht imstande ist . . .«

»Den ganzen Tag hat er getrunken!« ließ sich der Wächter vernehmen.

»Mein Gott!« schrie ein über das andere Mal Mitja, »wenn Sie nur wüßten, wie unbedingt nötig mir das ist, und in welcher Verzweiflung ich jetzt bin!«

»Nein, besser wäre es schon für Sie, bis zum Morgen zu warten!« wiederholte das »Väterchen«.

»Bis zum Morgen? Erbarmen Sie sich, das ist ganz unmöglich!« Und in seiner Verzweiflung wollte er sich schon wieder daran machen, den Betrunkenen zu wecken, er stand aber sogleich davon ab, da er die völlige Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah. Das »Väterchen« schwieg, der verschlafene Wächter machte ein finsternes Gesicht.

»Was für furchtbare Tragödien spielt doch mit den Menschen die Wirklichkeit!« sprach Mitja in völliger Verzweiflung. Der Schweiß lief ihm vom Gesicht. Diesen Augenblick nutzend, setzte das »Väterchen« durchaus vernünftig auseinander, daß, wenn es auch gelingen werde, den Schlafenden zu wecken, er gleichwohl zu keinerlei Unterhandlungen fähig sein werde, »Sie haben aber eine wichtige Angelegenheit zu besprechen, so wäre es schon besser, sie bis zum Morgen zu lassen!«

Mitja rang die Hände und erklärte sich einverstanden. »Ich, Väterchen, werde hier bei einem Licht warten und den Augenblick »erhaschen«. Er wird erwachen, und dann werde ich anfangen . . . Für das Licht werde ich dir bezahlen«, wandte er sich an den Wächter; »für den Aufenthalt gleichfalls, du wirst den Dmitri Karamasow in Erinnerung behalten! Nur wie es mit Ihnen, Väterchen, sein wird, weiß ich jetzt nicht. Wo werden Sie sich hinlegen?«

»Nein, ich werde schon besser nach Hause zurückkehren. Ich werde auch mit seinem Pferdchen nach Hause fahren . . .« Und er wies auf den Wächter. »So leben Sie denn wohl, ich wünsche Ihnen vollen Erfolg!«

So beschloß man denn auch. Das »Väterchen« fuhr mit dem Pferdchen des Wächters ab. Er war froh, daß er sich endlich losgemacht hatte, aber gleichwohl schüttelte er ratlos den Kopf und überlegte: Wird es nicht nötig sein, bereits morgen rechtzeitig von diesem eigenartigen Vorfall seinen Wohltäter Fjodor Pawlowitsch zu benachrichtigen? »Denn sonst wird er davon zu ungelegener Zeit erfahren, böse werden und seine Wohltaten einstellen.« Der Wächter kratzte sich schweigend und begab sich in seine Stube. Mitja aber setzte sich auf die Bank, um, wie er sich ausdrückte, den »Augenblick zu erhaschen«. Tiefer Gram legte sich, einem schweren Nebel gleich, um seine Seele. Tiefer, furchtbarer Gram. Er saß da, dachte nach, vermochte aber gar nichts zu bedenken. Das Licht brannte herunter, es zirpte eine Grille, in dem überheizten Zimmer wurde es unerträglich schwül. Es stellte sich ihm in seiner Vorstellung plötzlich ein Garten dar und ein Eingang hinter dem Garten: beim Vater im Haus öffnet sich geheimnisvoll die Tür, und in die Tür kommt Gruschenka hineingelaufen. Er sprang von der Bank auf. »Das ist eine Tragödie!« rief er und knirschte mit den Zähnen. Er schritt mechanisch zu dem Schlafenden hin und begann ihm ins Gesicht zu schauen. Das war ein hagerer, noch nicht alter Bauer, mit einem sehr längli-

chen Gesicht, mit blondem, lockigem Haar und einem langen, rötlichen Bärtchen; er hatte ein Zitzhemd an und darüber eine schwarze Weste, aus deren Tasche die Kette einer silbernen Uhr herausschaute. Mitja beobachtete dieses Gesicht mit furchtbarem Haß, und es erfüllte ihn aus irgendeinem Grund mit ganz besonderem Widerwillen, daß der Schlafende Locken hatte. Vor allem war es ihm aber unerträglich kränkend, daß er, Mitja, da bei dem Schlafenden stehe mit seiner Angelegenheit, die keinen Aufschub duldete, nachdem er schon so viel geopfert, so viel aufgegeben habe, und in ganz abgehetztem Zustand, »dieser aber, von dem jetzt mein ganzes Schicksal abhängt, schnarcht, als ob gar nichts los wäre, ganz so, als ob er sich auf einem andern Planeten befinde!«

»O Ironie des Schicksals!« rief Mitja aus, und plötzlich verlor er völlig den Kopf und warf sich wiederum über den betrunkenen Bauern, um ihn zu wecken. Er benahm sich dabei wie rasend, er zerrte ihn, stieß ihn, schlug ihn sogar; nachdem er sich aber fünf Minuten mit ihm abgeplagt und wiederum nichts erreicht hatte, kehrte er in ohnmächtiger Verzweiflung zu seiner Bank zurück und setzte sich nieder. »Dumm, wie dumm!« rief Mitja aus. »Und . . . wie ist das alles ehrlos!« fügte er plötzlich aus irgendeinem Grund hinzu. Ihm begann der Kopf furchtbar weh zu tun: »Soll ich es wohl aufgeben?« blitzte es ihm durch den Kopf. »Nein, ich bleibe bis zum Morgen! Ich bleibe erst recht, erst recht! Weshalb bin ich denn auch gekommen nach dem allem? Ja, und es ist auch nichts da, womit man abfahren könnte, wie sollte ich denn jetzt von hier fortkommen? O Unsinn!«

Sein Kopf begann ihm indes immer heftiger zu schmerzen. Unbeweglich saß er da und entsann sich schon nicht mehr, wie er einnickte, und plötzlich war er im Sitzen eingeschlafen. Augenscheinlich hatte er zwei oder mehr Stunden geschlafen. Er erwachte aber von unerträglichem Kopfweh, so unerträglich war es, daß er hätte laut

schreien mögen. In seinen Schläfen hämmerte es, der Kopf schmerzte ihm. Als er erwacht war, konnte er noch lange nicht völlig zu sich kommen und sich darauf besinnen, was denn eigentlich mit ihm vorgefallen sei. Endlich erriet er dann, daß in dem Zimmer ein furchtbarer Kohlendunst war, und daß er vielleicht hätte sterben können. Der betrunkene Bauer aber lag immer noch da und schnarchte; an der Kerze war der Talg ausgeflossen, und sie war nahe am Erlöschen. Mitja schrie auf und stürzte schwankenden Schrittes durch den Vorraum in die Stube des Wächters. Der wachte rasch auf; als er aber gehört hatte, daß in dem andern Zimmer Kohlendunst sei, ging er zwar dorthin, um entsprechende Vorkehrungen zu treffen, nahm aber die Tatsache selber so gleichgültig auf, daß es seltsam war. Und dies erstaunte Mitja in einer Weise, daß er sich fast gekränkt vorkam.

»Er ist aber gestorben, er ist gestorben, und dann . . . was dann?« schrie Mitja außer sich den Wächter an. Man öffnete die Türen, das Fenster, die Ofenröhre. Mitja schleppte aus dem Vorraum einen Eimer Wasser herbei, benetzte zuerst sich selber den Kopf, dann aber tauchte er irgendeinen Lappen, den er gefunden hatte, ins Wasser und legte ihn dem Ljagawi aufs Haupt. Der Wächter aber verhielt sich nach wie vor diesem Zwischenfall gegenüber mit einer gewissen Verachtung. Nachdem er das Fenster geöffnet hatte, sprach er mürrisch: »Das genügt!« Und er ging wiederum schlafen, wobei er Mitja die angezündete eiserne Laterne hinterließ. Mitja machte sich noch über eine halbe Stunde mit dem vom Kohlendunst vergifteten Betrunkenen zu schaffen, indem er ihm immerzu den Kopf benetzte, und er hatte schon die ernste Absicht, die ganze Nacht über nicht zu schlafen, aber übermüdet setzte er sich nieder, »nur für einen Augenblick, um aufzuatmen«, und schloß augenblicklich die Augen, dann streckte er sich unwillkürlich auf der Bank aus und schlief regungslos wie ein Erschlagener.

Er erwachte furchtbar spät. Es war ungefähr schon neun

Uhr. Die Sonne leuchtete hell in die zwei Fensterchen der Hütte hinein. Der kraushaarige Bauer von gestern saß auf der Bank und hatte schon sein Wams angezogen. Vor ihm stand eine frische Teemaschine und ein neuer Liter Schnaps. Der alte, gestrige war schon völlig geleert, und auch der neue schon mehr als zur Hälfte. Mitja sprang auf und erriet sogleich, daß der verdammte Bauer wiederum betrunken sei, betrunken tief und unwiederbringlich. Er blickte etwa eine Minute lang auf ihn, wobei er die Augen weit aufriß. Der Bauer aber schaute ihn schweigend und listig an, mit einer gewissen beleidigenden Ruhe, sogar mit einem gewissen verächtlichen Hochmut, wie es Mitja schien. Er stürzte auf ihn zu.

»Erlauben Sie, sehen Sie . . . ich . . . Sie haben wahrscheinlich schon von dem Wächter dieser Hütte gehört: ich bin der Leutnant Dmitri Karamasow, der Sohn des alten Karamasow, bei dem Sie geruhen wegen eines Waldes in Unterhandlungen zu stehen . . .«

»Das lügst du!« sprach plötzlich fest und ruhig der Bauer.

»Wieso lüge ich denn? Fjodor Pawlowitsch geruhen Sie doch zu kennen?«

»Ganz und gar keinen Fjodor Pawlowitsch geruhe ich zu kennen«, sprach der Bauer, indem er schwerfällig seine Zunge bewegte.

»Wegen eines Waldes, wegen eines Waldes verhandeln Sie mit ihm, ja, so erwachen Sie doch, entsinnen Sie sich doch! Vater Pawel aus Iljinsk hat mich hierher begleitet . . . Sie haben Samsonow geschrieben, und er hat mich zu Ihnen gesandt . . .«, keuchte Mitja hervor.

»Du lügst!« bemerkte wiederum mit fester Stimme Ljagawi. Dem Mitja erstarrten die Füße.

»Erbarmen Sie sich, das ist ja doch kein Spaß! Sie sind vielleicht betrunken. Sie können aber wohl endlich sprechen, verstehen . . . sonst . . . sonst begreife ich gar nichts mehr!«

»Du bist ein Färber!«

»Erbarmen Sie sich, ich bin Karamasow, Dmitri Kara-

masow, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen . . . einen vorteilhaften Vorschlag . . . einen sehr vorteilhaften . . . eben hinsichtlich des Waldes.«

Der Bauer strich sich gewichtig den Bart. »Nein, du hast eine Lieferung übernommen und dich dabei als Schurke erwiesen. Du bist ein Schuft!«

»Ich versichere Ihnen, Sie irren sich!« Und Mitja rang verzweifelt die Hände. Der Bauer streichelte immer noch seinen Bart und zwinkerte plötzlich listig mit den Augen.

»Nein, du sage mir folgendes: Zeige mir doch ein Gesetz, wonach es erlaubt wäre, Schweinereien zu machen, hörst du? Du bist ein Schuft, verstehst du das?«

Mitja trat finster zurück, und auf einmal war es ihm, als »ob ihn plötzlich etwas vor die Stirn gestoßen habe«, wie er sich selber späterhin ausdrückte. In einem Augenblick ging irgendeine Erleuchtung in seinem Geist vor sich. »Ein Lichtchen entflammte, und ich begriff alles.« Wie zur Säule geworden stand er da, und er konnte gar nicht begreifen, wie er, doch ein einsichtiger Mensch, sich auf eine solche Dummheit einlassen konnte, auf ein solches Abenteuer, und das alles fast einen ganz Tag hindurch zu treiben, sich mit diesem Ljagawi abzugeben, ihm noch den Kopf zu netzen . . . »Nein, der Mann ist betrunken, so betrunken, daß er schwarze Männchen sieht, und er wird noch eine ganze Woche saufen – was soll man da noch warten? Aber wie, wenn Samsonow mich absichtlich hierher gesandt hat? Aber wie, wenn sie . . . Oh, mein Gott, was habe ich da angerichtet?«

Der Bauer saß da, blickte auf ihn und »lächelte höhnisch«. Wären die Umstände andere gewesen, so hätte auch vielleicht Mitja diesen Dummkopf vor Wut totgeschlagen, jetzt aber war er selber ganz schwach geworden wie ein kleines Kind. Leise ging er zur Bank, nahm seinen Mantel, zog ihn schweigend an und verließ die Stube. In dem anderen Raum fand er den Wächter nicht vor, es war niemand dort. Er nahm aus der Tasche fünfzig Kopeken Kleingeld und legte sie auf den Tisch »für das

Nachtlager, das Licht und die verursachte Unruhe«. Als er die Hütte verlassen hatte, sah er, daß ringsherum nur Wald war und weiter nichts. Er ging aufs Geratewohl voran, sogar ohne sich zu entsinnen, wohin man sich von der Hütte aus wenden müsse – nach rechts oder nach links; als er gestern nacht mit dem »Väterchen« hierhergeeilt war, hatte er auf die Richtung gar nicht achtgegeben. Kein Rachegefühl in Hinsicht auf irgendwen war in seiner Seele, nicht einmal auf Samsonow. Er schritt auf dem schmalen Waldweg dahin, ohne sich Rechenschaft abzulegen, verloren »mit verlorenen Gedanken« und ohne sich irgendwie darum zu kümmern, wohin er gehe. Ihn hätte ein Kind überwältigen können, das ihm begegnet wäre, so war er plötzlich schwach geworden an Seele und Körper. Gleichwohl fand er sich irgendwie aus dem Wald heraus: es zeigten sich plötzlich Stoppelfelder auf der unübersehbaren Fläche. »Was für eine Verzweiflung, was für ein Tod ringsum!« wiederholte er immer nur, indem er voranschritt.

Ihm halfen Vorübergehende aus der Verlegenheit: ein Fuhrmann fuhr auf einem Seitenweg irgendeinen alten Kaufmann. Als sie ihn erreicht hatten, fragte Mitja nach dem Weg, und es erwies sich, daß auch jene nach Wolowja fuhren. Man unterhandelte und ließ den Mitja mitfahren. Nach drei Stunden waren sie an Ort und Stelle. Auf der Station Wolowja bestellte Mitja sogleich Postpferde nach der Stadt, und es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er einen furchtbaren Hunger habe. Während man anspannte, bereitete man ihm eine Eier Speise. Er aß sie sofort ganz auf, dazu ein großes Stück Brot und eine Wurst, die sich dort vorfand, und dazu trank er drei Gläschen Schnaps. Als er sich so gestärkt hatte, gewann er seinen guten Mut wieder, und in seiner Seele wurde es wiederum hell. Er flog nur so auf dem Weg daher, trieb immerfort den Fuhrmann an und faßte plötzlich einen neuen und schon »unabänderlichen« Plan, wie er heute noch bis zum Abend »dies verfluchte

Geld« aufreiben könne. »Und man denke nur, man stelle sich nur vor, daß wegen dieser lumpigen dreitausend Rubel das Schicksal eines Menschen Schiffbruch leidet!« rief er verächtlich aus. »Heute noch werde ich das entscheiden!« Und wenn ihn nicht unaufhörlich der Gedanke an Gruschenka gequält hätte und daran, ob sich nicht irgend etwas mit ihr zugetragen habe, so wäre er vielleicht wiederum völlig vergnügt geworden. Der Gedanke an sie bohrte sich aber jeden Augenblick wie ein scharfes Messer in seine Seele. Endlich war man angekommen, und Mitja eilte auf der Stelle zu Gruschenka.

III. *Die Goldgrube*

Das war eben jener Besuch Mitjas, von dem Gruschenka in solcher Angst dem Rakitin erzählt hatte. Sie erwartete damals ihre »Estafette« und war sehr froh darüber, daß Mitja weder gestern noch heute zu ihr gekommen war, und sie hoffte auch, daß, wenn Gott es geben wird, er auch bis zu ihrer Abreise nicht kommen werde; aber da war er plötzlich auch hereingestürzt. Das Weitere ist uns bekannt. Um ihn loszuwerden, hatte sie ihn sogleich überredet, sie zu Kusma Kusmitsch zu begleiten, wohin sie, wie sie angab, unbedingt gehen müsse, um »Geld zu zählen«, und als Mitja sie sogleich auch begleitet hatte, hatte sie ihm, als sie an der Tür des Kusma sich von ihm verabschiedete, das Versprechen abgenommen, um Mitternacht wiederzukommen, um sie nach Hause zurückzubegleiten. Mitja war auch froh über diesen Sachverhalt: beim Kusma wird sie sitzen, das heißt demnach, sie wird nicht zu Fjodor Pawlowitsch gehen . . . »wenn sie nur nicht lügt!« fügte er sogleich hinzu. Aber es schien ihm, sie habe nicht gelogen. Er war nämlich einer von jenen Eifersüchtigen, die, wenn sie von dem geliebten Weib Abschied nehmen, sich sogleich Gott weiß was für furchtbare Dinge ausdenken darüber, was mit ihr vor

sich gehen könne, und wie sie sie dort »betrüge«, wenn sie aber wiederum zu ihr hingelaufen kommen, erschüttert, erschlagen, schon unwiederbringlich überzeugt davon, daß sie es gleichwohl fertiggebracht habe, sie zu betrügen - mit dem ersten Blick auf ihr Angesicht, auf das lachende, heitere und freundliche Gesicht dieses Weibes - sofort wie geistig neugeboren werden, sogleich jeden Argwohn verlieren und mit freudiger Scham sich selber schelten wegen ihrer Eifersucht. Nachdem er Gruschenka begleitet hatte, eilte er nach Hause. Oh, wieviel mußte er noch heute fertigbringen! Aber es war wenigstens eine Last von seinem Herzen genommen. »Jetzt muß ich nur möglichst rasch von Smerdjakow erfahren, ob dort gestern nicht irgend etwas vorgefallen ist, ob sie nicht am Ende gar zu Fjodor Pawlowitsch gekommen sei, o weh!« fuhr es ihm durch den Kopf. Er hatte demnach nicht einmal Zeit gefunden, in seine Wohnung zu eilen, als schon wiederum die Eifersucht in seinem ruhelosen Herzen zu kribbeln begann.

Die Eifersucht! »Othello ist nicht eifersüchtig, er ist nur leichtgläubig!« bemerkte einst Puschkin, und schon diese eine Bemerkung zeugt von der außerordentlichen Geistestiefe unseres großen Dichters. Bei Othello ist einfach die Seele zermalmt und seine ganze Weltanschauung ins Schwanken geraten, weil »sein Ideal zugrunde gegangen war«. Aber Othello wird sich nicht verstecken, wird nicht ausspionieren, nicht auf der Lauer liegen: er ist nur leichtgläubig. Im Gegenteil, man muß ihn erst auf die Spur bringen, ihn daraufstoßen, ihn mit außerordentlichen Anstrengungen entflammen, damit er die Untreue überhaupt nur errate. Nicht so der wahrhaft Eifersüchtige. Man kann sich sogar nicht einmal die ganze Schmach vorstellen und den ganzen sittlichen Fall, mit denen ein Eifersüchtiger ohne alle Gewissensbisse sich abzufinden imstande ist. Und dabei sind das durchaus nicht alles niederträchtige und schmutzige Seelen. Im Gegenteil: mit hohem Herzen, mit reiner Liebe, voll von

Selbstaufopferung kann man sich gleichwohl unter Tischen verstecken, die niederträchtigsten Leute bestechen und sich abfinden mit dem allerekligsten Schmutz des Spionentums und des An-der-Türe-Horchens. Othello hätte sich um nichts in der Welt mit dem Treubruch der Geliebten abfinden können, er hätte es zwar nicht über sich gebracht, nicht zu verzeihen, aber er hätte sich nicht damit abfinden können — obgleich seine Seele ohne Bosheit war und unschuldig wie die Seele eines kleinen Kindes. Nicht das gleiche gilt für den wahrhaft Eifersüchtigen. Es ist schwer, sich auch nur vorzustellen, womit er sich abzufinden und auszusöhnen vermag, und was bisweilen ein Eifersüchtiger zu verzeihen imstande ist! Die Eifersüchtigen verzeihen ja auch schneller als alle andern, und das wissen auch alle Frauen. Ein Eifersüchtiger kann und vermag außerordentlich rasch zu verzeihen (natürlich, nachdem er zuvor eine furchtbare Szene gemacht hat), zum Beispiel schon fast bewiesenen Verrat, schon von ihm selber gesehene Umarmungen und Küsse, wenn er sich zu derselben Zeit irgendwie überzeugen konnte, daß dies »zum letztenmal« geschehen sei, und daß sein Nebenbuhler von dieser Stunde an schon verschwinden, wegreisen wird bis ans Ende der Welt, oder daß er selber sie entführen werde irgendwohin, an einen solchen Ort, wohin dieser furchtbare Nebenbuhler schon nicht mehr kommen wird. Es versteht sich von selber, diese Versöhnung wird nur auf eine Stunde sein, denn wenn auch tatsächlich der Nebenbuhler verschwunden ist, so wird der Eifersüchtige morgen schon einen andern erfinden, einen neuen, und auf den dann eifersüchtig sein. Man möchte sich die Frage stellen: was ist denn eigentlich an einer solchen Liebe, auf die man so achtgeben muß, was ist eigentlich eine Liebe wert, die man derart bewachen muß? Das aber wird ja gerade der wahrhaft Eifersüchtige niemals begreifen, und dabei finden sich unter ihnen tatsächlich auch Leute mit hohem Herzen. Bemerkenswert ist noch das, daß,

wenn diese selben Menschen mit hohem Herzen dabei in irgendeinem Winkel stehen, an Türen lauschen und spionieren, und wenn sie dabei auch deutlich »mit ihrem hochgestimmten Herzen« die ganze Schmach begreifen, in die sie selber freiwillig sich begaben, sie gleichwohl, wenigstens in dem Augenblick, während sie in diesem Winkel stehen, niemals Gewissensbisse empfinden. Bei Mitja pflegte alle Eifersucht zu schwinden, wenn er nur Gruschenka erblickte, und für einen Augenblick wurde er dann vertrauend und edelmütig und verachtete sogar sich selber wegen seiner häßlichen Gefühle. Das bedeutet aber bloß, daß in seiner Liebe zu diesem Weib etwas bei weitem Höheres beschlossen war, als er selber vermutete, keineswegs bloß reine Leidenschaftlichkeit, keineswegs nur »die Linie des Körpers«, von der er Aljoscha erzählt hatte. Wenn dafür aber Gruschenka nur eben seinen Augen entschwunden war, so begann Mitja sogleich in ihr alle Niedrigkeiten und Heimtücken des Verrates zu vermuten. Gewissensbisse fühlte er dabei aber nicht die geringsten.

Es schäumte also in ihm von neuem die Eifersucht auf. Auf jeden Fall mußte man sich beeilen. Zunächst mußte man Geld erlangen, wenn auch nur vorderhand ein Tröpfchen. Die neun Rubel von gestern waren für die Fahrt fast völlig draufgegangen, aber ohne alles Geld kann man bekanntlich nirgendwohin einen Schritt tun. Er hatte aber noch vorhin im Wagen zugleich mit seinem neuen Plan sich auch ausgedacht, wo er auch bis auf weiteres Geld erlangen könnte. Er besaß ein Paar schöne Duellpistolen mit Patronen dazu, und wenn er sie bis jetzt nicht versetzt hatte, so nur deshalb, weil er diese Dinger mehr liebte als alles, was er sonst besaß. Im Gasthaus »Zur Hauptstadt« hatte er sich schon längst mit einem jungen Beamten oberflächlich bekanntgemacht, und er hatte gerade einmal im Wirtshaus erfahren, daß dieser unverheiratete und sehr vermögende Beamte leidenschaftlich Waffen liebe, Pistolen, Revolver,

Dolche kaufe und bei sich an den Wänden aufhänge, seinen Bekannten zeige, damit prahle, auch sei er ein Meister, das System eines Revolvers zu erklären, wie man lädt, wie man schießt usw. Ohne lange zu überlegen, begab sich Mitja sogleich zu ihm hin und schlug ihm vor, auf die Pistolen ein Darlehen von zehn Rubel zu geben. Der Beamte freute sich darüber und begann ihn zu überreden, ihm die Pistolen zu verkaufen, aber Mitja war nicht einverstanden, und so gab er ihm zehn Rubel, nachdem er erklärt hatte, er werde um nichts in der Welt Prozente nehmen. Sie trennten sich als Freunde. Mitja eilte, es zog ihn zu seiner Laube hin hinter das Haus des Fjodor Pawlowitsch, um möglichst rasch Smerdjakow herauszurufen. Auf diese Weise aber wurde wiederum ein »Tatbestand« gewonnen, daß nämlich Mitja im ganzen nur drei bis vier Stunden vor einem gewissen Ereignis, von dem ich weiter unten ausführlich erzählen werde, keinen Kopeken Geld hatte, und daß er für zehn Rubel eine geliebte Sache versetzt habe, während sich plötzlich drei Stunden später in seinen Händen Tausende fanden . . . Aber ich eile voraus!

Bei Marja Kondratjewna (der Nachbarin des Fjodor Pawlowitsch) erwartete ihn eine Nachricht, die ihn außerordentlich erschütterte und in Ratlosigkeit versetzte: die Nachricht von der Erkrankung des Smerdjakow. Er hörte die Geschichte, daß er in den Keller gestürzt sei und einen Fallsuchtsanfall erlitten habe, er hörte von dem Besuch des Doktors, den Sorgen des Fjodor Pawlowitsch. Mit Interesse erfuhr er auch, daß sein Bruder Iwan Fjodorowitsch schon am Morgen nach Moskau abgefahren sei. »Er muß demnach vor mir durch Wolowja durchgekommen sein!« dachte Dmitri Fjodorowitsch; aber Smerdjakow beunruhigte ihn furchtbar: »Wie denn jetzt? Wer wird denn lauern, wer wird es mich denn wissen lassen?« Mit Eifer begann er die Frauen auszufragen, ob sie gestern abend irgend etwas bemerkt hätten. Jene verstanden sehr wohl, wonach er forsche,

und beruhigten ihn völlig: niemand war da, es nächtigte dort nur Iwan Fjodorowitsch, »alles war in bester Ordnung«. Mitja dachte nach. Zweifellos mußte man auch heute Wache halten, aber wo? Hier oder an dem Tor des Samsonow? Er entschied: sowohl hier wie dort, ganz den Umständen nach, aber vorderhand, vorderhand . . . Die Sache war die, daß jetzt jener »Plan« ihm bevorstand, der von vorhin, der neue und schon richtige Plan, den er auf der Fahrt ausgedacht hatte, und dessen Aufschub schon unmöglich war. Mitja beschloß dafür eine Stunde zu opfern: »In einer Stunde werde ich alles entscheiden, alles erfahren, und dann, dann werde ich mich zuerst zum Haus des Samsonow begeben, mich erkundigen, ob Gruschenka dort ist, und dann gleich hierher zurück, und bis elf Uhr hier, dann aber wiederum zu ihr, zu Samsonow, um sie nach Hause zu begleiten.« Das war es, was er beschloß.

Er flog nach Hause, wusch sich, frisierte sich, reinigte seinen Anzug, zog sich an und begab sich zu Frau Chochlakow. O weh! sein »Plan« lag dort. Er hatte beschlossen, bei dieser Dame dreitausend Rubel zu leihen. Und die Hauptsache, es erfaßte ihn plötzlich, ganz auf einmal, eine außerordentliche Zuversicht, daß sie ihm dies Geld nicht abschlagen werde. Vielleicht wird man sich darüber wundern, weshalb er denn, wenn er seiner Sache so gewiß war, nicht vordem schon dahin gegangen sei, sozusagen in »seine« Gesellschaft, und sich statt dessen zu Samsonow begeben hatte, einem Mann aus einem so fremden Gesellschaftskreis, daß Mitja nicht einmal wußte, wie er mit ihm sprechen solle. Die Sache war aber die, daß er im letzten Monat den Verkehr mit Frau Chochlakow fast völlig aufgegeben hatte, ja, und auch vordem war er wenig bekannt mit ihr. Zudem wußte er auch noch sehr wohl, daß sie auch selber ihn nicht leiden mochte. Diese Dame haßte ihn ganz von Anfang an deswegen, weil er der Bräutigam der Katarina Iwanowna war, während es sie aus irgendeinem Grund

plötzlich danach verlangte, Katarina Iwanowna solle ihm den Laufpaß geben und den »lieben, ritterlich gebildeten Iwan Fjodorowitsch heiraten, der so gute Manieren besitzt«. Die Manieren des Mitja waren ihr aber verhaßt. Mitja hatte sogar über sie gespottet und sich einmal so über sie geäußert: »diese Dame sei ebenso lebhaft und ungezwungen wie ungebildet.« Und da, heute morgen, auf der Fahrt, hatte ihn der allerklarste Gedanke erleuchtet: »Ja, wenn sie schon so nicht will, daß ich Katarina Iwanowna heirate, und das zu einem solchen Grad (er wußte: fast bis zur Hysterie), weshalb sollte sie mir dann jetzt diese Dreitausend verweigern, die ich gerade dafür erbitte, um für dieses Geld unter Zurücklassung der Katja auf ewig von hier fortzufahren? Wenn diese verwöhnten Damen der höchsten Gesellschaft schon einmal etwas bis zum Eigensinn wünschen, dann werden sie auch schon vor nichts zurückschrecken, damit es nach ihrem Wunsch herauskomme. »Sie aber ist zudem noch so reich«, urteilte Mitja. Was indes im besonderen den »Plan« anging, so war das immer ganz der gleiche wie auch vordem, das heißt das Anerbieten seiner Rechte auf Tschermaschnja – indes schon nicht mehr in kaufmännischer Absicht, wie gestern Samsonow gegenüber, das heißt, er wollte nicht diese Dame, wie gestern Samsonow, zu bestimmen suchen, durch die Möglichkeit, statt dreitausend Rubel einen doppelten Geldhaufen einzustreichen, sechs- oder siebentausend, er bot ihr vielmehr seine Rechte auf Tschermaschnja nur einfach an wie eine freiwillige, aus Gewissenhaftigkeit geleistete Garantie für die Schuld. Indem Mitja diesen seinen neuen Gedanken weiter ausdachte, geriet er geradezu in Begeisterung; aber so ging es ihm jedesmal, bei allem, was er anfang, bei allen seinen plötzlichen Entschlüssen. Jedem neuen Einfall, der ihm kam, gab er sich bis zur Leidenschaft hin. Dessenungeachtet fühlte er, als er die Schwelle des Hauses der Frau Chochlakow betrat, plötzlich auf seinem Rücken ein Kältegefühl des Entsetzens:

erst in diesem Augenblick erkannte er völlig und schon mit mathematischer Klarheit, daß da jetzt auch schon seine letzte Hoffnung liege, daß ihm weiter nichts mehr in der Welt bleibe, wenn es dort mißlingt, »es sei denn irgend jemanden zu ermorden und zu berauben wegen der Dreitausend, aber weiter auch gar nichts!« . . . Es war halb acht Uhr als er läutete.

Im Anfang schien ihm das Glück zu lächeln: kaum war er angemeldet, so ließ man ihn auch sogleich schon mit außerordentlicher Schnelligkeit eintreten. »Ganz so, als ob sie mich erwartet hätte«, kam es Mitja in den Sinn. Als man ihn dann eben erst ins Gastzimmer geführt hatte, kam plötzlich die Hausherrin herbeigeeilt und erklärte ihm ohne alle Umschweife, daß sie ihn erwartet habe . . .

»Ich habe Sie erwartet, erwartet! Ich konnte ja sogar nicht einmal annehmen, daß Sie selber zu mir kommen werden, das müssen Sie zugeben, und trotzdem habe ich Sie erwartet! Staunen Sie über meinen Instinkt, Dmitri Fjodorowitsch, diesen ganzen Morgen über war ich überzeugt, daß Sie heute kommen werden!«

»Das ist tatsächlich erstaunlich, gnädige Frau«, sprach Mitja, indem er schwerfällig Platz nahm, »aber . . . ich bin in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit gekommen . . ., der allerwichtigsten von den wichtigsten für mich, das heißt, meine Gnädige, für mich allein, und ich beeile mich . . .«

»Ich weiß, daß Sie in der allerwichtigsten Angelegenheit kommen, Dmitri Fjodorowitsch, da sprechen nicht irgendwelche Vorahnungen mit, nicht rückständige Neigungen zu Wundern (Sie haben doch wohl vom Starez Sossima gehört?), dort, dort herrscht die Mathematik. Sie konnten gar nicht ausbleiben nach dem, wie dies sich alles zugetragen hat mit Katarina Iwanowna. Sie mußten, Sie mußten: das ist Mathematik!«

»Die Realität des wirklichen Lebens, Gnädige, das ist es! Erlauben Sie indes, gleichwohl zu erklären . . .«

»Eben die Realität, Dmitri Fjodorowitsch! Ich bin jetzt

durchaus für die Realität, ich bin allzu sehr gewitzigt hinsichtlich der Wunder. Sie haben gehört, daß der Starez Sossima gestorben ist?»

»Nein, Gnädige, ich höre das zum erstenmal«, und Mitja erstaunte ein wenig. In seinem Geist blitzte das Bild Aljoschas auf.

»Heute in der Nacht, und stellen Sie sich nur vor . . .«

»Gnädige«, unterbrach Mitja, »ich stelle mir nur das vor, daß ich in der verzweifeltsten Lage bin, und daß, wenn Sie mir nicht helfen werden, alles versinken wird, und ich als erster versinken werde. Verzeihen Sie die Trivialität meiner Ausdrucksweise, ich bin aber im Fieber, ich bin im hitzigen Fieber . . .«

»Ich weiß, ich weiß, daß Sie im hitzigen Fieber sind, alles weiß ich, Sie können auch gar nicht in einer anderen Geistesverfassung sein, und was Sie auch nicht sagen mögen, ich weiß alles im voraus. Ich habe schon längst meine Aufmerksamkeit auf Ihr Schicksal gelenkt, Dmitri Fjodorowitsch, ich gebe acht darauf und studiere es . . . Oh, glauben Sie nur, daß ich ein erfahrener Seelenarzt bin, Dmitri Fjodorowitsch!«

»Gnädige, wenn Sie ein erfahrener Arzt sind, so bin ich dafür ein erfahrener Kranker«, scherzte Mitja gewaltsam, »und ich fühle voraus, daß, wenn Sie schon meinem Schicksal derartige Aufmerksamkeit widmen, Sie mir auch beispringen werden, wo ich Gefahr laufe, zugrunde zu gehen; dafür aber erlauben Sie mir endlich, Ihnen auseinanderzusetzen, mit welchem Plan ich mich erkühnte, bei Ihnen vorzusprechen, Gnädige . . .!«

»Setzen Sie Ihren Plan gar nicht auseinander, das ist ja nebensächlich. Was aber Hilfe anbetrifft, so sind Sie nicht der erste, dem ich helfe, Dmitri Fjodorowitsch. Sie haben wahrscheinlich von meiner Cousine Belmesow gehört, ihr Gatte richtete sich zugrunde, war daran zu »versinken«, wie Sie sich charakteristisch ausdrückten, Dmitri Fjodorowitsch, und wie denn, ich riet ihm, sich mit Pferdezucht zu befassen, und jetzt geht es ihm ausge-

zeichnet. Haben Sie eine Vorstellung von Pferdezucht, Dmitri Fjodorowitsch?»

»Nicht die geringste, Gnädige – ah! Gnädige, nicht die geringste!« schrie in nervöser Ungeduld Mitja, und er wollte sich sogar von seinem Platz erheben. »Ich beschwöre Sie nur, Gnädige, mich anzuhören, lassen Sie mich nur zwei Minuten ohne Unterbrechung reden, damit ich Ihnen zuerst alles auseinandersetzen kann, den ganzen Vorschlag, mit dem ich gekommen bin. Zudem habe ich keine Zeit zu verlieren, ich eile furchtbar!« schrie hysterisch Mitja, da er fühlte, sie werde sogleich wieder zu sprechen anfangen, und er hoffte sie zu überschreien: »Ich kam in Verzweiflung . . . in der letzten Stufe von Verzweiflung, um Sie zu bitten, mir dreitausend Rubel zu leihen, gegen das sicherste Unterpfand, Gnädige, gegen die beste Sicherstellung! Erlauben Sie mir nur auseinanderzusetzen . . .«

»Das können Sie alles später, später!« und Frau Chochlakow machte eine abwehrende Handbewegung, »ja, und alles, was Sie auch sagen werden, weiß ich schon voraus, ich habe Ihnen das bereits gesagt. Sie bitten um eine gewisse Summe, Sie brauchen dreitausend Rubel; ich aber werde Ihnen mehr geben, unvergleichlich mehr, ich werde Sie retten, Dmitri Fjodorowitsch, es ist aber nötig, daß Sie mir gehorchen!«

Mitja sprang von seinem Platz auf.

»Gnädige, sind Sie wirklich so gütig?« schrie er mit außerordentlichem Gefühl. »Mein Gott, Sie haben mich gerettet! Sie retten einen Menschen, Gnädige, von gewaltsamem Tod, von der Pistole . . . Meine ewige Dankbarkeit . . .«

»Ich werde Ihnen unendlich, unendlich mehr geben als dreitausend Rubel!« schrie Frau Chochlakow, indem sie mit strahlendem Lächeln auf den entzückten Mitja sah. »Unendlich mehr? Aber so viel ist ja gar nicht nötig. Unbedingt nötig sind mir nur jene für mich verhängnisvollen Dreitausend; ich bin aber gekommen, Ihnen diese

Summe in unendlicher Dankbarkeit sicherzustellen und schlage einen Plan vor, der . . .«

»Genug, Dmitri Fjodorowitsch, gesagt – getan«, schnitt ihm Frau Chochlakow das Wort ab mit dem keuschen Triumph der Wohltäterin. »Ich versprach, Sie zu retten, und werde Sie retten. Ich werde Sie retten, wie ich Belmesow rettete. Was denken Sie von Goldgruben, Dmitri Fjodorowitsch?«

»Von den Goldgruben, Gnädige! Ich habe niemals an sie gedacht.«

»Aber dafür habe ich für Sie gedacht! Gedacht und überdacht! Schon einen ganzen Monat beobachte ich Sie zu diesem Zweck. Hundertmal habe ich auf Sie geschaut, wenn Sie vorübergingen, und mir gesagt: das ist ein energischer Mensch, der nach den Goldgruben muß. Ich habe sogar Ihre Gangart beobachtet und entschieden: dieser Mensch wird viel Goldgruben finden.«

»Nach meiner Gangart, Gnädigste?« Mitja lächelte.

»Aber wie denn, auch nach Ihrer Gangart. Wie denn, bestreiten Sie wirklich, daß man an der Gangart den Charakter erkennen kann, Dmitri Fjodorowitsch? Die Naturwissenschaften bestätigen das gleiche. Oh, ich bin jetzt Realistin, Dmitri Fjodorowitsch. Ich bin vom heutigen Tag an, nach dieser ganzen Geschichte im Kloster, die mich so aufgeregt hat, durchaus für die Wirklichkeit, und ich will mich auch einer praktischen Tätigkeit zuwenden. Ich bin geheilt. »Genug!« wie Turgenjew sagte.«

»Aber Gnädige, diese Dreitausend, die Sie mir so großmütig vorzuschießen versprochen . . .«

»Sie entgehen Ihnen nicht, Dmitri Fjodorowitsch«, unterbrach ihn sogleich schon Frau Chochlakow. »Es ist gerade so, als ob Sie diese Dreitausend in Ihrer Tasche hätten, und nicht dreitausend Rubel, vielmehr drei Millionen, Dmitri Fjodorowitsch, und in aller kürzester Zeit! Ich werde Ihnen Ihren Gedanken sagen: Sie werden Goldgruben ausfindig machen, Millionen verdienen, dann werden Sie zurückkehren und ein Mann der Tat

werden, und Sie werden auch uns vorwärts bringen, zum Guten hinleiten. Soll man denn wirklich alles den Juden überlassen? Sie werden Bauten aufführen und verschiedene Unternehmungen ins Leben rufen, Sie werden den Armen helfen, und die werden Sie segnen. Heute ist das Jahrhundert der Eisenbahnen, Dmitri Fjodorowitsch! Sie werden bekannt und dem Ministerium der Finanzen unentbehrlich werden, das jetzt solchen Mangel leidet an fähigen Köpfen. Der Fall unseres Papierrubels raubt mir den Schlaf, Dmitri Fjodorowitsch, von dieser Seite her kennt man mich wenig . . .«

»Gnädige, Gnädige!« unterbrach sie wiederum in einem gewissen unruhigen Vorgefühl Dmitri Fjodorowitsch, »ich werde vielleicht gar sehr Ihrem Rat folgen – Ihrem klugen Rat, Gnädige – und ich werde mich vielleicht dahin begeben . . . zu jenen Gruben . . . und ich werde nochmals zu Ihnen kommen, hierüber zu sprechen . . . sogar oftmals . . . jetzt aber diese Dreitausend, die Sie mir so großmütig . . . Oh, sie würden mich frei machen, und wenn möglich heute . . . Das heißt, sehen Sie, ich habe jetzt eben keine Stunde, keine Stunde Zeit . . .«

»Genug, Dmitri Fjodorowitsch, genug!« unterbrach ihn hartnäckig Frau Chochlakow. »Zuerst eine Frage: Werden Sie nach den Goldgruben fahren oder nicht? Sie müssen sich jetzt entscheiden, antworten Sie »mathematisch!«

»Ich werde dahin gehen, Gnädige, später . . . Ich werde gehen, wohin Sie wollen, Gnädige . . . jetzt aber . . .«

»Warten Sie doch ein wenig!« schrie Frau Chochlakow, sprang auf, stürzte zu ihrem großartigen Bureau, das zahllose Schubladen hatte, und begann eine Schublade nach der andern herauszuziehen, irgend etwas suchend und in furchtbarer Hast.

»Die Dreitausend!« dachte bangen Herzens Mitja, »und das sogleich, ohne alle Papiere, ohne notarielle Beglaubigung, oh, das ist wie unter Gentlemen! Eine großartige Frau, wenn sie nur nicht so gesprächig wäre.«

»Da ist es!« rief freudig Frau Chochlakow aus, indem sie zu Mitja zurückkehrte. »Das ist es, was ich suchte!« Das war ein winziges, kleines, silbernes Heiligenbild an einer Schnur, wie man sie bisweilen zusammen mit dem Kreuzchen auf der bloßen Brust trägt. »Das ist aus Kiew, Dmitri Fjodorowitsch«, fuhr sie mit Salbung fort. »Von den Reliquien der großen Märtyrerin Warwara. Erlauben Sie mir, daß ich es selber Ihnen um den Hals lege und Sie damit segne zu neuem Leben und neuen Taten!«

Und sie legte ihm tatsächlich das Heiligenbildchen um den Hals und begann es zurechtzurücken. Mitja beugte ein wenig den Nacken in großer Verwirrung und begann ihr zu helfen und rückte endlich das Heiligenbildchen durch die Krawatte und den Kragen auf die Brust.

»Sehen Sie, jetzt können Sie losfahren!« sprach Frau Chochlakow, indem sie sich wiederum feierlich auf ihren Platz setzte.

»Gnädige, ich bin so gerührt . . . und ich weiß nicht einmal, wie ich Ihnen danken soll . . . für solche Gefühle, aber . . . wenn Sie nur wüßten, wie kostbar mir jetzt meine Zeit ist! Diese Summe, die ich so sehr erwarte von Ihrer Großmut . . . Oh, meine Gnädige, wenn Sie schon so gütig sind, so rührend großmütig zu mir«, rief in plötzlicher Eingebung Mitja, »so erlauben Sie mir Ihnen zu eröffnen . . . was Sie übrigens längst schon wissen . . ., daß ich hier ein Wesen liebe . . . Ich betrog Katja . . . Katarina Iwanowna, will ich sagen . . . Oh, ich war unmenschlich und ehrlos vor ihr, ich habe aber hier eine andere lieb gewonnen . . ., ein Weib, Gnädige, das Sie vielleicht verachten, weil Sie schon alles wissen, die ich aber durchaus nicht zu verlassen vermag, unter keinen Umständen, und deshalb jetzt diese dreitausend . . .«

»Lassen Sie alles fahren, Dmitri Fjodorowitsch!« unterbrach ihn im allerentschiedensten Ton Frau Chochlakow, »lassen Sie alles fahren und vor allem die Weiber. Ihr Ziel – die Goldgruben, es hat aber keinen Sinn, Weiber dahin zu führen. Später, wenn Sie zurückkehren

werden in Reichtum und Ruhm, werden Sie eine Freundin des Herzens finden in der allerhöchsten Gesellschaft. Das wird ein modernes Mädchen sein mit Kenntnissen und ohne Vorurteile. Zu dieser Zeit wird gerade die Frauenfrage reifen, die sich jetzt eben erhoben hat, und es wird das neue Weib auftreten . . .«

»Gnädige, das ist nicht das, nicht das . . .« Und Dmitri Fjodorowitsch faltete eben nur beschwörend seine Hände.

»Das ist gerade das, Dmitri Fjodorowitsch, gerade das, was Sie nötig haben, wonach Sie dürsten, ohne es selber zu wissen. Ich stehe durchaus nicht der jetzigen Frauenfrage fern, Dmitri Fjodorowitsch. Die Entwicklung der Frau und sogar ihre politische Rolle in der allernächsten Zukunft – das ist gerade vielmehr mein Ideal. Ich selber habe eine Tochter, Dmitri Fjodorowitsch, und von dieser Seite her kennt man mich wenig. Ich schrieb aus dieser Veranlassung dem Schriftsteller Schtedrin. Dieser Autor hat mir so viel aufgeklärt, so viel aufgeklärt von der Berufung der Frau, daß ich ihm im vorigen Jahr einen anonymen Brief von nur zwei Zeilen sandte: »Ich umarme und küsse Sie, mein Schriftsteller, für die moderne Frau, fahren Sie fort!« Und ich unterschrieb »Eine Mutter«. Ich wollte erst unterschreiben, »Eine moderne Mutter«, und ich schwankte, ich blieb aber dabei, einfach »Eine Mutter« zu unterschreiben. Es ist mehr sittliche Schönheit darin, Dmitri Fjodorowitsch, ja, und das Wort »moderne« hätte ihn auch an den »Zeitgenossen« erinnern können – und das ist für ihn eine bittere Erinnerung in Hinsicht auf die heutige Zensur . . . Ach, mein Gott, was ist denn mit Ihnen?«

»Gnädige«, und Mitja sprang endlich auf und faltete vor ihr die Hände in ohnmächtiger Bitte, »Sie werden mich zwingen, zu weinen, Gnädige, wenn Sie das aufschieben werden, was Sie so großmütig . . .«

»Weinen Sie doch nur, Dmitri Fjodorowitsch, weinen Sie! Das sind wundervolle Gefühle . . . Ihnen steht ein

solcher Weg bevor! Die Tränen werden Sie erleichtern, dann werden Sie zurückkehren und froh sein. Kommen Sie nur zu mir aus Sibirien herbeigeeilt, zu dem einen Zweck, um sich mit mir zu freuen . . .«

»Aber erlauben Sie auch mir«, brüllte plötzlich Mitja, »zum letztenmal beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, kann ich von Ihnen heute diese versprochene Summe erhalten? Wenn aber nicht, wann soll ich dann ihretwegen vorsprechen?«

»Welche Summe denn, Dmitri Fjodorowitsch?«

»Die von Ihnen versprochenen Dreitausend . . ., die Sie so großmütig . . .«

»Dreitausend? Das heißt wohl Rubel? Ach nein, ich habe gar nicht dreitausend Rubel«, sprach Frau Chochlakow mit ganz ruhigem Staunen. Mitja erstarrte . . .

»Wie denn, Sie . . . eben . . . Sie sagten doch . . . Sie drückten sich sogar so aus, daß dies Geld gleich wie bei mir in der Tasche sei . . .«

»Ach nein, Sie haben mich nicht so verstanden, Dmitri Fjodorowitsch. Wenn dem so ist, so haben Sie mich eben nicht verstanden. Ich sprach von den Goldgruben. Freilich, ich versprach Ihnen mehr, unendlich mehr als Dreitausend, ich entsinne mich jetzt an alles, ich hatte aber einzig und allein die Goldgruben im Sinn.«

»Aber das Geld? Aber die Dreitausend?« rief törichter Weise Dmitri Fjodorowitsch aus.

»Oh, wenn Sie darunter Geld verstanden, so besitze ich solches gar nicht. Ich habe jetzt überhaupt kein Geld, Dmitri Fjodorowitsch, ich kämpfe gerade eben mit meinem Verwalter und habe selber erst dieser Tage fünfhundert Rubel bei Miussow aufgenommen. Nein, nein. Geld habe ich nicht. Und wissen Sie, Dmitri Fjodorowitsch, wenn ich sogar welches hätte, so würde ich es Ihnen nicht geben. Erstens leihe ich niemandem Geld aus. Geld ausleihen heißt sich verzanken. Ihnen aber, Ihnen besonders würde ich nichts geben. Weil ich es gut mit Ihnen meine, würde ich Ihnen nichts geben; um Sie zu erretten, würde

ich Ihnen nichts geben, denn Ihnen ist bloß eines nötig: die Goldgruben, die Goldgruben und nochmals die Goldgruben!«

»Oh, daß doch der Teufel!« brüllte Mitja plötzlich los und schlug aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

»Ei, ei!« schrie die Chochlakow in Schrecken auf und floh in die andere Ecke des Zimmers.

Mitja spuckte aus und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer, aus dem Haus, auf die Straße, in die Dunkelheit! Er schritt wie ein Gestörter dahin, indem er sich auf die Brust schlug, auf jene selbe Stelle seiner Brust, auf die er sich zwei Tage vorher vor Aljoscha geschlagen hatte, als er ihm zum letztenmal begegnet war, am Abend, in der Finsternis, auf der Landstraße. Was aber dieses Sich-auf-die-Brust-Schlagen »auf diese Stelle« bedeutete, und worauf er damit hinweisen wollte – das war vorderhand noch ein Geheimnis, das niemand auf der Welt wußte, und das er damals nicht einmal Aljoscha eröffnet hatte. Aber in diesem Geheimnis war für ihn mehr beschlossen als nur Schande, war Untergang und Selbstmord beschlossen. Er hatte sich schon dazu entschlossen, wenn er sich nicht jene Dreitausend werde verschaffen können, um Katarina Iwanowna seine Schuld abzutragen, und damit von seiner Brust, »von jenem Teil seiner Brust« die Schande zu nehmen, die er auf ihr trug, und die derart sein Gewissen bedrückte. Dies alles wird dem Leser in der Folge noch völlig klarwerden. Jetzt aber, nachdem seine letzte Hoffnung geschwunden war, fing dieser so kräftige Mensch – er hatte sich kaum einige Schritte vom Haus der Chochlakow entfernt – plötzlich zu weinen an wie ein kleines Kind. Er schritt dahin und wischte sich, ohne sich dessen bewußt zu werden, mit der Faust die Augen. So kam er auf den »Platz«, und plötzlich fühlte er, daß er auf irgend etwas mit seinem ganzen Körper gestoßen war. Es erklang der piepende Schrei eines alten Frauchens, das er beinahe umgeworfen hätte.

»Mein Gott, fast hast du mich getötet! Was schaust du denn nicht vor deine Füße, du Lump!«

»Wie, das sind Sie?« schrie Mitja, nachdem er in der Dunkelheit das alte Frauchen erkannt hatte. Das war jene alte Dienerin, die dem Kusma Samsonow aufwartete, und die Mitja gestern schon allzusehr bemerkt hatte.

»Aber Sie selber, wer sind Sie denn, Väterchen?« sprach schon mit völlig anderer Stimme die Greisin. »Ich kann Sie nicht erkennen in der Dunkelheit!«

»Sie wohnen bei Kusma Kusmitsch, Sie warten ihm auf?«

»Genau so, Väterchen, soeben bin ich nur zu Prochorutsch gelaufen . . . Ja, aber ich kann Sie immer noch nicht wiedererkennen.«

»Sagen Sie, Mütterchen, ist Agrafena Alexandrowna noch bei Ihnen?« platzte Mitja heraus, außer sich vor Erwartung. »Vorher habe ich selber sie dahin begleitet.«

»Sie war da, Väterchen, sie ist gekommen, sie hat ein wenig gesessen und ist dann fortgegangen.«

»Wie? Fortgegangen?« schrie Mitja. »Wann ist sie fortgegangen?«

»Ja, währenddessen ist sie auch fortgegangen, nur ein Minütchen hat sie sich bei uns aufgehalten. Kusma Kusmitsch hat sie ein Märchen erzählt, sie hat ihn zum Lachen gebracht, ja, und dann ist sie fortgelaufen.«

»Du lügst, Verfluchter!« brüllte Mitja.

»Ei!« schrie das alte Frauchen, aber Mitja war bereits verschwunden, er lief, was er laufen konnte, zum Haus der Morosow. Das war gerade um die Zeit, als Gruschenka eben nach Mokroje gefahren war, es war nicht mehr als eine Viertelstunde vergangen seit ihrer Abfahrt. Fenja saß mit ihrem Großmütterchen, der Köchin Matrjona, in der Küche, als plötzlich »der Kapitän« hereingestürzt kam. Als Fenja ihn erblickte, schrie sie aus voller Kehle.

»Du schreist?« brüllte Mitja das Mädchen an; »wo ist

sie?« Bevor er aber noch der vor Schreck erstarrten Fenja die Zeit gelassen hatte, ein Wort zu antworten, warf er sich plötzlich ihr zu Füßen.

»Fenja, um unseres Herrn Christus willen, sage, wo ist sie?«

»Väterchen, nichts weiß ich, Täubchen, Dmitri Fjodorowitsch, nichts weiß ich, und wenn Sie mich totschiagen werden, ich weiß nichts!« beschwor immer wieder Fenja.

»Selber haben Sie sie vorhin abgeholt!«

»Sie ist zurückgekehrt!«

»Täubchen, sie ist nicht gekommen, ich schwöre bei Gott, sie ist nicht gekommen!«

»Du lügst!« schrie Mitja. »Schon allein aus deinem Schrecken erkenne ich, wo sie ist!«

Er stürzte hinaus. Die erschrockene Fenja war froh, daß sie so leichten Kaufes davongekommen war, sie hatte aber wohl verstanden, daß er nur keine Zeit gehabt hatte, sonst hätte es ihr vielleicht schlimmer ergehen können. Als er aber im Davonlaufen war, hatte er gleichwohl Fenja wie auch die Greisin Matrjona in Staunen versetzt durch eine äußerst unerwartete Handlung. Auf dem Tisch stand ein kupferner Mörser, und in ihm ein Stößel, ein nicht eben großer kupferner Stößel von nur einem Viertelmeter Länge. Als Mitja herauslief und schon mit einer Hand die Tür öffnete, nahm er mit der anderen, ohne haltzumachen, plötzlich den Stößel aus dem Mörser, steckte ihn sich in die Seitentasche und verschwand mit ihm.

»Ach mein Gott, er will jemanden totschiagen!« rief Fenja und rang die Hände.

IV. *Im Dunkeln*

Wo war er hingelaufen? Das versteht sich von selber: »Wo konnte sie denn sein, wenn nicht bei Fjodor Pawlowitsch? Von Samsonow war sie auch direkt zu ihm hin-

gelaufen, jetzt ist das schon klar. Die ganze Intrige, der ganze Betrug ist jetzt offenbar . . .«

Alles dies flog ihm wie ein Wirbelwind durch den Kopf. Auf den Hof zu Marja Kondratjewna lief er nicht: »Dahin ist es nicht nötig, durchaus nicht nötig . . . damit nicht der geringste Lärm entstehe . . . sogleich wird man es mitteilen und verraten. Marja Kondratjewna ist augenscheinlich mit in der Verschwörung, Smerdjakow gleichfalls, alle sind sie bestochen!« Es kam ihm eine andere Idee: er umlief in einem großen Bogen, durch die Gasse, das Haus des Fjodor Pawlowitsch, durchlief die Dmitrowsche Straße, lief dann über das Brückchen und gelangte unmittelbar in eine einsame Gasse hinter den Häusern, die leer und unbewohnt von der einen Seite durch die Hecke des benachbarten Gemüsefeldes begrenzt war, von der andern Seite aber durch einen starken hohen Zaun, der rings um den Garten des Fjodor Pawlowitsch lief. Dort wählte er einen Platz aus, und es scheint denselben, an dem, der ihm bekannten Überlieferung nach, Lisaweta die Stinkende einstmals über den Zaun geklettert war. »Wenn schon jene hinüberklettern konnte«, blitzte es ihm, Gott weiß weshalb, durch den Kopf, »wie werde dann ich nicht hinüberkommen?« Und tatsächlich sprang er hinzu, und es glückte ihm augenblicklich, mit der Hand den obern Rand des Zaunes zu erfassen, dann zog er sich energisch in die Höhe, klomm auf einmal hinauf und saß rittlings auf ihm. Dort in der Nähe im Garten stand ein kleines Badehaus, es waren aber vom Zaun aus auch die erleuchteten Fenster des Hauses zu sehen. »So ist es auch, beim Alten im Schlafzimmer ist Licht, sie ist dort!« Und er sprang vom Zaun in den Garten herab. Wenn er auch wußte, daß Grigori krank war, und vielleicht auch Smerdjakow tatsächlich krank sei, und daß niemand da sei, der ihn hören könne, so verbarg er sich dennoch instinktiv, er stand bewegungslos auf seinem Platz und begann zu lauschen. Aber überall war totes Schweigen, und wie absichtlich

herrschte völlige Windstille, nicht das leiseste Lüftchen regte sich. »Und es flüsterte nur die Stille.« Dieser Vers kam ihm aus irgendeinem Grund in den Sinn. »Wenn nur niemand gehört hat, wie ich hinübersprang: es scheint nicht!« Nachdem er eine kleine Weile stillgestanden hatte, schlich er leise durch den Garten, auf dem Gras, und da er die Bäume und Sträucher umging, ging er lange, indem er jeden Schritt zu verbergen suchte, und selber horchte er auf jeden seiner Schritte. Mehr als fünf Minuten brauchte er, um sich bis zum erleuchteten Fenster heranzuschleichen. Er entsann sich, daß dort, unmittelbar unter den Fenstern, einige große, hohe, dichte Holunder- und Maßholdersträucher standen. Die Ausgangstür aus dem Haus in den Garten von der linken Seite der Fassade war geschlossen, und er überzeugte sich davon absichtlich und sorgfältig im Vorübergehen. Endlich erreichte er auch die Büsche und versteckte sich hinter ihnen. Er hielt den Atem an. »Man muß jetzt abwarten«, dachte er, »wenn sie meine Schritte vernahmen und jetzt lauschen, damit sie sich dann wieder beruhigen . . . Wenn ich nur nicht husteln und nicht niesen muß!«

Er wartete zwei Minuten, aber sein Herz schlug furchtbar, und in manchen Augenblicken verlor er fast den Atem. »Nein, das Herzklopfen wird nicht vorübergehen«, dachte er, »ich kann nicht länger warten.« Er stand hinter dem Gebüsch im Schatten; die vordere Seite des Gebüsches war vom Fenster her erleuchtet. »Wie sind die Maßholderbeeren so rot!« murmelte er, ohne zu wissen weshalb. Leise, mit einzelnen, unhörbaren Schritten trat er zum Fenster hin und erhob sich auf die Fußspitzen. Das ganze kleine Schlafzimmer des Fjodor Pawlowitsch lag vor ihm wie auf seiner Handfläche. Es war kein großes Zimmer, ganz abgeteilt in der Quere mit roten Schirmchen, »chinesischen«, wie sie Fjodor Pawlowitsch nannte. »Die chinesischen«, kam es dem Mitja in den Sinn, »aber hinter den Schirmen ist Gruschenka!« Er

begann Fjodor Pawlowitsch zu betrachten. Der war in seinem neuen, gestreiften, seidenen Schlafröckchen, das Mitja noch niemals an ihm gesehen hatte, und das umgürtet war mit einer seidenen Schnur mit Quasten. Aus dem Schlitz des Schlafrocks schaute elegante, saubere Wäsche hervor, ein feines holländisches Hemd mit goldenen Knöpfen. Auf dem Kopf trug Fjodor Pawlowitsch denselben roten Verband, den Aljoscha an ihm gesehen hatte. »Er hat sich herausgeputzt«, dachte Mitja. Fjodor Pawlowitsch stand beim Fenster, augenscheinlich in Gedanken verloren. Plötzlich erhob er den Kopf, lauschte ein ganz klein wenig, und da er nichts gehört hatte, ging er zum Tisch, goß sich aus einer Karaffe ein halbes Gläschen Kognak ein und trank es aus. Dann seufzte er aus voller Brust, stand wiederum ein Weilchen da, ging zerstreut zum Spiegel, der an der Zwischenwand hing, hob mit der rechten Hand ein wenig den roten Verband von der Stirn und begann seine blauen Flecken und wunden Stellen zu betrachten, die noch immer nicht verschwunden waren. »Er ist allein«, dachte Mitja, »aller Wahrscheinlichkeit nach ist er allein.« Fjodor Pawlowitsch ging vom Spiegel fort, wandte sich plötzlich zum Fenster hin und schaute hinaus in den dunklen Garten. Mitja sprang augenblicklich in den Schatten zurück.

»Sie ist vielleicht bei ihm hinter den Schirmen, vielleicht schläft sie schon.« Dieser Gedanke gab ihm einen Stich ins Herz. Fjodor Pawlowitsch ging vom Fenster fort. »Da schaut er durchs Fenster nach ihr aus, sie ist demnach nicht dort; was hat er denn sonst in die Finsternis zu blicken . . . ? Die Ungeduld, heißt das, verzehrt ihn . . .« Mitja sprang sogleich wieder heran und begann wiederum ins Fenster zu schauen. Der Greis saß schon vor dem Tischchen, augenscheinlich in niedergeschlagener Stimmung. Endlich stützte er sich auf und legte die rechte Handfläche an die Wange. Mitja schaute mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

»Allein, allein!« bekräftigte er wiederum. »Wenn sie dort

wäre, würde er ein anderes Gesicht machen.« Seltsam: es kochte in seinem Herzen plötzlich ein unsinniger und wahrhaft erstaunlicher Ärger darüber, daß sie nicht dort war. »Nicht darüber, daß sie nicht dort ist«, erklärte und antwortete sich selber Mitja sogleich schon, »vielmehr darüber, daß ich durchaus nicht bestimmt erfahren kann, ob sie dort ist oder nicht.« Mitja entsann sich später selber, daß sein Geist in diesem Augenblick ungewöhnlich klar war und alles bis zur letzten Einzelheit sich vorstellte, jeden kleinen Zug erfaßte. Aber der Unmut, der Unmut darüber, nichts Bestimmtes zu wissen und unentschlossen zu sein, wuchs in seinem Herzen mit übermäßiger Schnelligkeit. »Ist sie endlich hier oder nicht?« fragte er sich, und sein Herz schäumte vor Zorn. Und er entschloß sich plötzlich, streckte die Hand aus und klopfte leise an den Rahmen des Fensters. Er klopfte das Zeichen, das der Greis mit Smerdjakow verabredet hatte: die beiden ersten Male leiser, dann aber dreimal rascher: tuck, tuck, tuck – das Zeichen, das bedeutet: Gruschenka ist gekommen. Der Greis fuhr zusammen, erhob seinen Kopf, sprang rasch auf und stürzte zum Fenster hin. Mitja lief in den Schatten zurück. Fjodor Pawlowitsch öffnete das Fenster und steckte den Kopf heraus.

»Gruschenka, du, du, bist du es?« sprach er in zittrigem Halbgeflüster. »Wo bist du, Mütterchen, Engelchen, wo bist du?« Er war in furchtbarer Erregung, er keuchte.

»Er ist allein!« entschied Mitja.

»Wo bist du denn?« rief wiederum der Greis und steckte seinen Kopf noch weiter heraus, er beugte ihn mit den Schultern heraus, indem er sich nach allen Seiten umsah, nach rechts und nach links. »Komm hierher; ich habe ein Geschenkchen vorbereitet, komm, ich werde es dir zeigen!«

»Da meint er das Paket mit den Dreitausend!« dachte Mitja.

»Ja, wo bist du denn...? Bist du etwa bei der Tür?

Sogleich werde ich öffnen . . .« Und der Greis wäre fast aus dem Fenster geklettert, indem er nach rechts zur Seite schaute, wo die in den Garten führende Tür war, und sich bemühte, die Gegenstände in der Dunkelheit zu erkennen. Nach einer Sekunde wäre er zweifellos gelaufen, die Tür zu öffnen, auch ohne die Antwort der Gruschenka abzuwarten. Mitja schaute von der Seite und rührte sich nicht. Das ganze ihm so widerliche Profil des Alten, sein herunterhängender Adamsapfel, seine krumme Nase, seine in wollüstiger Erwartung lächelnden Lippen, alles das war grell beleuchtet durch das schräge Licht der Lampe von links her aus dem Zimmer. Eine furchtbare, rasende Wut kochte plötzlich im Herzen des Mitja auf: »Da ist er ja, mein Nebenbuhler, mein Peiniger, der Quälgeist meines Lebens!«

Das war ein Anfall jenes plötzlichen, rachsüchtigen und rasenden Zornes, von dem er, gleichsam ihn vorausführend, Aljoscha bei seinem Zusammensein mit ihm vor vier Tagen erzählt hatte, als er auf die Frage Aljoschas antwortete: »Wie kannst du denn sagen, daß du den Vater töten wirst?«

»Ich weiß es ja nicht, ich weiß es nicht«, hatte er damals geantwortet. »Vielleicht werde ich ihn nicht totschiagen, vielleicht werde ich es aber doch tun. Ich fürchte, daß er mir plötzlich verhaßt sein wird, »durch sein Gesicht in dieser selben Minute«. Ich hasse seinen Adamsapfel, seine Nase, seine Augen, sein schamloses Lächeln. Ich empfinde persönlichen Widerwillen. Das ist es, was ich fürchte, da werde ich mich dann nicht halten können . . .«

Der persönliche »Widerwille« wuchs in unerträglicher Weise. Mitja verlor schon alle Überlegung und nahm plötzlich den kupfernen Stößel aus der Tasche . . .

»Gott«, so sagte später Mitja selber, »hat mich damals behütet!« Gerade zu dieser Zeit erwachte nämlich auf

seinem Bett der kranke Grigori Wassiljewitsch. Gegen Abend desselben Tages hatte er sich der bekannten Kur unterzogen, von der Smerdjakow dem Iwan Fjodorowitsch erzählt hatte, das heißt: er hatte sich am ganzen Körper mit Hilfe seiner Gattin mit Schnaps eingerieben, einem ganz bestimmten geheimen und äußerst kräftigen Aufguß, den Rest davon hatte er dann ausgetrunken, während die Gattin ein ganz bestimmtes Gebet über ihm geflüstert hatte, und er hatte sich schlafen gelegt. Marfa Ignatjewna hatte gleichfalls davon gekostet, und da sie sonst niemals trank, war sie an der Seite des Gatten in einen todähnlichen Schlaf verfallen. Aber da war völlig unerwarteterweise Grigori plötzlich in der Nacht erwacht, hatte sich eine Minute gesammelt und sich dann, obgleich er sogleich wiederum einen brennenden Schmerz im Kreuz empfand, auf seinem Bett erhoben. Darauf hatte er etwas nachgedacht, war aufgestanden und hatte sich rasch angekleidet. Vielleicht quälten ihn Gewissensbisse darum, daß er schlafe und das Haus ohne Wächter sei »zu einer so gefährlichen Zeit«. Smerdjakow, völlig entkräftet durch seinen Fallsuchtsanfall, lag bewegungslos in der andern Stube. Marfa Ignatjewna rührte sich nicht: »Schwach ist das Weib geworden«, dachte Grigori Wassiljewitsch, indem er auf sie schaute, und er schritt ächzend zur Eingangstür. Natürlich wollte er nur von der Schwelle aus einen Blick werfen, denn er hatte nicht die Kraft zu gehen, seine Schmerzen im Kreuz und im rechten Bein waren unerträglich. Da fiel es ihm aber gerade ein, daß er die in den Garten führende Pforte am Abend nicht verschlossen hatte. Er war der genaueste Mensch auf der Welt, der Mann der einmal festgesetzten Ordnung und langjährigen Gewohnheiten. Hinkend und sich krümmend vor Schmerz, schritt er von der Eingangstreppe hinab und wandte sich nach dem Garten. Und so ist es auch: die Pforte ist sperrweit offen. Mechanisch schritt er in den Garten: vielleicht hatte er irgend etwas zu sehen geglaubt, vielleicht hatte er ir-

gendeinen Laut gehört. Als er aber nach links schaute, sah er im Schlafzimmer seines Herrn das geöffnete Fenster, das schon verlassen war: es blickte niemand mehr aus ihm hinaus. »Weshalb ist es offen? Jetzt ist doch nicht Sommer!« dachte Grigori. Und plötzlich, in demselben Augenblick, zeigte sich, gerade vor ihm im Garten, etwas Ungewöhnliches: es war so, als ob vierzig Schritte vor ihm in der Dunkelheit ein Mensch laufe, wenigstens bewegte sich äußerst rasch ein unbestimmter Schatten. »Mein Gott!« sprach Grigori, und ohne sich zu fragen, was er tue, und ohne an seine Kreuzschmerzen zu denken, lief er, dem Fliehenden den Weg abzuschneiden. Er wählte einen näheren Weg, der Garten war ihm offenbar besser bekannt als dem Laufenden; der aber wandte sich zum Badehäuschen, lief um das Häuschen herum und stürzte nach der Mauer zu . . . Grigori folgte ihm, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, und lief, ohne an sich selber zu denken. Er erreichte den Zaun gerade in dem Augenblick, als der Flüchtling ihn bereits überklettert hatte. Außer sich brüllte Grigori los, stürzte hin und hing sich mit beiden Händen an das Bein des Fliehenden. So ist es denn auch, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, er erkannte ihn, das war er, »das Ungeheuer von Vatermörder«!

»Vatermörder!« schrie der Greis, so daß es in der ganzen Umgegend widerhallte. Aber weiter vermochte er nichts zu schreien: er fiel plötzlich zu Boden, wie vom Blitz getroffen. Mitja sprang wiederum in den Garten und beugte sich über den Liegenden. In der Hand hielt Mitja den kupfernen Stößel und warf ihn mechanisch nach dem Rasen zu. Der Stößel fiel zwei Schritte vor Grigori nieder, aber nicht ins Gras, vielmehr auf den Fußweg, auf die allersichtbarste Stelle. Einige Augenblicke betrachtete Mitja den vor ihm Liegenden. Der Kopf des Greises war blutbedeckt; Mitja streckte die Hand aus und begann ihn zu betasten. Er erinnerte sich später genau daran, daß es ihn in diesem Augenblick furchtbar

danach verlangt habe, sich völlig zu überzeugen, ob er dem Greis den Schädel eingeschlagen oder ihn nur »betäubt« habe durch den Hieb mit dem Stößel über den Kopf. Aber das Blut floß, floß furchtbar und überströmte mit heißem Strahl die zitternden Finger des Mitja. Er erinnerte sich später deutlich, daß er damals sein neues weißes Taschentuch aus der Tasche nahm (er hatte es zu sich gesteckt, als er zu Frau Chochlakow ging) und es dem Greis an den Kopf hielt, indem er sich völlig zweckloserweise bemühte, ihm das Blut von der Stirn und vom Gesicht abzuwischen. Aber auch das Taschentuch war augenblicklich ganz vom Blut durchtränkt. »Mein Gott, ja, wozu habe ich denn das getan?« kam es plötzlich Mitja zum Bewußtsein; »wenn ich ihm schon den Schädel eingeschlagen habe, wie soll ich das nun ersehen . . .? Ja, und ist das jetzt nicht alles einerlei?« fügte er plötzlich hoffnungslos hinzu. »Habe ich ihn totgeschlagen, so habe ich ihn eben totgeschlagen . . . Es hat den Greis getroffen, und so mag er nun liegen!« sprach er laut, und plötzlich stürzte er zum Zaun hin, sprang herüber auf die Gasse und fing an zu laufen. Das blutdurchtränkte Taschentuch hielt er zusammengedrückt in der rechten Faust, und er streckte es dann im Laufen in die hintere Tasche seines Überrocks. Er lief blindlings voran, und einige wenige Passanten, die ihm im Dunkeln begegneten, entsannen sich dann, daß sie in jener Nacht einem rasend laufenden Menschen begegnet seien. Er »flog« wiederum ins Haus Morosow. Vorhin, sogleich nach seinem Fortgang, war Fenja zum Oberhausknecht Nasar Iwanowitsch gestürzt und hatte ihn »um Christi willen« zu bitten begonnen, er möchte doch den Kapitän nicht mehr hineinlassen, weder heute noch morgen. Nasar Iwanowitsch hatte sie angehört und sich einverstanden erklärt, sich aber unglücklicherweise nach oben, zur Herrin, begeben, wohin man ihn plötzlich gerufen hatte; und als er unterwegs seinen Neffen traf, einen zwanzigjährigen Burschen, der erst unlängst vom Dorf gekom-

men war, hatte er dem gesagt, er solle auf dem Hof wachen, er hatte aber ganz vergessen, ihm hinsichtlich des Kapitäns Verhaltensmaßregeln zu geben. Als Mitja bis zum Tor gelaufen war, klopfte er an. Der Bursche erkannte ihn sogleich, öffnete ihm die Pforte, ließ ihn ein und beeilte sich, lustig lachend, ihm im voraus mitzuteilen: »Agrafena Alexandrowna ist ja jetzt gar nicht zu Hause!«

»Wo ist sie denn, Prochor?« sprach Mitja und blieb plötzlich stehen.

»Sie ist vorhin fortgefahren, vor zwei Stunden, mit dem Timophei nach Mokroje.«

»Wozu?« schrie Mitja.

»Das kann ich nicht wissen, zu irgendeinem Offizier, irgendwer hat sie gerufen, von dort hat man auch die Pferde gesandt . . .«

Mitja ließ ihn stehen und lief wie ein Verrückter zu Fenja.

V. *Die plötzliche Entscheidung*

Die saß in der Küche mit ihrer Großmutter. Beide waren eben im Begriff, sich schlafen zu legen. Da sie sich auf Nasar Iwanowitsch verließen, hatten sie sich wiederum nicht von innen abgeschlossen. Mitja lief herein, warf sich auf Fenja und faßte sie fest an der Kehle.

»Sag sogleich, wo sie ist! Mit wem ist sie in Mokroje?« brüllte er außer sich.

Beide Frauen kreischten auf.

»Ach, ich werde es sagen! Ach, Täubchen, Dmitri Fjodorowitsch, sogleich will ich alles sagen, nichts werde ich verheimlichen!« schrie in eiligem Geplapper die zum Tode erschrockene Fenja, »sie ist nach Mokroje zum Offizier gefahren!«

»Zu welchem Offizier?« brüllte Mitja.

»Zu dem Offizier von vordem, zu jenem selben, zu ihrem

früheren, der vor fünf Jahren war, sie im Stich ließ und davonging!« fuhr mit dem gleichen raschen Geplapper Fenja fort.

Mitja ließ die Hände sinken, mit denen er ihr eben noch die Kehle zugeedrückt hatte. Er stand vor ihr, bleich wie ein Toter und ohne ein Wort zu sagen, aber an seinen Augen sah man, daß er alles auf einmal begriffen hatte, alles, alles auf einmal hatte er begriffen, von den halben Andeutungen an bis zur letzten Einzelheit, und alles hatte er erraten. Natürlich stand der armen Fenja der Sinn nicht danach, in diesem Augenblick zu beobachten, ob er verstanden habe oder nicht. So wie sie auf dem Koffer gesessen hatte, als er hereinlief, so blieb sie auch jetzt sitzen; sie zitterte am ganzen Leib und streckte die Hände vor sich hin, als ob sie sich schützen wolle, so war auch sie erstarrt in dieser Lage. Mit erschrockenen, vor Furcht erweiterten Pupillen sog sie sich förmlich in ihn ein, ohne sich zu rühren. Bei alledem waren aber auch noch gerade Mitjas beide Hände mit Blut befleckt. Unterwegs, als er lief, mußte er wohl seine Stirn berührt haben, indem er sich den Schweiß von seinem Gesicht abwischte, so daß auf der Stirn und auf der rechten Wange rote Flecke geblieben waren von verschmiertem Blut. Fenja hätte auf der Stelle einen hysterischen Anfall bekommen können, auch die greise Köchin war aufgesprungen und schaute wie eine Verrückte drein – sie hatte fast das Bewußtsein verloren. Dmitri Fjodorowitsch stand wohl eine Minute ohne Bewegung, und plötzlich ließ er sich mechanisch neben Fenja auf einen Stuhl nieder.

Er saß da, und es schien nicht so, als ob er sich eine klare Vorstellung mache, er war vielmehr wie vom Schreck gelähmt, genau so, als ob er von einem Starrkrampf befallen sei. Alles war aber klar wie der Tag: dieser Offizier, er wußte von ihm, er wußte ja ganz genau alles, er wußte es von Gruschenka selber, er wußte, daß er vor einem Monat einen Brief geschickt hatte. Das heißt also,

einen Monat, einen ganzen Monat zog sich bereits diese Sache hin – sorgfältig geheimgehalten vor ihm – bis eben zur heutigen Ankunft dieses neuen Menschen, er aber hatte nicht einmal an ihn gedacht! Aber wie konnte er denn, wie konnte er denn nur nicht an ihn denken? Weshalb hatte er denn damals sogleich diesen Offizier vergessen, als er nur eben von ihm erfahren hatte? Das war die Frage, die vor ihm stand geradezu wie ein Ungeheuer. Und er betrachtete dieses Ungeheuer tatsächlich mit Schrecken. Es war ihm eiskalt geworden vor Grauen.

Plötzlich begann er, leise und sanft wie ein stilles und freundliches Kind, mit Fenja zu sprechen, gleich als ob er völlig vergessen habe, daß er sie eben erst erschreckt, beleidigt und gequält hatte. Er begann plötzlich mit außerordentlicher und in seiner Lage sogar erstaunlicher Genauigkeit Fenja auszufragen. Aber wenngleich Fenja auch ängstlich auf seine blutigen Hände schaute, so machte sie sich gleichfalls mit unglaublicher Willigkeit und Eile daran, ihm auf jede Frage zu antworten, es war sogar so, als ob sie sich beeile, ihm die ganze »wahrhaftige« Wahrheit darzulegen. Allmählich begann sie sogar mit einer gewissen Freudigkeit alle Einzelheiten auseinanderzusetzen, und das durchaus nicht in der Absicht, ihn zu quälen, vielmehr gleich wie in dem Bestreben, ihm aus allen Kräften von Herzen dienstbar zu sein. Bis zur letzten Einzelheit erzählte sie ihm den Verlauf des ganzen heutigen Tages, den Besuch des Rakitin und des Aljoscha, wie sie, Fenja, auf der Lauer gestanden habe, wie die Herrin abgefahren sei, und daß sie zum Fenster hinaus Aljoscha einen Gruß an ihn, Mitenka, aufgetragen habe, und daß er »ewig sich erinnern solle, wie sie ihn ein Stündchen geliebt habe«. Als Mitja von diesem Gruß erfuhr, lächelte er plötzlich, und auf seinen bleichen Wangen loderte eine Röte auf. Fenja sagte ihm in derselben Minute, schon ohne sich im geringsten wegen ihrer Neugierde zu fürchten:

»Was haben Sie denn für Hände, Dmitri Fjodorowitsch? Sie sind ja ganz voll Blut!«

»Ja«, antwortete mechanisch Mitja, er blickte zerstreut auf seine Hände und vergaß sogleich sie und die Frage Fenjas. Er verfiel wiederum in Schweigen. Schon zwanzig Minuten waren vergangen, seit er hergelaufen war. Sein Schrecken von vorhin war vorüber, aber offenbar beherrschte ihn schon völlig irgendein neuer, unerschütterlicher Entschluß. Er erhob sich plötzlich und lächelte gedankenvoll.

»Gnädiger Herr, was ist denn da mit Ihnen vorgefallen?« sprach Fenja, indem sie ihn wiederum auf seine Hände hinwies – sie sagte das aus Mitleid, gleich als ob sie ihm jetzt, in seinem Kummer, das allernächststehende Wesen sei.

Mitja blickte wiederum auf seine Hände.

»Das ist Blut, Fenja«, sprach er, indem er mit seltsamem Ausdruck auf sie hinschaute. »Da ist Menschenblut geflossen! Aber . . . Fenja . . . da ist ein Gartenzaun (er blickte auf sie, als ob er ihr ein Rätsel aufgebe), ein hoher Gartenzaun und furchtbar anzuschauen, aber . . . morgen bei Tagesgrauen, wenn »die Sonne auffliegen wird«, wird Mitenka über diesen Zaun springen . . . Du verstehst nicht, Fenja, was das für ein Zaun ist, nun ja, das hat nichts zu bedeuten . . . das ist einerlei, morgen wirst du es erfahren und alles begreifen . . . jetzt aber lebe wohl! Ich werde nicht im Weg stehen und werde mich beiseite drücken, ich werde es verstehen, zu verschwinden. Lebe du nur, meine Freude . . . Du hast mich ein Stündchen geliebt, so erinnere dich denn auch auf ewig an Mitenka Karamasow . . . Sie nannte mich doch immer Mitenka, entsinnst du dich?«

Und mit diesen Worten verließ er plötzlich die Küche. Fenja aber erschrak über seinen Weggang fast noch mehr, wie sie sich erschreckt hatte, als er vorhin gelaufen kam und sich auf sie stürzte.

Genau zehn Minuten später kam Dmitri Fjodorowitsch

zu jenem jungen Beamten, Pjotr Iljitsch Perchotin, bei dem er seine Pistolen versetzt hatte. Es war schon halb neun; Pjotr Iljitsch hatte zu Hause Tee getrunken und gerade seinen Rock wieder angezogen, um in das Wirtshaus »Zur Hauptstadt« zu gehen und dort Billard zu spielen. Mitja traf ihn beim Ausgang. Jener erblickte ihn und sein mit Blut beflecktes Gesicht und schrie auf:

»Mein Gott! Ja, was ist denn mit Ihnen?«

»Sehen Sie«, sprach Mitja, ich bin gekommen, meine Pistolen zu holen, und habe Ihnen das Geld gebracht. Mit vielem Dank! Ich eile, Pjotr Iljitsch, bitte, beeilen auch Sie sich!«

Pjotr Iljitsch staunte immer mehr. In den Händen des Mitja erschaute er plötzlich ein Bündel Geldscheine, und die Hauptsache, Mitja hielt dieses Geldbündel und ging mit ihm so, wie niemand sonst Geld hält und niemand sonst mit Geld in der Hand geht: alle Geldscheine trug er in der rechten Hand, gleich als ob er sie zeigen wollte, indem er die Hand gerade vor sich hinstreckte. Ein Knabe, der Diener des Beamten, der Mitja im Vorzimmer begegnet war, sagte später aus, Mitja sei so, mit dem Geld in der Hand, auch ins Vorzimmer gekommen, demnach hatte er es auch auf der Straße immer ebenso in der rechten Hand vor sich hin getragen. Die Scheine waren alle zu hundert Rubel, regenbogenfarbene, und er hielt sie in blutbefleckten Fingern. Pjotr Iljitsch hat späterhin, als ihn gewisse Persönlichkeiten, die dafür Interesse hatten, fragten, wieviel Geld es gewesen sei, erklärt, es sei damals schwer gewesen, dies auf den bloßen Augenschein hin abzuschätzen, vielleicht seien es zwei-, vielleicht auch dreitausend Rubel, der Haufen sei aber beträchtlich gewesen, fest zusammengedrückt. Dmitri Fjodorowitsch aber war selber, wie er gleichfalls später aussagte, »wie gar nicht bei sich gewesen«, zwar nicht betrunken, aber wie in einem verzückten Zustand, sehr zerstreut, dabei aber auch wiederum wie in sich gekehrt, gleich als ob er über etwas nachdenke, und sich dabei

anstrengen, es aber doch nicht zu entscheiden vermöge.
»Er eilte sehr, er antwortete barsch und sehr seltsam, in manchen Augenblicken schien es, als ob er überhaupt keinen Kummer hege, vielmehr sogar heiter sei.«

»Ja, was ist mit Ihnen, was ist denn mit Ihnen jetzt los?« schrie wiederum Pjotr Iljitsch, indem er verstört den Gast betrachtete. »Wie haben Sie sich denn da so mit Blut besudelt? Sind Sie etwa gefallen? Sehen Sie doch!« Er faßte ihn am Arm und führte ihn vor den Spiegel. Als Mitja sein mit Blut beflecktes Antlitz erschaute, fuhr er zusammen und verzog finster sein Gesicht.

»Ach, der Teufel! Das hat gerade noch gefehlt!« brummte er zornig vor sich hin, legte rasch die Geldscheine aus der rechten Hand in die linke und zog krampfhaft das Taschentuch aus der Rocktasche. Aber auch das Taschentuch erwies sich ganz voll Blut (mit diesem Tuch hatte er Grigori Kopf und Gesicht abtrocknen wollen), es war fast kein einziges weißes Fleckchen an ihm, und es hatte zwar nicht zu trocknen angefangen, es war nur wie zu einem Ballen zusammengeklebt und wollte sich nicht auseinanderfalten lassen. Mitja schleuderte es wütend zu Boden.

»Ach, Teufel! Haben Sie nicht irgendeinen Lappen, um mich zu säubern?«

»Sie haben sich also nur beschmiert und sind gar nicht verwundet? So werden Sie schon besser tun, sich zu waschen«, antwortete Pjotr Iljitsch. »Da ist der Waschtisch. Ich werde Ihnen Wasser übergießen!«

»Der Waschtisch? Das ist gut . . . wo werde ich nur dies hintun?« Und er wies in einer schon völlig seltsamen Ratlosigkeit Pjotr Iljitsch auf sein Bündel Hundertrubelscheine hin, gleich als ob der zu entscheiden habe, wo er sein eigenes Geld hintun solle.

»Stecken Sie es doch in die Tasche, oder legen Sie es hierher auf den Tisch; es wird schon nicht fortkommen!«

»In die Tasche? Ja, in die Tasche! Das ist schön . . . Nein, sehen Sie, alles das ist ja Unsinn!« schrie Mitja, gleich als

ob er sich plötzlich von seiner Benommenheit befreit habe. »Sehen Sie: wir wollen zuerst diese Angelegenheit regeln, das heißt das mit den Pistolen, Sie geben sie mir zurück, und da ist auch Ihr Geld . . . denn ich habe sie sehr, sehr nötig . . . und Zeit, Zeit habe ich nicht einen Augenblick . . .«

Und er nahm von dem Papiergeldbündel den obersten Hundertrubelschein und streckte ihn dem Beamten hin. »Ja, ich werde aber nichts zum Herausgeben haben«, bemerkte jener. »Haben Sie nicht kleinere Scheine?«

»Nein«, sprach Mitja, indem er wiederum auf den Geldhaufen hinblickte und, gleich als ob er seinen Worten nicht traute, prüfte er mit den Fingern zwei, drei Scheine von oben. »Nein, alle sind sie so!« fügte er hinzu und schaute wiederum fragend auf Pjotr Iljitsch.

»Ja, woher sind Sie denn auf einmal so reich geworden?« fragte jener. »Halt, ich werde meinen Jungen zu den Plotnikows schicken, die schließen spät – ob sie nicht wechseln werden. He, Mischa!« schrie er ins Vorzimmer. »In die Bude zu den Plotnikows – das trifft sich ja ganz herrlich!« schrie auch Mitja, gleich als ob er von irgendeinem Gedanken erleuchtet sei. »Mischa«, wandte er sich an den eintretenden Knaben, »siehst du, laufe zu den Plotnikows und sage, daß Dmitri Fjodorowitsch sie grüßen läßt und sogleich selber kommen wird . . . Ja, höre, höre nun: sie möchten bis zu seiner Ankunft Champagner vorbereiten, so etwa drei Dutzend Flaschen, ja, und so verpacken wie damals, als er nach Mokoje fuhr . . . Ich habe damals vier Dutzend bei ihnen genommen«, wandte er sich plötzlich an Pjotr Iljitsch, »sie wissen schon, sei ohne Sorge, Mischa«, wandte er sich wiederum an den Knaben. »Ja, höre: Käse soll auch dabei sein, Straßburger Pastete, geräucherte Blaufelchen, Schinken, Kaviar, nun und alles, alles, was sie nur haben, so zu hundert oder hundertzwanzig Rubel, wie es vordem war . . . Ja, höre: sie möchten die Süßigkeiten nicht vergessen, Konfekt, Birnen, Wassermelonen zwei

oder drei, oder vier – nein, nein, Wassermelonen ist eine genug, aber Schokolade, Eisbonbons, Drops, Schmandbonbons – nun alles, was sie damals für mich nach Mokraje einpackten, mit dem Champagner zusammen soll es dreihundert Rubel ausmachen . . . Nein, es soll auch jetzt genau so sein wie damals. Ja, behalte das, Mischa, wenn du Mischa bist . . . Man nennt ihn doch Mischa?» wandte er sich wiederum an Pjotr Iljitsch.

»Ja, halten Sie einmal«, unterbrach ihn Pjotr Iljitsch, der ihn mit Unruhe anhörte und anschaute, »Sie werden besser schon selber hingehen und dann alles dies ausrichten, er wird sonst alles durcheinanderwerfen.«

»Er wird das, ich sehe, daß er das tun wird. Ach, Mischa, ich aber wollte dir schon einen Kuß geben für die Besorgung . . . Wenn du alles richtig ausrichtest, so sind zehn Rubel für dich, spring rasch . . . Champagner, das ist die Hauptsache, daß sie Champagner herbeischaffen, ja, und auch Kognak, ja, und Rotwein und Weißwein, alles von dem wie damals . . . Sie wissen schon, wie es damals war.«

»Ja, so hören Sie doch!« unterbrach ihn diesmal schon mit Ungeduld Pjotr Iljitsch. »Ich sage doch: er soll nur Geld wechseln laufen und sagen, sie möchten noch nicht schließen, Sie werden dann schon selbst hingehen und alles bestellen . . . Geben Sie nur Ihren Schein! Marsch, Mischa, einen Fuß dort, einen hier!«

Pjotr Iljitsch hatte, scheint es, absichtlich den Mischa rascher fortgeschickt, weil der noch immer so vor dem Gast stand wie im Anfang: die weitaufgerissenen Augen auf sein blutiges Gesicht gerichtet und die blutbefleckten Hände mit dem Geldbündel in den zitternden Fingern. Den Mund hielt der Knabe dabei weit geöffnet vor Stauen und Schrecken, und so hatte er denn auch wahrscheinlich wenig verstanden von alledem, was ihm Mitja aufgetragen hatte.

»Nun, jetzt wollen wir uns waschen gehen!« sprach barsch Pjotr Iljitsch. »Legen Sie das Geld auf den Tisch,

oder stecken Sie es in die Tasche . . . So . . . gehen wir. Ja, nehmen Sie doch Ihren Rock ab!«

Und er begann ihm zu helfen, seinen Rock auszuziehen – und da schrie er plötzlich wieder auf.

»Sehen Sie doch, auch Ihr Rock ist mit Blut befleckt!«

»Das . . . das ist nicht der Rock. Nur ein wenig ist dort am Ärmel . . . Aber dies hier ist nur da, wo das Taschentuch lag. Aus der Tasche ist es durchgesickert. Ich habe mich bei Fenja auf mein Taschentuch gesetzt, das Blut ist denn auch durchgesickert«, erklärte sogleich mit ganz erstaunlicher Zutraulichkeit Mitja. Pjotr Iljitsch hörte zu und runzelte die Stirn. »Das haben Sie aber geschickt gemacht. Sie haben wohl mit irgendwem gerauft?« brummte er.

Man begann sich zu waschen. Pjotr Iljitsch hielt den Waschkrug und goß Mitja Wasser über die Hände. Mitja eilte und hatte sich seine Hände schlecht eingeseift. (Seine Hände zitterten, wie sich später Pjotr Iljitsch entsann.) Pjotr Iljitsch hieß ihn sogleich sich besser einseifen und mehr zu reiben. Es war, als ob er irgendwie Übergewicht über Mitja erlangt hatte in dieser Minute, und das mehr und mehr. Bemerken wir übrigens: dieser junge Mann war nicht schüchternen Charakters.

»Sehen Sie doch, Sie haben sich unter den Nägeln nicht abgeseift; nun, jetzt reiben Sie sich das Gesicht, so hier: an den Schläfen, beim Ohr . . . Sie werden in diesem Hemd auch fahren? Wohin fahren Sie denn da? Sehen Sie doch, der ganze Aufschlag des rechten Ärmels ist voll Blut!«

»Ja, er ist voll Blut«, bemerkte Mitja, indem er den Aufschlag seines Hemdes betrachtete.

»So wechseln Sie doch Ihre Wäsche.«

»Ich habe keine Zeit. Ich werde aber so, so, sehen Sie . . .«, fuhr mit der gleichen Zutraulichkeit Mitja fort, indem er schon mit dem Handtuch Gesicht und Hände abtrocknete und dann seinen Rock anzog, »ich werde so hier den Rand meines Ärmels einbiegen, er wird

auch gar nicht zu sehen sein unter dem Rock . . . Sehen Sie!»

»Sagen Sie jetzt doch endlich, wo haben Sie das angestellt? Haben Sie etwa gerauft mit irgendwem? Nicht etwa wiederum im Wirtshaus wie damals? Haben Sie nicht etwa wiederum mit dem Kapitän gerauft, ihn wie damals geschlagen und am Bart gezerrt?« sprach gleichfalls vorwurfsvoll Pjotr Iljitsch. »Wen haben Sie sonst noch geprügelt . . . oder am Ende noch gar totgeschlagen?«

»Unsinn!« brummte Mitja.

»Wie denn Unsinn?«

»Es ist nicht nötig«, sprach Mitja und lächelte plötzlich.

»Da habe ich eben auf dem Platz ein altes Frauchen totgedrückt!«

»Sie haben jemanden totgedrückt? Ein altes Frauchen?«

»Einen Greis!« schrie Mitja dem Pjotr Iljitsch, als ob er taub sei, ins Ohr, wobei er ihm lächelnd gerade ins Gesicht schaute.

»Ach, der Teufel hol's, einen Greis, ein altes Frauchen . . . Haben Sie etwa irgendwen ermordet?«

»Wir haben uns versöhnt! Wir sind aneinander geraten, und dann haben wir uns versöhnt. Wir haben uns getrennt als Freunde. Ein Dummkopf . . . er hat mir verziehen . . . jetzt hat er schon sicherlich verziehen . . . Wenn er aufgestanden wäre, so hätte er wohl nicht so verziehen«, und Mitja zwinkerte plötzlich mit den Augen. »Wissen Sie nur, zum Teufel mit ihm, hören Sie, Pjotr Iljitsch, zum Teufel, es ist nicht nötig! In diesem Augenblick will ich nicht!« schnitt ihm Mitja energisch das Wort ab.

»Ich frage ja nur deshalb, weil Sie Lust haben, mit jedem anzubändeln . . . Wie damals um nichts und wieder nichts mit jenem Stabskapitän . . . Sie haben gerauft, und jetzt treibt es Sie fort zu bummeln – darin offenbart sich Ihr ganzer Charakter. Drei Dutzend Flaschen Champagner – wofür denn nur so viel?«

»Bravo! Geben Sie nur jetzt die Pistolen. Bei Gott, ich

habe keine Zeit. Und ich möchte mich schon mit dir unterhalten, Täubchen, ja, ich habe aber keine Zeit. Ja, und es ist auch überhaupt nicht nötig, es ist schon zu spät zum Sprechen. Aber! Wo ist denn das Geld, wo habe ich es hingetan?« schrie er und begann mit den Händen in seinen Taschen herumzufahren.

»Auf den Tisch haben Sie es gelegt . . . Sie selber . . . da liegt es. Haben Sie das schon vergessen? Ihnen gilt wahrscheinlich das Geld so viel wie Schmutz oder Wasser. Da sind auch Ihre Pistolen. Seltsam, vorhin, in der sechsten Stunde, hat er sie für zehn Rubel versetzt, jetzt aber haben Sie auf einmal Tausende. Zwei- oder Dreitausend, nicht wahr?«

»Wohl drei!« und Mitja lächelte, indem er das Geld in die Hosentasche steckte.

»Sie werden es so verlieren. Besitzen Sie etwa Goldgruben?«

»Gruben? Goldgruben!« schrie Mitja aus aller Kraft und brach in Lachen aus. »Werden Sie, Perchotin, nach den Goldgruben fahren? Sogleich wird Ihnen eine Dame hier dreitausend Rubel hinzählen, damit Sie nur abfahren. Mir hat sie sie hingeählt, so sehr liebt sie schon die Goldgruben! Kennen Sie die Chochlakow?«

»Nein, ich habe aber von ihr gehört und sie gesehen. Hat Sie Ihnen wirklich die Dreitausend da gegeben? So hat sie sie Ihnen auch hingeählt?« Pjotr Iljitsch blickte ihn ungläubig an.

»Gehen Sie doch nur morgen, wenn die Sonne ›auffliegen wird‹, sobald nur der ewig jugendliche Phöbus auffliegen wird, lobend und preisend Gott, gehen Sie dann morgen zu ihr, zur Chochlakow nämlich, und fragen Sie sie selber: ob sie mir Dreitausend hingeählt hat oder nicht? Erkundigen Sie sich doch!«

»Ich kenne Ihre Beziehungen nicht . . . wenn Sie das so bestimmt behaupten, so heißt das, sie hat Ihnen das Geld gegeben . . . Sie aber stecken diese Gelderchen ein, und statt nach Sibirien zu fahren, bummeln Sie, was das Zeug

hält . . . Ja, wo eilen Sie denn tatsächlich jetzt hin?«

»Nach Mokroje.«

»Nach Mokroje? Ja, aber es ist doch jetzt Nacht!«

»Es lebte Mastruque in Saus und Braus, Mastruque hat eben nichts!« sprach plötzlich Mitja.

»Wie denn nichts? Mit solchen Tausenden und nichts?«

»Ich spreche nicht von den Tausenden. Zum Teufel die Tausende! Ich spreche über den Charakter der Weiber.

»Leichtgläubig ist das Weibervolk,

Ohne Treu und voller Laster.«

Ich bin mit Odysseus einverstanden! Das sagt er nämlich.«

»Ich verstehe Sie nicht!«

»Bin ich etwa betrunken?«

»Nicht betrunken, aber schlimmer als das!«

Ich bin trunken an Geist, Pjotr Iljitsch, an Geist trunken, und genug, genug!«

»Was machen Sie denn da, Sie laden eine Pistole?«

»Ich lade eine Pistole.«

Tatsächlich hatte Mitja den Pistolenkasten geöffnet, das Pulverhorn aufgedrückt und die Ladung sorgfältig eingefüllt und zugestopft. Dann nahm er eine Kugel, und bevor er sie hineinrollte, hob er sie in zwei Fingern vor sich über das Licht.

»Was schauen Sie denn da so auf die Kugel?« sprach Pjotr Iljitsch, der ihn mit unruhiger Neugier beobachtet hatte.

»So nur, eine Phantasie. Siehst du, wenn du daran dächtest, dir diese Kugel ins Gehirn zu jagen, würdest du sie dir dann beim Laden der Pistole anschauen oder nicht?«

»Weshalb soll man sie denn anschauen?«

»Da sie doch in mein Hirn eindringen wird, so ist es interessant, auf sie zu schauen, was sie für eine ist . . . Aber das alles ist übrigens Unsinn, Unsinn, der mir gerade einfiel. Da ist es denn auch schon aus damit«, fügte er hinzu, nachdem er die Kugel hineingerollt und die Patrone mit Werg zugestopft hatte. »Pjotr Iljitsch,

mein Lieber, Unsinn ist das, alles das ist nur Unsinn, und wenn du nur wüßtest, bis zu welchem Grade Unsinn! Gib mir jetzt ein Stückchen Papier.«

»Da hast du eines!«

»Nein, ein glattes, reines, auf dem man schreiben kann. Siehst du, so.« Und Mitja nahm vom Tisch eine Feder, schrieb rasch zwei Zeilen auf ein Stückchen Papier, faltete das Papier vierfach zusammen und steckte es in die Westentasche. Die Pistolen legte er in den Kasten, schloß ihn mit einem kleinen Schlüssel zu und nahm den Kasten in die Hand. Dann sah er Pjotr Iljitsch an und lächelte lange und gedankenvoll.

»Gehen wir jetzt«, sprach er.

»Wohin denn? Nein, warten Sie . . . Da wollen Sie sich am Ende gar die Kugel ins Gehirn jagen, ich meine . . .«, brachte Pjotr Iljitsch unruhig hervor.

»Die Kugel ist Unsinn! Ich will leben, ich liebe das Leben! Das wisse! Ich liebe den goldlockigen Phöbus und sein Licht leidenschaftlich . . . Lieber Pjotr Iljitsch, verstehst du zu verschwinden?«

»Wie denn das, zu verschwinden?«

»Platz zu machen einem lieben Geschöpf und einem Verhaßten Platz zu machen. Und so, daß auch das verhaßte zu einem lieben werde – siehst du, so Platz machen! Und ihnen zu sagen: »Gott mit euch, geht nur, geht vorüber, ich aber . . .«

»Sie aber?«

»Genug, laßt uns gehen!«

»Bei Gott, ich werde irgendwem sagen« (und bei diesen Worten schaute Pjotr Iljitsch ihn an), »daß man Sie nicht dahin läßt. Weshalb wollen Sie denn jetzt nach Mokroje?«

»Ein Weib ist dort, ein Weib, und damit genug für dich, Pjotr Iljitsch, und damit basta!«

»Hören Sie, wenn Sie auch ein Wilder sind, so haben Sie mir doch immer gefallen . . . Sehen Sie, ich bin in Unruhe um Sie.«

»Dank dir, Bruder. Ich bin ein Wilder, sagtest du? Die Wilden, die Wilden! Ich wiederhole nur ein einziges: die Wilden! Ach ja, da ist ja auch Mischa, ich hatte ihn aber schon ganz vergessen.«

Es kam eiligst Mischa herein mit einem Päckchen gewechselten Papiergeldes und erstattete Bericht, daß bei den Plotnikows »alle sich in Bewegung gesetzt haben« und die Flaschen einpacken und den Fisch und Tee – sogleich werde alles fertig sein. Mitja nahm einen Zehn-rubelschein und gab ihn dem Pjotr Iljitsch, einen andern Zehn-rubelschein warf er dem Mischa zu.

»Wagen Sie das nicht!« schrie Pjotr Iljitsch. »Bei mir zu Hause erlaube ich das nicht, ja, und das ist auch schlechte Verwöhnung. Stecken Sie doch Ihr Geld ein, sehen Sie, dahin stecken Sie es, was soll man es denn wegwerfen! Morgen wird es schon taugen, zu mir werden Sie ja schon wieder einmal kommen und um zehn Rubel bitten. Was stecken Sie denn dies alles in die Seitentasche? Ach, Sie werden es verlieren!«

»Höre, lieber Mensch, laßt uns zusammen nach Mokroje fahren!«

»Was habe ich denn da zu schaffen?«

»Höre: wenn du willst, werde ich sogleich eine Flasche entkorken, laß uns auf das Leben trinken! Es verlangt mich danach, zu trinken, und vor allem, mit dir zu trinken. Ich habe noch niemals mit dir getrunken!«

»Im Wirtshaus kann man das wohl; gehen wir, ich selber war soeben auf dem Weg dahin!«

»Ich habe keine Zeit für das Wirtshaus, aber bei Plotnikows im Laden, im hintern Zimmer! Willst du, ich werde dir gleich ein Rätsel aufgeben!«

»Nur zu!«

Mitja nahm aus der Weste sein Zettelchen, entfaltete es und zeigte es. Mit deutlicher und großer Schrift war darauf geschrieben: »Ich richte mich hin für das ganze Leben, mein ganzes Leben strafe ich!«

»Wahrhaftig, ich werde irgend jemandem sagen, ich

werde sogleich gehen und sagen . . .«, sprach Pjotr Iljitsch, als er das Zettelchen gelesen hatte.

»Du wirst nicht Zeit dazu haben, Täubchen, laß uns gehen und trinken, marsch!«

Der Laden der Plotnikows war fast nur um ein einziges Haus von der Wohnung des Pjotr Iljitsch entfernt, an der Ecke der Straße. Dort war das erste Kolonialwarengeschäft in unserer Stadt, es gehörte reichen Händlern und war an und für sich durchaus nicht übel. Es gab da alles wie in einem beliebigen Delikatessengeschäft in der Hauptstadt: Wein von den »Brüdern Jelissejew«, Früchte, Zigarren, Tee, Zucker, Kaffee usw. Immer waren da drei Verkäufer und liefen zwei Laufburschen umher. Wenn auch unser Kreis verarmt war, die Gutsbesitzer verzogen waren und der Handel ruhte, so blühte doch der Delikatessenhandel wie bisher und sogar immer besser mit jedem Jahr: für diese Gegenstände waren die Käufer eben nicht verschwunden. Mitja erwartete man im Laden mit Ungeduld. Allzusehr hatte man in Erinnerung, wie er vor drei, vier Wochen genau ebenso auf einmal jeder Art Ware und Wein für einige hundert Rubel Bargeld ausgewählt hatte (auf Kredit wäre es ihm nämlich unmöglich gewesen, man hätte ihm nicht getraut), man erinnerte sich daran, daß damals gleichfalls wie auch jetzt in seinen Händen ein ganzer Packen Regenbogenscheine war und er sie um nichts und wieder nichts ausgab, ohne zu handeln, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen und ohne dies zu wollen, wofür er denn so viel Ware brauche, so viel Wein usw? In der ganzen Stadt hatte man später erzählt, daß er damals mit Gruschenka nach Mokroje gejagt sei, und er »in einer Nacht und dem darauffolgenden Tag dreitausend Rubel auf einmal verschwendet habe und von der Bummelei ohne einen Groschen zurückgekehrt sei, so wie ihn seine Mutter geboren hatte«. Er hatte damals eine ganze Zigeunerbande in Bewegung gesetzt, die bei uns herumzog: die Zigeuner hatten in den zwei Tagen, als er betrunken

war, ihm ohne Ende Geld herausgelockt und ohne Ende teuren Wein getrunken. Man erzählte, indem man über den Mitja lachte, er habe in Mokroje die Bauern mit Champagner betrunken gemacht und die Bauernmädchen und Bauernfrauen mit Straßburger Gänseleberpastete und Konfekt gefüttert. Man lachte gleichfalls bei uns, besonders im Wirtshaus, über das aufrichtige Geständnis, das damals Mitja in eigener Person öffentlich abgelegt hatte (natürlich lachte man ihm nicht ins Gesicht, das wäre etwas gefährlich gewesen), er habe von Gruschenka für diese ganze »Eskapade« nur das eine erreicht, daß »sie ihm erlaubt habe, ihr Füßchen zu küssen, aber weiter habe sie nichts erlaubt«.

Als Mitja und Pjotr Iljitsch beim Laden ankamen, fanden sie am Eingang einen angespannten Wagen, der mit einem Teppich bedeckt war, drei Pferde davor, mit Glocken und Schellen, und auf dem Bock saß der Fuhrmann Andrei, der Mitja erwartete. Im Laden hatte man eine Kiste schon fast fertig gepackt, und man erwartete nur noch das Erscheinen des Mitja, um sie zuzuschnüren und in den Wagen zu legen. Pjotr Iljitsch erstaunte.

»Ja, wo hast du denn das Dreigespann aufgetrieben?« fragte er Mitja.

»Als ich zu dir hinlief, bin ich dem Andrei begegnet und befahl ihm, gleich hierher zu dem Laden zu fahren. Es ist keine Zeit zu verlieren! Das vorige Mal fuhr ich mit Timophei, ja, Timophei ist jetzt . . . hm! hm! vor mir mit einer Zauberin fortgefahren. Andrei, werden wir uns sehr verspäten?«

»Eine Stunde werden sie höchstens vor uns da sein, ja, und nicht einmal das, eine Stunde im ganzen werden sie vor uns ankommen«, sprach eilends Andrei. »Ich habe Timophei beim Anspannen geholfen, ich weiß, wie sie fahren werden. Ihr Fahren, Dmitri Fjodorowitsch, ist nicht unseres, wie sollten sie es auch uns gleichtun! Sie werden keine Stunde früher ankommen!« sprach mit Eifer Andrei, ein noch nicht alter Kutscher, ein rothaa-

riger, hagerer Bursche im Unterwams, mit dem Kutscherrock auf dem linken Arm.

»Fünfzig Rubel für Schnaps, wenn du nur um eine Stunde später kommst!«

»Für eine Stunde verpflichten wir uns, Dmitri Fjodorowitsch! Ach, nicht einmal eine halbe Stunde werden sie vor uns ankommen, von der vollen Stunde ist gar keine Rede!«

Wenn auch Mitja geschäftig tat, indem er Anordnungen gab, so war doch alles, was er sprach, und alle seine Befehle seltsam abgebrochen, ohne rechten Zusammenhang. Er begann eine Sache und vergaß sie zu endigen. Pjotr Iljitsch fand es notwendig, sich einzumischen und sich der Sache anzunehmen.

»Für vierhundert Rubel, nicht weniger als für vierhundert Rubel, und daß es ganz genau so ist wie damals«, kommandierte Mitja. »Vier Dutzend Flaschen Champagner, nicht eine weniger!«

»Wozu brauchst du so viel, wozu denn das? Halt!« brüllte Pjotr Iljitsch. »Was ist das für eine Kiste? Was ist darin? Ist da wirklich für vierhundert Rubel Ware drin?« Ihm erklärten sogleich die geschäftigen Kommis in süßlicher Rede, in dieser ersten Kiste sei nur ein halbes Dutzend Flaschen Champagner und »alle die Dinge, die zunächst einmal nötig sind« an Zubiß, Konfekt, Drops usw. Der hauptsächliche »Bedarf« werde aber soeben besonders eingepackt und abgefertigt, ganz wie auch das erstemal, in einem besonderen Wagen und ebenfalls mit drei Pferden, und er werde zur Zeit ankommen, »allerhöchstens eine Stunde nach Dmitri Fjodorowitsch werde alles zur Stelle sein«.

»Nicht mehr als eine Stunde später, nur nicht später als eine Stunde, und legen Sie möglichst viel Drops und Schmandbonbons hinein: das lieben die Mädchen dort!« betonte wiederum mit Leidenschaft Mitja.

»Schmandbonbons – meinetwegen. Ja, aber wozu hast du gleich vier Dutzend nötig? Eines ist genug!« und Pjotr

Iljitsch wurde fast böse. Er begann zu handeln. Er verlangte Rechnung, er wollte sich nicht so zufriedengeben. Er »rettete« indes im ganzen nur einhundert Rubel. Man blieb dabei, daß nicht mehr als für dreihundert Rubel Ware geliefert werde.

»Ach, der Teufel hole euch!« schrie Pjotr Iljitsch, als ob er sich eben erst besonnen habe, »ja, was habe ich denn da zu schaffen? Wirf nur dein Geld hinaus, wenn du es umsonst erhalten hast!«

»Hierher, Ökonom, hierher, sei nicht böse!« sprach Mitja und schleppte ihn in das hintere Ladenzimmer. »Siehst du, hier wird man uns sogleich eine Flasche geben, wir werden sie auch sofort auspicheln. Ach, Pjotr Iljitsch, laß uns doch zusammen fahren, denn du bist ein lieber Mensch, ich liebe solche.«

Mitja setzte sich auf ein Rohrstühlchen vor ein kleines Tischchen, das mit einer äußerst schmutzigen Serviette bedeckt war. Pjotr Iljitsch setzte sich ihm gegenüber, und sogleich kam der Champagner. Man fragte, ob die Herrschaften nicht Austern möchten, »erstklassige Austern der allerletzten Sendung«.

»Zum Teufel mit den Austern, ich esse keine, ja, und gar nichts ist nötig!« rief bissig, fast böse Pjotr Iljitsch.

»Es ist keine Zeit, um Austern zu essen!« bemerkte Mitja, »ja, und ich habe auch keinen Appetit. Weißt du, mein Freund«, sprach er plötzlich mit Gefühl, »niemals liebte ich alle diese Unordnung!«

»Ja, wer liebt sie denn auch! Drei Dutzend Flaschen Champagner! Erbarmen Sie sich, für die Bauern, das ist doch genug, um einen in Harnisch zu bringen.«

»Ich spreche nicht davon. Ich spreche von der höchsten Ordnung. Es ist keine Ordnung in mir, keine höhere Ordnung . . . Aber . . . das alles ist beendet, es lohnt nicht, sich darüber aufzuregen. Es ist zu spät. Und zum Teufel! Mein ganzes Leben war eine Unordnung, und man muß endlich Ordnung schaffen. Mache ich faule Witze, wie?«

»Du faselst, du machst aber keine faulen Witze.«

»Preis dem Höchsten auf der Erde,

Preis dem Höchsten auch in mir!

Dieses Verschen hat sich einstmal's mir aus der Seele losgerungen, es ist kein Vers, es ist vielmehr eine Träne . . . Ich habe ihn selber verfaßt . . . indes nicht damals, als ich den Stabskapitän an seinem Bärtchen zerrte . . .«

»Weshalb denkst du da plötzlich an ihn?«

»Weshalb ich plötzlich an ihn denke? Unsinn! Alles findet ein Ende, alles wird ausgeglichen, ein Strich – und die Bilanz!«

»Wahrhaftig, immer gehen mir deine Pistolen im Kopf herum!«

»Auch die Pistolen sind Unsinn! Trink und phantasiere nicht. Ich liebe das Leben, allzusehr habe ich schon das Leben lieb gewonnen, derart, daß es schon gemein ist. Genug! Auf das Leben, mein Täubchen, auf das Leben laßt uns trinken, auf das Leben schlage ich den Trinkspruch vor! Weshalb bin ich zufrieden mit mir? Ich bin nichtswürdig, aber dennoch bin ich mit mir zufrieden. Und gleichwohl quäle ich mich darüber, daß ich nichtswürdig bin, ich bin aber mit mir zufrieden. Ich segne die Schöpfung, ich bin auf der Stelle bereit, Gott zu segnen und seine Schöpfung, aber . . . man muß ein stinkendes Insekt vertilgen, damit es nicht herankrieche und den andern das Leben verderbe . . . Laßt uns auf das Leben trinken, lieber Bruder! Was kann teurer sein als das Leben! Nichts! Nichts! Auf das Leben und auf eine Königin von den Königinnen!«

»Laß uns auf das Leben trinken und am Ende gar auch auf deine Königin!«

Sie tranken jeder ein Glas aus. Wenn Mitja auch begeistert war und von allem möglichen redete, so schien es dennoch, als ob ihn Kummer niederdrückte. Es war ganz so, als ob irgendeine unüberwindliche und schwere Sorge vor ihm stehe.

»Mischa . . . da ist ja dein Mischa gekommen! Mischa, Täubchen, Mischa, komme hierher, trink du mir dieses Glas aus, auf den goldlockigen Phöbus, den morgigen!«
»Ja, weshalb gibst du ihm dies!« schrie Pjotr Iljitsch erregt.

»Nun, erlaube es doch, laß es doch einmal so sein, ich will es doch nun einmal!«

»Ach! ach!«

Mischa trank das Glas aus, verneigte sich und lief davon.

»Er wird länger daran denken!« bemerkte Mitja. »Ein Weib liebe ich, ein Weib! Was ist ein Weib? Die Königin der Erde! Es ist mir traurig zumute, traurig, Pjotr Iljitsch! Entsinnst du dich an Hamlet: ›Mir ist es so traurig zumute, so traurig, Horatio . . .‹ Ach, armer Yorik! Das bin ich vielleicht, dieser Yorik. Eben jetzt bin ich Yorik, später aber sein Schädel!«

Pjotr Iljitsch hörte zu und schwieg; da schwieg auch Mitja.

»Was ist denn das bei euch für ein Hündchen?« fragte er plötzlich zerstreut einen Kommis, da er in der Ecke ein kleines hübsches Bologneserhündchen mit schwarzen Augen bemerkt hatte.

»Das ist das Hündchen von Warwara Alexejewna, unserer Herrin«, antwortete der Kommis; »sie selber hat es vorhin hergebracht, ja, und dann bei uns vergessen. Man wird es zurückbringen müssen.«

»Ich habe ein ganz ebensolches gesehen . . . im Regiment . . .«, sprach Mitja in Gedanken, »das hatte nur das Hinterfüßchen gebrochen . . . Pjotr Iljitsch, ich wollte dich übrigens fragen: Hast du einmal irgendwann in deinem Leben etwas gestohlen – oder nicht?«

»Was ist das für eine Frage?«

»Nein, ich frage nur so. Siehst du, aus der Tasche gestohlen bei irgendwem, etwas nicht dir Gehöriges? Ich spreche nicht von der Staatskasse, die bestehlen alle und natürlich auch du . . .«

»Hol dich der Teufel!«

»Ich spreche über anderes: direkt aus der Tasche gestohlen, meine ich, aus dem Beutel, wie?«

»Ich habe einst meiner Mutter ein Zwanzigkopekenstück gestohlen, vom Tisch genommen, ich war neun Jahre alt. Ich nahm es ganz leise und verbarg es in der geschlossenen Hand.«

»Nun, und wie dann?«

»Nun, und gar nichts! Drei Tage habe ich es aufbewahrt, dann habe ich mich geschämt, ein Geständnis abgelegt und es zurückgegeben.«

»Nun, und was dann?«

»Natürlich hat man mich durchgeprügelt. Ja, wozu fragst du danach; hast du selber etwa gestohlen?«

»Ich habe gestohlen!« Und Mitja zwinkerte schlaue mit den Augen.

»Was hast du denn gestohlen?« fragte Pjotr Iljitsch neugierig.

»Der Mutter ein Zwanzigkopekenstück, ich war neun Jahre alt, nach drei Tagen gab ich es zurück.« Und Mitja erhob sich plötzlich.

»Dmitri Fjodorowitsch, soll man nicht eilen?« schrie plötzlich bei der Tür des Ladens Andrei.

»Ist alles fertig? Gehen wir!« Und Mitja fuhr auf: »Noch ein letztes Wort und dem Andrei ein Glas Schnaps auf den Weg, sogleich! Ja, und gebt ihm auch ein Glas Kognak außer dem Schnaps! Diesen Kasten (mit den Pistolen) legt mir unter den Sitz. Leb wohl, Pjotr Iljitsch, denke nicht im Zorn an mich!«

»Ja, du wirst doch morgen zurückkehren?«

»Unbedingt!«

»Geruhen Sie jetzt die Rechnung zu begleichen?« rief der Kommiss und sprang hinzu.

»Ja, ja, die Rechnung! Unbedingt!«

Er nahm wiederum seinen Haufen Geldscheine aus der Tasche, nahm drei Hunderter, warf sie auf den Ladentisch und entfernte sich rasch aus dem Laden. Alle folgten ihm nach, verneigten sich und riefen ihm Grüße und

Wünsche nach. Andrei ächzte von dem eben getrunkenen Kognak und sprang auf den Bock. Kaum hatte aber nur Mitja begonnen sich zurechtzusetzen, als plötzlich völlig unerwartet Fenja vor ihm auftauchte. Sie lief, ganz außer Atem, heran, faltete mit Schreien vor ihm die Hände und fiel ihm – bautz! – zu Füßen.

»Väterchen, Dmitri Fjodorowitsch, Täubchen, richten Sie nicht meine Herrin zugrunde! Aber gerade ich habe Ihnen auch alles erzählt . . . ! Und auch ihn töten Sie nicht, er ist doch ihr »Früherer! Er wird jetzt Agrafena Alexandrowna heiraten, deshalb ist er auch aus Sibirien zurückgekehrt . . . Väterchen, Dmitri Fjodorowitsch, richten Sie kein fremdes Leben zugrunde!«

»Ta – ta – ta, das ist es also! Nein, du wirst jetzt dort schon etwas anrichten!« brummte für sich Pjotr Iljitsch. »Jetzt ist alles zu begreifen, wie soll man das jetzt nicht begreifen! Dmitri Fjodorowitsch, gib mir mal gleich die Pistolen zurück, wenn du ein Mensch sein willst!« rief er laut Mitja zu. »Hörst du, Dmitri!«

»Die Pistolen? Warte, mein Täubchen, ich werde sie unterwegs in eine Pfütze werfen!« antwortete Mitja. »Fenja, steh auf, liege nicht vor mir auf den Knien. Hinfort wird Mitja schon nicht mehr irgendwen zugrunde richten, Mitja, dieser dumme Kerl. Ja, nur dies eine, Fenja«, schrie er ihr zu, als er sich schon zurechtgesetzt hatte: »Wenn ich dich vorhin beleidigt habe, so verzeihe mir gütig, verzeih dem Schuft . . . Wenn du aber nicht verzeihst, so ist auch das einerlei! Rühr dich, Andrei, fliege rasch dahin!«

Andrei fuhr ab, das Glöckchen läutete.

»Leb wohl, Pjotr Iljitsch! Dir die letzte Träne!«

»Er ist doch nicht betrunken, aber was er dabei für einen Unsinn zusammenschwätzt«, dachte Pjotr Iljitsch. Er hatte die Absicht, zu bleiben und zuzusehen, wie sie die Fuhre (ebenfalls mit drei Pferden davor) mit dem übrigen Proviant und mit Wein beladen würden, da er ahnte, daß man Mitja betrügen und übervorteilen werde; plötz-

lich aber ärgerte er sich über sich selber, spuckte aus und ging in sein Wirtshaus Billard spielen.

»Ein Schafskopf ist er, wenn auch ein guter Kerl . . .«, brummte er unterwegs für sich. Von diesem bewußten »früheren« Offizier der Gruschenka habe ich gehört. Nein, wenn der ankam, dann . . . Ach, diese Pistolen! Aber der Teufel, bin ich denn etwa sein Vormund? Möge er sie nur mitnehmen! Ja, und es wird auch gar nichts vorfallen! Schreier und weiter nichts! Sie trinken sich an und raufen sich, sie raufen sich und versöhnen sich dann wiederum. Sind denn das Leute der Tat? Was bedeutet denn das »ich werde mich davonmachen«, »ich werde mich strafen« – gar nichts wird sein! Tausendmal hat er Derartiges geschrien im Wirtshaus, wenn er betrunken war. Jetzt ist er freilich nicht betrunken. »Trunken an Geist« – sie lieben, große Worte zu machen, die Schufte. Bin ich denn etwa sein Vormund? Und er mußte gerauft haben, seine ganze Fratze ist voll Blut. Aber mit wem denn nur? Im Wirtshaus werde ich das erfahren. Auch das Taschentuch ist voll Blut. Pfui Teufel! Bei mir ist es auf dem Boden liegengeblieben . . . ich spucke darauf!« Er kam in der allerschlechtesten Laune ins Wirtshaus und begann sogleich eine Partie. Die Partie erheiterte ihn. Er begann eine neue, und plötzlich sprach er mit einem seiner Partner darüber, daß Dmitri Karamasow wiederum Geld habe, bis zu Dreitausend, er selber habe es gesehen, und daß er wiederum davongejagt sei, um mit Gruschenka zu bummeln. Das wurde von den Hörern mit fast unerwarteter Neugierde aufgenommen. Und sie alle sprachen ohne zu lachen, vielmehr seltsam ernst. Sogar das Spiel unterbrach man.

»Dreitausend? Ja, wo konnte er denn dreitausend Rubel herhaben?« Man begann ihn weiter auszufragen. Die Nachricht von der Chochlakow begegnete Zweifeln.

»Hat er nicht etwa den Alten beraubt?«

»Dreitausend! Etwas ist da nicht in Ordnung!«

»Er hat laut geprahlt, er werde seinen Vater totschiagen,

alle haben es hier gehört, gerade von Dreitausend sprach er . . .«

Pjotr Iljitsch hörte das alles und begann plötzlich auf alles Ausfragen trocken und kurz zu antworten. An das Blut, das Mitja im Gesicht und an den Händen hatte, erinnerte er mit keinem Wort, dabei hatte er aber, als er ins Wirtshaus ging, auch das erzählen wollen. Man begann die dritte Partie, allmählich verstummte das Gespräch über Mitja; als aber Pjotr Iljitsch die dritte Partie beendet hatte, wollte er nicht weiterspielen. Er legte den Billardstock hin und verließ das Wirtshaus, ohne zu Abend gegessen zu haben, wie er doch vorgehabt hatte. Kaum war er auf den »Platz« herausgetreten, da blieb er stehen, er wußte nicht, was er tun sollte, und wunderte sich sogar über sich selber. Er besann sich plötzlich darauf, daß er ja sogleich in das Haus des Fjodor Pawlowitsch hatte gehen wollen, um zu erfahren, ob dort irgend etwas vorgefallen sei. »Wegen eines Unsinns, wie es sich erweisen wird, werde ich ein fremdes Haus aufwecken und einen Skandal anrichten. Pfui Teufel, bin ich denn etwa ihr Hüter?«

In der allerübelsten Laune begab er sich geradewegs nach Hause, und plötzlich entsann er sich an Fenja: »Ach, der Teufel, die hätte ich vorhin ausfragen sollen«, dachte er mit Verdruß, »dann hätte ich alles erfahren!« Und bis zu einem solchen Grad überkam ihn das allergeheduligste und hartnäckigste Verlangen, mit ihr zu sprechen und alles zu erfahren, daß er vom halben Weg aus sich plötzlich dem Haus der Morosow zuwandte, in dem Gruschenka wohnte. Er schritt zum Tor hin und klopfte an; aber es war so, als ob das Klopfen, das in der Stille der Nacht widerhallte, ihn wiederum ernüchtere und erzürne. Zudem rief ihn niemand an, alle im Haus schliefen. »Auch dort werde ich nur unnütz Lärm machen!« dachte er schon mit einem gewissen Unbehagen in der Seele; statt aber endgültig wegzugehen, machte er sich plötzlich daran, von neuem zu klopfen, und diesmal

schon aus ganzer Kraft. Es erhob sich ein Lärm über die ganze Straße hin. »So, so, nein, ich werde klopfen bis man mir aufmacht, bis man mir aufmacht!« brummte er. Mit jedem Klopfer wurde er immer mehr böse auf sich selber, bis zur Raserei, und dabei klopfte er immer heftiger an das Tor.

VI. *Ich selber fahre!*

Dmitri Fjodorowitsch aber flog nur so auf der Landstraße dahin. Bis Mokroje waren es etwas über zwanzig Werst, das Dreigespann des Andrei jagte derart, daß es in fünfviertel Stunden anlangen konnte. Es war, als ob die rasche Fahrt Mitja plötzlich erfrischt habe. Die Luft war frisch und ziemlich kalt, am reinen Himmel leuchteten große Sterne. Das war dieselbe Nacht und vielleicht sogar dieselbe Stunde, da Aljoscha zur Erde niederfiel und »außer sich schwor, sie zu lieben in alle Ewigkeit«. Aber wirr, sehr wirr war es in der Seele des Mitja, und obgleich jetzt vieles seine Seele peinigte, so strebte doch in diesem Augenblick sein ganzes Wesen unwiderstehlich nur zu ihr hin, zu seiner Königin, zu der er hinflog, um zum letztenmal auf sie zu blicken. Ich werde nur eines sagen: es war sein Herz auch nicht einmal einen Augenblick im Zwiespalt. Man wird mir vielleicht nicht glauben, wenn ich es sagen werde, daß dieser geborene Eifersüchtige auch nicht die geringste Eifersucht empfand gegenüber diesem »Offizier«, diesem »neuen« Menschen, der wie aus der Erde herausgesprungen war. Jedem andern gegenüber, wenn nur ein solcher erschienen wäre, hätte er sogleich Eifersucht empfunden und dann vielleicht von neuem seine furchtbaren Hände mit Blut befleckt, in Hinsicht auf diesen aber, auf diesen »ihren Ersten«, fühlte er jetzt, da er in seinem Wagen dahinflog, nicht nur keinen Haß der Eifersucht, nein, nicht einmal ein Gefühl der Feindschaft. Freilich, er hatte ihn noch

nicht gesehen. »Da ist es schon zweifellos, hier ist ihr Recht und das seinige; hier ist ihre erste Liebe, die sie in fünf Jahren nicht vergessen konnte: das heißt demnach, nur ihn hat sie auch geliebt in diesen fünf Jahren; aber ich, weshalb habe ich mich denn da eingefunden? Was bedeute ich denn da, was habe ich eigentlich damit zu schaffen? Verschwinde, Mitja, und mach Platz! Ja, und was will ich denn jetzt? Jetzt ist auch schon ohne den Offizier alles aus; wenn er auch überhaupt nicht erschienen wäre, wäre gleichwohl alles aus. . .«

In diesen Worten hätte er ungefähr seine Empfindungen deuten können, wenn er nur imstande gewesen wäre zu überlegen. Er vermochte damals aber schon nicht mehr ruhig über etwas nachzudenken. Sein ganzer jetziger Entschluß war entstanden, ohne daß irgendwelche Überlegungen dem vorausgegangen wären, in einem einzigen Augenblick. Er war auf einmal »erfühlt« und in Bausch und Bogen angenommen worden mit allen Folgen, erst vorhin, bei Fenja, als die ihm eben nur die ersten Worte gesagt hatte. Und gleichwohl, ungeachtet aller Entschlüsse, die er gefaßt hatte, war es verworren in seiner Seele, so verworren, daß er darunter litt: es hatte ihm auch nicht sein Entschluß Ruhe zu geben vermocht. Allzuviel stand hinter ihm und quälte ihn. Und seltsam kam ihm dies vor in manchen Augenblicken. Er hatte ja schon selber sein Urteil mit der Feder auf Papier geschrieben: »Ich werde mich strafen und richten!« Und dieser Zettel lag dort, in seiner Tasche, fix und fertig; es war schon die Pistole geladen, er hatte ja schon beschlossen, wie er morgen den ersten warmen Strahl des »goldlockigen Phöbus« empfangen werde, und dabei war es ihm gleichwohl nicht möglich, mit dem Früheren abzurechnen, mit alledem, was zurücklag und ihn gepeinigt hatte; das fühlte er bis zur Qual, und der Gedanke hieran saugte sich in seiner Seele fest und erfüllte sie mit Verzweiflung. Es gab da einen Augenblick auf dieser Fahrt, da wollte er plötzlich Andrei zurufen, er solle anhalten,

er wollte dann aus dem Wagen springen, seine geladene Pistole hervorholen und allem ein Ende bereiten, ohne nur bis zum Morgengrauen zu warten. Aber dieser Augenblick flog vorüber wie ein Fünkchen. Ja, und das Dreigespann flog nur so dahin, »den Raum verschlingend«, und je mehr er sich dem Ziel näherte, um so heftiger erfaßte wiederum der Gedanke an sie, an sie allein, seinen Geist und verjagte alle anderen furchtbaren Gespenster von seinem Herzen. Oh, es verlangte ihn so danach, auf sie zu schauen, wenn auch nur für einen Augenblick, wenn auch nur aus der Ferne! »Sie ist jetzt mit ihm«, nun, da werde ich denn auch schauen, wie sie jetzt mit ihm ist, mit ihrem früheren Lieben, und nur das ist mir auch nötig!« Und noch niemals hatte er so heftige Liebe empfunden zu diesem ihm so verhängnisvollen Weib, niemals noch so viel von einem neuen, von ihm noch nie erprobten Gefühl, von einem Gefühl, das sogar für ihn selber unerwartet war, von einem Gefühl, so zärtlich, daß er zu ihr beten, vor ihr hätte verschwinden mögen!

»Ich werde verschwinden!« sprach er plötzlich, befallen von einer Art hysterischen Entzückens.

Die wilde Fahrt dauerte schon fast eine Stunde. Mitja schwieg, und auch Andrei hatte noch kein Wort gesprochen, wenn er auch sonst ein redseliger Bauer war; es war aber so, als ob er fürchtete, ein Gespräch anzufangen, und er trieb nur lebhaft seine »Schindmähren« an, seine drei braunen, mageren, aber flinken Pferde. Da rief plötzlich Mitja in furchtbarer Unruhe aus: »Andrei, wie aber, wenn sie schon schlafen?«

Ihm war das plötzlich in den Sinn gekommen, bis dahin hatte er aber nicht einmal daran gedacht.

»Man muß annehmen, daß sie sich schon niederlegten, Dmitri Fjodorowitsch!«

Mitjas Gesicht verzog sich, es nahm einen krankhaften Ausdruck an: »Was denn in der Tat, er wird herangeflogen kommen . . . mit solchen Gefühlen . . . sie aber schla-

fen schon . . . es schläft auch sie, vielleicht auch dort . . . ?« Ein böses Gefühl schäumte in seinem Herzen auf.

»Vorwärts, Andrei, drauflos, Andrei, munter!« schrie er außer sich.

»Aber vielleicht haben sie sich auch noch gar nicht zu Bett gelegt«, meinte nach einigem Schweigen Andrei.

»Vorhin hat Timophei erzählt, es hätten sich dort ihrer viele versammelt . . .«

»Auf der Station?«

»Nicht auf der Station, vielmehr bei den Plastunows, im Gasthaus, das heißt auf der ›privaten‹ Station.«

»Ich weiß es; warum sagst du dann aber, daß es ihrer viele sind? Wo sind denn viele? Wer ist es denn?« bestürmte ihn Mitja, der in furchtbare Erregung geraten war bei der unerwarteten Nachricht.

»Ja, Timophei sagte, alles seien Herrschaften: aus der Stadt zwei, wer es ist, weiß ich nicht, nur, sagte Timophei, zwei von den hiesigen Herrschaften, ja, und dann noch zwei, die angereist zu sein scheinen; aber vielleicht ist auch noch jemand da, ich habe ihn nicht ausführlich gefragt. Er sagte, sie haben Karten zu spielen begonnen.«

»Karten zu spielen?«

»Ja, vielleicht schlafen sie auch gar nicht, wenn sie anfangen Karten zu spielen. Man muß bedenken, daß es jetzt nicht später als die elfte Stunde in ihrem Ausgang ist, nicht später als das!«

»Nur zu! Andrei, nur zu!« schrie wiederum nervös Mitja.

»Was bedeutet denn das, möchte ich Sie fragen, Herr?« begann nach einigem Schweigen von neuem Andrei.

»Wenn ich Sie nur nicht erzürne, ich fürchte es, gnädiger Herr!«

»Was willst du denn wissen?«

»Vorhin ist Ihnen Fedosja Markowna zu Füßen gefallen und hat sie angefleht, Sie möchten doch nicht ihre Herrin zugrunderichten und auch nicht jemand anders . . . Die Sache ist die, Herr, daß ich Sie dahin fahre . . . Verzeihen

Sie mir, Herr, ich habe das so nach meinem Gewissen gesagt, vielleicht ist es dumm, was ich sagte!«

Mitja faßte ihn plötzlich von hinten an die Schulter.

»Du bist ein Fuhrmann? ein Fuhrmann?« begann er außer sich.

»Ein Fuhrmann . . .«

»Weißt du, daß man den Weg frei machen muß? Meinst du, weil du ein Fuhrmann bist, so brauchst du nicht auszuweichen: »überfahre sie nur, so soll das heißen, ich fahre geradeaus!« Nein, Fuhrmann, überfahre du niemanden! Man darf keinen Menschen überfahren, man darf den Menschen das Leben nicht verderben; wenn du ihnen aber das Leben verdorben hast – so strafe dich selber . . . wenn du es ihnen nur verdorben hast – so richte dich hin und verschwinde!« Das alles entrang sich Mitja so, als ob er einen richtigen hysterischen Anfall habe. Wenn nun auch Andrei über den gnädigen Herrn erstaunte, hielt er dennoch das Gespräch aufrecht.

»Das ist richtig, Väterchen, Dmitri Fjodorowitsch, darin haben Sie durchaus recht, daß man keinen Menschen überfahren darf, man darf ihn aber auch nicht quälen, ihn so wenig wie jede andere Kreatur, denn jede Kreatur ist von Gott geschaffen, wenn auch nur zum Beispiel hier das Pferd, weil es manch einer ganz umsonst hetzt, wie zum Beispiel auch unser Fuhrmann. Und er kennt kein Maß, so treibt er es auch an, so treibt er es dir auch nur so an . . .«

»In die Hölle?« unterbrach ihn plötzlich Mitja und lachte sein unerwartetes kurzes Lachen. »Andrei, einfache Seele du«, und er faßte ihn wiederum fest an den Schultern, »sprich: wird Dmitri Fjodorowitsch in die Hölle kommen oder nicht, wie meinst du wohl?«

»Ich weiß es nicht, Täubchen, das hängt von Ihnen ab, weil Sie bei uns . . . Siehst du, Herr, als Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen und gestorben war, da stieg er vom Kreuz herab, geradewegs in die Hölle, und befreite alle Sünder, die sich dort quälten. Und es stöhnte die Hölle

darüber, daß, so dachte sie, zu ihr jetzt schon niemand mehr kommen wird, von den Sündern nämlich. Und es sprach damals zur Hölle Gott: »Stöhne nicht, Hölle, denn es werden zu dir von nun an alle möglichen Würdenträger kommen, Regierende, Hauptrichter und Reiche, und du wirst ganz ebenso angefüllt sein, wie du es warst von Ewigkeit her, bis zu der Zeit, daß ich von neuem kommen werde.« Das ist genau so, das war ein solches Wort . . .«

»Eine Volkslegende, herrlich! Peitsche das linke Pferd, Andrei!«

»So ist es denn auch, Herr, für wen die Hölle bestimmt ist« – Andrei peitschte das linke Pferd – »Sie aber sind bei uns, Herr, ganz so wie ein kleines Kindchen . . . dafür halten wir Sie . . . Und wenn Sie auch jähzornig sind, Herr, das ist nun einmal so, so wird Ihnen doch der Herr Ihrer Einfachheit wegen verzeihen!«

»Aber du, verzeihst du mir, Andrei?«

»Was soll ich Ihnen denn verzeihen, Sie haben mir nichts getan!«

»Nein, für alle, für alle, du allein, gerade jetzt, auf der Stelle, hier auf dem Weg, wirst du mir für alle verzeihen? Sprich, du Seele des einfachen Volkes!«

»Ach, Herr! Unheimlich ist es, Sie auch nur zu fahren, Ihr Gespräch ist so seltsam!«

Aber Mitja hatte gar nicht auf ihn gehört. Er betete in Ekstase und flüsterte wild vor sich hin:

»Herr, nimm mich auf in aller meiner Ruchlosigkeit und richte mich nicht! Laß mich vorüber ohne dein Gericht! Richte nicht, weil ich selber mich verurteilt habe, richte nicht, weil ich dich liebe, Herr! Niederträchtig bin ich, aber ich liebe dich: du wirst mich zur Hölle senden, und auch dort werde ich dich lieben, auch von dorthier werde ich schreien, daß ich dich liebe in alle Ewigkeit . . . Aber laß auch mich zu Ende lieben . . . jetzt, hier zu Ende lieben, nicht länger als fünf Stunden, bis zu deinem flammenden Licht . . . Denn ich liebe die Königin mei-

ner Seele. Ich liebe sie und kann nicht anders als sie lieben. Selber siehst du mich durch und durch. Ich werde herangesprengt kommen, ich werde vor ihr niederfallen: »Recht hast du getan, daß du an mir vorüberschrittest . . . Leb wohl und vergiß dein Opfer, sei niemals in Unruhe!«

»Mokroje!« rief Andrei, indem er mit der Peitsche geradeaus wies.

Durch den bleichen Nebel der Nacht zeigte sich plötzlich die feste, dunkle Masse von Häusern, die sich auf der gewaltigen Fläche ausbreitete. Das Dorf Mokroje zählte zweitausend Seelen, aber zu dieser Stunde schliefen schon alle, und nur da und dort schimmerten noch einzelne Lichtchen.

»Treib an, treib an, Andrei, ich komme angefahren!« rief wie im Fieber Mitja.

»Sie schlafen noch nicht!« sprach wiederum Andrei, indem er mit der Peitsche auf das Wirtshaus der Plastunows wies, das unmittelbar bei der Einfahrt ins Dorf stand, und in dem alle sechs Fenster nach der Straße hell erleuchtet waren.

»Sie schlafen nicht!« wiederholte freudig Mitja. »Mach Lärm, Andrei, treib an, laß die Pferde galoppieren, daß die Schellen läuten, fahr an mit Krachen. Damit alle wissen, wer ankommt! Ich komme! Ich komme selber!« rief Mitja außer sich.

Andrei ließ das übermüdete Dreigespann galoppieren und fuhr tatsächlich mit Krachen zu der hohen Eingangstreppe und brachte mit einem Ruck seine dampfenden, halbtoten Pferde zum Stehen. Mitja sprang aus dem Wagen, und da hatte der Wirt, der freilich schon schlafen gehen wollte, neugierig vom Eingang hinausgeschaut, wer denn so wild angefahren komme!

»Trifon Borisowitsch, du?«

Der Wirt bückte sich, blickte hin, lief schleunigst von der Treppe herab und stürzte sich mit kriecherischem Entzücken auf den Gast.

»Väterchen, Dmitri Fjodorowitsch! Sehen wir Sie denn wieder?«

Dieser Trifon Borisowitsch war ein stämmiger und gesunder Bauer von mittlerem Wuchs, mit einem etwas vollen Gesicht und dem Ausdruck eines strengen und unversöhnlichen Mannes (besonders wenn er die Bauern von Mokroje vor sich hatte); er besaß aber die Fähigkeit, seinem Gesicht rasch den unterwürfigsten Ausdruck zu geben, wenn er herausfühlte, daß er einen Gewinn machen könne. Er ging in russischer Kleidung: im Hemd mit schieferm Kragen und im Unterwams. Er besaß beträchtliche Gelderchen, träumte aber unentwegt davon, eine höhere Rolle zu spielen. Mehr als die Hälfte der Bauern war in seinen Krallen, alle waren sie ihm schuldig ringsherum. Er mietete bei den Gutsbesitzern Land und kaufte auch selber welches; es bearbeiteten ihm aber dies Land die Bauern für ihre Schulden, aus denen sie niemals herauskommen konnten. Er war Witwer und hatte vier erwachsene Töchter; eine davon war bereits verwitwet, lebte bei ihm mit zwei kleinen Kindern, seinen Enkeln, und arbeitete für ihn wie eine Tagelöhnerin. Eine andere Tochter des Bäuerleins war an einen Beamten verheiratet, irgendein ausgedientes Schreiberchen, und in einem von den Zimmern des Gasthauses konnte man unter den Familienphotographien an der Wand (sie waren von allerkleinstem Format) auch die Photographie dieses Beamten sehen in Uniform und mit Achselklappen. Die zwei jüngeren Töchter zogen am Kirchweihfest, oder wenn sie irgendwohin zu Gast gingen, blaue oder grüne Kleider an, die auf die moderne Weise genäht waren, hinten enganliegend und mit einer meterlangen Schleppe. Tags darauf standen sie aber wieder, wie auch sonst, bei Morgengrauen auf, fegten mit Reisigbesen die Stuben aus und trugen das Waschwasser und den Kehricht aus den Gastzimmern hinaus. Ungeachtet dessen, daß er schon Tausenderchen erworben hatte, liebte es Trifon Borisowitsch gar sehr, Geld zu reißen von bum-

melnden Gästen, und da er sich erinnerte, daß noch kein Monat vergangen war, seit er an einem Tag von Dmitri Fjodorowitsch gelegentlich seines Trinkgelages mit der Gruschenka mehr als zweihundert Rubel beiseite gebracht hatte, wenn nicht gar dreihundert, so empfing er ihn jetzt freudig und eifrig, da er schon allein daraus, wie Mitja zu seinem Tor herangefahren kam, neue Beute witterte.

»Väterchen, Dmitri Fjodorowitsch, bekommen wir Sie wiederum zu sehen?«

»Halt, Trifon Borisowitsch«, begann Mitja, »zuallererst das Hauptsächlichste: wo ist sie?«

»Agrafena Alexandrowna?« – der Wirt hatte sogleich verstanden, und er schaute Mitja scharf ins Gesicht – »ja, hier hält auch sie sich auf . . .«

»Mit wem, mit wem?«

»Gäste, angereiste . . . Einer ist ein Beamter, muß von den Polen sein, nach der Aussprache zu schließen, er gerade hat auch nach ihr Pferde gesandt von hier aus; ein anderer aber mit ihm ist sein Kamerad oder Reisegefährte, wer bringt das heraus; sie tragen Zivilkleidung.«

»Wie denn, lassen sie was draufgehen? Sind sie reiche Kerle?«

»Wie werden sie denn was draufgehen lassen! Eine ganz unbedeutende Größe, Dmitri Fjodorowitsch!«

»Eine unbedeutende? Nun, aber die andern . . .?«

»Aus der Stadt sind diese, zwei Herren . . . Aus Tscherni kehrten sie zurück, ja, und sind dann auch geblieben. Einer, ein junger, muß wohl ein Verwandter sein von dem Herrn Miussow, ich habe nur gerade seinen Namen vergessen . . . den andern, so muß man annehmen, kennen Sie gleichfalls: der Gutsbesitzer Maximow, zur Wallfahrt, sagt er, sei er dorthin in unser Kloster gefahren, ja, und mit diesem jungen Verwandten des Herrn Miussow reist er auch . . .«

»Nur diese und weiter niemand?«

»Nur diese!«

»Halt, schweig, Trifon Borisowitsch, sprich jetzt das Allerhauptsächlichste: was ist mit ihr, wie ist sie?«

»Ja, da ist sie vorhin angekommen und sitzt mit ihnen.«

»Ist sie lustig, lacht sie?«

»Nein, es scheint, sie lacht nicht allzusehr . . . sogar völlig gelangweilt sitzt sie da, dem jungen Mann hat sie die Haare frisiert.«

»Das heißt dem Polen, dem Offizier?«

»Ja, was ist der denn für ein Junger, ja, und er ist auch überhaupt nicht Offizier; nein, mein Herr, nicht ihm, vielmehr jenem Neffen des Miussow, dem jungen Mann da . . . ich habe nur den Namen vergessen!«

»Kalganow?«

»Ja, gerade Kalganow!«

»Schön, ich werde das schon selber entscheiden. Spielen sie Karten?«

»Sie spielten, haben aber aufgehört. Tee haben sie getrunken, Likör hat der Beamte bestellt.«

»Halt, Trifon Borisowitsch! Halt, Seele, ich selber werde das entscheiden. Jetzt antworte das Allerhauptsächlichste: Gibt es keine Zigeuner hier?«

»Von Zigeunern ist jetzt überhaupt nichts zu hören, Dmitri Fjodorowitsch, die Obrigkeit hat sie verjagt; aber da sind hier Juden, auf dem Zimbal spielen sie und auf der Geige, in Roschdestwensk, so daß man auch jetzt nach ihnen senden kann, sie werden kommen.«

»Schicke nach ihnen, unbedingt schicke nach ihnen!« schrie Mitja. »Aber die Mädchen kann man doch aufwecken, wie damals, besonders die Maria, die Stepanida gleichfalls, auch die Arina. Zweihundert Rubel für den Chor!«

»Ja, für solches Geld will ich dir das ganze Dorf auf die Beine stellen, wenn sie sich auch jetzt zum Schlaf niederlegten. Ja, und lohnt es sich denn auch, Väterchen Dmitri Fjodorowitsch, die hiesigen Bauern so zu verwöhnen, oder die Mädchen da? Für eine solche Gemeinheit, ja Roheit eine solche Summe auszusetzen! Ihm, unserm

Bauern, Zigarren zum Rauchen zu geben! Du aber hast ihnen solche gegeben! Es stinkt ja von ihm, von dem Räuber. Die Mädchen sind aber alle, so viele es ihrer auch sind, verlaust. Ja, ich werde dir meine Töchter umsonst aufwecken, du brauchst gar nicht eine solche Summe auszugeben, sie haben sich jetzt eben erst schlafen gelegt; so werde ich sie mit dem Fuß in den Rücken stoßen und sie zwingen, für dich zu singen. Die Bauern haben Sie neulich mit Champagner trunken gemacht, ach! ach!«

Trifon Borisowitsch hatte zu Unrecht Mitja bemitleidet: er selber hatte damals ihm ein Halbdutzend Flaschen Champagner unterschlagen und unter dem Tisch einen Hundertrubelschein aufgehoben und ihn in der Faust zusammengeknüllt. Und so ist er auch bei ihm in der Faust geblieben.

»Trifon Borisowitsch, ich habe damals hier nicht nur ein Tausendchen an den Mann gebracht, Erinnerst du dich?«

»Jawohl, Täubchen, wie sollte ich mich nicht an Sie erinnern? Drei Tausendchen haben Sie wohl bei uns gelassen!«

»Nun, so bin ich auch jetzt mit dieser Absicht gekommen, siehst du?«

Und er nahm sein Päckchen Geldscheine heraus und hielt sie dem Wirt unmittelbar unter die Nase.

»Jetzt höre und verstehe: in einer Stunde wird der Wein kommen, der Zubiß, die Pasteten und das Konfekt; alles bringe sogleich dahin nach oben. Diese Kiste aber, die bei dem Andrei ist, laß gleichfalls sogleich nach oben bringen, sie öffnen und sogleich Champagner herumreichen . . . Aber die Hauptsache – die Mädchen, die Mädchen, und daß unbedingt Maria dabei ist . . .«

Er drehte sich zum Wagen um und zog unter dem Sitz seinen Pistolenkasten hervor.

»Die Abrechnung, Andrei, empfang sie! Da hast du fünfzehn Rubel für das Dreigespann und hier fünfzig

Rubel zum Schnaps . . . für dein Bereitsein, für deine Liebe . . . Erwinnere dich an Herrn Karamasow!«

»Ich fürchte mich, gnädiger Herr!« Und Andrei schwankte. »Fünf Rubel Trinkgeld nehme ich am Ende gar an, aber mehr nicht! Trifon Borisowitsch ist mein Zeuge. Verzeihen Sie schon mein dummes Wort!«

»Was fürchtest du denn?« Mitja maß ihn mit dem Blick.

»Nun und hole dich der Teufel, wenn es so ist!« schrie er, indem er ihm fünf Rubel hinwarf. »Jetzt, Trifon Borisowitsch, geleite du mich leise und laß mich zuallererst auf sie alle mit einem Äuglein schauen, so daß sie mich nicht bemerken. Wo sind sie, dort, im blauen Zimmer?«

Trifon blickte argwöhnisch auf Mitja, tat aber sogleich gehorsam, was er verlangt hatte: vorsichtig geleitete er ihn in den Vorraum, ging dann selber in das erste große Zimmer, das an das Zimmer grenzte, in dem die Gäste saßen, und trug das Licht aus ihm hinaus. Dann führte er leise Mitja hinein und stellte ihn in eine Ecke, wo es dunkel war, und von wo aus er, ohne selber gesehen zu werden, frei die sich Unterhaltenden betrachten konnte. Mitja beobachtete indes nicht lange, ja, und er vermochte auch gar nicht zu beobachten: er erblickte »sie«, und sein Herz klopfte, vor den Augen dunkelte es ihm. Sie saß an der Seite des Tisches, auf einem Sessel, neben ihr aber auf dem Diwan der hübsche und noch sehr junge Kalganow; sie hielt ihn an der Hand und lachte, so schien es, jener aber sprach, ohne sie anzublicken, irgend etwas laut und wie verdrießlich zu dem der Gruschenka gegenüberstehenden Maximow. Dieser aber lachte gar sehr über irgend etwas. Auf dem Sofa saß »er«, neben dem Sofa, auf einem Stuhl an der Wand, ein anderer Unbekannter. Der, welcher auf dem Sofa hingestreckt saß, rauchte eine Pfeife, und Mitja schien es, daß dies ein untersetzter und breitgesichtiger Mann sei von wohl nicht hohem Wuchs und dem Gesichtsausdruck, als ob er auf irgend etwas erzürnt sei. Sein Kamerad aber, der andere Unbekannte, schien Mitja schon von außeror-

dentlich hohem Wuchs zu sein; weiter vermochte er aber nichts zu erkennen. Der Atem stockte ihm. Er konnte nicht einmal eine Minute lang ruhig stehen; er stellte den Pistolenkasten auf die Kommode und begab sich geradewegs zitternd und bebend in das blaue Zimmer zu der Gesellschaft. »Ei!« kreischte entsetzt Gruschenka auf, die ihn zuerst bemerkt hatte.

VII. *Der Frühere und Unbestreitbare*

Mitja schritt mit seinen raschen und langen Schritten dicht an den Tisch heran.

»Meine Herrschaften«, begann er laut, fast schreiend, aber bei jedem Wort stotternd, »ich . . . will gar nichts! Fürchten Sie sich nicht!« rief er aus. »Ich will ja gar nichts, gar nichts«, wandte er sich plötzlich zur Gruschenka, die sich auf ihrem Sessel nach der Seite des Kalganow hin zurückgelehnt und sich fest an seinen Arm geklammert hatte. »Ich . . . auch ich werde abfahren. Ich bleibe bis zum Morgen. Meine Herrschaften, kann ein durchfahrender Reisender . . . mit Ihnen bis zum Morgen bleiben? Nur bis zum Morgen, zum letztenmal, in diesem selben Zimmer?«

Dies brachte er schon zu Ende, indem er sich an den untersetzten Herrn wandte, der mit der Pfeife in der Hand auf dem Sofa saß. Der nahm gewichtig die Pfeife aus dem Mund und sprach streng:

»Mein Herr, wir sind hier für uns in geschlossener Gesellschaft. Es sind andere Zimmer vorhanden!«

»Ja, das sind Sie, Dmitri Fjodorowitsch, ja, wozu sagen Sie denn das?« ließ sich plötzlich Kalganow vernehmen.

»Ja, setzen Sie sich doch nur zu uns, ich begrüße Sie!«

»Seien Sie begrüßt, mein Teurer . . . mein gar nicht zu Bezahlender . . .! Ich habe Sie immer hochgeachtet . . .«, sprach froh und eifrig Mitja, nachdem er ihm sogleich über den Tisch die Hand gereicht hatte.

»Ei, wie kräftig haben Sie mir meine Hand gedrückt! Sie haben mir die Finger ganz zerbrochen!« sprach lachend Kalganow.

»So drückt er einem immer die Hand, immer so«, ließ sich Gruschenka heiter vernehmen, wenn sie auch noch schüchtern lächelte. Es schien, sie hatte plötzlich aus der Miene des Mitja den Schluß gezogen, daß der nicht toben werde, und sie schaute mit furchtbarer Neugierde und immer noch in Unruhe auf ihn. Es war etwas in ihm, daß ihr außerordentlich aufgefallen war, ja, und überhaupt hatte sie von ihm nicht erwartet, daß er zu einem solchen Augenblick so hereintreten und so reden werde.

»Seien Sie begrüßt!« ließ sich von links her mit süßlicher Stimme auch der Gutsbesitzer Maximow vernehmen. Mitja stürzte auch zu ihm hin.

»Guten Tag, auch Sie sind hier, wie bin ich froh, daß auch Sie hier sind! Meine Herrschaften, meine Herrschaften, ich . . .« (er wandte sich von neuem an den Herrn mit der Pfeife, den er offenbar für die Hauptperson hier ansah), »ich flog hierher . . . Ich wollte den letzten Tag und meine letzte Stunde in diesem Zimmer zubringen, in diesem selben Zimmer . . . wo ich auch vergötterte . . . meine Königin! Verzeih, Pane!«* schrie er außer sich . . . »Ich flog hierher und gab den Eid . . . Oh, fürchten Sie nichts, das ist meine letzte Nacht! Laßt uns eine Friedensflasche trinken! Sogleich wird man Wein bringen . . . Ich habe dies hier mitgebracht.« Er zog plötzlich aus irgendeinem Grund seinen Packen Geldscheine heraus. »Erlaube, Pane! Ich will Musik und donnernden Lärm, alles, was damals war . . . Aber ein Wurm, ein unnützer Wurm wird über die Erde hinkriechen und wird dann nicht mehr sein! Des Tages meiner Freude will ich mich erinnern in meiner letzten Nacht!« Er war fast außer Atem gekommen; er wollte vieles, vieles wollte er sagen, es kamen aber nur einzelne seltsame Ausrufe heraus. Der polnische Herr blickte unbeweglich

* Polnische Anrede, etwa »mein Herr«.

auf ihn, auf sein Geldpaket, er blickte auf Gruschenka und war in sichtbarer Ratlosigkeit.

»Wenn meine ›Krulewa‹ erlauben wird . . .«, begann er gerade.

»Ja, was denn ›Krulewa‹, das bedeutet wohl ›Korolewa‹*, nicht wahr?« unterbrach ihn plötzlich Gruschenka. »Ach, ich muß über euch lachen, wie ihr alle sprecht. Setz dich doch, Mitja, und was sprichst du denn da? Suche, bitte, nicht Schrecken einzujagen! Wirst du das nicht tun, wirst du das nicht? Wenn du es nicht tun wirst, so bin ich froh über dich . . .«

»Ich, ich sollte zu erschrecken suchen?« schrie plötzlich Mitja, indem er seine Arme emporwarf. »Oh, geht vorbei, geht vorbei, ich werde nicht stören!« Und plötzlich warf er sich, völlig unerwartet für alle und schon natürlich auch für sich selber, auf einen Stuhl und brach in Tränen aus, wobei er seinen Kopf zur entgegengesetzten Wand hinwandte und mit den Händen fest den Rücken des Stuhles umfaßt hielt, gerade so, als ob er ihn umarme. »Nun sieh mal an, nun sieh mal an, was bist du doch für einer!« rief Gruschenka vorwurfsvoll aus. »Genauso hat er sich auch bei mir benommen – plötzlich fängt er an zu sprechen, und ich verstehe auch gar nichts. Einmal ist er gleichfalls in Tränen ausgebrochen, und jetzt hier zum zweitenmal . . . was für eine Schande! Weshalb weinst du denn? Ja, wenn auch noch ein Grund wäre!« fügte sie plötzlich rätselhaft hinzu, indem sie mit einer gewissen Gereiztheit dieses Sätzchen ganz besonders betonte.

»Ich . . . ich weine nicht . . . Nein, guten Tag!« Und er drehte sich augenblicklich auf dem Stuhl um und brach plötzlich in Lachen aus, aber nicht in sein hölzernes, abgebrochenes Lachen, vielmehr in ein unhörbares, nervöses und erschütterndes Lachen.

»Nun schon wieder . . . Nun, sei doch lustig, sei doch lustig!« sprach Gruschenka auf ihn ein. »Ich bin sehr froh, daß du gekommen bist, sehr froh, Mitja, hörst du,

* »Die Königin«.

daß ich sehr froh bin? Ich will, daß er hier mit uns sitze«, wandte sie sich gebieterisch gleichsam an alle, wenn auch ihre Worte offenbar an den auf dem Diwan Sitzenden gerichtet waren. »Ich will es, ich will es; wenn er aber fortgeht, so gehe auch ich mit ihm fort!« fügte sie hinzu, und ihre Augen funkelten plötzlich.

»Was meine Königin zu befehlen geruht, das ist Gesetz!« sprach der polnische Herr, nachdem er Gruschenka galant die Hand geküßt hatte. »Ich bitte den Herrn, an unserer Gesellschaft teilzunehmen!« wandte er sich liebenswürdig an Mitja.

Mitja wollte wiederum hinzuspringen, in der offenbaren Absicht, von neuem eine Tirade loszulassen, es kam aber etwas anderes heraus. »Laßt uns trinken, Pane!« sprach er plötzlich statt einer Rede. Alle brachen in Lachen aus. »Mein Gott! Und ich dachte, er will wiederum eine Rede halten!« rief Gruschenka nervös. »Hörst du, Mitja«, fügte sie mit Nachdruck hinzu, »spring nicht mehr so auf; daß du aber Champagner mitgebracht hast, das ist herrlich! Ich werde auch trinken, Liköre kann ich aber nicht ausstehen. Aber am allerbesten ist es doch, daß du selber angefahren kamst, sonst herrscht hier eine Langleweile . . . Ja, du bist wohl gekommen, um wiederum zu bummeln? Ja, so stecke doch das Geld in die Tasche! Wo hast du denn so viel herbekommen?«

Mitja, der noch immer die Geldscheine in der Hand zusammengeknüllt hielt (alle hatten sie bemerkt und besonders die beiden Polen), steckte sie rasch und verlegen in die Tasche. Er war rot geworden. In diesem Augenblick brachte der Wirt eine entkorkte Flasche Champagner und Gläser auf einem Tablett. Mitja erfaßte sofort die Flasche, er war aber so verwirrt, daß er ganz vergaß, was man mit ihr tun muß. Kalganow nahm sie ihm ab und goß statt seiner den Wein ein.

»Ja, noch, noch eine Flasche!« schrie Mitja dem Wirt zu und vergaß dabei völlig, mit dem polnischen Herrn anzustoßen, den er doch selber so feierlich aufgefordert

hatte, mit ihm eine Friedensflasche zu trinken, und er trank plötzlich sein ganzes Glas aus, allein, ohne auf irgend jemanden zu warten. Sein ganzes Gesicht veränderte sich mit einemmal. An Stelle des feierlichen und tragischen Ausdrucks, mit dem er eingetreten war, schien sich irgend etwas Kindliches in ihm zu offenbaren. Es war, als ob er sich plötzlich völlig gedemütigt und erniedrigt habe. Er blickte auf alle schüchtern und froh, wobei er häufig nervös kicherte, mit der dankbaren Miene eines schuldigen Hündchens, das man wiederum streichelte und wieder hineinließ. Es war, als ob er alles vergessen habe, und er schaute alle mit Entzücken an, mit kindlichem Lächeln. Auf Gruschenka blickte er unaufhörlich lächelnd, und er rückte seinen Stuhl bis ganz dicht an ihren Sessel heran. Allmählich betrachtete er auch die beiden Herren, wenn er sich auch noch wenig Rechen-schaft über sie abgelegt hatte. Bei dem Herrn auf dem Diwan fiel ihm die würdevolle Haltung auf, die polnische Aussprache und vor allem – die Pfeife. »Nun, was ist denn dabei, nun, und es ist auch gut, daß er eine Pfeife raucht!« dachte Mitja. Das etwas aufgedunsene, fast schon vierzigjährige Gesicht des Polen, mit einem sehr kleinen Näschen, unter dem der dünne und spitze Schnurrbart hervorsah, geschwärzt und frech, rief gleichfalls vorderhand noch nicht die geringsten Fragen in Mitja hervor. Sogar das sehr jämmerliche Perückchen dieses Herrn (es war in Sibirien gefertigt und hatte einfältig vorgebürstete Schläfenhaare) machte keinen besonderen Eindruck auf Mitja: »das heißt also, so muß es auch sein, wenn er schon eine Perücke trägt«, fuhr er in seliger Stimmung fort, sich selber zu erklären. An dem andern Herrn aber, der an der Wand saß (er war jünger als der auf dem Diwan), auf die ganze Gesellschaft frech und herausfordernd blickte und mit schweigender Verachtung dem allgemeinen Gespräch gelauscht hatte, fiel Mitja gleichfalls nur sein außerordentlich hoher Wuchs auf, der in seltsamem Gegensatz stand zu der Figur des

auf dem Diwan sitzenden Polen. »Wenn er aufsteht, wird er sechs Fuß hoch sein!« blitzte es ihm durch den Kopf. Er ahnte gleichfalls, daß dieser hochgewachsene Herr wahrscheinlich der Freund und Helfershelfer des Herrn auf dem Diwan sei, sozusagen »seine Leibwache«, und daß der kleine Herr mit der Pfeife natürlich dem hochgewachsenen Herrn kommandiere. Aber es kam Mitja so vor, daß auch dies alles furchtbar gut und durchaus einwandfrei sei. In dem kleinen Hündchen war jede Nebenbuhlerschaft erstorben. Von Gruschenka und dem rätselhaften Ton einiger ihrer Phrasen verstand er noch gar nichts, er verstand nur, indem er im tiefsten Herzen erbehte, daß sie zu ihm freundlich sei, daß sie ihm verzeihe und ihn neben sich gesetzt habe. Er war außer sich vor Entzücken, als er sah, wie sie den Wein aus dem Glas schlürfte. Indessen schien es, als ob das plötzliche Schweigen der Gesellschaft ihn betroffen gemacht habe, und er begann alle der Reihe nach anzublicken mit Augen, die irgend etwas erwarteten: »Was sitzen wir denn so da, warum fangt ihr denn gar nichts an, meine Herrschaften?« das ungefähr sprach sein lächelnder Blick.

»Ja, sehen Sie, er lügt immerzu, und wir lachten die ganze Zeit darüber«, begann plötzlich Kalganow, gleich als ob er Mitjas Gedanken erraten habe, und er wies auf Maximow hin.

Mitja richtete mit Eifer seine Blicke auf Kalganow und dann sogleich auch auf Maximow.

»Er lügt?« Und er lachte sein kurzes, hölzernes Lachen, indem er sich sogleich schon über etwas gefreut hatte: »Haha!«

»Ja. Stellen Sie sich nur vor, er behauptet, unsere ganze Kavallerie habe in den zwanziger Jahren Polinnen geheiratet: das ist aber doch ein furchtbarer Unsinn, nicht wahr?«

»Polinnen?« griff wiederum Mitja auf, und diesmal schon in fraglosem Entzücken.

Kalganow begriff außerordentlich gut die Beziehungen Mitjas zu Gruschenka, er erriet auch, was es mit dem polnischen Herrn für eine Bewandnis habe; aber dies beschäftigte ihn überhaupt nicht derart, ja vielleicht beschäftigte ihn dies sogar gar nicht, es beschäftigte ihn am allermeisten Maximow. Er war ganz zufällig mit ihm hierhergeraten, und die Polen hatte er hier im Gasthaus zum erstenmal im Leben angetroffen. Gruschenka kannte er indes schon früher, und er war sogar einmal bei ihr gewesen mit irgendwem: damals hatte er ihr nicht gefallen. Hier aber hatte sie sehr freundlich auf ihn geschaut: bis zur Ankunft des Mitja hatte sie ihn sogar gestreichelt, es schien aber, als sei er sehr gefühllos geblieben. Kalganow war ein junger Mensch, nicht mehr als zwanzig Jahre alt, elegant gekleidet, mit einem sehr lieben weißen Gesichtchen und mit schönen dichten, dunkelblonden Haaren. In diesem weißen Gesichtchen waren aber prachtvolle hellblaue Augen, mit einem klugen, bisweilen sogar tiefen Ausdruck, der so gar nicht seinem Alter angemessen war, ungeachtet dessen, daß der junge Mensch bisweilen durchaus wie ein Kind sprach und ausschaute und sich dessen nicht im geringsten schämte, dies vielmehr sogar selber eingestand. Überhaupt war er sehr eigenartig, sogar launisch, aber immer freundlich. Bisweilen schimmerte in dem Ausdruck seines Gesichtes irgend etwas Unbewegliches und Trotziges: er sah auf einen, hörte zu, es war aber, als ob er selber dabei hartnäckig über etwas Eigenes nachdenke. Bald ließ er sich gehen und war faul, bald begann er sich plötzlich aufzuregen, bisweilen augenscheinlich aus der allernichtigsten Ursache heraus.

»Stellen Sie sich vor, ich schleppe ihn schon vier Tage mit mir herum«, fuhr er fort, wobei es fast den Anschein hatte, als ob er faul die Worte ziehe, indes ohne jede Geziertheit, durchaus natürlich. »Erinnern Sie sich, von der Zeit an, als ihn damals Ihr Bruder aus dem Wagen stieß, und er nur so flog. Damals hat er gerade dadurch

mein großes Interesse erregt, und ich nahm ihn aufs Land mit; aber er lügt jetzt immer, so daß man sich mit ihm schämen muß. Ich werde ihn zurückbringen.«

»Der Herr hat noch gar keine polnische Frau gesehen, und erzählt, was gar nicht sein konnte«, bemerkte der Pole mit der Pfeife zu Maximow.

Der polnische Herr mit der Pfeife konnte ganz ordentlich Russisch sprechen, wenigstens viel besser, als er sich den Anschein gab. Wenn er sich aber russischer Worte bediente, so pflegte er sie zu entstellen, indem er sie dem Polnischen anpaßte.

»Ja, aber ich bin doch selber mit einer Polin verheiratet gewesen«, kicherte Maximow zur Antwort.

»Nun, so haben Sie denn bei der Kavallerie gedient? Das haben Sie doch von der Kavallerie gesagt! Sind Sie demnach denn Kavallerist?« mischte sich sogleich Kalganow ein.

»Ja, natürlich, ist er denn Kavallerist? Haha!« schrie Mitja, der mit gespannter Aufmerksamkeit gehorcht und rasch seinen fragenden Blick auf jeden gerichtet hatte, der zu sprechen anfang, gleich als ob er Gott weiß was von jedem zu hören erwarte.

»Nein, sehen Sie«, wandte sich Maximow an ihn, ich spreche davon, daß dort diese polnischen Fräulein . . . sie sind sehr schön . . . wenn sie nur mit unserm Ulanen den Mazurka zu Ende tanzen, wenn sie nur mit ihm den Mazurka beendet hat, ihm auch sogleich schon auf die Knie springt, wie ein Kätzchen . . . ein weißes . . ., aber der Vater und die Mutter sehen es und erlauben es . . . und erlauben es . . ., der Ulan wird aber morgen kommen und seine Hand anbieten – so ist es . . . und seine Hand anbieten. Hihi!« kicherte Maximow, als er geendet hatte.

»Der Herr ist ein Strolch!« brummte plötzlich der hochgewachsene Herr auf dem Stuhl und schlug ein Bein über das andere. Mitja fiel nur sein gewaltiger Stiefel auf, der eine dicke und schmutzige Sohle hatte. Ja, und über-

haupt waren beide Polen ziemlich schmierig gekleidet. »Nun, da ist er auch jetzt ein Strolch! Was schimpft er denn?« rief plötzlich ärgerlich Gruschenka.

»Pani* Agrippina, der Herr sah in Polen Sklavinnen, aber nicht adlige Fräulein«, bemerkte der Herr mit der Pfeife zu Gruschenka.

»Kannst du dem überhaupt Beachtung schenken!« fiel ihm verächtlich der hochgewachsene Herr auf dem Stuhl ins Wort.

»Auch das noch! Laßt ihn doch ausreden! Die Leute unterhalten sich, was soll man sie stören? Mit ihnen ist es lustig!« bemerkte Gruschenka bissig.

»Ich störe gar nicht, Pani«, entgegnete bedeutsam der Herr in der Perücke mit einem langen Blick auf Gruschenka, und nachdem er mit gewichtiger Miene verstummt war, begann er von neuem an seiner Pfeife zu ziehen.

»Aber nein, nein, da hat der polnische Herr jetzt die Wahrheit gesagt!« ereiferte sich wiederum Kalganow, als ob Gott weiß wovon die Rede gewesen sei. »Er war doch gar nicht in Polen, warum spricht er denn da über Polen? Sie haben doch gar nicht in Polen geheiratet, nicht wahr?«

»Nein, im Smolenskischen Gouvernement. Sie hatte aber schon wiederum ein Ulan entführt, nämlich meine Gattin, meine zukünftige, mit ihrer Mutter, mit ihrer Tante, mit noch einer Verwandten und deren erwachsenem Sohn, dies schon aus dem wirklichen Polen, aus dem wirklichen . . . und sie mir abgetreten. Das war ein Leutnant bei uns, ein sehr hübscher junger Mensch. Anfangs hatte er sie selber heiraten wollen, ja, und dann hat er sie nicht geheiratet, weil es sich erwies, daß sie lahm war . . .«

»So haben Sie denn eine Lahme geheiratet?« rief Kalganow aus.

»Ja. Da haben mich schon beide damals ein wenig betro-

* Weibliche Anrede im Polnischen.

gen und es mir verheimlicht. Ich glaubte, sie hüpfte nur . . . sie hüpfte immer, und ich glaubte auch, daß sie dies aus Lustigkeit tue . . .«

»Aus Freude darüber, daß sie Sie heiratete?« schrie mit einer ganz kindlichen, gellenden Stimme Kalganow.

»Ja, vor Freude. Es erwies sich aber später, daß dies eine ganz andere Ursache hatte. Hernach, als wir getraut waren, hat sie mir, nach der Trauung, noch an demselben Abend auch gestanden und sehr gefühlvoll um Verzeihung gebeten; über eine Pfütze, spricht sie, sei sie einstmals in jungen Jahren hinüberggesprungen und habe sich so ihr Füßchen verletzt, hihil!«

Kalganow ergoß sich auch nur so im allerkindlichsten Gelächter und fiel fast auf den Diwan. Auch Gruschenka brach in Lachen aus. Mitja war aber auf dem Gipfel des Glücks.

»Wissen Sie, wissen Sie, da spricht er jetzt schon die Wahrheit, da lügt er jetzt nicht!« rief Kalganow aus, indem er sich an Mitja wandte. »Wissen Sie auch, er war ja zweimal verheiratet – dies hier erzählt er von seiner ersten Frau –, seine zweite Frau aber, wissen Sie, ist ihm davongelaufen und lebt auch jetzt noch, wissen Sie das?«

»In der Tat?« und Mitja wandte sich plötzlich nach Maximow um, wobei sein Gesicht ein außerordentliches Staunen ausdrückte.

»Ja, sie ist davongelaufen, ich hatte diese Unannehmlichkeit«, bestätigte bescheiden Maximow, »mit einem Herrn . . . Aber die Hauptsache, sie hatte zuallererst mein ganzes Gütchen im voraus auf sich allein überschreiben lassen. ›Du«, spricht sie, ›bist ein gebildeter Mensch, du wirst auch selber dir dein Brot verdienen können.‹ Damit hat sie mich denn auch hineingelegt. Einst hat auch ein hochwürdiger Bischof mir gesagt: ›Deine eine Frau war lahm, die andere aber schon allzu leichtfüßig!‹ Hihil!«

»Hört, hört!« schäumte Kalganow auf. »Wenn er auch lügt – und er lügt häufig –, so lügt er einzig und allein, um

allen Vergnügen zu bereiten: das ist nicht gemein, nicht gemein! Wissen Sie, ich liebe ihn bisweilen. Er ist sehr gemein, er ist aber auf natürliche Weise gemein, wie? Manch einer handelt gemein zu irgendeinem Zweck, um Vorteil zu haben, er aber einfach so, er tut das von Natur . . . Stellen Sie sich vor, er behauptet zum Beispiel (gestern hat er den ganzen Weg darüber gestritten), Gogol habe in den ›Toten Seelen‹ das über ihn geschrieben. Sie entsinnen sich, dort ist ein Gutsbesitzer Maximow, den Rosdrew durchprügeln ließ, wofür er denn auch angeklagt wurde, »weil er dem Gutsbesitzer Maximow eine tätliche Beleidigung zugefügt habe mit Ruten in betrunkenem Zustand«. Nun, erinnern Sie sich? So, wie denn, stellen Sie sich vor, er behauptet, das sei er gerade gewesen, und ihn habe man da mit Ruten durchgeprügelt! Nun, kann das denn sein? Tschitschikow machte seine Fahrt allerspätstens in den zwanziger Jahren, zu ihrem Beginn, so daß die Jahre durchaus nicht stimmen. Man konnte ihn damals nicht durchprügeln. Man konnte doch nicht, wie?«

Es war schwer, sich vorzustellen, weshalb sich denn Kalganow so ereiferte; aber er tat das aufrichtig. Mitja ging völlig in seinen Interessen auf. »Nun ja, wenn man ihn aber doch durchgeprügelt hat!« rief er lachend.

»Nicht, daß man mich durchprügelte, aber nur so«, mischte sich plötzlich Maximow ein.

»Wie denn das? Entweder hat man Sie durchgeprügelt – oder tat man es nicht?«

»Wieviel Uhr ist es?« wandte sich mit gelangweiltem Gesicht der Herr mit der Pfeife an den hochgewachsenen Herrn auf dem Stuhl. Der zuckte zur Antwort die Achseln: keiner von ihnen besaß eine Uhr.

»Weshalb soll man nicht plaudern? Laßt doch auch die andern sprechen! Wenn es euch langweilig ist, sollen auch die andern schweigen!« fiel wiederum Gruschenka über den polnischen Herrn her; offenbar suchte sie absichtlich Handel.

Mitja schien zum erstenmal eine Ahnung aufzugehen. Diesmal antwortete der polnische Herr schon mit sichtlicher Gereiztheit. »Ich widerspreche ja gar nicht, ich habe auch gar nichts gesagt!«

»Nun ja, gut. Du aber erzähle!« rief Gruschenka Maximow zu. »Was seid ihr denn alle verstummt?«

»Ja, da ist auch gar nichts zu erzählen, weil dies alles nur Dummheiten sind«, ergriff sogleich Maximow das Wort mit sichtlichem Vergnügen und ein wenig sich zierend.

»Ja, und auch bei Gogol ist alles nur in allegorischem Sinn gemeint, denn er hat alle Namen allegorisch gewählt: Rosdrew war ja nicht Rosdrew, vielmehr Rossow, aber Kuwschinnikow – das ist sogar schon durchaus nicht ähnlich, denn er hieß Schkwornew. Finardi war aber Finardi, nur kein Italiener, vielmehr ein Russe Petrow, und Mamsell Finardi war ein hübsches Mädchen, die Beinchen in Trikot, schöne Beinchen, das Röckchen kurz mit Flittergold, und da drehte sie sich, ja nur nicht vier Stunden, vielmehr im ganzen nur vier Minuten . . . und verführte alle!«

»Ja, weshalb hat man dich denn durchgeprügelt, weshalb denn nur?« brüllte Kalganow.

»Wegen des Piron«, antwortete Maximow.

»Was war das für ein Piron?« rief Mitja.

»Der bekannte französische Schriftsteller Piron. Wir hatten damals alle Wein getrunken in einer großen Gesellschaft im Wirtshaus auf diesem selben Jahrmarkt. Sie hatten auch mich eingeladen, und ich begann zuallererst Epigramme zu sprechen: ›Bist du das, Boileau, was für ein lächerlicher Anzug!« Aber Boileau antwortet, er sei auf dem Weg zu einer Maskerade, das heißt zum Badehaus. Hihi! Und sie nahmen das auf ihre Rechnung. Ich aber sagte rasch ein zweites Epigramm, das allen gebildeten Menschen sehr bekannt ist, ein bissiges:

›Du bist Sappho, ich Phaon, ich streite nicht darüber. Aber zu meinem Kummer findest du nicht den Weg zum Meer.«

Sie erzürnten sich noch mehr und begannen mich dafür auf unanständige Weise zu schimpfen; ich aber erzählte da gerade auch noch zu meinem Unglück, um die Sache wieder ins reine zu bringen, eine sehr »gebildete« Anekdote über Piron, daß man ihn nicht in die Französische Akademie aufgenommen habe, er aber, um sich zu rächen, sich folgenden Spruch für seinen Grabstein ausgedacht habe:

»Hier liegt Piron, der gar nichts war,
Nicht einmal Akademiker!«

Sie faßten mich, ja, und prügeln mich durch.«

»Ja, aber weswegen denn, weswegen?«

»Wegen meiner Bildung. Gibt es denn wenig Gründe, derentwegen die Menschen einen Menschen prügeln können?« schloß sanft und erbaulich Maximow.

»Ach, genug, das alles ist eklig, ich will es nicht hören, ich dachte, es werde etwas Lustiges sein«, unterbrach ihn plötzlich Gruschenka.

Mitja fuhr zusammen und hörte sogleich auf zu lachen. Der hochgewachsene polnische Herr erhob sich und begann mit der hochmütigen Miene eines Menschen, der sich langweilt und nicht in seine Gesellschaft geriet, im Zimmer umherzugehen, von einer Ecke in die andere, die Hände auf dem Rücken.

»Siehst du, da hat er denn angefangen herumzulaufen!« sprach Gruschenka und schaute verächtlich auf ihn. Mitja wurde unruhig, zudem bemerkte er, daß der polnische Herr auf dem Diwan ihn mit gereizter Miene anschaute.

»Pane«, rief Mitja, »laßt uns trinken, Pane! Und mit dem andern Pan gleichfalls: Laßt uns trinken, Panowe*!« Er rückte sogleich drei Gläser heran und goß Champagner ein.

»Auf Polen, ihr Herren, ich trinke auf euer Polen, auf das polnische Reich!« rief Mitja aus.

»Das ist mir sehr angenehm, mein Herr, trinken wir«,

* Plural von Pan.

sprach gewichtig und herablassend der polnische Herr auf dem Diwan und nahm sein Glas.

»Auch der andere Herr, wie heißt er, heda, Huldvoller*, nimm dein Glas!« rief Mitja.

»Herr Wrublewski!« soufflierte der Herr auf dem Diwan. Der Herr Wrublewski kam schaukelnden Ganges zu dem Tisch und ergriff stehend sein Glas.

»Auf Polen, ihr Herren, hurra!« schrie Mitja, nachdem er sein Glas ergriffen hatte.

Alle drei tranken aus. Mitja erfaßte die Flasche und goß sogleich wiederum drei Gläser ein.

»Jetzt auf Rußland, ihr Herren, und laßt uns Bruderschaft schließen!«

»Gieß auch uns ein«, sprach Gruschenka; »auf Rußland will auch ich trinken!«

»Auch ich!« sprach Kalganow.

»Ja, auch ich möchte auf Rußlandchen trinken, auf das alte Großmütterchen«, grinste Maximow.

»Alle, alle!« rief Mitja aus. »Herr Wirt, noch Flaschen!« Man brachte alle drei Flaschen, die übriggeblieben waren von denen, die Mitja mitgebracht hatte. Mitja goß ein.

»Auf Rußland, hurra!« rief er von neuem. Alle außer den polnischen Herren tranken. Gruschenka aber trank auf einmal ihr ganzes Glas aus. Die polnischen Herren hatten die ihrigen nicht einmal berührt.

»Wie denn, ihr Herren?« rief Mitja aus. »Also so sind Sie?«

Herr Wrublewski nahm das Glas, erhob es und sprach mit lautschallender Stimme: »Auf Rußland innerhalb der Grenzen, die es bis zum Jahre 1772 innehatte!«

»So ist es richtig!« rief der andere polnische Herr, und beide leerten auf einmal ihre Gläser.

»Schafsköpfe seid ihr, ihr Herren!« entrang es sich plötzlich Mitja.

»Herr!« schrien drohend beide polnische Herren, indem sie sich Mitja wie Hähne gegenüberstellten. Besonders

* Anrede des polnischen Adligen.

Herr Wrublewski war in Wut geraten. »Kann man denn sein Vaterland nicht lieben?« rief er aus.

»Schweigen! Nicht streiten! Es soll kein Streit sein!« rief gebieterisch Gruschenka und stampfte mit ihrem Füßchen auf. Ihr Gesicht war entflammt, ihre Augen funkelten. Das kam daher, daß sie eben ein ganzes Glas ausgetrunken hatte. Mitja erschrak furchtbar.

»Verzeihen Sie mir, meine Herren! Da bin ich schuldig, ich werde es nicht wieder tun. Wrublewski, Herr Wrublewski, ich werde es nicht wieder tun!«

»Ja, so schweige wenigstens du, setz dich, was bist du für ein Dummkopf!« fuhr ihn Gruschenka mit bösem Verdruß an.

Alle setzten sich, alle verstummten, alle blickten einer auf den andern.

»Meine Herren, an allem bin ich schuld!« begann sogleich wieder Mitja, der nichts verstanden hatte von dem, was Gruschenka ausgerufen hatte. »Nun, was sitzen wir denn so? Nun, womit sollen wir uns denn beschäftigen . . . damit es lustig werde, wiederum lustig?«

»Ach, in der Tat, es ist nichts weniger als lustig«, sprach faul stotternd Kalganow.

»Sollen wir nicht Bänkchen spielen, wie vorhin . . .?« kicherte plötzlich Maximow.

»Bank? Herrlich!« griff Mitja auf. »Wenn nur die beiden polnischen Herren . . .«

»Spät ist es, mein Herr!« äußerte sich, als ob er keine Lust habe, der Herr auf dem Diwan.

»Das ist richtig!« stimmte Herr Wrublewski bei.

»Was soll das bedeuten?« fragte Gruschenka.

»Das bedeutet spät, eine späte Stunde«, erklärte der Herr auf dem Diwan.

»Und immer ist es ihnen spät, und immer ist es ihnen unmöglich!« kreischte fast vor Verdruß Gruschenka.

»Selber sitzen sie da und langweilen sich, und da soll es auch den andern langweilig sein! Bevor du kamst, Mitja, haben sie immer ebenso geschwiegen und geschmollt!«

»Meine Göttin!« schrie der Herr auf dem Diwan, »wie du sagst, so soll es auch sein! Ich sehe deine schlechte Laune, deshalb bin ich auch traurig. Ich bin bereit mein Herr«, endete er, indem er sich an Mitja wandte.

»Fang an, Pane«, ergriff Mitja das Wort; er nahm aus der Tasche seine Geldscheine und legte zwei Hundertrubelscheine auf den Tisch.

»Ich will viel an dich verspielen. Nimm die Karten, halte Bank!«

»Die Karten soll der Wirt geben, mein Herr!« sprach der kleine polnische Herr ernst und mit Nachdruck.

»Das ist das allerbestel!« stimmte Herr Wrublewski bei.

»Der Wirt? Gut, ich verstehe, meinetwegen der Wirt, da haben Sie recht, meine Herren! Karten!« kommandierte Mitja dem Wirt.

Der Wirt brachte ein unentsiegeltes Kartenspiel und sagte Mitja, daß die Mädchen sich schon versammeln und die Juden mit dem Zimbal wahrscheinlich gleichfalls bald kommen werden, daß aber das Dreigespann mit den Vorräten noch nicht angekommen sei. Mitja sprang auf und lief ins andere Zimmer, um sogleich seine Anordnungen zu treffen. Es waren aber im ganzen nur drei Mädchen gekommen, ja, und auch Maria war noch nicht da. Ja, und auch er selber wußte nicht, was er anordnen sollte und weshalb er eigentlich herausgelaufen sei: er befahl nur, aus der Kiste die Süßigkeiten herauszunehmen, die Eisbonbons und Schmandbonbons, und die Mädchen damit zu beschenken.

»Ja, dem Andrei Schnaps, Schnaps dem Andrei!« befahl er rasch. »Ich habe den Andrei gekränkt!« Da berührte ihn plötzlich an der Schulter Maximow, der ihm nachgelaufen war.

»Geben Sie mir fünf Rubel!« flüsterte er dem Mitja zu.

»Ich möchte auch auf die Bank riskieren, hihi!«

»Schön, herrlich! Nehmen Sie diese zehn Rubel!« Er nahm wiederum alle Geldscheine aus der Tasche und

suchte zehn Rubel heraus. »Wenn du aber verlierst, so komm wieder, komm wieder . . .«

»Gut!« flüsterte freudig Maximow und lief zum Saal zurück. Ihm folgte sogleich auch Mitja und entschuldigte sich, daß er auf sich habe warten lassen. Die polnischen Herren hatten schon Platz genommen und das Kartenspiel entsiegelt. Sie blickten aber bei weitem höflicher, fast freundlich drein. Der Herr auf dem Diwan hatte eine neue Pfeife angesteckt und war eben daran, die Karten aufzudecken; in seinem Gesicht malte sich sogar eine gewisse Feierlichkeit.

»Fangen wir an, meine Herren!« rief Herr Wrublewski.

»Nein, ich werde nicht mehr spielen«, ließ sich Kalganow vernehmen; »ich habe schon vorhin an Sie fünfzig Rubel verloren.«

»Der Herr hatte Unglück, der Herr kann wiederum Glück haben«, bemerkte nach seiner Seite hin der Herr auf dem Diwan.

»Wieviel ist in der Bank? Va banque?« rief Mitja mit Feuer.

»Gut, mein Herr, vielleicht hundert, vielleicht zweihundert, wieviel du setzen wirst!«

»Eine Million!« lachte Mitja.

»Der Herr Kapitän hat vielleicht von Herrn Podwisozki gehört?«

»Was für ein Podwisozki?«

»In Warschau stellt auf die Bank, wer hereinkommt . . .

Es tritt Herr Podwisozki ein, sieht Tausende in Gold und stellt »Va banque«. Der Bankhalter spricht: »Herr Podwisozki, stellst du Gold auf Ehre?« »Auf Ehre, Herr«, sprach Podwisozki. »Um so besser, mein Herr!« Der Bankhalter deckt die Karten auf. Podwisozki nimmt tausend Goldstücke. »Empfange, mein Herr«, spricht der Bankhalter, nahm die Kasse heraus und gibt eine Million! »Nimm, Pane, das ist dein Konto.« Die Bank enthielt eine Million. »Ich wußte das nicht«, spricht Podwisozki. »Herr Podwisozki«, spricht der Bankhalter,

»du hast auf Ehre gestellt, und wir ebenso.« Podwisozki nahm die Million!«

»Das ist nicht wahr!« sprach Kalganow.

»Herr Kalganow, so sagt man nicht in anständiger Gesellschaft!«

»So wird dir denn auch der polnische Spieler die Million aushändigen!« rief Mitja, aber er besann sich augenblicklich. »Verzeih, Pane, ich bin schuldig, ich bin wiederum schuldig, er wird geben, er wird die Million geben, auf Ehre, auf polnische Ehre! Siehst du, wie ich Polnisch spreche, haha! So setze ich denn zehn Rubel, es gilt – Bube!«

»Ich aber setze ein Rubelchen auf das Dämchen, auf das Herzdämchen, auf das schöne, auf das kleine polnische Dämchen. Hihi!« kicherte Maximow, indem er seine Dame auswarf, und gleich, als ob er es vor allen verbergen wolle, rückte er sich dicht an den Tisch heran und bekreuzte sich rasch unter dem Tisch. Mitja gewann. Es gewann auch das Rubelchen.

»Ecke!« rief Mitja.

»Ich setze wiederum ein Rubelchen, ich spiele einfachen Satz, ich bin ein kleiner, kleiner Simpelspieler«, murmelte selig Maximow, außer sich vor Freude darüber, daß das Rubelchen gewonnen hatte.

»Geschlagen!« rief Mitja. »Eine Sieben auf pe!« Sie haben auch auf pe geschlagen.

»Hören Sie doch auf zu spielen!« sprach Kalganow.

»Auf pe, auf pe«, und Mitja verdoppelte seine Einsätze, aber was er auch auf pe setzte, alles wurde geschlagen. Die Rubelchen gewannen aber.

»Auf pe!« brüllte in Wut Mitja.

»Zweihundert Rubel hast du verspielt, Pane. Wirst du noch zweihundert setzen?« erkundigte sich der Herr auf dem Diwan.

»Wie, zweihundert Rubel habe ich schon verspielt? So? Dann noch einmal zweihundert! Alle zweihundert auf pe!« Und Mitja nahm Geld aus der Tasche und wollte

zweihundert auf die Dame werfen, als plötzlich Kalganow sie mit der Hand bedeckte. »Genug!« rief er mit seiner hellen Stimme.

»Was tun Sie denn da?« Mitja blickte ihn scharf an.

»Genug, ich will es nicht! Sie werden nicht weiterspielen!«

»Weshalb?«

»Deshalb. Spucken Sie darauf und gehen Sie davon, deshalb. Ich werde nicht weiterspielen lassen.«

Mitja schaute ihn erstaunt an.

»Hör auf, Mitja, er spricht vielleicht die Wahrheit; schon ohne dies hast du viel verspielt«, sprach mit einem seltsamen Klang in der Stimme auch Gruschenka. Die beiden polnischen Herren erhoben sich plötzlich mit furchtbar beleidigter Miene.

»Scherzt du?« sprach der kleine polnische Herr, indem er den Kalganow streng anblickte.

»Wie wagen Sie dies zu tun?« brüllte auch Herr Wrublewski Kalganow an.

»Wagt es nicht, wagt es nicht zu schreien!« rief Gruschenka. »Ach, ihr Truthähne!«

Mitja blickte sie alle der Reihe nach an; aber irgend etwas fiel ihm plötzlich im Gesicht der Gruschenka auf, und in diesem Augenblick blitzte ihm etwas völlig Neues durch den Kopf – ein seltsamer, neuer Gedanke!

»Pani Agrippina!« begann gerade der kleine polnische Herr, ganz rot vor Zorn, als plötzlich Mitja auf ihn zuschritt und ihm auf die Schulter schlug.

»Erlaucht, auf zwei Worte.«

»Was ist gefällig?«

»In jenes Zimmer, in jenes Gemach: zwei Wörtchen werde ich dir sagen, zwei schöne, allerschönste, du wirst zufrieden bleiben!«

Der kleine polnische Herr war überrascht und blickte argwöhnisch auf Mitja. Trotzdem erklärte er sich sogleich bereit, indes nur unter der Bedingung, daß auch Herr Wrublewski mit ihm gehe.

»Das ist wohl Ihr Leibwächter? Meinetwegen auch er, auch er ist nötig! Er ist sogar unbedingt nötig!« rief Mitja.

»Marsch, ihr Herren!«

»Wohin geht ihr denn?« fragte Gruschenka in Unruhe.

»In einem Augenblick werden wir zurückkehren«, antwortete Mitja. Etwas wie Kühnheit, ein ganz unerwarteter Mut leuchtete in seinem Gesicht; durchaus nicht mit diesem Gesichtsausdruck war er vor einer Stunde in dieses Zimmer getreten. Er führte die polnischen Herren in das Zimmer zur Rechten, nicht in jenes, das große, wo der Chor der Mädchen sich anschickte zu singen, und der Tisch gedeckt wurde, vielmehr ins Schlafzimmer, wo sich Koffer befanden, Truhen und zwei große Betten mit einem Haufen Sitzkissen auf jedem. Dort brannte auf einem kleinen Tischchen von rohem Holz, ganz in der Ecke, ein Licht. Der polnische Herr und Mitja setzten sich an dies Tischchen einander gegenüber, der hochgewachsene Herr Wrublewski aber neben sie, die Hände auf dem Rücken. Die polnischen Herren blickten streng, aber mit sichtlicher Neugierde.

»Womit können wir dem Herrn dienen?« lallte der kleine Herr.

»Mit folgendem, Pane, ich werde nicht viel Worte machen: hier hast du Geld«, er nahm seine Scheine heraus, »willst du Dreitausend, nimm sie und verreise, wohin du willst!«

Der polnische Herr schaute forschend, was er schauen konnte, er sog sich förmlich mit seinem Blick im Gesicht des Mitja fest.

»Dreitausend, mein Herr?« Er wechselte einen Blick mit Wrublewski.

»Dreitausend, ihr Herren! Höre, Pane, ich sehe, daß du ein vernünftiger Mensch bist. Nimm die Dreitausend und gehe zu allen Teufeln, ja, und den Wrublewski nimm auch mit, hörst du das? Aber sogleich, in diesem Augenblick und für alle Ewigkeit, verstehst du, Pane, auf ewig wirst du hier durch diese Tür auch herausgehen.

Was hast du da mitgebracht – einen Mantel, einen Pelz? Ich werde ihn dir heraustragen. Sofort, in diesem Augenblick, wird man dir ein Dreigespann anspannen – und auf Wiedersehen, Pane! Wie?»

Mitja erwartete mit Gewißheit eine Antwort. Er zweifelte nicht. Etwas außerordentlich Entschiedenes schimmerte im Gesicht des polnischen Herrn.

»Aber die Rubel, mein Herr?»

»Die Rubel, das ist so, mein Herr! Fünfhundert Rubel gebe ich dir sogleich zum Fuhrmann und zur Anzahlung, zweitausendfünfhundert Rubel aber morgen in der Stadt – ich schwöre bei meiner Ehre, es wird so sein, ich werde dies Geld aus der Erde stampfen!« schrie Mitja.

Die Polen wechselten wiederum Blicke. Das Gesicht des kleinen Herrn begann einen Ausdruck anzunehmen, der Schlimmes erwarten ließ.

»Siebenhundert, siebenhundert, nicht fünfhundert, sogleich in diesem Augenblick in die Hand!« fügte Mitja hinzu, da er etwas Übles vorausfühlte. »Was ist dir, Pane? Du glaubst mir nicht? Ich kann dir doch nicht alle Dreitausend auf einmal geben? Wenn ich sie dir geben werde, wirst du morgen schon zu ihr zurückkehren. Ja, jetzt habe ich auch nicht alle Dreitausend bei mir, das Geld liegt bei mir zu Hause«, stotterte Mitja in Angst, und bei jedem Wort immer mehr den Mut verlierend . . .

»bei Gott, das Geld liegt bei mir, verborgen . . .«

In einem Augenblick malte sich das Gefühl einer außerordentlichen persönlichen Würde im Gesicht des kleinen polnischen Herrn.

»Was, verlangst du denn nicht noch etwas?« fragte er ironisch. »Schmach! Schande!« Und er spuckte aus. Es spuckte auch Herr Wrublewski.

»Das sprichst du nur deshalb«, sprach Mitja in Verzweiflung, da er begriff, daß alles aus sei, »weil du von Gruschenka mehr herauszuziehen gedenkst. Kapaune seid ihr beide, das seid ihr!«

»Ich bin aufs äußerste beleidigt!« sprach plötzlich der

kleine Herr, er war rot wie ein Krebs und lief eiligst aus dem Zimmer in furchtbarem Unwillen, gleich als ob er weiter nichts mehr hören wolle. Ihm folgte schaukelnden Schrittes auch Wrublewski, und ihnen nach auch schon Mitja, verstört und erschrocken. Er fürchtete sich vor Gruschenka, er fühlte voraus, daß der polnische Herr sogleich zu schreien anfangen werde. So geschah es denn auch. Der polnische Herr trat in den Saal und stellte sich theatralisch vor Gruschenka.

»Pani Agrippina, ich bin aufs äußerste beleidigt!« rief er nur eben aus; es war aber, als ob Gruschenka plötzlich jede Geduld verloren habe, ganz so, als ob man sie an der allerwundesten Stelle berührt habe.

»Russisch, sprich Russisch, kein einziges polnisches Wort will ich mehr hören!« schrie sie ihn an. »Du hast doch früher Russisch gesprochen, hast du das wirklich vergessen in fünf Jahren!« Sie war ganz rot geworden vor Wut.

»Pani Agrippina . . .«

»Ich bin – Agrafena, ich bin Gruschenka, sprich Russisch, oder ich will es gar nicht hören!« Der polnische Herr keuchte vor gekränktem Ehrgeiz, und Russisch radebrechend, sprach er rasch und hochtrabend:

»Pani Agrafena, ich bin gekommen, um das Alte zu vergessen und es zu verzeihen, zu vergessen, was bis heute war . . .«

»Wie denn zu verzeihen? Da bist du gekommen, *mir* zu verzeihen?« unterbrach ihn Gruschenka und sprang von ihrem Platz auf.

»So ist es, Pani; ich bin nicht kleinlich, vielmehr großmütig. Ich war aber erstaunt, als ich deine Liebhaber sah. Herr Mitja gab mir in jenem Gemach Dreitausend, damit ich abreise. Ich spuckte dem Herrn ins Gesicht.«

»Wie! Er gab dir Geld für mich?« schrie Gruschenka hysterisch. »Ist das wahr, Mitja? Ja, wie hast du das denn gewagt? Bin ich denn eine Verkäufliche . . .?«

»Pane, Pane«, brüllte Mitja los, »sie ist leuchtend rein, und niemals war ich ihr Liebhaber! Das hast du gelogen!«

»Wie wagst du es, mich vor ihm zu verteidigen?« schrie Gruschenka. »Nicht aus Tugend war ich rein und nicht deshalb, weil ich Kusma fürchtete, vielmehr nur, um vor ihm stolz zu sein und das Recht zu haben, ihn einen Schuft zu nennen, wann ich ihm begegnen werde. Ja, hat er denn wirklich von dir kein Geld angenommen?«

»Doch, er nahm doch, er nahm!« rief Mitja aus. »Ja, er wollte nur alle Dreitausend auf einmal haben, ich aber habe ihm nur Siebenhundert Anzahlung geboten.«

»Nun, dann ist es auch klar: er hörte, daß ich Geld habe, und deshalb ist er auch gekommen, sich trauen zu lassen!«

»Pani Agrafena!« schrie der Pan. »Ich bin – ein Ritter, ich bin ein Adliger, aber kein Lump! Ich kam, um dich zur Gattin zu nehmen, ich sehe aber eine neue Dame, nicht die frühere, vielmehr eine eigensinnige und schamlose!«

»Aber so scher dich doch dahin, von wo du gekommen bist! Ich werde sogleich befehlen, dich wegzujagen, und man wird dich wegjagen!« schrie Gruschenka außer sich.

»Eine Dumme, eine Dumme war ich, da ich mich fünf Jahre quälte! Ja, und auch nicht seinetwegen habe ich mich gequält, ich habe mich aus Wut gequält! Ja, und das ist auch überhaupt nicht er! War er etwa ein solcher? Das ist irgendwie ein Vater von ihm! Wo hast du dir denn diese Perücke bestellt? Jener war ein Falke, dies aber ist ein Enterich. Jener lachte und sang mir Lieder . . . Ich aber, ich ergoß mich fünf Jahre in Tränen, eine verfluchte Törlin bin ich, eine Niedrige bin ich, eine Schamlose!«

Sie fiel auf ihren Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. In diesem Augenblick erscholl plötzlich im Nebenzimmer zur Linken der Chor der Mädchen von Mokroje, die sich endlich versammelt hatten – ein keckes Tanzlied ertönte.

»Das ist ja Sodom!« brüllte plötzlich Herr Wrublewski.

»Wirt, jage doch die Schamlosen heraus!«

Der Wirt, der längst schon neugierig in die Tür schaute, da er das Schreien gehört hatte und ahnte, daß die Gäste in Streit miteinander geraten waren, erschien sogleich im Zimmer.

»Du, was schreist du denn, was zerreißt du dir denn die Kehle?« wandte er sich an Wrublewski mit einer ganz unverständlichen Unhöflichkeit.

»Rindvieh!« brüllte nur eben Herr Wrublewski.

»Rindvieh? Aber du, mit was für Karten hast du denn eben gespielt? Ich gab dir ein Spiel, du aber hast es versteckt! Du hast mit gefälschten Karten gespielt! Ich kann dich wegen der gefälschten Karten nach Sibirien schicken lassen, weißt du das, denn das ist ganz das gleiche wie nachgemachtes Geld!« Und er ging zum Diwan hin, steckte seine Finger zwischen die Rückenwand und die Kissen des Diwans und zog von dort ein nicht entsiegeltes Spiel Karten heraus.

»Das sind meine Karten, sie sind noch gar nicht entsiegelt!« Er erhob sie und zeigte sie allen herum: »Ich sah ja von dort, wie er mein Spiel Karten in den Spalt steckte und durch das seinige ersetzte. Ein Spitzbube bist du, aber kein Pan!«

»Ich aber sah, wie jener Herr zweimal eine falsche Karte aufschlug!« rief Kalganow.

»Ach, was für eine Schande, was für eine Schande!« rief Gruschenka aus. Sie rang die Hände und war wirklich vor Scham rot geworden. »Mein Gott, was ist das für ein Mensch geworden!«

»Auch ich habe das vermutet!« rief Mitja. Er hatte aber noch nicht ausgeredet, als Herr Wrublewski, verstört und in rasender Wut, sich an Gruschenka wandte, ihr mit der Faust drohte und sie anschrie:

»Öffentliche Dirne du!« Er hatte das aber noch nicht ausgerufen, als Mitja sich auf ihn stürzte, ihn mit beiden Armen umfaßte, in die Luft hob und in einem Augenblick aus dem Saal in das Zimmer nach rechts trug, in das er eben erst beide geführt hatte.

»Ich habe ihn dort auf den Boden gelegt!« bemerkte er, als er sogleich wieder zurückgekehrt war, und indem er vor Erregung keuchte: »Er rauft, die Kanaille, er wird wohl nicht von da hervorkommen!« Er schloß die eine Hälfte der Tür, und indem er die andere sperrweit aufhielt, rief er dem kleinen Herrn:

»Erlaucht, ist es Ihnen nicht gefällig, sich ebenfalls dahin zu bemühen? Ich bitte Sie!«

»Väterchen, Mitri Fjodorowitsch!« rief Trifon Borisowitsch aus. »Ja, so nimm ihnen doch das Geld ab, was du an sie verloren hast! Das ist ja ebenso, als ob sie es dir gestohlen hätten!«

»Ich will ihnen meine fünfzig Rubel nicht abnehmen!« ließ sich plötzlich Kalganow vernehmen.

»Und auch ich will nicht meine zweihundert zurückhaben!« rief Mitja. »Ich werde sie ihm um keinen Preis abnehmen, soll er sie meinerwegen zum Trost behalten!«

»Das ist trefflich, Mitja! Du bist ein famoser Kerl, Mitja!« rief Gruschenka, und ein Unterton furchtbarer Erbotheit klang in ihrem Ausruf. Der kleine Herr, rotbraun vor Wut, aber ohne im geringsten seine Würde zu verlieren, ging gerade zur Tür hin, er blieb aber stehen und sprach plötzlich, indem er sich an Gruschenka wandte:

»Pani, wenn du mit mir gehen willst – komm, wenn aber nicht – so leb wohl!«

Und mit gewichtiger Miene, keuchend vor Unwillen und gekränktem Ehrgeiz, ging er zur Tür. Er war ein Mann von Charakter: er hatte nicht einmal nach alledem, was vorausgegangen war, die Hoffnung verloren, daß Gruschenka ihm folgen werde – eine so hohe Meinung hatte er von sich. Mitja schlug die Tür hinter ihm zu.

»Schließt sie ein!« sprach Kalganow. Das Schloß schnappte aber nach ihrer Seite ein, sie hatten sich selber eingeschlossen.

»So ist es recht!« rief wiederum Gruschenka böse und mitleidlos. »So ist es recht. Dahin ist auch ihr Weg!«

Es begann fast eine Orgie, ein Trinkgelage für »die ganze Welt«. Gruschenka schrie als erste, man möchte ihr Wein geben: »Ich will trinken, ich will bis zur völligen Trunkenheit trinken, damit es so sei wie früher, erinnerst du dich, Mitja, erinnerst du dich, wie wir damals hier miteinander Bekanntschaft machten!« Aber Mitja selber war wie im Fieber, und er ahnte »sein Glück«. Gruschenka jagte ihn übrigens ununterbrochen von sich fort: »Geh weg, sei lustig, sage ihnen, sie sollen tanzen, alle sollen lustig sein, ›Tanz die Stube, tanz der Ofen!‹, wie damals, wie damals!« fuhr sie fort auszurufen. Sie war furchtbar aufgeregt. Und Mitja beeilte sich, alles anzuordnen. Der Chor versammelte sich im Nebenzimmer. Das Zimmer aber, in dem sie bis dahin gesessen hatten, war zudem auch noch eng, in zwei Hälften geteilt durch einen Sitzvorhang, hinter dem sich wiederum ein gewaltig großes Bett befand mit einem Federbett aus Daunnen und einem Haufen ebensolcher mit Sitz bezogener Kissen. Ja, und auch in sämtlichen vier »reinen« Zimmern dieses Hauses standen solche Betten. Gruschenka wählte sich ihren Platz gerade in der Tür. Mitja brachte ihr einen Sessel dahin: genau ebenso hatte sie auch »damals« gesessen, am Tag ihres ersten hier abgehaltenen Trinkgelages, und sie hatte von dort aus dem Chor gelauscht und dem Tanz zugesehen. Alle Mädchen von damals hatten sich versammelt; die Jüdchen mit Geigen und Zimbal waren ebenfalls gekommen, und endlich langte auch die so erwartete Fuhre mit dem Wein und den Vorräten an. Mitja lief geschäftig hin und her. In das Zimmer kamen, um zuzuschauen, auch Fremde, Bauern und Bauernweiber, die schon geschlafen hatten, aber aufgestanden waren und eine ungewöhnliche Bewirtung ahnten, wie vor einem Monat. Mitja begrüßte und umarmte sich mit denen, die er kannte, rief sich die Gesichter ins Gedächtnis zurück, öffnete Flaschen und goß

jedem ein, wen er gerade antraf. Auf den Champagner waren gar sehr lüstern nur die Mädchen, den Bauern hingegen gefiel viel mehr Rum, Kognak und besonders heißer Punsch. Mitja ordnete an, daß für alle Mädchen Schokolade gekocht werde, und daß drei Teemaschinen die ganze Nacht hindurch ununterbrochen Tee und Punsch kochen sollten für jeden, der da komme: wer nur will, der möge auch bewirtet werden. Mit einem Wort: es begann etwas Unordentliches und Albernnes, es war aber, als ob Mitja in seinem eigentlichen Element sei, und je alberner alles wurde, um so mehr belebte er sich. Wenn in diesen Minuten irgendein Bauer ihn um Geld gebeten hätte, so hätte er sogleich sein ganzes Geldbündel herausgezogen und ohne zu zählen nach rechts und links ausgeteilt. Wahrscheinlich deshalb, um Mitja vor solchem zu schützen, war der Wirt Trifon Borisowitsch um ihn herum, fast ohne ihm von der Seite zu weichen, und es schien, er habe es schon völlig aufgegeben, sich in dieser Nacht schlafen zu legen. Dabei trank er wenig (im ganzen nur ein Gläschen Punsch), und er nahm in seiner Art scharf die Interessen Mitjas wahr. In den Augenblicken, wo das ihm nötig schien, gebot er ihm freundlich und mit kriecherischer Miene Einhalt und überredete ihn und gab nicht zu, daß er wie »damals« die Bauern mit Zigarren und Rheinwein traktiere und Gott behüte mit Geld beschenke, und er war selbst ungehalten darüber, daß die Mädchen Likör tranken und Konfekt aßen: »Das ist nur eine einzige Verlaustheit«, sprach er. »Ich stoße eine jede von ihnen mit dem Knie in den Rücken, ja, und ich werde ihnen noch befehlen, dies für eine Ehre zu halten – siehst du, solche sind sie!« Mitja erinnerte noch einmal an Andrei und befahl ihm Punsch zu schicken: »Ich habe ihn vorhin beleidigt«, wiederholte er mit schwachgewordener und gerührter Stimme. Kalganow hatte erst nicht trinken wollen, und auch der Chor der Mädchen gefiel ihm anfangs nicht allzu sehr; als er aber noch zwei Gläser Champagner getrunken hatte, wurde er furchtbar lustig,

stolzierte in den Zimmern auf und ab, lachte beständig und lobte alles und alle, die Lieder und die Musik. Maximow, selig und angeheitert, wich nicht von seiner Seite. Gruschenka, die gleichfalls trunken zu werden begann, wies Mitja auf Kalganow hin: »Was ist das für ein lieber, für ein wundervoller Knabe!« Und Mitja lief mit Begeisterung zu Kalganow und Maximow, um sich mit ihnen zu küssen. Oh, er fühlte vielerlei voraus; noch hatte sie ihm zwar nichts Derartiges gesagt, und sie zögerte sogar augenscheinlich absichtlich damit, es zu sagen, nur bisweilen schaute sie auf ihn mit freundlichen, aber brennenden Äuglein. Endlich faßte sie ihn plötzlich fest an der Hand und zog ihn gewaltsam zu sich nieder. Sie selber saß damals im Sessel an der Tür.

»Wie bist du denn da vorhin eingetreten? Wie bist du da eingetreten? Ich habe mich so erschreckt. Wie hast du mich ihm denn abtreten wollen? Hast du das wirklich gewollt?«

»Ich wollte nicht dein Glück zerstören«, lispelte ihr in Seligkeit Mitja zu. Sie bedurfte aber gar nicht seiner Antwort.

»Nun, geh weg . . . erheitere dich«, und sie jagte ihn wieder fort, »ja, und weine nicht, ich werde dich wieder rufen!«

Und er lief fort, sie aber lauschte weiter den Liedern und sah wiederum dem Tanz zu, aber sie verfolgte ihn mit dem Blick, wo er auch war. Nach einer Viertelstunde rief sie ihn dann wieder zu sich, und wiederum kam er herbeigelaufen.

»Nun setz dich jetzt neben mich, erzähle, wie du gestern erfuhst, daß ich hierhergefahren sei; von wem hast du es zuerst erfahren?«

Und Mitja begann alles zu erzählen, ohne Zusammenhang, unordentlich, heftig, und dabei seltsam erzählte er alles, häufig verzog er plötzlich die Brauen und brach ab.

»Weshalb verziehst du denn dein Gesicht?« fragte sie ihn.

»Das hat nichts zu bedeuten — einen Kranken habe ich

da zurückgelassen. Wenn er wieder gesund würde, wenn ich wüßte, daß er genesen wird, zehn von meinen Jahren würde ich auf der Stelle dafür geben!«

»Nun, Gott mit ihm, wenn er krank ist. So hast du dich denn wirklich gestern erschießen wollen? Ach, du Dummkopf, ja, und weswegen? Ich liebe aber gerade so Unvernünftige wie du«, flüsterte sie ihm mit etwas schwergewordener Zunge zu. »So bist du denn für mich zu allem bereit, wie? Und du hast wirklich, du Dummköpfchen, du hast dich tatsächlich morgen erschießen wollen! Nein, warte noch, morgen werde ich dir vielleicht ein Wörtchen sagen . . . nicht heute werde ich es dir sagen, vielmehr morgen; du möchtest aber wohl, daß es heute sei? Nein, heute will ich nicht . . . Nun, geh, geh jetzt, sei vergnügt!«

Einmal rief sie ihn indes zu sich, und es war, als sei sie ratlos und bekümmert.

»Weshalb bist du denn traurig? Ich sehe, es ist dir traurig zumute . . . Nein, ich sehe es schon«, fügte sie hinzu, indem sie ihm scharf in die Augen sah, »wenn du dich auch dort mit den Bauern küßt und noch so sehr schreist, so sehe ich da doch etwas. Nein, sei lustig, ich bin lustig, sei auch du lustig . . . Ich liebe hier irgendwen, rate, wen . . .? Ei, sieh nur: mein Knabe ist entschlummert, er war betrunken, der liebe.«

Sie sprach von Kalganow: der war tatsächlich trunken geworden und auf einen Augenblick eingeschlafen, während er auf dem Sofa saß. Und er war nicht nur aus Trunkenheit eingeschlafen, es war ihm plötzlich aus irgendeinem Grund traurig zumute geworden oder, wie er sagte, »langweilig«. Gar sehr entmutigten ihn schließlich auch die Lieder der Mädchen, die allmählich, je weiter das Trinkgelage fortschritt, in etwas schon allzu sehr »die Fasten Verletzendes« und Zügelloses überzugehen begannen. Ja, und ihre Tänze gleichfalls: zwei Mädchen hatten sich als Bären maskiert, Stepanida aber, ein flinkes, munteres Mädchen, stellte mit einem Stock in der

Hand den Bärenführer dar und begann sie »vorzuführen«. »Munter, Maria«, schrie sie, »sonst bekommst du mit dem Stock!« Endlich fielen die Bären auf den Boden in einer schon sehr unanständigen Stellung, unter dem überlauten Gelächter der ganzen Zuschauerschaft von Bauernweibern und Bauern, die so dicht standen, daß keine Stecknadel fallen konnte. – »Nun, und mögen sie auch, nun, und mögen Sie auch«, sprach eindringlich Gruschenka, und ihr Gesicht war selig. »Ist ihnen ein Tag beschieden zum Lustigsein, warum sollen sie sich nicht freuen?«

Kalganow aber machte ein Gesicht, als ob er sich mit irgend etwas beschmutzt habe: »Schweinerei ist das alles, diese ganze ›Volkstümlichkeit‹«, bemerkte er, indem er beiseite trat. »Das sind ihre Frühlingsspiele, wenn sie die Sonne bewachen die ganze Sommernacht hindurch!« Besonders mißfiel ihm aber ein »neues« Liedchen mit einem muntern Kehrreim, das davon handelte, wie ein »Herr« gekommen sei und die Mädchen auf Probe gestellt habe.

»Ein Gnädiger wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?«

Den Mädchen schien es aber, daß man einen »Herrn« nicht lieben könne.

»Schlagen wird der Herr mich sehr,
Und ich werde ihn nicht lieben.«

Es kam dann ein Zigeuner, und auch er:

»Der Zigeuner wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?«

Auch den Zigeuner kann man nicht lieben:

»Stehlen wird wohl der Zigeuner,
Und ich werde Kummer leiden.«

Und so kamen denn viele Männer herbei, um zu fragen, sogar Soldaten:

»Wollte wissen der Soldat,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?«

Den Soldaten wiesen aber die Mädchen mit Hohn ab:

»Trägt 'nen Ranzen der Soldat,
Aber ich . . .«

Und da folgte denn ein durchaus unzulässiges Verschen, das indes völlig aufrichtig gesungen wurde und bei den Zuhörern starken Beifall fand. Es endigte die Sache endlich beim Kaufmann:

»Auch der Kaufmann wollte wissen,
Ob die Mädchen ihn wohl lieben?«

Und es erwies sich, daß sie ihn gar sehr lieben, sozusagen deshalb:

»Handeln wird mein Kaufmännchen,
Und ich werde Königin sein.«

Kalganow wurde sogar wütend: »Das ist durchaus ein Lied von gestern«, bemerkte er laut. »Und wer verfaßt ihnen nur dies? Es fehlt nur noch, daß der Eisenbahner oder der Jude vorbeifährt und die Mädchen auf die Probe stellt: die hätten gewiß alle besiegt!« Und fast sich gekränkt fühlend, hatte er da auch erklärt, er langweile sich. Er hatte sich dann auf den Diwan gesetzt und war plötzlich eingeschlafen. Sein hübsches Gesichtchen war etwas bleich und hatte sich auf das Kissen des Diwans zurückgelehnt.

»Sieh nur, wie hübsch er ist!« sprach Gruschenka, indem sie den Mitja zu ihm hinführte. »Ich habe ihm vorhin den Kopf gekämmt, seine Härchen sind wie Flachs und so dicht.« Und sie beugte sich in Rührung über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Kalganow öffnete sogleich die Augen, blickte auf sie, erhob sich ein wenig und fragte mit der allerbekümmertsten Miene, wo Maximow sei.

»Das ist es also, wessen er bedarf!« rief Gruschenka und lachte. »Ja, sitz doch mit mir einen Augenblick. Mitja, hole seinen Maximow herbei!«

Es erwies sich, daß Maximow schon nicht mehr von den Mädchen fortging, selten nur lief er, sich ein Likörchen einzuschenken, Schokolade trank er aber zwei Tassen. Sein Gesicht war ganz rot geworden, seine Nase braunrot, süßlich war sein Blick. Er lief hinzu und erklärte, er

wolle sogleich »nach einem Motivchen« den französischen »Schustertanz« tanzen.

»Man hat mich ja, als ich noch klein war, alle diese »wohlerzogenen« gesellschaftlichen Tänze gelehrt . . .«

»Nun geh, geh doch mit ihm, Mitja, ich aber will von hier aus zuschauen, wie er dort tanzen wird.«

»Nein, auch ich, auch ich werde zuschauen gehen«, rief Kalganow aus und lehnte so auf die allernaivste Weise den Vorschlag der Gruschenka ab, mit ihr zu sitzen. Und alle gingen sie heran, zuzuschauen. Maximow tanzte tatsächlich seinen Tanz vor, aber außer Mitja erregte er bei niemandem besonderes Entzücken. Der ganze Tanz bestand in gewissen Sprüngen, wobei man die Beine nach den Seiten schleuderte, mit den Sohlen nach oben, und bei jedem Sprung schlug sich Maximow mit der Handfläche auf die Sohlen. Dem Kalganow gefiel das ganz und gar nicht, Mitja aber umarmte sogar den Tänzer.

»Nun, ich danke dir! Du bist vielleicht müde geworden, was blickst du dahin: willst du ein Konfekt, wie? Vielleicht willst du ein Zigarrchen?«

»Ein Zigarettchen!«

»Willst du nicht etwas trinken?«

»Ich werde dort ein Likörchen . . . Aber haben Sie kein Schokoladenkonfekt?«

»Ja, da steht auf dem Tisch eine ganze Fuhre davon, wähle nur aus, welche du willst, du Taubenseele!«

»Nein, ich möchte ein solches. Vanille soll drin sein, für alte Männchen . . . Hihi!«

»Nein, Bruder, solche besondere gibt es nicht!«

»Hören Sie!« Und das alte Männchen beugte sich plötzlich ganz zum Ohr des Mitja, »dies Mädchen da, Marjuschkas, hihi! Wenn ich, wenn es möglich wäre, mit ihr bekannt werden könnte, durch Ihre Güte!«

»Sieh mal an, wonach es dich gelüstet! Nein, Bruder, du lügst!«

»Ich werde ja niemandem etwas zuleide tun«, flüsterte niedergeschlagen Maximow.

»Nun gut, gut. Hier, Bruder, singt man nur und tanzt, aber im übrigen, hol's der Teufel! Warte – iß vorderhand, iß, trink, sei guten Mutes. Hast du nicht Geld nötig?«
»Später vielleicht, wenn möglich«, und Maximow lächelte.

»Gut, gut!«

Der Kopf brannte Mitja. Er ging ins Vorzimmer hinaus, auf die obere hölzerne Galerie, die auch innen, von der Hofseite aus, einen Teil des ganzen Gebäudes umlief. Die frische Luft belebte ihn. Er stand allein in der Dunkelheit, in einer Ecke, und plötzlich faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf. Seine zerfahrenen Gedanken vereinigten sich plötzlich, seine Empfindungen flossen in ein einziges zusammen, und alles gab Licht. Ein furchtbares, entsetzliches Licht! »Siehst du, wenn du dich schon erschießen willst, so wann denn, wenn nicht jetzt?« stieg es ihm im Geiste auf. »Die Pistole holen gehen, sie hierherbringen und gerade in diesem selben schmutzigen und dunkeln Winkel auch allem ein Ende machen!« Fast eine Minute stand er in Unentschlossenheit da. Vorhin, als er hierherfloh, hatte hinter ihm die Schande gestanden, der vollendete, von ihm schon verübte Diebstahl und dieses Blut, dieses Blut . . . ! Aber dennoch war es ihm damals leichter, oh, viel leichter!

Es war ja damals schon alles zu Ende: er hatte sie verloren, er hatte sie einem anderen abgetreten, sie war für ihn zugrunde gegangen, verschwunden. Oh, die Verurteilung war ihm damals leichter gefallen, sie schien ihm wenigstens unabänderlich, unbedingt nötig. Denn wofür hätte er denn auf der Welt bleiben sollen? Aber jetzt! Ist denn etwa jetzt das, was damals war? Jetzt war wenigstens mit einem Gespenst, einem Schreckbild die Sache aus: dieser ihr »Früherer«, dieser ihr »Zweifelloser« und »Verhängnisvoller«, der war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Dieses furchtbare Gespenst hatte sich plötzlich in etwas so Kleines, so Komisches verwandelt: man hatte ihn auf Händen ins Schlafzimmer getra-

gen und eingeschlossen! Er wird niemals zurückkehren! Sie schämt sich, und aus ihren Augen sieht er jetzt schon deutlich, wen sie liebt. Nun, gerade jetzt möchte er auch leben, und doch . . . es ist unmöglich zu leben, unmöglich! O Fluch!

»Mein Gott, gib dem, den ich am Gartenzaun niederschlug, das Leben zurück! Laß diesen furchtbaren Kelch an mir vorübergehen! Du hast ja doch schon früher Wunder vollbracht, Herr, für ganz ebensolche Sünder, wie auch ich bin! Nun was, nun was, wenn der alte Mann lebt? Oh, dann werde ich die Schmach der übrigen Schande auslöschen, ich werde dann die gestohlenen Gelder ersetzen, ich werde sie zurückgeben, ich werde sie aus der Erde hervorstampfen . . . Es wird keine Spur bleiben von der Schmach, außer in meinem Herzen auf ewig! Aber nein, nein, o unmögliche, kleinmütige Gedanken! O Fluch!«

Aber gleichwohl war es ihm, als ob der Strahl irgendeiner lichten Hoffnung ihm im Finstern leuchte. Er riß sich los und stürzte ins Haus zurück – zu ihr, wiederum zu ihr, seiner Königin auf ewig! »Ja, lohnt denn wirklich nicht eine Stunde, eine Minute ihrer Liebe das ganze übrige Leben, auch wenn es in den Qualen der Schande verbracht wird?« Diese wilde Frage griff ihm ans Herz. »Zu ihr, zu ihr allein, sie sehen, hören und an gar nichts denken, alles vergessen, wenn auch nur für diese Nacht, für eine Stunde, für einen Augenblick!«

Dicht bei dem Eingang in den Vorraum, noch auf der kleinen Galerie, stieß er mit dem Wirt Trifon Borisowitsch zusammen. Der schien ihm irgendwie finster und bekümmert zu sein, und er war, so schien es, gekommen, ihn aufzusuchen.

»Was machst du hier, Borisutsch, hast du mich etwa gesucht?«

»Nein, nicht Sie«, und es war, als erschrecke plötzlich der Wirt. »Weshalb sollte ich Sie denn suchen? Sie aber . . . wo waren Sie?«

»Was bist du denn so betrübt? Zürnst du etwa? Warte nur, bald wirst du schlafen gehen . . . Wieviel Uhr ist es?«
»Ja, es wird schon drei Uhr sein. Es muß wohl die vierte Stunde sein.«

»Wir machen gleich Schluß, wir machen gleich Schluß!«
»Gott bewahre, das hat gar nichts zu bedeuten. Sogar soviel Sie wollen . . .«

»Was ist denn nur mit ihm los?« dachte Mitja flüchtig und lief in das Zimmer, wo die Mädchen tanzten. Gruschenka war aber nicht dort. In dem blauen Zimmer war sie gleichfalls nicht; nur Kalganow allein schlummerte auf dem Diwan. Mitja blickte hinter den Vorhang – dort war sie. Sie saß in der Ecke auf einem Koffer, hatte Arme und Haupt auf das nebenstehende Bett geneigt und weinte bitterlich, indem sie aus allen Kräften an sich hielt und ihre Stimme unterdrückte, damit man sie nicht höre. Als sie Mitja erschaute, winkte sie ihn zu sich heran. Der lief herbei, und sie faßte ihn fest an der Hand.

»Mitja, Mitja, ich habe ihn ja geliebt!« begann sie flüsternd. »So sehr habe ich ihn geliebt, alle diese fünf Jahre hindurch, diese ganze, ganze Zeit über. Habe ich ihn geliebt oder nur meine Wut? Nein, ihn! Ach ja, ihn! Ich lüge ja, wenn ich sage, ich habe meine Wut geliebt, nicht aber ihn! Mitja, ich war ja damals erst siebzehn Jahre alt, er war damals mit mir so freundlich, so heiter, er sang mir Lieder . . . Oder schien er mir damals nur so, ich war ja eine Dumme, ein kleines Mädchen . . . Jetzt aber, mein Gott, ja, das ist gar nicht jener, sogar ganz und gar nicht er, nicht er. Ja, und auch von Gesicht ist das nicht er, durchaus nicht er. Ich habe ihn auch gar nicht nach dem Gesicht erkannt. Ich fuhr hierher mit Timophei und dachte immer nur daran, den ganzen Weg dachte ich nur: ›Wie werde ich ihn denn nur empfangen, was werde ich denn sagen, wie werden wir einer auf den andern schauen?‹ Meine ganze Seele erstarb mir, und da hat er mich gleichwie aus dem Kübel mit Spülicht übergossen, so ganz wie ein Lehrer spricht er: alles so gelehrt, gewich-

tig, er empfing mich so ernsthaft, und so geriet denn auch ich in Verlegenheit. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich dachte erst, er geniere sich vor diesem langen Polen. Ich sitze, schaue auf sie und denke: weshalb weiß ich denn jetzt so gar nichts mit ihm zu sprechen? Weißt du, so hat ihn seine Frau verdorben, die, derentwegen er mich damals sitzen ließ, ja, und die er dann heiratete . . . Da hat sie ihn dort zu einem solchen gemacht. Mitja, was ist das für eine Schande! Ach, ich schäme mich, Mitja, ich schäme mich, ach, ich schäme mich wegen meines ganzen Lebens! Verflucht, mögen verflucht sein diese fünf Jahre, mögen sie verflucht sein!« Und sie brach wiederum in Tränen aus, sie ließ aber Mitjas Hand nicht los und hielt sich fest an ihr.

»Mitja, Täubchen, warte doch, geh doch nicht weg, ich will dir ein einziges Wörtchen sagen«, flüsterte sie und erhob plötzlich ihr Gesicht zu ihm. »Höre, sage du mir, wen liebe ich? Ich liebe hier einen Menschen. Wer ist dieser Mensch? Das sage du mir jetzt!« Auf ihrem vom Weinen geschwollenen Gesicht strahlte ein Lächeln, ihre Augen leuchteten im Halbdunkel. »Es trat vorhin ein Falke ein, da ist auch gleich das Herz in mir nur so gesunken: ›Dumme du, da ist ja er, den du liebst!‹ so flüsterte mir auch sogleich schon mein Herz zu. Du tratest ein, und alles wurde licht. ›Ja, was fürchtet er denn?‹ denke ich. Du warst ja ganz erschrocken, ganz warst du in Angst geraten, du vermochtest gar nicht zu sprechen. ›Fürchtet er nicht etwa jene?‹ denke ich. ›Ja, aber kannst du denn vor irgendwem erschrecken? Da fürchtet er wohl mich!‹, denke ich, ›nur mich!‹ So hat dir, Dummköpfchen, wohl Fenja erzählt, wie ich dem Aljoscha aus dem Fenster heraus zurief, daß ich ein Stündchen Mitenka geliebt habe, jetzt aber fahre . . . einen andern zu lieben. Mitja, Mitja, wie konnte ich Törin denn nur glauben, daß ich einen andern lieben könne nach dir! Verzeihst du, Mitja? Verzeihst du mir oder nicht? Liebst du mich? Liebst du mich?«

Sie sprang auf und faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern. Mitja, stumm vor Entzücken, schaute ihr in die Augen, ins Gesicht, auf ihr Lächeln, und plötzlich umarmte er sie heftig und fing an sie zu küssen.

»Aber verzeihst du denn auch, daß ich dich gequält habe? Ich habe ja aus Bosheit euch alle gequält. Ich habe ja jenes alte Männchen absichtlich aus Bosheit gequält. Entsinnst du dich, wie du einmal bei mir Wein trankst und ein Glas zerbrachst. Ich habe mich daran erinnert und heute gleichfalls einen Pokal zerbrochen, auf »mein nichtswürdiges Herz« hatte ich getrunken. Mitja, mein Falke, was küßt du mich denn nicht? Einmal hat er mich geküßt und sich dann losgerissen, er schaut, er lauscht . . . Was lohnt es denn, mir zuzuhören! Küsse mich, küsse heftiger, siehst du, so! Wenn man schon liebt, dann schon so! Deine Sklavin werde ich jetzt sein, deine Sklavin fürs ganze Leben! Süß ist es, Sklavin zu sein! Küsse mich! Prügle mich, quäle mich! Mache mit mir, was du willst . . .! Ach ja, man muß mich auch gerade quälen . . . Halt, warte, später, ich will nicht so . . .« Und sie stieß ihn plötzlich von sich: »Geh weg, Mitja, ich werde jetzt gehen Wein trinken, ich will betrunken sein; sobald ich betrunken bin, werde ich tanzen gehen, ich will, ich will!«

Sie riß sich von ihm los und trat aus dem Vorhang hervor. Mitja folgte ihr wie ein Trunkener. »Ja, möge es nur so sein, möge es nur so sein, was sich jetzt auch ereignen möge – für ein einziges Augenblickchen will ich die ganze Welt hingeben!« blitzte es ihm durch den Kopf. Gruschenka trank tatsächlich auf einen Zug noch ein Glas Champagner aus und war auf einmal trunken geworden! Sie setzte sich auf den Sessel, auf ihren früheren Platz, mit seligem Lächeln. Ihre Wangen brannten, ihre Lippen glühten, ihre vorher so funkelnden Augen verloren ihren Glanz, ihr leidenschaftlicher Blick lockte. Es war, als ob sogar Kalganow etwas ins Herz gebissen habe, und er trat zu ihr hin.

»Hast du denn gemerkt, wie ich dich vorhin küßte, als du schliefst?« flüsterte sie ihm zu. »Ich bin jetzt trunken geworden, das ist es . . . Aber bist du denn nicht trunken geworden? Aber Mitja, weshalb trinkt er denn nicht? Was trinkst du denn nicht, Mitja, ich habe getrunken, aber du trinkst nicht . . .«

»Ich bin trunken! Auch so bin ich trunken . . . Von dir bin ich trunken, jetzt aber will ich es auch vom Wein sein!« Er trank noch ein Glas und es schien ihm selber seltsam – nur von diesem letzten Glas war auch er trunken worden, plötzlich trunken worden, bis dahin aber war er immer nüchtern geblieben, er selber entsann sich dessen. Von diesem Augenblick an drehte sich alles um ihn herum wie im Fiebertraum. Er ging umher, lachte, sprach mit allen und das alles, als ob er sich schon seiner selber nicht mehr erinnere. Nur ein einziges, unbewegliches und brennendes Gefühl offenbarte sich in ihm zu gewissen Augenblicken, »gleichwie eine glühende Kohle in der Seele«, erinnerte er sich später. Er trat zu ihr heran, setzte sich neben sie, schaute sie an, hörte auf sie . . . Sie aber wurde plötzlich furchtbar redselig, rief alle zu sich, winkte plötzlich irgendeinem Mädchen aus dem Chor, die kam heran, und sie küßte sie und entließ sie oder bekreuzte sie auch bisweilen mit der Hand. Noch ein Augenblickchen, und sie konnte in Tränen ausbrechen. Es erheiterte sie gar sehr auch das »alte Männchen«, wie sie Maximow nannte. Er kam jeden Augenblick herbeigelaufen, ihr die Händchen zu küssen »und jedes Fingerchen«, und schließlich tanzte er noch einen Tanz zu der Melodie eines alten Liedchens, das er auch selber vorsang. Besonders mit Feuer tanzte er zu dem Refrain:

»Das Schweinchen chrü, chrü, chrü.

Das Kälbchen mu-mu, mu-mu, mu.

Das Entchen krja, krja, krja.

Das Gänschen ga-ga, ga-ga, ga.

Das Hühnchen ging im Hausflur auf und ab:

Tjurju-rju, rju-rju sprach es immerzu,
Ei, ei sprach es immerzu!«

»Gib ihm doch etwas, Mitja«, sprach Gruschenka.
»Schenk ihm doch etwas, er ist ja arm. Ach, die Armen, die Beleidigten . . . ! Weißt du, Mitja, ich werde ins Kloster gehen. Nein, wirklich, irgendwann werde ich das auch tun. Mir hat Aljoscha heute für mein ganzes Leben Worte gesagt . . . Ja . . . Heute aber laßt uns schon tanzen. Morgen ins Kloster, heute aber laßt uns tanzen! Ich will ausgelassen sein. Ihr guten Leute, nun, was ist denn auch dabei, Gott wird es verzeihen! Wenn ich Gott wäre, würde ich allen Menschen verzeihen: »Meine lieben Sünder, von heute an verzeihe ich allen.« Ich aber werde gehen um Verzeihung bitten: »Verzeiht, ihr guten Leute, einem dummen Weib, so ist es!« Ein wildes Tier bin ich, ja, das ist schon so. Aber ich will beten. Ich habe eine Zwiebel geschenkt. Eine solche Übeltäterin wie ich verlangt es danach, zu beten. Mitja, mögen sie nur tanzen, störe nicht! Alle Menschen auf der Welt sind gut, alle ohne jede Ausnahme. Wenn wir auch eklig sind, so ist es doch schön auf der Welt! Eklig sind wir und doch gut, sowohl eklig als auch gut . . . Nein, sagt mir doch, ich bitte euch, kommt alle herbei, und ich werde eines fragen, sagt mir alle folgendes: Weshalb bin ich so gut? Ich bin ja gut, ich bin sehr gut . . . Nun, so sagt denn: Weshalb bin ich so gut?« So lispelte Gruschenka, die immer mehr betrunken wurde, und endlich erklärte sie geradeheraus, sie wolle sogleich selber tanzen. Sie erhob sich und schwankte. »Mitja, gib mir keinen Wein mehr, ich werde darum bitten – du gib aber nicht. Der Wein gibt keine Ruhe. Und alles dreht sich, auch der Ofen, und alles dreht sich. Ich will tanzen. Meinetwegen können alle zusehen, wie ich tanze . . . wie gut und wie schön ich tanze.«

Die Absicht war aufrichtig: sie nahm ein weißes Batisttuchlein aus der Tasche heraus und faßte es an seiner Spitze mit der rechten Hand, um es während des Tanzes

zu schwenken. Mitja sorgte für Ruhe, die Mädchen verstummten und bereiteten sich vor, beim ersten Wink im Chor das Tanzliedchen anzustimmen. Als Maximow erfuhr, daß Gruschenka selber tanzen wolle, kreischte er vor Entzücken und trat gleich heran, um vor ihr herzuspringen, indem er sang:

»Füßchen – fein, Hüften – klingen,
Schwänzchen ist geringelt!«

Gruschenka aber wehrte ihm mit dem Tüchlein ab und jagte ihn fort.

»Sch! Mitja, was kommen sie denn nicht? Alle mögen sie kommen – zuzuschauen. Ruf auch jene, die Eingeschlossenen . . . Weshalb hast du sie denn eingeschlossen? Sag ihnen, daß ich tanze, auch sie mögen schauen, wie ich tanze . . .«

Mitja schritt mit trunkenem Schwung zu der verschlossenen Tür und begann den polnischen Herren mit der Faust zu klopfen:

»Ei, ihr da . . . Podwisozkis! Kommt herein, sie will tanzen, sie ruft euch!«

»Stolch!« schrie zur Antwort einer von den polnischen Herren.

»Du bist aber ein Stolchchen! Du bist ein ganz kleines Gaunerchen. Das bist du!«

»Hören Sie doch auf, über Polen zu spotten«, bemerkte belehrend Kalganow, der gleichfalls über seine Kräfte getrunken hatte.

»Schweig still, Knabe! Wenn ich ihn einen Schuft genannt habe, so heißt das doch nicht, daß ich ganz Polen so schimpfe. Ein Stolch macht nicht ganz Polen aus. Schweig, du hübscher Knabe – iß ein Konfekt!«

»Ach, was seid ihr für welche! Gleich als ob sie nicht Menschen wären! Weshalb wollen sie sich denn nicht versöhnen?« sprach Gruschenka und trat heraus, um zu tanzen. Der Chor brach los: »Ach du, meine Tenne, meine Tenne!« Gruschenka warf eben ihren Kopf zurück, winkte, öffnete halb die Lippen, lächelte, schwenk-

te nur eben das Tüchlein, und plötzlich wankte sie heftig auf ihrem Platz und stand inmitten des Zimmers und wußte nicht, was sie tun sollte.

»Ich bin schwach . . .«, sprach sie mit einer ganz gequälten Stimme. »Verzeiht, ich bin schwach, ich kann nicht . . . ich bin schuldig . . .«

Sie verbeugte sich vor dem Chor und begann dann der Reihe nach sich nach allen vier Himmelsrichtungen zu verneigen.

»Ich bin schuldig, verzeiht!«

»Sie hat ein wenig getrunken, das Fräuleinchen hat ein wenig getrunken, das schöne Fräuleinchen«, erschallten Stimmen.

»Sie hat sich betrunken«, erklärte den Mädchen kichernd Maximow.

»Mitja, führ mich fort . . . nimm mich, Mitja«, sprach kraftlos Gruschenka. Mitja stürzte auf sie zu, nahm sie auf seine Arme und lief mit seiner teuren Beute hinter den Vorhang. »Nun, jetzt werde auch ich schon weggehen«, dachte Kalganow, er verließ das blaue Zimmer und schloß hinter sich beide Türflügel. Aber das Trinkgelage im Saal nahm seinen tobenden Fortgang, man lärmte immer mehr. Mitja legte Gruschenka aufs Bett und sog sich in einem Kuß an ihre Lippen.

»Rühr mich nicht an . . .«, flüsterte sie ihm mit flehender Stimme zu. »Rühr mich nicht an, vorderhand bin ich noch nicht die Deine . . . Ich sagte, daß ich die Deine sei, aber du rühre mich nicht an . . . schone mich . . . Jene sind nebenan, es geht nicht . . . Er ist dort . . . Ekelhaft wäre es . . . hier . . .«

»Ich gehorche! Ich denke nicht daran . . . Ich habe Ehrfurcht!« murmelte Mitja. »Ja, häßlich wäre es hier, oh, verächtlich!« Und ohne sie aus den Armen zu lassen, ließ er sich neben dem Bett auf die Knie nieder.

»Ich weiß es, du bist zwar ein wildes Tier, aber du bist edelmütig«, sprach Gruschenka mit schwerer Zunge; »es ist nötig, daß dies ehrenhaft vor sich gehe . . . hinfort

wird alles ehrenhaft sein . . . und auch wir wollen ehrenhaft sein, auch wir wollen gut sein, keine wilden Tiere, vielmehr gute Menschen . . . Entführe mich, entführe mich weit von hier, hörst du . . . ? Ich will nicht hier sein, aber daß es weit, weit sei . . . «

»Oh, ja, ja, unbedingt!« und Mitja preßte sie in seinen Armen. »Ich werde dich fortführen, wir werden entfliehen . . . Oh, mein ganzes Leben werde ich jetzt hingeben für ein Jahr – wenn ich nur von diesem Blut erfahren könnte!«

»Was für ein Blut?« unterbrach ihn Gruschenka, die ihn nicht verstanden hatte.

»Das ist gar nichts!« knirschte Mitja. »Gruschenka, du willst, daß alles ehrenhaft sei, ich aber bin ein Dieb. Ich habe der Katka Geld gestohlen . . . Schmach! Schandel!«

»Der Katka? Das heißt dem Fräulein? Nein, du hast es nicht gestohlen! Gib es ihr ab, nimm es bei mir . . . Was schreist du denn? Jetzt ist alles meinige – das Deine. Was bedeutet für uns Geld? Wir verbummeln es ja auch ohnedies . . . Solches Geld wollen wir aber nicht mehr verprassen. Ich werde mit dir lieber gehen die Erde pflügen . . . Ich will die Erde hier mit diesen Händen kratzen. Mühen muß man sich, hörst du? Aljoscha hat das befohlen. Ich werde dir nicht eine Geliebte sein, ich werde deine Sklavin sein, ich werde für dich arbeiten. Wir werden zu dem Fräulein gehen und uns beide vor ihr verneigen und sie bitten, uns zu verzeihen, und dann werden wir wegreisen. Wenn sie uns aber nicht verzeihen wird, werden wir auch so abreisen. Du aber bring ihr das Geld, und liebe mich . . . sie aber liebe nicht. Liebe sie nicht mehr! Wenn du sie aber liebgewinnen wirst, werde ich sie erdrosseln . . . Ich werde ihr beide Augen mit einer Nadel ausstechen . . . «

»Dich liebe ich, dich allein, in Sibirien werde ich dich lieben . . . «

»Weshalb denn in Sibirien? Aber warum nicht, auch in Sibirien, wenn du willst, einerlei . . . wir werden arbei-

ten . . . In Sibirien liegt Schnee . . . Ich liebe es, über den Schnee zu fahren . . . und ein Glöckchen soll sein . . . Hörst du, es läutet ein Glöckchen . . . Wo klingt denn da ein Glöckchen? Es kommt irgendwer gefahren . . . da hat es denn auch aufgehört zu läuten!«

Sie schloß matt die Augen, und plötzlich war sie wie entschlummert, auf eine Minute. Ein Glöckchen war tatsächlich irgendwo in der Ferne erklungen und dann plötzlich verstummt. Mitja neigte sich mit dem Kopf auf ihre Brust. Er hatte nicht bemerkt, wie das Glöckchen zu läuten aufhörte, er hatte aber auch nicht bemerkt, wie plötzlich auch die Lieder verstummten, und statt ihrer und des trunkenen Lärms im ganzen Haus wie auf einmal eine Totenstille eintrat. Gruschenka öffnete die Augen.

»Was ist denn das? Habe ich geschlafen? Ja . . . das Glöckchen . . . Ich schlief und hatte einen Traum. Es war mir, ich fahre über den Schnee . . . ein Glöckchen läutet, und ich träume vor mich hin. Mit einem lieben Menschen, mit dir fahre ich. Und weit, weit . . . Ich umarmte und küßte dich, ich schmiegte mich an dich, es war nur kalt, der Schnee aber leuchtet . . . Weißt du, so wie in der Nacht der Schnee glänzt, wenn der Mond scheint, und es war mir ganz so, als ob ich irgendwie nicht auf der Erde sei . . . Ich bin erwacht, mein Lieber aber ist neben mir, wie schön . . .«

»Neben dir«, murmelte Mitja, indem er ihr Kleid, ihre Brust, ihre Arme küßte. Und plötzlich zeigte sich ihm etwas Seltsames: es schien ihm, sie blicke geradeaus vor sich hin, aber nicht auf ihn, nicht ihm ins Gesicht, vielmehr über seinen Kopf hinweg, starr und seltsam unbeweglich. Staunen malte sich plötzlich in ihrem Gesicht, fast Schrecken.

»Mitja, wer blickt denn da, von dort, hierher zu uns?« flüsterte sie plötzlich. Mitja wandte sich um und sah, daß tatsächlich irgendwer den Vorhang beiseite geschoben hatte, und es war so, als ob er auf sie blicke. Ja, und es war

auch so, als ob er nicht allein sei. Mitja sprang auf und trat rasch auf den zu, der hineingeschaut hatte.

»Hierher, kommen Sie hierher zu uns!« sprach zu ihm irgend jemandes Stimme, nicht laut, aber fest und eindringlich.

Mitja trat aus dem Vorhang hervor und erstarrte: das ganze Zimmer war voll von Menschen, aber nicht von denen von vorhin, vielmehr von völlig neuen. Ein plötzlicher Schauer lief ihm über den Rücken, und er erzitterte. Alle diese Menschen erkannte er in einem Augenblick. Dieser hohe und wohlbeleibte Greis, im Mantel und einer Mütze mit Kokarde – das ist der Kreisrichter Michail Makarowitsch. Aber dieser »schwindsüchtige«, peinlich saubere Geck, »immer in so blank geputzten Stiefeln«, das war der Gehilfe des Staatsanwalts. »Seine Uhr kostet vierhundert Rubel, er zeigte sie mir.« Aber dieser junge, kleine Bursche mit der Brille . . . Mitja hatte nur gerade seinen Namen vergessen, aber er kennt auch ihn, er hat ihn gesehen: das ist der Untersuchende, der Untersuchungsrichter, »von der Rechtswissenschaft« war er erst unlängst hier angelangt. Aber dieser hier, das ist der Landkommissar Mawriki Mawrikitsch, diesen kennt er schon, er ist ihm ein guter Bekannter. Nun aber diese da mit den Blechzeichen, warum sind die denn dort? Und noch irgendwelche zwei Bauern . . . Aber dort in der Tür Kalganow und Trifon Borisowitsch.

»Meine Herren . . . Was wollen Sie denn da, meine Herren?« sprach nur eben Mitja, plötzlich aber rief er, wie außer sich, gleich als ob er das nicht wäre, laut, mit voller Stimme: »Ich ver-ste-he!«

Der junge Mann mit der Brille trat plötzlich vor, kam auf Mitja zu und begann, wenn auch würdevoll, so doch etwas hastend:

»Wir haben an Sie . . . mit einem Wort, ich bitte Sie hierher, sehen Sie, hierhin zum Diwan . . . Es besteht die dringende Notwendigkeit, uns mit Ihnen auseinanderzusetzen!«

»Der alte Mann!« rief Mitja außer sich. »Der alte Mann und sein Blut! Ich ver-ste-he!«

Und wie hingemäht setzte er sich, er fiel förmlich auf einen neben ihm stehenden Stuhl.

»Verstehst du? Er hat verstanden! Vaternörder und Unmensch, das Blut deines greisen Vaters schreit nach dir!« brüllte plötzlich auf Mitja zutretend der alte Kreisrichter. Er war außer sich, ganz braunrot im Gesicht, und zitterte nur so am ganzen Körper.

»Das ist aber doch ganz unmöglich!« schrie der kleine junge Mann. »Michail Makarowitsch, Michail Makarowitsch! Das ist nicht so, nicht so! Ich bitte zu erlauben, daß ich allein rede. Ich konnte durchaus nicht von Ihnen ein solches Vorgehen vermuten . . .«

»Das ist ja aber Fieberwahn, meine Herren, Fieberwahn«, rief der Polizeimeister aus. »Sehen Sie ihn doch an; nachts betrunken, mit einer liederlichen Dirne, und im Blut seines Vaters . . . Fieberwahn! Fieberwahn!«

»Ich bitte Sie aus aller Kraft, Täubchen Michael Makarowitsch, diesmal Ihre Gefühle zu beherrschen!« murmelte nur eben in raschem Geflüster der Gehilfe des Staatsanwalts dem Greis zu. »Sonst werde ich gezwungen sein, Vorkehrungen . . .«

Aber der kleine Untersuchungsrichter ließ ihn nicht ausreden; er wandte sich an Mitja und sprach mit fester, lauter und gewichtiger Stimme:

»Herr Leutnant außer Dienst Karamasow, ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie des in dieser Nacht vorgefallenen Mordes Ihres Vaters, Fjodor Pawlowitsch Karamasow, beschuldigt werden.«

Er sagte noch irgend etwas, es war auch so, als ob auch der Staatsanwalt noch etwas dazwischen redete; wenn aber auch Mitja alle diese Worte vernahm, so verstand er sie schon nicht mehr! Er ließ nur seinen wilden Blick von einem zum andern schweifen.

NEUNTES BUCH DIE VORUNTERSUCHUNG

I. Der Beginn der Karriere des Beamten Perchotin

Pjotr Iljitsch Perchotin, den wir verließen, als er eben aus aller Kraft an das festverschlossene Tor des Hauses der Kaufmannsfrau Morosow pochte, brachte es natürlich schließlich dahin, daß ihm endlich geöffnet wurde. Als Fenja, die sich zwei Stunden vordem so erschreckt hatte und sich immer noch nicht vor Aufregung und »Nachdenken« entschliefen konnte, schlafen zu gehen, ein so wütendes Klopfen am Tor vernahm, erschrak sie jetzt von neuem fast bis zur Hysterie: es kam ihr so vor, als ob da wiederum Dmitri Fjodorowitsch klopfte (ungeachtet dessen, daß sie doch selber gesehen hatte, wie er davonfuhr), weil derart »unverschämt« zu klopfen niemand sich getraute außer ihm. Sie stürzte zu dem Hausknecht, der aufgewacht war und schon auf das Pochen hin zum Tor schritt, und begann ihn anzuflehen, er möchte niemanden hereinlassen. Der Hausknecht fragte indes den Anklopfenden aus, und als er erfahren hatte, wer er sei, und daß er Fedosja Markowna in einer äußerst wichtigen Angelegenheit sehen wolle, entschloß er sich endlich, ihm zu öffnen. Pjotr Iljitsch ging zur Fedosja Markowna in ganz dieselbe Küche (wobei sie, da sie noch immer nicht traute, Pjotr Iljitsch bat, er möchte auch dem Hausknecht einzutreten erlauben), er begann sie auszufragen und kam augenblicklich auf das Allerhauptsächliche: das heißt, daß, als Dmitri Fjodorowitsch davonlief, um Gruschenka zu suchen, er aus einem Mörser einen Stößel genommen habe, aber zurückgekehrt sei schon ohne den, dafür aber mit blutigen Händen: »Und das Blut tropfte noch, so tropfte es noch von ihnen, so

tropft es noch!« rief Fenja aus, die augenscheinlich sich selber diese furchtbare Einzelheit in ihrer erschütterten Vorstellung ausgedacht hatte. Die blutigen Hände hatte aber auch Pjotr Iljitsch selber gesehen, wenn es von ihnen auch nicht getropft hatte, und selber hatte er geholfen, sie abzuwaschen, ja, und auch nicht darauf kam es an, ob sie rasch getrocknet seien, vielmehr darauf, wohin denn eigentlich Dmitri Fjodorowitsch gelaufen sei, das heißt augenscheinlich zum Fjodor Pawlowitsch, und woraus man dies denn mit solcher Bestimmtheit schließen konnte. Auf diesem Punkt bestand Pjotr Iljitsch nachdrücklich, und obgleich er als Ergebnis der ganzen Unterredung nichts mit Sicherheit erfuhr, so trug er gleichwohl fast die Überzeugung davon, daß Dmitri Fjodorowitsch nirgendshin laufen konnte als in das Haus seines Vaters, und daß sich demnach dort zweifellos irgend etwas hatte ereignen müssen.

»Als er aber zurückkehrte«, fügte Fenja in Erregung hinzu, »und ich ihm alles eingestanden hatte und ihn auch schon ausfragte: ›Weshalb, Täubchen Dmitri Fjodorowitsch, sind denn Ihre beiden Hände voll Blut?«, da habe er ihr ungefähr so geantwortet: dies sei Menschenblut, und er habe eben erst einen Menschen ermordet, so hat er auch eingestanden, so hat er mir in allem dort auch ein reines Geständnis abgelegt, ja, plötzlich ist er auch davongelaufen wie ein Verrückter! Ich setzte mich, ja, und ich begann nachzudenken: Wo ist er denn da jetzt wie ein Verrückter hingelaufen? Er wird nach Mokroje fahren, denke ich, und dort meine Herrin ermorden. Um ihn anzuflehen, er möchte doch nicht die Herrin totschlagen, kam ich da zu ihm in die Wohnung gelaufen, ja, bei der Bude der Plotnikows schaue ich hin und sehe, daß er schon abfährt, und daß seine Hände schon nicht mehr blutig sind.« (Fenja hatte das bemerkt und sich dessen entsonnen.) Die Greisin, die Großmutter der Fenja, bekräftigte, soviel sie konnte, alle Aussagen ihrer Enkelin. Nachdem er sie dann noch nach diesem und

jenem gefragt hatte, verließ Pjotr Iljitsch das Haus in noch größerer Aufregung und Unruhe, als er es betreten hatte.

Es sollte so scheinen, daß es für ihn am allernächstliegenden gewesen wäre, sich jetzt in das Haus des Fjodor Pawlowitsch zu begeben, um zu erfahren, ob sich dort nicht irgend etwas zugetragen habe; wenn das aber der Fall war, was das denn gewesen sei, und wenn er sich schon untrüglich überzeugt habe, dann erst zum Kreisrichter zu gehen, wie es Pjotr Iljitsch schon fest beschloßen hatte. Die Nacht war aber dunkel, das Tor bei Fjodor Pawlowitsch fest, man muß also wiederum klopfen, mit dem Fjodor Pawlowitsch war er zudem nur sehr entfernt bekannt, und da wird er denn endlich gehört werden, man öffnet ihm, und plötzlich hat sich dort gar nichts zugetragen, der spöttische Fjodor Pawlowitsch aber wird morgen in der Stadt herumgehen und eine Anekdote erzählen, wie um Mitternacht der ihm unbekannte Beamte Perchotin bei ihm hineingestürzt sei, um zu erfahren, ob ihn nicht irgendwer ermordet habe. Das wäre ein Skandal! Einen Skandal fürchtete aber Pjotr Iljitsch mehr als alles auf der Welt. Dessenungeachtet war das Gefühl, das ihn überkommen hatte, so mächtig, daß er wütend aufstampfte, sich selber ausschimpfte und sich sogleich auf einen neuen Weg machte, aber schon nicht zu Fjodor Pawlowitsch, vielmehr zur Frau Chochlakow. Wenn die, dachte er, ihm eine Antwort geben wird auf seine Frage: »Haben Sie Dmitri Fjodorowitsch vorhin dreitausend Rubel gegeben?«, so werde er, im Fall diese Antwort verneinend ausfalle, sogleich zum Kreisrichter gehen, ohne vorher Fjodor Pawlowitsch aufzusuchen; im entgegengesetzten Fall werde er aber alles auf morgen aufschieben und nach Hause zurückkehren.

Hier fällt es natürlich sogleich auf, daß in dem Entschluß des jungen Mannes: nachts, fast um elf Uhr, in das Haus einer ihm völlig unbekannten Weltdame zu gehen, sie vielleicht aus dem Bett aufstehen zu lassen, um ihr jene

ihrer Beziehung nach erstaunliche Frage vorzulegen, daß in diesem Entschluß vielleicht noch bei weitem mehr Veranlassungen lagen, Skandal zu erregen, als darin, zu Fjodor Pawlowitsch zu gehen. So geht es aber gerade bisweilen, besonders in den vorliegenden ähnlichen Fällen, mit den Entschlüssen der allergenauesten und phlegmatischsten Menschen. Pjotr Iljitsch war indes in diesem Augenblick schon durchaus kein Phlegmatiker! Er entsann sich dann sein ganzes Leben daran, wie eine unüberwindliche Unruhe, die ihn allmählich überkommen hatte, in ihm endlich bis zur Qual sich gesteigert und ihn sogar gegen seinen Willen fortgerissen hatte. Es versteht sich, er schalt sich gleichwohl den ganzen Weg deswegen, daß er zu dieser Dame gehe, aber »ich werde es schon zu Ende führen, ja, ich werde es zu Ende führen!« wiederholte er zum zehntenmal, mit den Zähnen knirschend, und er verwirklichte auch seine Absicht, er führte sie durch.

Es war genau elf Uhr, als er das Haus der Frau Chochlakow betrat. Man ließ ihn ziemlich rasch in den Hof ein, aber auf die Frage: »Schläft die Herrin schon, oder hat sie sich noch nicht zur Ruhe begeben?« vermochte der Hausknecht keine genaue Antwort zu geben, außer daß sie sich um diese Zeit gewöhnlich zur Ruhe begeben.

»Dort oben lassen Sie sich anmelden, wenn sie Sie empfangen will, wird sie es tun, wenn nicht – dann nicht.« Pjotr Iljitsch begab sich nach oben, dort aber trat eine Schwierigkeit ein. Der Diener wollte ihn nicht anmelden, er rief endlich das Zimmermädchen. Pjotr Iljitsch bat sie höflich aber eindringlich, ihrer Herrin mitzuteilen, es sei hier eben ein hiesiger Beamter, Perchotin, gekommen in einer besonderen Angelegenheit, und wenn die nicht eine so wichtige wäre, so hätte er es gar nicht gewagt zu kommen: »Gerade so, gerade mit diesen Worten melden Sie mich an«, bat er das Mädchen. Es ging fort. Er wartete im Vorzimmer. Wenn nun auch Frau Chochlakow selber sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, so

war sie doch schon in ihrem Schlafzimmer. Sie war noch verstimmt von dem Besuch des Mitja her und fühlte schon voraus, sie werde in der Nacht der Migräne nicht entgehen, die sie gewöhnlich in solchen Fällen befallte. Sie hörte den Bericht des Mädchens an, erstaunte, befahl aber gleichwohl gereizt, den Gast abzuweisen, ungeachtet dessen, daß der unerwartete Besuch eines ihr unbekannten hiesigen Beamten zu einer solchen Zeit ihre weibliche Neugierde außerordentlich erregte. Pjotr Iljitsch war aber diesmal hartnäckig wie ein Maultier. Als er die Abweisung vernommen hatte, bat er flehentlich, ihn noch einmal anzumelden und gerade »mit denselben Worten« zu sagen, »er sei in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit gekommen, und sie selber werde es vielleicht später bereuen, wenn sie ihn jetzt nicht empfangen werde«. »Ich bin damals gleich wie vom Berge herabgefliegen gekommen«, erzählte er später selber. Das Mädchen schaute ihn erstaunt an und ging, um ihn ein zweites Mal anzumelden. Frau Chochlakow war betroffen: sie dachte nach, fragte, was er für einen Eindruck mache, und erfuhr, »er sei sehr anständig gekleidet, jung und so höflich«. Bemerken wir hier flüchtig in Klammern, daß Pjotr Iljitsch tatsächlich ein ganz hübscher junger Mann war und dies selber wußte. Frau Chochlakow beschloß, herauszukommen. Sie war schon in ihrem Hauskleid und in Pantoffeln, sie hatte aber einen schwarzen Schal über die Schultern geworfen. »Den Beamten« bat man, ins Gastzimmer zu kommen, in jenes Zimmer, in dem man vorhin Mitja empfangen hatte. Die Hausherrin trat mit streng fragendem Blick zu dem Gast heraus, und ohne ihn zum Sitzen aufzufordern, begann sie sogleich mit der Frage: »Was ist Ihnen gefällig?« »Ich beschloß, Sie, gnädige Frau, zu beunruhigen in betreff unseres gemeinsamen Freundes Dmitri Fjodorowitsch Karamasow«, begann gerade Perchotin; kaum hatte er aber nur diesen Namen ausgesprochen, als sich plötzlich im Gesicht der Dame die heftigste Erregung

malte. Sie hätte fast aufgeschrien und unterbrach ihn mit Wut:

»Wird man mich wohl noch lange, noch lange mit diesem furchtbaren Menschen quälen?« schrie sie außer sich. »Wie wagten Sie es denn, mein Herr, wie entschlossen Sie sich nur, eine Ihnen unbekannte Dame in ihrem eigenen Haus und zu solcher Stunde zu belästigen, zu ihr zu kommen und von einem Menschen zu sprechen, der gerade hier, in diesem Gastzimmer, nicht länger als vor drei Stunden, mich zu töten kam, mit den Füßen aufstieß und so herauslief, wie niemand ein anständiges Haus verläßt. Wissen Sie, mein Herr, daß ich Sie verklagen werde, daß ich Ihnen das nicht durchlasse, geruhen Sie mich augenblicklich zu verlassen . . . Ich bin Mutter, ich werde sogleich . . . Ich . . . Ich . . .«

»Töten? So hat er denn auch Sie töten wollen?«

»Hat er denn wirklich schon irgendwen totgeschlagen?« fragte angelegentlich Frau Chochlakow.

»Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mich nur eine halbe Minute anzuhören, und ich werde Ihnen in zwei Worten alles erklären«, antwortete mit Heftigkeit Perchotin.

»Heute um fünf Uhr nachmittag entlieh Herr Karamasow mir, als seinem Kameraden, zehn Rubel, und ich weiß bestimmt, daß er damals kein Geld hatte, aber noch am heutigen Tag um neun Uhr kam er zu mir und trug ein Bündel Hundertrubelscheine in Händen, im ganzen etwa Zwei- oder Dreitausend: seine Hände und sein Gesicht waren aber ganz voll Blut, und er selber machte den Eindruck eines Verrückten. Auf meine Frage, von woher er denn so viel Geld genommen habe, antwortete er mit Bestimmtheit, er habe das Geld soeben erst bei Ihnen aufgenommen. Sie hätten ihm eine Summe von Dreitausend geliehen, damit er zu den Goldgruben fahre!«

Im Gesicht der Frau Chochlakow malte sich plötzlich eine außergewöhnliche und krankhafte Aufregung.

»Mein Gott! Da hat er denn seinen greisen Vater ermordet«, schrie sie und rang die Hände. »Gar kein Geld habe

ich ihm gegeben! Gar keines! Oh, laufen Sie, laufen Sie . . . Sagen Sie weiter kein Wort mehr! Retten Sie den alten Mann, laufen Sie zu seinem Vater, laufen Sie!«

»Erlauben Sie, meine Gnädige, Sie haben ihm also kein Geld gegeben? Sie erinnern sich bestimmt daran, daß Sie ihm gar keine Summe gaben?«

»Ich habe ihm nichts gegeben, ich habe ihm nichts gegeben! Ich schlug es ihm ab, weil er es nicht zu schätzen wußte. Er verließ mich in rasender Wut und stampfte mit den Füßen. Er wollte sich auf mich stürzen, ich aber sprang von ihm fort . . . Und ich werde Ihnen noch sagen wie einem Menschen, vor dem ich jetzt schon nichts mehr zu verbergen entschlossen bin, daß er sogar auf mich gespuckt hat – können Sie sich das vorstellen? Aber was stehen Sie denn? Ach, setzen Sie sich doch! Verzeihen Sie, ich . . . Oder besser: laufen Sie, laufen Sie, Sie müssen laufen und den unglücklichen Greis vor einem furchtbaren Tod schützen!«

»Aber wenn er ihn schon getötet hat?«

»Ach, mein Gott, in der Tat! Was werden wir denn jetzt tun? Wie denken Sie, was man jetzt tun muß?«

Währenddessen hatte sie Pjotr Iljitsch einen Platz angewiesen und sich selber ihm gegenübergesetzt. Pjotr Iljitsch legte ihr in Kürze, aber ziemlich klar die Geschichte der Angelegenheit auseinander, wenigstens jenen Teil der Geschichte, deren Zeuge er selber heute gewesen war; er erzählte auch von dem Besuch, den er soeben erst Fenja abgestattet hatte, und er berichtete dabei von dem Stößel. Alle diese Einzelheiten erschütterten aufs äußerste die erregte Dame, die aufschrie und die Augen mit den Händen bedeckte . . .

»Stellen Sie sich nur vor, ich habe das alles ja vorausgeföhlt! Ich bin mit dieser Eigenschaft begabt, alles, was ich mir auch vorstelle, das trifft auch ein. Und wie oft, wie oft blickte ich auf diesen furchtbaren Menschen und dachte immer: das ist ein Mensch, der mich schließlich einmal töten wird. Und so hat es sich denn auch zugetragen . . .

Das heißt, wenn er jetzt nicht mich tötete, vielmehr nur seinen Vater, so wahrscheinlich deswegen, weil die sichtbare Hand Gottes mich da beschützte, ja, und außerdem schämte er sich auch, mich zu töten, weil ich selber ihm, hier, auf diesem Platz, ein Heiligenbildchen von den Reliquien der großen Märtyrerin Warwara um den Hals gelegt hatte . . . Und wie denn, ich war in jener Minute dem Tode nahe, ich war ja ganz nahe zu ihm herantreten, ganz nahe, und er streckte mir seinen ganzen Hals entgegen! Wissen Sie, Pjotr Iljitsch (verzeihen Sie, Sie heißen, so scheint es, Sie sagten es, Pjotr Iljitsch?), wissen Sie, ich glaube nicht an Wunder, aber dies Heiligenbildchen und jetzt dies augenscheinliche Wunder mit mir, das erschüttert mich, und ich beginne wiederum an alles mögliche zu glauben. Haben Sie vom Starez Sossima gehört? Aber, übrigens – ich weiß nicht, was ich spreche . . . Und stellen Sie sich nur vor, er hat ja auch mit dem Heiligenbildchen am Hals auf mich gespuckt . . . Natürlich, er hat nur gespuckt, mich aber nicht getötet und . . . dahin ist er also davongaloppiert? Aber wohin sollen denn wir, wohin sollen jetzt wir . . . Was glauben Sie wohl?«

Pjotr Iljitsch erhob sich und erklärte, er werde jetzt sogleich zum Kreisrichter gehen und ihm alles erzählen, dort aber werde die Sache schon so einen Verlauf nehmen, wie der selber es für gut hält.

»Ach, das ist ein trefflicher, ein trefflicher Mensch, ich kenne Michail Makarowitsch. Unbedingt, gerade zu ihm. Wie findig Sie sind, Pjotr Iljitsch, und wie schön Sie das alles durchdacht haben; wissen Sie, mir an Ihrer Stelle wäre das gar nicht eingefallen!«

»Um so mehr, als ich auch selber dem Kreisrichter gut bekannt bin«, bemerkte Pjotr Iljitsch, immer noch stehend und augenscheinlich von dem Wunsch beseelt, sich irgendwie möglichst rasch von der lebhaften Dame loszureißen, die ihn durchaus nicht dazu kommen ließ, sich von ihr zu verabschieden und fortzugehen.

»Und wissen Sie, wissen Sie«, lispelte sie, »kommen Sie doch, mir mitzuteilen, was Sie dort sehen und hören werden . . . und was sich erweisen wird . . . und wie man mit ihm beschließen wird. Sagen Sie, bei uns besteht doch nicht mehr die Todesstrafe? Kommen Sie aber unbedingt, wenn auch um drei Uhr nachts, wenn auch um vier, sogar um halb fünf . . . Befehlen Sie, daß man mich aufwecke, aufwecke, mich aufrüttle, wenn ich nicht aufstehen werde . . . Oh, mein Gott, ja, ich werde sogar gar nicht einmal einschlafen. Wissen Sie, soll ich nicht lieber selber mit Ihnen gehen?«

»N-nein, wenn Sie aber mit eigener Hand sogleich jetzt auf jeden Fall drei Zeilen schreiben würden, des Inhalts, daß Sie Dmitri Fjodorowitsch gar kein Geld gaben, so würde das, vielleicht, nicht überflüssig sein . . . auf jeden Fall . . .«

»Unbedingt!« Und Frau Chochlakow sprang begeistert zu ihrem Schreibtisch. »Wissen Sie auch, Sie setzen mich geradezu in Erstaunen, Sie erschüttern mich einfach durch Ihren Scharfsinn und Ihr Verstehen in diesen Dingen . . . Sie dienen hier? Wie ist es mir angenehm, zu erfahren, daß Sie hier dienen . . .«

Und während sie dies noch sprach, schrieb sie rasch auf einen halben Bogen Briefpapier mit großer Schrift folgende drei Zeilen:

»Niemals in meinem Leben gab ich dem unglücklichen Dmitri Fjodorowitsch Karamasow (denn gleichwohl ist er jetzt unglücklich) heute dreitausend Rubel, ja, und auch kein anderes Geld gab ich ihm jemals, jemals! Dies beschwöre ich bei allem, was es Heiliges auf unserer Welt gibt.

Frau Chochlakow.«

»Da ist der Zettel!« wandte sie sich rasch an Pjotr Iljitsch. »So gehen Sie denn! Retten Sie! Das ist ein großes Beginnen Ihrerseits!«

Und sie bekreuzte ihn dreimal. Sie lief sogar, ihn bis zum Vorzimmer zu begleiten.

»Wie bin ich Ihnen dankbar! Sie werden gar nicht glau-

ben, wie ich Ihnen jetzt dankbar bin dafür, daß Sie zuerst zu mir kamen. Wie sind wir denn bisher einander nicht begegnet? Es wäre mir äußerst schmeichelhaft, Sie auch hinfort in meinem Haus zu empfangen. Und wie ist es angenehm, zu erfahren, daß Sie hier dienen . . . und mit solcher Genauigkeit, mit solchem Scharfsinn . . . Aber Sie muß man doch schätzen, Sie muß man doch endlich verstehen, und alles, was ich für Sie tun könnte, glauben Sie mir . . . Oh, ich liebe so die Jugend! Ich bin verliebt in die Jugend. Die jungen Leute – das ist die Grundlage unseres ganzen heutigen leidenden Rußlands – seine ganze Hoffnung . . . Oh, gehen Sie, gehen Sie!«

Pjotr Iljitsch war aber bereits davongelaufen, sonst hätte sie ihn wohl nicht so rasch fortgelassen. Im übrigen hatte Frau Chochlakow auch auf ihn einen ganz angenehmen Eindruck gemacht, und das hatte sogar ein wenig seinen Verdruß darüber besänftigt, daß er in eine so häßliche Sache hineingezogen worden war. Der Geschmack ist eben ganz außerordentlich verschieden, das ist bekannt. »Und sie ist überhaupt noch gar nicht so alt«, dachte er, und er hatte ein angenehmes Empfinden dabei. »Im Gegenteil, ich würde sie für ihre Tochter gehalten haben.«

Was aber Frau Chochlakow selber anbetrifft, so war sie einfach bezaubert von dem jungen Mann. »Wieviel Wissen, wieviel Genauigkeit, und in einem so jungen Menschen in unserer Zeit, und das alles bei solchen Manieren und einem solchen Äußeren! Und dabei sagt man von den jetzigen jungen Leuten, sie verstünden gar nichts, da habt ihr ein Beispiel usw., usw. . . «

So kam es denn auch, daß sie dieses »furchtbare Geschehnis« sogar ganz einfach vergessen hatte und nur, als sie sich schon zu Bett gelegt hatte und sich plötzlich von neuem daran erinnerte, »wie nahe sie dem Tod gewesen sei«, flüsterte sie: »Ach, das ist furchtbar, furchtbar!« Aber sogleich verfiel sie auch schon in den allertiefsten und süßesten Schlaf. Ich würde mich übrigens auch gar

nicht über solche kleinliche und episodenhafte Einzelheiten verbreitet haben, wenn nicht diese von mir soeben beschriebene »exzentrische« Begegnung des jungen Mannes mit der durchaus noch nicht alten Witwe in der Folge zur Grundlage gedient hätte für die ganze Lebenskarriere dieses peinlich genauen jungen Mannes, woran man sich bis jetzt noch mit Staunen erinnert in unserm Städtchen, und worüber vielleicht auch wir noch ein Wörtchen reden werden, wenn wir unsere lange Erzählung von den Brüdern Karamasow beenden werden.

II. *Der Alarm*

Unser Kreisrichter Michail Makarowitsch Makarow, ein verabschiedeter Oberstleutnant, der seinen militärischen Titel gegen den Titel Hofrat vertauscht hatte, war Witwer und ein guter Mensch. Er war dabei überhaupt erst vor drei Jahren zu uns übergesiedelt und hatte gleichwohl schon allgemeine Beliebtheit dadurch erlangt, und das ist die Hauptsache, daß er »die Gesellschaft zu vereinigen verstanden hatte«. Gäste fanden sich stets bei ihm, und es schien, er hätte ohne sie auch selber gar nicht leben können. Unbedingt aß irgendwer täglich bei ihm zu Mittag, wenn auch nur zwei, wenn auch nur ein Gast da war. Ohne Gäste setzte man sich aber nie zu Tisch. Es gab auch geladene Mittagessen, unter allen möglichen, bisweilen sogar völlig unerwarteten Vorwänden.

Zu essen gab es zwar nichts Auserlesenes, aber reichlich, die Pasteten wurden vorzüglich zubereitet, und wenn seine Weine auch nicht durch ihre Qualität glänzten, so zeichneten sie sich durch ihre Quantität aus. Im Empfangszimmer stand ein Billard in durchaus anständiger Umgebung, das heißt, es waren da sogar Abbildungen von englischen Rennpferden in schwarzen Rahmen an den Wänden, was bekanntlich den unumgänglich not-

wendigen Schmuck jedes Billardzimmers bei einem Junggesellen ausmacht. Jeden Abend spielte man Karten, wenn auch nur an einem Tischchen. Sehr häufig versammelte sich aber auch die ganze beste Gesellschaft unserer Stadt mit den Mütterchen und jungen Mädchen, um zu tanzen. Wenn Michail Makarowitsch auch verwitwet war, so lebte er doch durchaus im Familienkreis, da er seine schon längst verwitwete Tochter bei sich hatte, die ihrerseits Mutter zweier junger Mädchen war, der Enkelinnen des Michail Makarowitsch. Diese jungen Mädchen waren schon erwachsen und hatten bereits ihre Erziehung beendet. Von nicht einnehmendem Äußeren, aber von froher Sinnesart hatten sie es fertiggebracht, daß ins Haus des Großvaters die ganze elegante Jugend kam, obgleich alle wußten, daß sie keinerlei Mitgift haben würden. In seinem Beruf war Michail Makarowitsch gerade nicht sehr weit her, er erfüllte aber seine Pflichten nicht schlechter als viele andere. Wenn man die Wahrheit sagen will, so war er gleichwohl ziemlich ungebildet, und sogar leichtsinnig in Hinsicht auf klares Verständnis der Grenzen seiner Amtsgewalt. Gewisse Reformen der heutigen Regierung vermochte er zwar durchaus zu begreifen, er verstand sie aber mit gewissen, bisweilen sehr bemerkbaren Fehlern, und das gar nicht etwa aus irgendwelcher besonderen Unfähigkeit, vielmehr ganz einfach aus persönlicher Sorglosigkeit, weil er niemals Zeit fand, in das Gesetz einzudringen. »Meine Seele, meine Herren, ist mehr soldatisch als bürgerlich«, pflegte er sich selber zu charakterisieren. Sogar von den eigentlichen Grundlagen der Bauernreform hatte er noch immer keinen endgültigen und festen Begriff erlangt, er erfuhr von ihnen sozusagen von Jahr zu Jahr mehr, indem er seine Kenntnisse durch die Praxis und unwillkürlich vermehrte, dabei war er aber auch selber Gutsbesitzer. Pjotr Iljitsch wußte ganz genau, daß er an diesem Abend bei Michail Makarowitsch unbedingt irgendwelche Gäste treffen werde, er wußte nur nicht, wer

da sein werde. Dabei saßen aber gerade in diesem Augenblick bei ihm beim Kartenspiel der Staatsanwalt und unser Kreisarzt Warwinski, ein junger Mann, der eben erst aus Petersburg zu uns gekommen war, einer von denen, die die Petersburger medizinische Akademie glänzend beendet hatten. Der Staatsanwalt aber, das heißt eigentlich der Gehilfe des Staatsanwalts, den aber alle bei uns Staatsanwalt nannten, Hippolyt Kirillowitsch, war ein ganz besonderer Mensch, noch nicht bejahrt, nicht mehr als fünfunddreißig Jahre alt, aber stark veranlagt zur Schwindsucht, zudem verheiratet an eine sehr dicke und kinderlose Dame, ehrgeizig und reizbar, bei einem gleichwohl sehr soliden Verstand und sogar gutem Herzen. Es scheint, das ganze Unglück in seinem Charakter war darin beschlossen, daß er von sich selber ein wenig höher dachte, als es seine tatsächlichen Anlagen erlaubten. Und gerade darum schien er auch beständig in Unruhe zu sein. Er machte zudem aber auch einige höhere und sogar künstlerische Neigungen geltend, zum Beispiel zur Psychologie: er erhob den Anspruch auf eine besondere Kenntnis der menschlichen Seele, auf eine besondere Gabe, den Verbrecher und sein Verbrechen zu erkennen. In dieser Hinsicht hielt er sich für etwas gekränkt und im Dienst zurückgesetzt, und er war stets überzeugt davon, daß man ihn dort, in den höchsten Sphären, nicht zu schätzen wisse, und daß er Feinde habe. In Augenblicken der Schwermut drohte er sogar zu den Advokaten für Kriminalfälle überzugehen. Der unerwartete Fall Karamasow betreffs Vaternmordes hatte ihn, so schien es, völlig aufgerüttelt: »Das ist eine solche Sache, daß sie in ganz Rußland bekannt werden könnte!« Das aber sage ich schon, indem ich vorseile.

In dem anstoßenden Zimmer, bei den jungen Mädchen, saß auch unser junger Untersuchungsrichter Nikolai Parfenowitsch Neljudow, der erst vor zwei Monaten aus Petersburg zu uns gekommen war. Später hat man dann bei uns betont und war sogar darüber erstaunt, daß alle

diese Personen sich wie absichtlich am Abend »des Verbrechens« im Haus der ausführenden Gewalt zusammengefunden hätten. Dabei war aber der Sachverhalt bei weitem einfacher, und er erklärte sich auf durchaus natürliche Weise: die Gattin des Hippolyt Kirillowitsch hatte schon den zweiten Tag Zahnweh, und er mußte irgendwohin davonlaufen vor ihrem Stöhnen; der Arzt konnte aber schon seinem ganzen Wesen nach abends nirgends anders als bei den Karten sein. Nikolai Parfenowitsch Neljudow endlich hatte sogar schon vor drei Tagen beschlossen, an diesem Abend zu Michail Makarowitsch zu kommen, sozusagen zufällig, um plötzlich und hinterlistig dessen älteste Enkelin Olga Michailowna dadurch in Staunen zu setzen, daß ihm ihr Geheimnis bekannt sei, daß er wisse, daß heute ihr Geburtstag sei, und daß sie absichtlich gewünscht habe, dies vor unserer Gesellschaft geheimzuhalten, um nicht die ganze Stadt zum Tanz einladen zu müssen. Es waren viel Gelächter und mancherlei Anzüglichkeiten auf ihr Alter zu erwarten: es scheine, sie fürchte es zu verraten, jetzt aber, da er der Herr ihres Geheimnisses sei, werde er es morgen schon allen erzählen usw., usw. . . Das liebe junge Männchen war in dieser Hinsicht ein großer Schelm, ihm hatten darum auch die Damen bei uns diesen Beinamen gegeben, und das hatte ihm, so scheint es, außerordentlich gefallen. Im übrigen war er aus guter Gesellschaft, aus guter Familie, gut erzogen und von guten Empfindungen, und wenn auch Lebemann, so doch in durchaus unschuldiger und immer anständiger Weise. Er war von kleinem Wuchs und von schwachem und zartem Körperbau. Auf seinen hageren und bläblichen Fingern funkelten stets einige auffallend große Ringe. Wenn er aber seinen Beruf ausübte, so wurde er außerordentlich gewichtig, gleich als ob er seine Bedeutung und seine Pflichten als etwas »Heiliges« betrachte. Besonders verstand er es, beim Verhör die Mörder und sonstigen Übeltäter aus dem einfachen Volk zu verblüf-

fen, und tatsächlich erregte er in ihnen, wenn nicht Hochachtung für sich, so doch gleichwohl ein gewisses Staunen.

Als Pjotr Iljitsch beim Kreisrichter eintrat, war er einfach verdutzt: er erkannte plötzlich, daß man dort schon alles wisse. Tatsächlich hatte man die Karten hingeworfen, alle standen und berieten sich, und Nikolai Parfenowitsch hatte sogar die jungen Mädchen verlassen und war herbeigelaufen, und er hatte die allerkriegerischste und kampfbereiteste Miene aufgesetzt. Pjotr Iljitsch wurde sogleich die erschütternde Nachricht, daß der greise Fjodor Pawlowitsch wirklich und in der Tat an diesem Abend in seinem Haus ermordet worden sei, ermordet und ausgeraubt. Es war dies aber eben erst bekannt geworden, und zwar auf folgende Weise:

Wenn auch Marfa Ignatjewna, die Gattin des Grigori, der beim Gartenhaus niedergeschlagen worden war, auf ihrem Bett einen tiefen Schlaf schlief und so auch noch bis zum Morgen hätte schlafen können, war sie gleichwohl plötzlich aufgewacht. Mitverursacht hatte dies das furchtbare epileptische Stöhnen des Smerdjakow, der im Nachbarzimmer bewußtlos lag – jenes Stöhnen, mit dem stets seine Fallsuchtsanfälle begannen, und das immer, ihr ganzes Leben hindurch, Marfa Ignatjewna furchtbar erschreckt hatte und sie wie krank zu machen pflegte. Sie hatte sich niemals daran gewöhnen können. Halb noch im Schlaf war sie aufgesprungen und fast besinnungslos in die Kammer zu Smerdjakow gestürzt. Dort war es aber dunkel, es war nur zu vernehmen, daß der Kranke furchtbar zu röcheln und um sich zu schlagen begonnen hatte. Da hatte denn Marfa Ignatjewna selber zu schreien angefangen, und sie rief gerade eben ihren Mann; plötzlich kam es ihr aber zum Bewußtsein, daß es ihr doch, als sie aufstand, so geschienen habe, als ob Grigori gar nicht in seinem Bett gelegen habe. Sie lief zu dem Bett hin und betastete es wiederum, das Bett war

aber tatsächlich leer. Er war demnach weggegangen, aber wohin denn nur? Sie lief zur Haustür und rief ihn schüchtern von der Schwelle aus. Antwort erhielt sie natürlich keine, dafür vernahm sie aber durch die nächtliche Stille hindurch von irgendwoher, wie von weither aus dem Garten, ein ganz bestimmtes Stöhnen . . . Sie horchte hin, das Stöhnen wiederholte sich, und es wurde ihr klar, daß es in der Tat aus dem Garten komme. »Mein Gott, das ist ja ganz so wie damals mit Lisaweta, der Stinkenden!« flog es ihr durch ihren verwirrten Sinn. Angsterfüllt stieg sie die Stufen hinab und erkannte, daß die in den Garten führende Pforte offen stand. »Wahrscheinlich ist er dort, der Liebe«, dachte sie, schritt zur Gartentür und vernahm plötzlich ganz deutlich, daß Grigori sie rufe, daß er: »Marfa, Marfa!« schreie mit schwacher, stöhnender, schrecklicher Stimme. »Mein Gott, bewahre uns vor Unglück!« flüsterte Marfa Ignatjewna und stürzte nach der Richtung hin, aus welcher der Ruf erklingen war, und so hatte sie denn auch Grigori aufgefunden . . . Sie fand ihn aber nicht beim Gartenzaun, nicht an dem Platz, wo er zu Boden geworfen worden war, vielmehr schon zwanzig Schritte vom Zaun entfernt. Später erwies es sich, daß, nachdem er sein Bewußtsein zurückerlangt hatte, er weitergekrochen war, und wahrscheinlich war er lange gekrochen, da er mehrere Male das Bewußtsein verloren hatte und wiederum in Ohnmacht gefallen war. Sie bemerkte augenblicklich, daß er ganz voll Blut war, und sie begann dort auch sogleich schon aus voller Kehle zu brüllen. Grigori aber flüsterte leise und zusammenhanglos: »Er hat erschlagen . . . seinen Vater hat er erschlagen . . . was schreist du denn, du Dumme . . . lauf doch, rufe!« Marfa Ignatjewna hörte aber nicht gut und schrie immerfort, und plötzlich sah sie, daß beim Herrn das Fenster geöffnet und im Fenster Licht sei: sie lief heran und fing an, Fjodor Pawlowitsch zu rufen. Als sie aber ins Fenster schaute, bot sich ihr ein furchtbares Bild: ihr Herr lag mit

dem Gesicht nach oben auf dem Boden, ohne Bewegung. Sein heller Schlafrock und sein weißes Hemd auf der Brust waren von Blut überströmt. Das Licht auf dem Tisch erhellte grell das Blut und das unbewegliche, tote Gesicht des Fjodor Pawlowitsch. Da, schon auf der höchsten Stufe des Entsetzens, stürzte Marfa Ignatjewna vom Fenster fort, lief aus dem Garten hinaus, öffnete den Torriegel und lief, was sie laufen konnte, hinter das Haus zur Nachbarin Marja Kondratjewna. Beide Nachbarinnen, Mutter und Tochter, hatten sich damals schon zur Ruhe begeben; als aber Marfa Ignatjewna immer heftiger und wie rasend an den Fensterladen pochte und dabei schrie, wachten sie auf und sprangen zum Fenster hin. Marfa Ignatjewna berichtete, wenn auch zusammenhanglos, winselnd und schreiend, gleichwohl die Hauptsache und rief um Hilfe. Gerade in dieser Nacht übernachtete bei ihnen der sonst umherstreichende Thomas. Sofort weckte man ihn, und alle drei liefen zum Ort des Verbrechens. Unterwegs kam es Marja Kondratjewna in Erinnerung, daß sie vorhin, in der neunten Stunde, einen furchtbaren und die ganze Umgegend durchdringenden Schrei aus dem Garten des Fjodor Pawlowitsch vernommen habe, und das war natürlich gerade jener Schrei des Grigori, als er, das Bein des schon auf dem Zaun sitzenden Dmitri Fjodorowitsch erfassend, gerufen hatte: »Vatermörder!«

»Irgend jemand brüllte ganz allein los und verstummte dann augenblicklich«, erzählte im Laufen Marja Kondratjewna. Als sie die Stelle erreicht hatten, wo Grigori lag, trugen ihn die beiden Frauen mit Hilfe des Thomas in den Seitenbau. Sie machten Licht und sahen, daß Smerdjakow sich noch immer nicht beruhigt habe und in seiner Kammer um sich schlage; die Augen hatte er verdreht, und von seinen Lippen floß Schaum. Dem Grigori wuschen sie den Kopf mit Essig, der mit Wasser verdünnt war. Von dem kalten Wasser kam er schon völlig zu sich und fragte sogleich: »Ist der Herr erschla-

gen oder nicht?« Die beiden Frauen und Thomas gingen dann zu dem Herrn hin, und als sie in den Garten herauskamen, sahen sie diesmal, daß nicht nur das Fenster, vielmehr auch die aus dem Haus in den Garten führende Tür sperrweit aufstand, während doch der Herr nun schon die ganze Woche hindurch sich fest einzuschließen pflegte, sobald es nur Abend wurde, und er sogar Grigori ein für allemal verboten hatte, ihm zu klopfen. Als sie diese geöffnete Tür erschauten, überkam sie alle, beide Frauen und Thomas, sogleich schon Furcht, zum Herrn zu gehen, »damit nicht später irgend etwas herauskomme«. Als sie aber zurückgekehrt waren, befahl Grigori, auf der Stelle geradewegs zum Kreisrichter zu laufen. Da war denn auch Marja Kondratjewna dorthin gelaufen und hatte alle, die beim Kreisrichter waren, in Bestürzung versetzt. Sie war aber im ganzen nur fünf Minuten früher gekommen als Pjotr Iljitsch, so daß dieser schon nicht mehr nur mit seinen Vermutungen und Schlüssen erschien, vielmehr wie ein augenscheinlicher Zeuge, der durch seine Erzählung nur noch mehr die allgemeine Vermutung darüber bekräftigte, wer der Verbrecher sei (woran zu glauben übrigens er, in der Tiefe seiner Seele, sich immer noch bis zur letzten Minute weigerte).

Man beschloß energisch vorzugehen. Dem Gehilfen des städtischen Polizeimeisters befahl man, sogleich schon vier Zeugen zu versammeln, und nach allen Regeln der Kunst, die ich hier schon nicht beschreibe, drang man ins Haus des Fjodor Pawlowitsch ein und vollführte die Untersuchung an Ort und Stelle. Der Kreisarzt, ein leidenschaftlicher Mensch, der sein Amt erst kurze Zeit ausübte, hatte sich selber angeboten, den Kreisrichter, Staatsanwalt und Untersuchungsrichter zu begleiten. Ich werde nur in Kürze bemerken: Es erwies sich, daß Fjodor Pawlowitsch wirklich tot war, der Schädel war ihm eingeschlagen, aber womit? Am allerwahrscheinlichsten mit derselben Waffe, mit der später auch Grigori

niedergeschlagen wurde. Und da fanden sie denn auch gerade diese Waffe, nachdem man von Grigori, dem jede mögliche ärztliche Hilfe zuteil geworden war, die ziemlich zusammenhängende, wenn auch mit schwacher und stöhnender Stimme vorgetragene Erzählung davon, wie er niedergeschlagen worden war, vernommen hatte. Sie begannen mit der Laterne beim Zaun zu suchen und fanden den kupfernen Stößel, der geradewegs auf den Gartenweg geworfen war, an einer allen sichtbaren Stelle. In dem Zimmer, in dem Fjodor Pawlowitsch lag, bemerkte man keinerlei besondere Unordnung; aber hinter den Wandschirmen bei seinem Bett hob man ein großes Kuvert vom Boden auf, das aus starkem Papier war, Kanzleiformat hatte und die Aufschrift trug: »Ein Geschenkchen von dreitausend Rubeln meinem Engel Gruschenka, wenn sie kommen wollen wird«; unten war aber noch dazugeschrieben, wahrscheinlich schon später von des Fjodor Pawlowitsch eigener Hand: »und Küchelchen«. Auf dem Kuvert waren drei große Siegel von rotem Siegelack, das Kuvert aber war bereits zerrissen und leer: das Geld war ihm entnommen. Man fand auf dem Boden auch noch ein dünnes, rosafarbenes Bändchen, mit dem das Kuvert umbunden war. Unter den Aussagen des Pjotr Iljitsch machte ein Umstand unter anderen ganz besonderen Eindruck auf den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter, nämlich folgender: die Vermutung, daß Dmitri Fjodorowitsch sich unbedingt beim Morgengrauen erschießen werde, daß er selber dies beschlossen, selber zu Pjotr Iljitsch davon gesprochen, die Pistole vor ihm geladen, den Zettel geschrieben und in die Tasche gesteckt habe usw., usw. Als aber Pjotr Iljitsch, der ihm noch immer nicht glauben wollte, ihm gedroht hatte, er werde gehen und das irgendwem sagen, um den Selbstmord zu verhindern, da habe ihm Mitja selber lächelnd geantwortet: »Du wirst zu spät kommen!« Es war also nötig, an Ort und Stelle zu eilen, nach Mokroje, um den Verbrecher »zu überrum-

peln«, bevor er am Ende gar in der Tat daran dächte, sich zu erschießen. »Das ist klar, das ist klar!« wiederholte der Staatsanwalt in außerordentlicher Erregung. »Das trägt sich genau so zu bei derartigen Lumpen: »Morgen werde ich mich töten, vor dem Tod aber ein Trinkgelage!« Die Erzählung davon, wie Mitja in der Bude den Wein und die Eßwaren ausgesucht habe, erregte den Staatsanwalt nur noch mehr. »Erinnern Sie sich an jenen Burschen, meine Herrschaften, der den Kaufmann Olsufjew ermordete, um Anderthalbtausend beraubte und sogleich ging, sich die Haare kräuseln ließ und sich danach, ohne sogar das Geld ordentlich zu verstecken, es gleichfalls fast in den Händen tragend, zu Dirnen begab.« Es hielt indes alle die Untersuchung auf, die Besichtigung im Haus des Fjodor Pawlowitsch, die Formalitäten usw. Das alles erforderte Zeit, und deshalb schickte man auch zwei Stunden, bevor man selber abfuhr, den Landkommissar Mawriki Mawrikewitsch Schmerzow nach Mokroje, der gerade am Morgen desselben Tages in die Stadt gekommen war, um sein Gehalt zu empfangen. Dem Mawriki Mawrikewitsch gab man den Auftrag, nach Mokroje zu fahren und, ohne irgendwelchen Lärm zu schlagen, bis zur Ankunft der dazu bestellten Behörden unausgesetzt auf den »Verbrecher« achtzugeben, ebenso wie auch die Zeugen vorzubereiten, die Dorfpolizisten usw., usw. . . So verfuhr denn auch Mawriki Mawrikewitsch, er bewahrte das »Inkognito«, und nur einzig und allein Trifon Borisowitsch, seinen alten Bekannten, weihte er, nur teilweise, in das Geheimnis dieser Angelegenheit ein. Das war gerade um jene Zeit, als Mitja in der Dunkelheit auf der Galerie dem Wirt begegnete, der ihn gesucht hatte, und Mitja dabei dort gleich schon bemerkt hatte, daß bei Trifon Borisowitsch plötzlich irgendeine Veränderung vor sich gegangen sei in seinem Gesichtsausdruck und in seiner Art zu sprechen. So hatte denn weder Mitja noch irgendwer gewußt, daß man ihn beobachtete; seinen Pistolenkasten

aber hatte längst schon Trifon Borisowitsch entwendet und an einem abgelegenen Platz versteckt. Und nur erst in der fünften Stunde des Morgens, fast schon bei Morgenrauen, traf die ganze Obrigkeit ein in zwei Equipagen und zwei Dreigespannen: der Kreisrichter, der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter. Der Doktor war aber im Haus des Fjodor Pawlowitsch geblieben, in der Absicht, am Morgen den Leichnam des Getöteten zu sezieren; aber vor allem interessierte er sich gerade für den Zustand des kranken Dieners Smerdjakow: »So heftigen und so langandauernden Fallsuchtsanfällen, die sich ununterbrochen im Verlauf zweier Tage wiederholen, begegnet man selten, und das gehört der Wissenschaft«, sprach er in Erregung zu seinen Partnern, als die fortfuhren, und sie beglückwünschten ihn lachend zu diesem »Fund«. Dabei entsannen sich der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sehr wohl daran, daß der Doktor im allerentschiedensten Ton hinzugefügt hatte, Smerdjakow werde nicht bis zum Morgen leben.

Nunmehr, nach dieser langen, aber, wie es scheint, unvermeidlichen Auseinandersetzung kehren wir gerade zu jenem Augenblick unserer Erzählung zurück, an dem wir sie im vorausgehenden Buch unterbrachen.

III. *Das Schreiten der Seele durch die Qualen.*

Die erste Qual

So saß denn Mitja und schaute mit wildem Blick die Anwesenden an, ohne zu verstehen, was man zu ihm spreche. Plötzlich erhob er sich, warf die Arme nach oben und schrie laut:

»Ich bin unschuldig! An diesem Blut bin ich unschuldig! Am Blut meines Vaters bin ich unschuldig . . . Ich wollte töten, ich bin aber unschuldig! Nicht ich!«

Aber kaum hatte er nur eben dies ausgerufen, als Gruschenka hinter dem Vorhang hervorsprang und dem

Kreisrichter gerade vor die Füße stürzte. »Das bin ich, ich Ruchlose, ich bin schuldig!« schrie sie mit einem herzerreißenden Schrei, ganz in Tränen, wobei sie zu allen flehend die Hände erhob. »Da hat er nur meinetwegen gemordet! Da habe ich ihn gequält und bis dahin gebracht. Ich habe auch jenes arme, tote, alte Männchen so gequält, aus meiner Bosheit heraus, und es bis dahin gebracht! Ich bin schuldig, ich zuerst, ich vor allem, ich bin schuldig!«

»Ja, du bist schuldig! Du bist die Hauptverbrecherin! Du bist eine Rasende, du Unzüchtige, du bist die Hauptschuldige!« brüllte ihr, mit der Faust drohend, der Kreisrichter zu; aber da beruhigte man ihn auch schon rasch und mit Entschiedenheit. Der Staatsanwalt umfaßte ihn sogar mit beiden Armen.

»Da wird schon völlige Unordnung herauskommen, Michail Makarowitsch!« schrie er. »Sie mischen sich entschieden in die Untersuchung ein . . . Sie verderben die Sache . . .« Er war fast außer Atem gekommen.

»Man muß Vorkehrungen treffen, Vorkehrungen treffen, Vorkehrungen treffen!« schrie auch Nikolai Parfenowitsch in furchtbarer Erregung, »sonst ist es entschieden unmöglich!«

»Gemeinsam richtet uns!« rief wieder Gruschenka außer sich, immer noch lag sie auf den Knien. »Gemeinsam richtet uns, ich werde jetzt mit ihm gehen, sei es auch zur Hinrichtung!«

»Gruscha, mein Leben, mein Blut, mein Heiligtum!« rief Mitja aus, und auch er warf sich neben sie auf die Knie und hielt sie fest umschlungen. »Glaubt ihr nicht!« schrie er. »Schuldig ist sie an gar nichts, an keinerlei vergossenem Blut und an gar nichts!«

Er entsann sich später, daß ihn mehrere Männer mit Gewalt von ihr weggerissen hatten, daß man sie plötzlich entführt habe, und daß er erst zu sich gekommen sei, als er schon am Tisch saß. Neben ihm und hinter ihm standen Leute mit Blechzeichen an der Mütze. Ihm gegen-

über, auf der anderen Seite des Tisches, auf dem Sofa, saß Nikolai Parfenowitsch, der Untersuchungsrichter, und bemühte sich, ihn zu überreden, aus einem Glas, das auf dem Tisch stand, etwas Wasser zu trinken: »Das wird Sie erfrischen, das wird Sie beruhigen; fürchten Sie sich nicht, beunruhigen Sie sich nicht!« fügte er außerordentlich höflich hinzu. Mitja aber, er entsann sich dessen später, fing plötzlich an, sich furchtbar für die großen Ringe des Untersuchungsrichters zu interessieren, einer hatte einen Amethyst zum Stein, der andere war aber ganz grellgelb, durchsichtig und von so schönem Glanz. Und noch lange nachher entsann er sich mit Staunen daran, daß diese Ringe seinen Blick unwiderstehlich angezogen hatten, sogar während der ganzen Zeit dieser furchtbaren Stunden des Verhörs, so daß er sich aus irgendeinem Grund gar nicht von ihnen losreißen und sie gar nicht vergessen konnte als etwas, was doch in keinerlei Beziehung stand zu seiner damaligen Lage. Zur Linken, seitwärts von Mitja, auf dem Platz, auf dem zu Beginn des Abends Maximow gesessen hatte, saß jetzt der Staatsanwalt, aber zur Rechten von Mitja, auf dem Platz, wo damals Gruschenka saß, hatte ein rotwangiger junger Mensch Platz genommen; er trug ein einem sehr vertragenen Jagdrock ähnliches Kleidungsstück, und vor ihm stand ein Tintenfaß und lag Papier. Es erwies sich, daß dies der Schreiber des Untersuchungsrichters war, den der mit sich gebracht hatte. Der Kreisrichter aber stand jetzt am Fenster, am anderen Ende des Zimmers, neben Kalganow, der sich gleichfalls auf einem Stuhl an demselben Fenster niedergelassen hatte.

»Trinken Sie doch etwas Wasser!« wiederholte sanft zum zehntenmal der Untersuchungsrichter.

»Ich habe getrunken, meine Herren, ich habe getrunken . . . aber . . . wie denn . . . meine Herren, zermahlt, richtet hin, entscheidet das Geschick!« rief Mitja aus, indem er einen furchtbaren, unbeweglichen, glotzenden Blick dem Untersuchungsrichter zuwarf.

»Sie behaupten also entschieden, daß Sie unschuldig sind an dem Tod Ihres Vaters Fjodor Pawlowitsch?« fragte sanft, aber eindringlich der Untersuchungsrichter.

»Unschuldig! Schuldig bin ich an einem anderen Blut, dem eines anderen alten Mannes, nicht aber an dem meines Vaters. Und ich beweine das. Ich mordete, ich mordete einen alten Mann, ich mordete ihn und warf ihn zu Boden. Aber schwer ist es, zu verantworten für dies Blut durch ein anderes Blut, ein furchtbares Blut, an dem ich unschuldig bin. Mit einer furchtbaren Beschuldigung haben Sie mich da betäubt, meine Herren, gleich wie mit einem Schlag vor die Stirn! Aber wer hat denn den Vater ermordet, wer hat ihn ermordet? Wer konnte ihn denn ermorden, wenn nicht ich? Das ist ein Wunder und eine Albernheit, eine Unmöglichkeit!«

»Ja, das ist es ja gerade, wer konnte ihn töten . . .«, begann der Untersuchungsrichter, aber der Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch (der Gehilfe des Staatsanwalts, aber auch wir werden ihn der Kürze wegen Staatsanwalt nennen) warf dem Untersuchungsrichter einen Blick zu und sprach, zu Mitja gewandt:

»Sie beunruhigen sich ohne Grund über den Greis, den Diener Grigori Wassiljewitsch. Erfahren Sie, daß er lebt, zu sich gekommen ist und ungeachtet der schweren Verwundung, die Sie ihm nach seiner und Ihrer jetzigen Aussage zufügten, wie es scheint, zweifellos mit dem Leben davonkommen wird, wenigstens nach der Aussage des Arztes.«

»Er lebt? So lebt er denn?« brüllte plötzlich Mitja hervor und warf die Arme in die Luft. Sein ganzes Gesicht strahlte: »Herr, ich danke dir für das höchste Wunder, das du an mir, einem Sünder und Missetäter, tatest auf mein Gebet hin! Ja, ja, das ist auf mein Gebet hin geschehen, ich betete die ganze Nacht!« Und er bekreuzte sich dreimal. Er keuchte fast.

»So haben wir denn auch gerade von ganz demselben Grigori äußerst wichtige Aussagen erhalten in Hinsicht

auf Sie, nämlich daß . . .«, begann gerade der Staatsanwalt fortzufahren, Mitja aber war plötzlich vom Stuhl aufgesprungen.

»Einen Augenblick, meine Herren, um Gottes willen, nur einen Augenblick, ich werde zu ihr laufen . . .«

»Erlauben Sie! In diesem Augenblick geht das keineswegs an!« fistelte sogar fast Nikolai Parfenowitsch und sprang gleichfalls auf. Den Mitja aber erfaßten die Leute mit den Blechzeichen um die Brust. Übrigens setzte er sich auch von selbst wieder nieder.

»Meine Herren, wie schade! Ich wollte zu ihr, nur auf einen Augenblick . . . ich wollte ihr mitteilen, daß abgewaschen, entschwunden ist dieses Blut, das mir die ganze Nacht über am Herzen sog, und daß ich schon nicht mehr ein Mörder bin! Meine Herren, sie ist ja meine Braut!« rief er plötzlich begeistert und ehrfurchtsvoll aus, indem er seine Augen von einem auf den andern richtete.

»Oh, ich danke Ihnen, meine Herren! Wie haben Sie mich neugeboren werden, wie haben Sie mich auferstehen lassen in einem Augenblick . . .! Dieser Greis, er hat mich ja auf den Armen getragen, meine Herren, er hat mich als dreijähriges Kind im Waschtrog gebadet, als alle mich verlassen hatten, er war mir ein leiblicher Vater!«

»Also, Sie . . .«, begann gerade der Untersuchungsrichter.

»Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie noch ein Augenblickchen«, unterbrach Mitja. Er hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Gesicht mit den Händen bedeckt. »Lassen Sie mich doch ein klein wenig meine Vorstellungen ordnen, lassen Sie mich doch aufatmen, meine Herren! Das alles erschüttert furchtbar, der Mensch ist doch kein Fell, das auf einer Trommel liegt, meine Herren!«

»Sie sollten wiederum ein wenig Wasser . . .«, lispelte Nikolai Parfenowitsch.

Mitja nahm die Hände vom Gesicht und brach in La-

chen aus. Sein Blick war munter, es war, als habe er sich völlig verändert in einem Augenblick. Geändert hatte sich auch seine ganze Art zu sprechen. Da saß nun wieder ein Mensch, der allen diesen Leuten, allen diesen seinen früheren Bekannten völlig gleichgestellt war, es war geradeso, wie wenn sie gestern, als sich noch nichts ereignet hatte, zusammengekommen wären, irgendwo in einer Gesellschaft. Bemerken wir indes bei dieser Gelegenheit, daß Mitja beim Kreisrichter anfangs, als er eben erst zu uns gekommen war, freudig aufgenommen worden war, Mitja ihn aber in der Folge, besonders im letzten Monat, fast nicht mehr besucht hatte, und der Kreisrichter, wenn er ihm zum Beispiel auf der Straße begegnete, sein Gesicht verzog und nur aus Höflichkeit seinen Gruß erwiderte, was Mitja sehr wohl bemerkt hatte. Mit dem Staatsanwalt war er noch entfernter bekannt, der Gattin des Staatsanwalts, einer nervösen und phantastischen Dame, hatte er mehrmals – wohlgemerkt – die allerkorrektesten Besuche gemacht, ohne sogar selber recht zu begreifen, weshalb er zu ihr gehe, und sie hatte ihn stets freundlich empfangen, da sie sich aus irgendeinem Grund bis zur allerletzten Zeit für ihn interessierte. Mit dem Untersuchungsrichter aber bekanntzuwerden hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, er hatte indes auch ihn getroffen und sogar ein- oder zweimal sich mit ihm »über das weibliche Geschlecht« unterhalten.

»Sie, Nikolai Parfenowitsch, sind, wie ich sehe, der allerschickteste Untersuchungsrichter«, und Mitja lachte plötzlich heiter heraus. »Ich werde Ihnen aber trotzdem jetzt selber helfen. Oh, meine Herren, ich bin auferstanden . . . und seien Sie nur nicht darum böse, daß ich mich so einfach und so geradewegs an Sie wende. Zudem bin ich aber auch ein wenig betrunken, das will ich Ihnen ganz aufrichtig sagen. Ich hatte, scheint es, die Ehre . . . die Ehre und das Vergnügen, Ihnen, Nikolai Parfenowitsch, bei meinem Verwandten Miussow zu begegnen . . . Meine Herren, meine Herren, ich beanspruche

nicht Gleichheit, ich begreife ja durchaus, in welcher Eigenschaft ich jetzt vor Ihnen sitze. Auf mir ruht . . . wenn nur Grigori über mich Aussagen machte . . . dann ruht auf mir – ein furchtbarer Verdacht! Ein Entsetzen, ein Entsetzen – ich begreife das ja durchaus! Zur Sache, meine Herren, ich bin bereit, und wir werden das jetzt in einem Augenblick zu Ende bringen, denn hören Sie, hören Sie doch, meine Herren! Wenn ich ja weiß, daß ich unschuldig bin, dann werden wir natürlich schon in einem Augenblick zu Ende sein! Nicht wahr? Nicht wahr?«

Mitja sprach rasch und wie nervös und expansiv, und es war so, als ob er seine Zuhörer entschieden für seine besten Freunde halte.

»Also, wir werden vorderhand niederschreiben, daß Sie die gegen Sie erhobene Beschuldigung entschieden und ein für allemal bestreiten«, sprach bedeutungsvoll Nikolai Parfenowitsch. Er wandte sich zum Schreiber hin und diktierte ihm halblaut, was er schreiben müsse.

»Niederschreiben? Sie wollen das niederschreiben? Warum denn nicht, tun Sie es nur, ich bin einverstanden, ich gebe mein volles Einverständnis, meine Herren . . . Nur sehen Sie . . . Halten Sie einmal, halten Sie einmal, schreiben Sie so: Schuldig ist er an Gewalttätigkeiten, schuldig ist er darin, daß er den armen Greis schwer schlug. Nun, und dort noch für mich, im Innern, in der Tiefe meines Herzens, bin ich auch noch schuldig – aber dies braucht man schon nicht niederzuschreiben (er wandte sich plötzlich an den Schreiber), das ist schon mein Privatleben, meine Herren, das geht Sie schon nichts mehr an, diese Tiefen meines Herzens nämlich, das heißt . . . Aber am Mord seines greisen Vaters – ist er unschuldig! Das ist ein wilder Gedanke! Das ist ein völlig wilder Gedanke . . .! Ich werde es Ihnen beweisen, und Sie werden sich augenblicklich davon überzeugen. Sie werden lachen, meine Herren, selber werden Sie lachen über diesen Verdacht!«

»Beruhigen Sie sich, Dmitri Fjodorowitsch«, ermahnte ihn der Untersuchungsrichter, und es war offenbar, daß er den außer sich Geratenen durch seine Ruhe zur Vernunft bringen wollte. »Bevor wir mit dem Verhör fortfahren werden, möchte ich, wenn Sie bereit sind, mir zu antworten, von Ihnen die Bestätigung jener Tatsache vernehmen, daß Sie, so scheint es, den verstorbenen Fjodor Pawlowitsch nicht liebten, mit ihm sozusagen beständig in Streit lagen . . . Wenigstens haben Sie vor einer Viertelstunde, so scheint es, gerade hier geruht, sich zu äußern, daß Sie ihn sogar töten wollten: ›Ich habe ihn nicht getötet«, riefen Sie aus, ›ich wollte ihn aber töten!«« »Ich habe das ausgerufen? Aber das kann wohl so sein, meine Herren! Ja, zum Unglück, ich wollte ihn totschiagen, oftmals habe ich das gewollt . . . zum Unglück, zum Unglück!«

»Sie wollten es also. Werden Sie nun nicht gewillt sein zu erklären, was denn eigentlich die Gründe waren, die Sie zu solchem Haß gegen die Persönlichkeit Ihres Vaters bestimmten?«

»Wie soll man denn das erklären, meine Herren!« Und Mitja zuckte verdrießlich die Achseln und senkte seine Augen. »Ich habe ja meine Empfindungen gar nicht verheimlicht, die ganze Stadt weiß ja davon – es wissen das alle im Wirtshaus. Noch unlängst im Kloster erklärte ich das, in der Zelle des Starez Sossima . . . An dem gleichen Tag, des Abends, schlug ich meinen Vater und erschlug ihn fast und schwor, ich werde wiederkommen und ihn totschiagen, das alles vor Zeugen . . . Oh, tausend Zeugen! Einen ganzen Monat schrie ich das, alle sind Zeugen! Die Tatsache liegt vor, die Tatsache spricht, sie schreit förmlich, aber, meine Herren, meine Gefühle, meine Gefühle, das ist schon etwas ganz anderes. Sehen Sie, meine Herren« (und Mitja verzog finster sein Gesicht), »mir scheint es, daß mich nach meinen Gefühlen zu fragen Sie überhaupt kein Recht haben . . . Wenn Sie auch von Amts wegen berufen sind, ich ver-

stehe das, so ist dies aber doch schon meine Angelegenheit, meine intime, indes . . . da ich ja schon vordem meine Gefühle nicht verheimlichte . . . zum Beispiel im Wirtshaus, und sie allen und jedem kundgab, so . . . so werde ich auch jetzt hieraus kein Geheimnis machen. Sehen Sie, meine Herren, ich verstehe ja sehr wohl, daß in diesem Fall furchtbare Verdachtsgründe gegen mich vorliegen: allen sagte ich, daß ich ihn töten werde, und plötzlich hat man ihn auch getötet: wie sollte das dann nicht ich sein in einem solchen Fall? Haha! Ich entschuldige Sie, meine Herren, ich entschuldige Sie völlig. Ich bin ja auch selber erschüttert bis zur Epidermis, denn wer hat ihn denn schließlich getötet, wenn nicht ich? Ist das nicht etwa so? Wenn nicht ich, so wer denn, wer denn? Meine Herren«, rief er plötzlich aus, »ich will wissen, ich verlange das sogar von Ihnen, meine Herren: Wo wurde er denn getötet? Wie wurde er getötet, womit und wie? Sagen Sie es mir doch!« fragte er plötzlich, indem er abwechselnd den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter anschaute.

»Wir fanden ihn auf dem Boden liegend, mit dem Gesicht nach oben, in seinem Kabinett, mit eingeschlagenem Schädel«, sprach der Staatsanwalt.

»Das ist furchtbar, meine Herren!« Mitja fuhr plötzlich zusammen, er stützte sich auf den Tisch und bedeckte sein Gesicht mit der rechten Hand.

»Wir werden fortfahren«, unterbrach Nikolai Parfenowitsch. »Was hat Sie also zu Ihren Haßgefühlen veranlaßt? Sie haben, scheint es, öffentlich erklärt, es sei das Gefühl der Eifersucht gewesen?«

»Nun ja, Eifersucht, und nicht nur das.«

»Streitigkeiten wegen Geld?«

»Nun ja, auch wegen Geld.«

»Es scheint, der Streit ging um dreitausend Rubel, die Ihnen von Ihrer Erbschaft nicht ausgezahlt worden seien.«

»Wie denn drei! Mehr, mehr!« rief eifrig Mitja, »mehr als

sechs, mehr als zehn vielleicht. Ich habe das allen gesagt, allen ins Ohr geschrien! Ich hatte mich aber schon entschlossen, so solle es auch sein, mich mit Dreitausend zufriedenzugeben. Unumgänglich hatte ich diese Dreitausend nötig . . . derart, daß ich durchaus der Ansicht war, daß jenes Paket mit den dreitausend Rubeln, das, ich wußte es, bei ihm unter dem Kissen lag, vorbereitet für Gruschenka, bei mir gestohlen sei; so ist es, meine Herren, ich hielt es für mir gehörig, für ganz das gleiche wie mein Eigentum . . .«

Der Staatsanwalt warf dem Untersuchungsrichter einen bedeutsamen Blick zu, und es gelang ihm, ihm un bemerkt zuzublinzen.

»Wir werden auf diesen Umstand noch zurückkommen«, sprach sogleich der Untersuchungsrichter, »Sie aber erlauben uns wohl jetzt, uns anzumerken und niederzuschreiben gerade jenes Pünktchen: daß Sie nämlich dies Geld in jenem Umschlag geradeso betrachteten, als ob es Ihr Eigentum sei.«

»Schreiben Sie es nur nieder, meine Herren, ich verstehe ja sehr wohl, daß dies wiederum ein Verdachtsmoment gegen mich bedeutet; ich fürchte aber nicht die Verdachtsmomente und spreche selber gegen mich. Hören Sie selber! Sehen Sie, meine Herren, Sie, scheint es, halten mich durchaus für einen andern Menschen, als ich tatsächlich bin«, fügte er plötzlich finster und kummervoll hinzu. »Mit Ihnen spricht ein edler Mensch, die alleredelste Persönlichkeit, die Hauptsache – das behalten Sie wohl im Auge – ein Mensch, der zwar einen Abgrund von Gemeinheiten beging, immer aber das edelmütigste Geschöpf war und blieb, als Geschöpf meine ich, innerlich, in seiner Tiefe, nun, mit einem Wort, ich vermag mich nicht auszudrücken . . . Gerade darum habe ich mich aber auch gequält, daß ich düstete mein ganzes Leben lang nach Edelmut, ich war sozusagen ein Märtyrer des Edelmut und einer, der ihn mit der Laterne suchte, mit der Laterne des Diogenes, und dabei

habe ich mein ganzes Leben lang nichts als Schweine-
reien gemacht, wie wir alle, meine Herren . . . das heißt,
wie ich allein, meine Herren, nicht alle, vielmehr ich
allein, ich irrte mich, ich allein, allein . . . ! Meine Herren,
mir tut der Kopf weh« – und sein Gesicht nahm einen
leidenden Ausdruck an – »sehen Sie, meine Herren, mir
gefiel nicht sein Äußeres, irgend etwas Ehrloses war
darin, ein Verhöhnern und Niedertreten von allem, was
heilig ist. Hohn und Unglauben, eklig, eklig! Jetzt aber,
da er schon gestorben ist, denke ich anders.«

»Wie denn anders?«

»Nicht gerade anders, ich bedaure nur, daß ich ihn
haßte.«

»Empfinden Sie Reue?«

»Nein, nicht eigentlich Reue, schreiben Sie das nicht. Ich
selber aber bin nicht gut, meine Herren, das ist es, selber
bin ich nicht sehr vorbildlich, und deshalb hatte ich kein
Recht, auch ihn für widerlich zu halten, das ist es! Das
mögen Sie am Ende gar auch niederschreiben.«

Als Mitja dies gesagt hatte, wurde er plötzlich außeror-
dentlich traurig. Längst schon, je länger er auf die Fra-
gen des Untersuchungsrichters antwortete, um so finster-
er war er geworden. Und plötzlich, gerade in diesem
Augenblick, spielte sich wiederum eine unerwartete
Szene ab. Die Sache war die, daß, wenn man auch
Gruschenka vorhin entfernt hatte, man sie doch nicht
weiter geführt hatte als in das dritte Zimmer, von jenem
blauen Zimmer an gerechnet, in dem jetzt das Verhör
vor sich ging. Das war ein kleines Zimmerchen mit nur
einem Fenster, gleich hinter jenem großen Zimmer ge-
legen, in dem man in der Nacht getanzt und das Trinkge-
lage aus dem vollen heraus getobt hatte. Dort hatte sie
gesessen, mit ihr aber war vorderhand nur der eine Ma-
ximow, auf den das alles einen schrecklichen Eindruck
gemacht hatte, der furchtbar in Angst war und sich
förmlich an sie angeklebt hatte, als ob er bei ihr Rettung
suche. Vor ihrer Tür stand ein Bauer mit einem Blechzei-

chen auf der Brust. Gruschenka weinte, und da auf einmal, als der Gram schon allzusehr ihre Seele bedrängte, sprang sie auf, rang die Hände und rief mit lautem Aufschrei: »Mein Kummer, mein Kummer!« Sie stürzte aus dem Zimmer heraus zu ihm hin, zu ihrem Mitja, und das kam so unerwartet, daß niemand sie aufzuhalten vermocht hatte. Als aber Mitja ihren Schrei vernahm, war er nur so zusammengefahren. Er sprang auf, brüllte los und stürzte ihr Hals über Kopf entgegen, als ob er von Sinnen sei. Aber wiederum ließ man sie nicht zusammenkommen, wenn sie auch schon einander erschaut hatten. Man packte ihn fest an den Armen, er schlug um sich, riß sich los, und es waren drei oder vier Männer nötig, um ihn festzuhalten. Man faßte auch sie, und er sah, wie sie schreiend die Hände nach ihm ausstreckte, während man sie wegführte. Als die Szene beendet und er wieder zu sich gekommen war, fand er sich wiederum auf dem früheren Platz am Tisch sitzend, dem Untersuchungsrichter gegenüber, und er schrie, sich an alle wendend: »Was habt ihr denn mit ihr zu schaffen? Weshalb quält ihr sie denn? Sie ist unschuldig, unschuldig . . .!«

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter suchten ihn zu beruhigen. So verging einige Zeit, etwa zehn Minuten; endlich kam Michail Makarowitsch, der sich eben erst entfernt hatte, eilig ins Zimmer gelaufen, und er sprach aufgeregt und laut zu dem Staatsanwalt:

»Sie ist entfernt worden, sie ist unten; werden Sie mir, meine Herren, nicht erlauben, nur ein einziges Wort diesem Unglücklichen zu sagen? In Ihrer Gegenwart, meine Herren, in Ihrer Gegenwart!«

»Seien Sie so gut, Michail Makarowitsch!« antwortete der Untersuchungsrichter. »In vorliegendem Fall haben wir nichts dagegen einzuwenden!«

»Dmitri Fjodorowitsch, höre, Väterchen«, begann Michail Makarowitsch, indem er sich an Mitja wandte, und sein ganzes erregtes Gesicht brachte ein warmes, fast väterliches Mitgefühl für den Unglücklichen zum Aus-

druck, »ich habe deine Agrafena Alexandrowna selber hinuntergeführt, sie den Wirtstöchtern übergeben, und mit ihr ist jetzt dort und weicht nicht von ihrer Seite jenes alte Männchen Maximow, und ich habe sie beschwichtigt, hörst du? Ich habe sie beredet, sie beruhigt und ihr klargemacht, daß du dich dort rechtfertigen mußt, sie solle dich darum nicht stören, sie solle dich nicht betrübt machen, sonst könntest du dich verwirren und über dich nicht richtig aussagen, verstehst du das? Nun, mit einem Wort, ich sprach zu ihr, und sie verstand es. Sie ist, mein Bruder, eine Gescheite, sie ist gut, sie wollte mir altem Mann die Hände küssen, sie bat für dich. Selber schickte sie mich hierher, dir zu sagen, du möchtest dir ihretwegen keine Sorgen machen, ja, und es ist auch nötig, Täubchen, es ist nötig, daß auch ich gehe und ihr sage, du seist ruhig und hinsichtlich ihrer unbesorgt. Und so beruhige dich denn auch, verstehe du dies! Ich habe ihr unrecht getan, sie ist eine christliche Seele, ja, meine Herren, das ist eine fromme Seele und in nichts schuldig. Was soll ich ihr demnach sagen, Dmitri Fjodorowitsch, wirst du ruhig sein oder nicht?«

Der gute Kerl hatte viel Unnötiges gesprochen, ein menschlicher Kummer hatte seine gute Seele durchdrungen, und sogar Tränen standen ihm in den Augen. Mitja sprang auf und stürzte zu ihm hin.

»Verzeihen Sie, meine Herren, erlauben Sie, oh, erlauben Sie!« rief er aus. »Eine Engelseele, eine Engelseele sind Sie, Michael Makarowitsch! Ich danke Ihnen um ihretwillen! Ich werde, ja, ich werde ruhig sein, heiter werde ich sein, teilen Sie ihr in der grenzenlosen Güte Ihrer Seele mit, daß ich heiter bin, heiter, ich werde sogar gleich zu lachen anfangen, da ich weiß, daß mit ihr ein solcher Schutzengel ist wie Sie. Sogleich werde ich alles zu Ende führen, und sobald ich nur frei sein werde, werde ich auch gleich zu ihr kommen, sie wird das sehen, möge sie nur warten! Meine Herren!« wandte er sich plötzlich an den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter,

»jetzt werde ich Ihnen meine ganze Seele öffnen, ganz werde ich sie ausströmen, wir werden dies alles sofort zu Ende führen, heiter werden wir es zu Ende führen – schließlich werden wir ja lachen, werden wir das? Aber, meine Herren, dieses Weib – ist die Königin meiner Seele! Oh, erlauben Sie mir, dies zu sagen, dies gerade werde ich Ihnen schon eröffnen . . . Ich sehe ja doch, daß ich es mit edelmütigen Menschen zu tun habe: das ist das Licht, das ist mein Heiligtum, und wenn Sie nur wüßten! Sie haben gehört, wie sie ausrief: »Mit dir, sei's auch zum Richtplatz!« Aber was habe ich ihr denn gegeben, ich, ein Bettler, ein Habenichts, wofür liebt sie mich denn so, verdiene ich denn, ich plumpe, schmachvolle Kreatur mit einem so schmähhichen Antlitz, eine solche Liebe, daß sie mit mir sogar zur Zwangsarbeit gehen möchte? Für mich ist sie vorhin Ihnen zu Füßen gefallen, sie, eine Stolze, die in nichts schuldig ist. Wie soll ich sie denn nicht vergöttern, nicht schreien, nicht hinstreben zu ihr, wie soeben? Oh, meine Herren, verzeihen Sie! Jetzt aber, jetzt bin ich getröstet!«

Und er fiel auf seinen Stuhl zurück, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in Schluchzen aus. Aber dies waren schon glückliche Tränen. Er kam sogleich wieder zu sich. Der greise Kreisrichter war sehr zufrieden, ja, es scheint, die Juristen gleichfalls: sie fühlten voraus, daß das Verhör sogleich in eine neue Phase eintreten werde. Nachdem er dem Kreisrichter seinen Auftrag übergeben hatte, war Mitja geradezu heiter geworden.

»Nun, meine Herren, jetzt bin ich der Ihrige, völlig der Ihrige. Und . . . wenn nur nicht alle diese Kleinigkeiten wären, so würden wir auch sogleich schon zu Ende kommen . . . Ich spreche wiederum von Kleinigkeiten. Ich bin der Ihrige, meine Herren, aber ich schwöre es, gegenseitiges Vertrauen ist nötig – Sie müssen mir, ich Ihnen glauben – sonst werden wir niemals zu Ende kommen. Ich spreche ja für Sie. Zur Sache, meine Herren, zur

Sache! Und die Hauptsache, wühlen Sie nicht derart in meiner Seele herum, quälen Sie sie nicht mit Kleinigkeiten, fragen Sie vielmehr einzig und allein, was die Angelegenheiten selber anbetrifft, und nur Tatsachen, und ich werde Sie sogleich schon zufriedenstellen. Die Kleinigkeiten aber zum Teufel!« So rief Mitja aus. Das Verhör begann von neuem.

IV. *Die zweite Qual*

Sie glauben gar nicht, Dmitri Fjodorowitsch, wie Sie uns selber ermutigen durch diese Ihre Bereitschaft . . .«, begann wiederum Nikolai Parfenowitsch mit belebter Miene und mit sichtbarer Freude, die ihm aus seinen großen, hellgrauen, hervortretenden und übrigens äußerst kurzsichtigen Augen herausschaute, von denen er erst, eine Minute vordem, die Brille heruntergenommen hatte. »Auch haben Sie durchaus mit Recht dieses unser gegenseitiges Vertrauen betont, ohne das es bisweilen sogar auch unmöglich ist in Fällen von derartiger Wichtigkeit, ich meine – solche Fälle, wenn die im Verdacht stehende Persönlichkeit sich zu rechtfertigen gewillt ist, es zu tun hofft und auch kann. Unsererseits werden wir alles tun, was von uns abhängt, und Sie selber konnten sehen, sogar schon bisher, wie wir die Sache führen . . . Sie sind doch einverstanden, Hippolyt Kirillowitsch?« wandte er sich plötzlich an den Staatsanwalt.

»Oh, zweifellos!« stimmte der Staatsanwalt bei, wenn das auch etwas trocken klang, verglichen mit dem Ausbruch des Nikolai Parfenowitsch.

Ich bemerke ein für allemal: der erst unlängst bei uns angekommene Nikolai Parfenowitsch empfand gleichwohl ganz vom Anfang seiner Laufbahn an eine ganz außergewöhnliche Hochachtung für unsern Hippolyt Kirillowitsch, den Staatsanwalt, und er war von Herzen mit ihm einverstanden. Er war fast der einzige Mensch,

der fraglos an das ungewöhnliche Talent zur Psychologie und zur Rede unseres »im Dienst beleidigten« Hippolyt Kirillowitsch glaubte, und der durchaus auch daran glaubte, daß jener beleidigt sei. Von ihm hatte er schon in Petersburg gehört. Dafür erwies sich seinerseits der noch so junge Nikolai Parfenowitsch auch als der einzige Mensch auf der ganzen Welt, den unser »beleidigter Staatsanwalt« aufrichtig liebgewonnen hatte. Auf dem Weg hierher hatten sie dieses und jenes besprochen und untereinander ausmachen können hinsichtlich des bevorstehenden Falls, und nunmehr, am Tisch sitzend, erfaßte Nikolai Parfenowitsch scharfen Geistes, im Flug und begriff sogleich jeden Hinweis, jede Bewegung im Gesicht seines älteren Kollegen, aus einem halben Wort, aus dem Blick, aus einem Zwinkern mit den Augen.

»Meine Herren, überlassen Sie es nur mir selber, alles zu erzählen, und unterbrechen Sie mich nicht mit Nichtigkeiten, dann werde ich Ihnen augenblicklich alles auseinandersetzen«, brachte Mitja kochenden Eifers hervor.

»Schön. Ich danke Ihnen. Bevor wir aber dazu übergehen, Ihre Mitteilung anzuhören, erlauben Sie mir nur noch eine kleine Tatsache festzustellen, die uns sehr interessiert, nämlich in betreff jener zehn Rubel, die Sie gestern gegen fünf Uhr unter Versatz Ihrer Pistolen bei Ihrem Freund Pjotr Iljitsch Perchotin entliehen.«

»Ich habe sie versetzt, meine Herren, ich habe sie versetzt für zehn Rubel, und was denn weiter? Das ist ja auch alles. Als ich von meiner Fahrt in die Stadt zurückgekehrt war, da habe ich sie auch sogleich versetzt.«

»Sie kehrten also von einer Fahrt zurück? Sie hatten die Stadt verlassen?«

»So ist es, meine Herren, ich hatte vierzig Werst zurückgelegt. Sie aber haben das nicht gewußt?«

Der Staatsanwalt und Nikolai Parfenowitsch wechselten rasche Blicke.

»Und überhaupt, wenn Sie Ihre Erzählung mit der systematischen Beschreibung Ihres ganzen gestrigen Tages

von ganz früh an beginnen würden? Erlauben Sie zum Beispiel zu erfahren: Weshalb haben Sie sich aus der Stadt entfernt, und wann sind Sie eigentlich abgefahren und wieder angelangt . . . und alle diese Tatsachen . . .«

»So hätten Sie doch ganz von Anfang an fragen sollen«, rief Mitja und brach in lautes Lachen aus, »und wenn Sie wollen, so muß man die Angelegenheit nicht vom gestrigen Tag beginnen, vielmehr vom vorgestrigen, ganz vom Morgen an, dann werden Sie auch begreifen, wohin, wie und weshalb ich ging und fuhr. Ich ging, meine Herren, vorgestern morgen zu dem hiesigen Kaufmann Samsonow, um ihm dreitausend Rubel zu entleihen unter sicherstem Unterpfand – dies, meine Herren, war plötzlich nötig geworden, plötzlich nötig geworden . . .«

»Erlauben Sie, Sie zu unterbrechen«, mischte sich höflich der Staatsanwalt ein. »Weshalb war Ihnen denn so plötzlich dieses Geld nötig geworden, und gerade eine solche Summe, das heißt dreitausend Rubel?«

»Ach, meine Herren, es wäre nicht nötig, sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten! Wie, wann und weshalb, und weshalb gerade so viel Geld und nicht so viel, und diese ganze Geschichte, so wird man das ja in drei Bänden nicht zu Ende schreiben, ja, und es wird auch noch eine Nachschrift nötig sein!«

Das alles brachte Mitja hervor mit der gutmütigen, aber ungeduldigen Vertraulichkeit eines Menschen, der die ganze Wahrheit sagen will und von den allerbesten Absichten erfüllt ist.

»Meine Herren«, es war, als ob er sich plötzlich an etwas erinnert habe, »seien Sie nicht böse auf mich wegen meiner Gewohnheit »auszuschlagen«, ich bitte wiederum darum: glauben Sie noch einmal, daß ich völlige Ehrfurcht empfinde und die wirkliche Sachlage durchaus begreife. Glauben Sie auch nicht, daß ich betrunken sei. Ich bin jetzt schon nüchtern geworden. Ja, und wenn ich auch betrunken wäre, so würde dies ganz und gar nicht stören. Bei mir ist es ja so:

›Er ward nüchtern, ward gescheiter – ward dumm.

Er betrank sich, ward dumm – ward gescheit!‹

Haha! Ich sehe aber übrigens, meine Herren, daß es sich für mich vorderhand noch nicht paßt, vor Ihnen Witze zu machen, das heißt, bis wir uns auseinandergesetzt haben. Erlauben Sie auch mir die persönliche Würde zu wahren. Ich verstehe ja durchaus den Unterschied: Ich sitze ja jetzt gleichwohl vor Ihnen als ein Verbrecher, demnach bin ich Ihnen im höchsten Grade nicht gleich, Ihnen ist es aber aufgetragen, mich zu beurteilen: Sie werden mich ja schon nicht über das Köpfchen streicheln wegen des Grigori, man darf doch tatsächlich nicht alten Männern die Köpfe einschlagen! Sie werden mich ja seinetwegen verurteilen und festsetzen, nun, für ein halbes Jahr, nun, für ein Jahr ins Zuchthaus, ich weiß nicht, wie man dort bei Ihnen verurteilt, doch wohl ohne Verlust der Rechte, Herr Staatsanwalt? Nun, so sehen Sie, meine Herren, ich verstehe ja diesen Unterschied . . . Aber stimmen Sie auch darin mir bei, daß Sie ja Gott selber aus dem Konzept bringen könnten mit solchen Fragen: Wo hast du einen Schritt getan, wie hast du ihn getan? Ich werde ja in Verwirrung geraten, wenn das so vor sich geht. Sie aber werden alles wörtlich nehmen und niederschreiben, und was wird dann dabei herauskommen? Ja endlich, wenn ich schon jetzt zu lügen begann, so werde ich auch bis zu Ende lügen. Sie aber, meine Herren, als Leute von höchster Bildung und größtem Edelmut, werden mir verzeihen. Ich werde nämlich mit einer Bitte schließen: Verlernt, ihr Herren, diese bureaukratische Routine im Verhör, das heißt im Anfang, sehen Sie so: ›Beginne mit irgend etwas Kläglichem, Nichtigem: wie er sozusagen aufstand, was er aß, wie er spuckte, wohin er spuckte‹ und ›wenn du die Aufmerksamkeit des Verbrechers eingeschläfert hast‹, so überrumple ihn mit der betäubenden Frage: ›Wen hast du getötet, wen hast du beraubt?‹ Haha! Sehen Sie, das ist Ihre bureaukratische Routine, dies ist ja bei Ihnen die Regel, das ist es ja,

worauf alle Ihre Schlaueit sich gründet! Ja, da werden Sie wohl Bauern einschläfern mit solchen Listigkeiten, aber nicht mich. Ich verstehe ja die Sache, ich diene selber. Haha! Zürnen Sie nicht, meine Herren, verzeihen Sie die Freiheit!« rief er, indem er sie mit fast erstaunlicher Gutmütigkeit anschaute. »Es hat ja Mitja Karamasow gesprochen, demnach kann man auch verzeihen, denn bei einem gescheiten Menschen ist unverzeihlich, was für den Mitja verzeihlich ist! Haha!«

Nikolai Parfenowitsch hörte zu und lachte gleichfalls. Wenn der Staatsanwalt aber auch nicht lachte, so sah er doch Mitja scharf an, ohne die Augen von ihm abzuwenden, als ob er weder das geringste Wörtchen, noch die geringste Bewegung von ihm, noch das kleinste Zittern des kleinsten Zügleins in seinem Gesicht übersehen wollte.

»Wir haben indes so auch ursprünglich mit Ihnen angefangen«, äußerte sich immer noch lachend Nikolai Parfenowitsch, »um Sie nicht zu verwirren durch Fragen wie etwa: ›Wie sind Sie morgens aufgestanden, und was haben Sie gegessen?‹ Wir haben vielmehr sogar mit allzu Wichtigem begonnen.«

»Ich verstehe, habe verstanden und gewürdigt, und noch immer würdige ich Ihre wirkliche Güte mit mir, die grenzenlos ist und würdig der edelsten Seelen. Es sind sich da in uns drei edle Menschen begegnet, und möge alles bei uns so auch verlaufen im gegenseitigen Vertrauen gebildeter Leute von Welt, die verbunden sind durch Adel und Ehre. Auf jeden Fall erlauben Sie mir, Sie für meine besten Freunde zu halten in diesem Augenblick meines Lebens, in diesem Augenblick der Erniedrigung meiner Ehre! Dies ist Ihnen doch nicht beleidigend, meine Herren, nicht etwa beleidigend?«

»Im Gegenteil, Sie haben das alles so schön ausgedrückt, Dmitri Fjodorowitsch«, stimmte ernst und billigend Nikolai Parfenowitsch bei.

»Aber die Kleinigkeiten, meine Herren, alle diese sophi-

stischen Kleinigkeiten, fort mit ihnen!« rief begeistert Mitja. »Sonst aber wird einfach weiß der Teufel was herauskommen, ist das nicht so?«

»Ich folge durchaus Ihren vernünftigen Ratschlägen«, mischte sich plötzlich der Staatsanwalt ein, wobei er sich an Mitja wandte, »aber gleichwohl werde ich nicht auf meine Frage Verzicht leisten. Es ist uns allzusehr aus wesentlichen Gründen notwendig, zu erfahren, wozu Sie eigentlich eine solche Summe benötigten, das heißt gerade Dreitausend?«

»Wozu ich sie nötig hatte? Nun, für dieses, für jenes, nun, um eine Schuld abzutragen.«

»Wem denn?«

»Dies weigere ich mich entschieden zu sagen, meine Herren! Sehen Sie, nicht deshalb, weil ich es nicht sagen könnte, oder wagte, oder fürchtete – denn alles dies ist Lumperei und völlige Nichtigkeit –, vielmehr deshalb will ich es nicht sagen, weil hier ein Grundsatz von mir berührt wird: das ist mein Privatleben, und ich erlaube niemandem, sich in mein Privatleben zu mischen. Das ist mein Grundsatz. Ihre Frage hat keine Beziehung zur Sache, alles aber, was sich nicht auf die Sache bezieht, ist mein Privatleben! Eine Schuld wollte ich begleichen, eine Ehrenschild wollte ich zurückerstatten, wem aber – das werde ich nicht sagen!«

»Erlauben Sie uns das niederzuschreiben!« sprach der Staatsanwalt.

»Seien Sie so gut. So schreiben Sie denn, daß ich es nicht sage und nicht sagen werde. Schreiben Sie, meine Herren, daß ich es sogar für ehrlos halte, dies zu sagen. Ach, Sie haben ja Zeit, viel zu schreiben!«

»Erlauben Sie, mein Herr, Sie darauf aufmerksam zu machen und noch einmal Sie daran zu erinnern, wenn Sie dies nicht wissen sollten«, sprach der Staatsanwalt mit ganz besonderer und äußerst strenger Betonung, »daß Sie durchaus das Recht haben, auf die Fragen, die Ihnen jetzt vorgelegt werden, nicht zu antworten, wir

aber im Gegenteil keinerlei Recht haben, Ihnen Antworten zu erpressen, wenn Sie selbst sich weigern, aus diesem oder jenem Grund zu antworten. Das ist Sache Ihrer persönlichen Überlegung. Unsere Pflicht ist es aber wiederum, Sie in einem Fall wie dem vorliegenden darauf aufmerksam zu machen und Ihnen zu erklären, welcher großen Schaden Sie sich selber antun, wenn Sie sich weigern, diese oder jene Aussage zu machen. Hiernach bitte ich fortzufahren.«

»Meine Herren, ich zürne ja gar nicht . . . ich . . .«, murmelte Mitja gleich wie etwas verwirrt durch die ihm gewordene Belehrung. »Sehen Sie, meine Herren, dieser selbe Samsonow, zu dem ich damals ging . . .«

Wir werden natürlich nicht im einzelnen seine Erzählung wiedergeben von dem, was dem Leser schon bekannt ist. Der Erzähler wollte in seiner Ungeduld alles bis zu den kleinsten Zügen berichten und alles auf einmal, damit er möglichst rasch fertig sei. Man schrieb aber seine Aussagen laufend nieder, und so wurde es demnach notwendig, ihm hier und da Einhalt zu gebieten. Dmitri Fjodorowitsch verurteilte dies, fügte sich jedoch, ärgerte sich, wenn auch vorderhand noch auf gutmütige Weise. Freilich schrie er bisweilen auf: »Meine Herren, dies würde sogar Gott selber in Raserei versetzen!« oder »Meine Herren, wissen Sie denn auch, daß Sie mich nur ganz umsonst quälen?«; aber gleichwohl hatte er, wenn er dies ausrief, seine freundschaftlich expansive Stimmung immer noch nicht verloren. In dieser Weise erzählte er, wie ihn vorgestern Samsonow »angeführt« habe. (Er hatte jetzt schon völlig erraten, daß man ihn damals angeführt habe.) Daß er seine Uhr für sechs Rubel verkauft hatte, um Geld für die Reise zu erlangen, war dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt noch völlig unbekannt und erregte auf der Stelle ihre ganz außerordentliche Aufmerksamkeit, und das schon zum maßlosen Unwillen des Mitja: sie fanden es notwendig, diese Tatsache bis in alle Einzelheiten niederzu-

schreiben, in Hinsicht darauf, daß hierdurch zum zweitenmal der Umstand bestätigt werde, daß Mitja auch schon am Tag vorher fast keinen Groschen Geld besessen habe. Allmählich begann Mitja mürrisch zu werden. Als er dann die Reise zu Ljagawi beschrieb und die Nacht, die er in der mit Kohlendunst erfüllten Hütte zugebracht hatte usw., führte er seine Erzählung auch bis zur Rückkehr in die Stadt weiter, und da begann er selber, schon ohne besonders darum gebeten zu sein, die Qualen seiner Eifersucht wegen der Gruschenka zu schildern. Man hörte ihn schweigend und aufmerksam an; besondere Beachtung erwies man dem Umstand, daß er lange schon in Hinsicht auf Gruschenka einen Beobachtungsposten eingerichtet hatte, hinter dem Garten des Fjodor Pawlowitsch im Haus der Marja Kondratjewna, sowie dem Umstand, daß Smerdjakow ihm die Nachrichten übermittelt hatte. Dies fiel ihnen schon sehr auf, und sie schrieben es auch nieder. Über seine Eifersucht sprach er heftig und ausführlich, und wenn er sich auch innerlich darüber schämte, daß er seine intimsten Gefühle sozusagen der »allgemeinen Schmach« preisgebe, so tat er offenbar seiner Scham Gewalt an, um gerecht zu sein. Die teilnahmslose Strenge in den während seiner Erzählung starr auf ihn gerichteten Blicken des Untersuchungsrichters und besonders des Staatsanwalts ärgerten ihn endlich recht heftig.

»Dieser Knabe Nikolai Parfenowitsch, mit dem ich vor nur ganz wenigen Tagen Dummheiten über die Frauen sprach, und dieser kränkliche Staatsanwalt sind es gar nicht wert, daß ich ihnen dies erzähle!« So blitzte es ihm traurig im Geist auf: »Was für eine Schande!« »Dulde, demütige dich und schweige!« mit diesem Vers beendete er seine Überlegung, und wiederum nahm er sich zusammen, um weiter fortzufahren. Als er auf die Erzählung von der Chochlakow überging, wurde er sogar von neuem lustig und wollte sogar über diese Dame eine gewisse, unlängst aufgekommene kleine Anekdote erzäh-

len, die gar nicht zur Sache gehörte; der Untersuchungsrichter unterbrach ihn aber und bat ihn höflich, zu »Wesentlicherem« überzugehen. Nachdem er endlich seine Verzweiflung beschrieben und von jenem Augenblick erzählt hatte, als er, von der Chochlakow heraustretend, sogar gedacht hatte, »lieber irgendwen zu ermorden, aber nur die Dreitausend zu erlangen«, da unterbrach man ihn von neuem und schrieb nieder, daß er »hatte morden wollen«. Mitja ließ es zu, ohne ein Wort zu sagen. Endlich kam er zu dem Punkt in der Erzählung, als er plötzlich erfuhr, daß Gruschenka ihn betrogen habe und sogleich von Samsonow fortgegangen sei, nachdem er sie dahin begleitet hatte, damals, als sie selber gesagt hatte, sie werde bis Mitternacht bei dem Greis sitzen: »Wenn ich, meine Herren, damals jene Fenja nicht totschiug, so nur deshalb, weil ich keine Zeit hatte!« entrang es sich ihm plötzlich an dieser Stelle der Erzählung. Und auch dies schrieben sie sorgfältig nieder. Mitja wartete mit finsterner Miene und wollte eben davon berichten, wie er zu seinem Vater in den Garten gelaufen war, als ihn plötzlich der Untersuchungsrichter unterbrach, sein großes Portefeuille öffnete, das neben ihm auf dem Sofa lag, und ihm den kupfernen Stößel entnahm.

»Ist Ihnen dieser Gegenstand bekannt?« Und er zeigte ihn dem Mitja.

»Ach ja!« Mitja lächelte finster. »Wie sollte er mir denn nicht bekannt sein? Lassen Sie mich ihn doch anschauen . . . Ach, der Teufel, es ist nicht nötig!«

»Sie vergaßen seiner zu erwähnen«, bemerkte der Untersuchungsrichter.

»Ach, der Teufel! Ich habe ihn Ihnen gar nicht verheimlicht, ohne ihn wäre es doch wohl schon nicht abgegangen, was glauben Sie wohl? Er ist mir nur aus dem Gedächtnis entschlüpft.«

»Seien Sie so gütig, ausführlich zu erzählen, wie Sie sich mit ihm bewaffneten.«

Und Mitja erzählte, wie er den Stößel erfaßt habe und mit ihm fortgelaufen sei.

»Welche Absicht hatten Sie aber im Sinne, als Sie sich mit diesem Werkzeug bewaffneten?«

»Welche Absicht? Gar keine! Ich nahm ihn und lief davon . . .«

»Weshalb aber, wenn Sie keine Absicht hatten?«

In Mitja kochte der Verdruß. Er blickte den »Knaben« durchdringend an und lächelte finster und böse. Die Sache war die, daß er sich immer mehr darüber schämte, daß er noch soeben so aufrichtig und mit solchen Ergüssen »solchen Leuten« die Geschichte seiner Eifersucht erzählt hatte.

»Ich spucke auf den Stößel!« entrang es sich ihm plötzlich.

»Indessen . . .«

»Nun, der Hunde wegen nahm ich ihn mit. Nun, wegen der Dunkelheit . . . Nun so, auf jeden Fall . . .«

»Aber haben Sie denn auch früher schon, wenn Sie nachts ausgingen, irgendeine Waffe mitgenommen, wenn Sie die Finsternis so fürchteten?«

»Ach, zum Teufel! Pfui, meine Herren, mit Ihnen kann man schlechterdings gar nicht sprechen!« rief Mitja auf der letzten Stufe der Erregung; er wandte sich zum Schreiber, ganz rot vor Wut, und sagte ihm plötzlich mit einem Klang in der Stimme, als ob er völlig außer sich sei: »Schreibe sogleich . . . sogleich . . ., daß ich den Stößel mit mir genommen habe, um meinen Vater totzuschlagen . . . den Fjodor Pawlowitsch . . . durch einen Schlag auf den Kopf! Nun, sind Sie jetzt zufrieden, meine Herren? Haben Sie ihr Herz erleichtert?« rief er aus, indem er herausfordernd den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt anblickte.

»Wir begreifen allzu gut, daß Sie diese Aussage soeben in der Erregung über uns machten und im Verdruß über die Fragen, die wir Ihnen stellten, und die Sie für unbedeutend halten, während sie tatsächlich sehr wesentlich

sind«, gab ihm trocken der Staatsanwalt zur Antwort. »Ja, erbarmen Sie sich doch, meine Herren! Nun denn, ich nahm also den Stoßel . . . Nun, wozu nimmt man denn in solchen Fällen irgend etwas in die Hand? Ich weiß nicht, wozu. Ich nahm ihn und lief fort. Und das ist auch alles. Schämt euch, ihr Herren, passons, sonst, ich schwöre es, werde ich ganz aufhören zu erzählen!«

Er neigte sich auf den Tisch und stützte den Kopf mit der Hand. Er wandte sich von ihnen fort und blickte auf die Wand, wobei er ein häßliches Gefühl niederzukämpfen sich bemühte. Tatsächlich verlangte es ihn furchtbar danach, aufzustehen und zu erklären, er werde weiter kein Wort mehr sagen, »und wenn Sie mich auch zum Richtplatz führen werden«.

»Sehen Sie, meine Herren«, sprach er plötzlich, indem er sich mit Mühe beherrschte, »sehen Sie, ich höre Ihnen zu, und es träumt mir . . . Ich, wissen Sie, sehe manchmal im Schlaf einen Traum . . . einen einzigen solchen Traum, und er träumt mir oft, er wiederholt sich, es ist mir dann so, als ob mir jemand nachlaufe: irgendein solcher, den ich furchtbar fürchte, läuft in der Finsternis in der Nacht, sucht mich; ich aber verstecke mich irgendwohin vor ihm, hinter der Tür, oder hinter einem Schrank, ich verstecke mich in erniedrigender Weise, die Hauptsache aber: es ist ihm durchaus bekannt, wohin ich mich vor ihm verbarg, er gibt sich nur absichtlich den Anschein, als wisse er nicht, wo ich sitze, um mich nur um so länger zu quälen, um sich zu weiden an meiner Angst . . . Sehen Sie, so tun auch Sie jetzt! Das ist durchaus dem ähnlich!«

»Da sehen Sie also solche Träume?« erkundigte sich der Staatsanwalt.

»Ja, ich sehe solche Träume . . . Aber wollen Sie schon nicht etwa auch dies niederschreiben?« fragte Mitja mit schiefem Lachen.

»Nein, wir werden es nicht niederschreiben, aber gleichwohl haben Sie interessante Träume!«

»Jetzt ist das schon kein Traum mehr! Wirklichkeit ist es, meine Herren, die Wirklichkeit des tatsächlichen Lebens! Ich bin der Wolf, und Sie die Jäger, nun, so hetzen Sie denn den Wolf!«

»Sie haben ohne Grund einen solchen Vergleich gewählt...«, begann gerade mit außerordentlicher Weichheit Nikolai Parfenowitsch.

»Nicht ohne Grund, meine Herren, durchaus nicht ohne Grund!« brauste wiederum Mitja auf, wenn er auch offenbar seine Seele erleichtert hatte durch die Äußerung seiner plötzlichen Wut, und er schon wiederum mit jedem Wort milder zu werden begann: »Sie sind außerstande, einem Verbrecher oder Angeklagten zu glauben, der durch Ihre Fragen gefoltert wird; aber dem edelsten Menschen, Ihr Herren, den edelsten Ausbrüchen der Seele – ich schreie das kühn heraus – nein! dem dürfen Sie nicht mißtrauen! Sie haben ja gar kein Recht dazu... indes...

»Schweig, mein Herz,
Dulde in Demut und schweige!«

Nun wie, soll ich denn fortfahren?« unterbrach er sich selber finster.

»Wie denn? Haben Sie die Güte«, antwortete Nikolai Parfenowitsch.

V. *Dritte Stufe der Qual*

Wenn nun auch Mitja in barschem Ton seine Aussagen machte, so begann er doch offensichtlich noch mehr sich zu bemühen, auch nicht den kleinsten Zug aus dem Wiedergegebenen zu vergessen oder auszulassen. Er erzählte, wie er über den Zaun in den Garten des Vaters geklettert, und wie er zu des Vaters Fenster geschritten sei, und endlich auch von allem, was unter dem Fenster vor sich ging. Deutlich, genau, gleichsam jedes Wort für sich sprechend, berichtete er von den Gefühlen, die ihn

erregt hatten in jenen Augenblicken im Garten, als es ihn so furchtbar danach verlangte, zu erfahren: ist Gruschenka bei dem Vater - oder nicht? Aber das war seltsam: es war ganz so, als ob sowohl der Staatsanwalt wie der Untersuchungsrichter diesmal furchtbar gemessen zuhörten, trocken dreinschauten und bei weitem weniger Fragen stellten. Mitja vermochte keinen Schluß zu ziehen aus ihren Gesichtern. »Sie sind böse geworden und fühlen sich gekränkt, nun, und der Teufel hol es!« Als er aber erzählte, wie er sich entschlossen habe, endlich dem Vater das »Zeichen« zu geben, daß Gruschenka gekommen sei, und jener das Fenster öffnen solle, da gaben der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter überhaupt nicht acht auf das Wort »Zeichen«, gleich als ob sie überhaupt nicht verstanden hätten, welche Bedeutung hier dies Wort habe, so daß dies sogar Mitja auffiel. Als er endlich auf den Augenblick zu sprechen kam, als er den sich aus dem Fenster herausbeugenden Vater erschaute und vor Haß kochte, und er aus der Tasche den Stößel nahm, war es plötzlich so, als ob er absichtlich eine Pause mache. Er saß da und blickte auf die Wand und wußte, daß jene sich mit ihren Augen nur so in ihn eingesogen hatten.

»Nun«, sprach der Untersuchungsrichter, »Sie nahmen also die Waffe und . . . und was ereignete sich dann?«

»Dann? Aber dann habe ich ihn getötet . . . ihn auf den Kopf geschlagen und ihm den Schädel zertrümmert . . . Sehen Sie, so ist es doch Ihrer Meinung nach, gerade so!« und plötzlich funkelten seine Augen. Die ganze Wut, die sich eben erst gelegt hatte, erhob sich plötzlich in seiner Seele mit ungewöhnlicher Gewalt.

»Unserer Ansicht nach«, sprach Nikolai Parfenowitsch.

»Nun, aber wie ist es Ihrer Meinung nach gewesen?«

Mitja senkte die Augen und versank in ein langes Schweigen.

»Meiner Ansicht nach, ihr Herren, meiner Ansicht nach war es so«, begann er leise. »Waren es irgend jemandes

Tränen, hat meine Mutter zu Gott gefleht, hat ein lichter Geist mich in diesem Augenblick umarmt – ich weiß es nicht, aber der Teufel war besiegt. Ich stürzte vom Fenster fort und lief zum Zaun hin . . . Mein Vater erschrak, und da hat er mich auch dort zum erstenmal erschaut, er schrie auf und sprang vom Fenster fort – ich entsinne mich dessen sehr wohl. Ich aber laufe durch den Garten zum Zaun . . . und gerade da hat mich auch Grigori eingeholt, als ich schon auf dem Zaun saß . . .«

Bei diesen Worten erhob er endlich die Augen auf die Zuhörer.

Jene blickten, so schien es, mit völlig ruhiger Aufmerksamkeit auf ihn. Ein förmlicher Krampf des Unwillens erfaßte die Seele Mitjas.

»Aber Sie, meine Herren, Sie lachen ja über mich, in diesem Augenblick!« unterbrach er sich plötzlich.

»Woraus schließen Sie das?« bemerkte Nikolai Parfenowitsch.

»Keinem einzigen Wort glauben Sie, sehen Sie, daraus! Ich verstehe ja aber sehr wohl, daß ich zur Hauptsache gekommen war: der alte Mann liegt jetzt dort mit eingeschlagenem Schädel – ich aber, ich aber beschreibe tragisch, wie ich ihn töten wollte, wie ich schon den Stoßel erfaßt hatte, plötzlich aber vom Fenster weglaufe . . . Ein Gedicht! In Versen! Da kann man dem jungen Burschen aufs Wort glauben! Haha! Spottvögel seid ihr, ihr Herren!«

Und er drehte sich mit seinem ganzen Körper auf dem Stuhl so um, daß der Stuhl krachte.

»Haben Sie aber nicht bemerkt«, begann der Staatsanwalt so, als ob er der Aufregung des Mitja sogar nicht einmal Aufmerksamkeit schenke, »haben Sie nicht bemerkt, als Sie vom Fenster wegliefen: war da die in den Garten führende Tür, die sich am anderen Ende des Anbaus befindet, offen oder nicht?«

»Nein. Sie war nicht offen.«

»Nicht?«

»Sie war im Gegenteil geschlossen, und wer hätte sie denn auch öffnen können? Bah, die Tür, warten Sie einmal!« Es war, als entsinne er sich plötzlich, und fast wäre er zusammengefahren: »Haben Sie denn die Tür geöffnet gefunden?«

»Ja!«

»Wer konnte sie dann aber öffnen, wenn Sie sie nicht selber öffneten?« fragte Mitja, und er war plötzlich furchtbar erstaunt.

»Die Tür stand offen, und der Mörder Ihres Vaters war zweifellos durch diese Tür eingetreten, und nachdem er den Mord vollbracht hatte, ging er auch durch dieselbe Tür wieder hinaus«, sprach, jedes Wort für sich, langsam und gedehnt der Staatsanwalt. »Das ist uns völlig klar. Der Mord wurde augenscheinlich im Zimmer vollbracht, nicht aber durch das Fenster. Dies geht ganz deutlich hervor aus der vorgenommenen Besichtigung, aus der Lage des Körpers und allem übrigen. Zweifel an diesem Umstand sind unmöglich.«

Mitja war furchtbar erschüttert.

»Ja, das ist aber doch ganz unmöglich, meine Herren!« rief er aus, und er hatte sich völlig verloren. »Ich . . . ich ging nicht hinein . . . ich versichere es Ihnen entschieden, ich sage es Ihnen mit Bestimmtheit, daß die Tür die ganze Zeit über geschlossen blieb, während ich im Garten war, und als ich aus dem Garten herauslief. Ich stand nur unter dem Fenster und sah ihn im Fenster, und nur das, nur das . . . bis zum letzten Augenblick entsinne ich mich dessen. Ja, und wenn ich mich auch nicht erinnern würde, so weiß ich es gleichwohl, weil die ›Zeichen‹ ja nur mir bekannt waren, dem Smerdjakow und ihm, dem Verstorbenen, und er ohne diese Zeichen niemandem in der Welt geöffnet hätte!«

»Zeichen? Was sind denn das für Zeichen?« fragte mit gieriger, fast hysterischer Neugierde der Staatsanwalt, und augenscheinlich hatte er seine ganze gehaltene Würde verloren. Er fragte, gleichsam schüchtern heran-

kriechend. Er ahnte eine wichtige Tatsache, die ihm noch unbekannt war, und sogleich empfand er auch die lebhafteste Angst davor, daß Mitja sie vielleicht nicht völlig- werde eröffnen wollen.

»Sie haben also auch das nicht gewußt!« Mitja zwinkerte ihm zu, nachdem er höhnisch und boshaft gelächelt hatte. »Wie aber, wenn ich es nicht sagen werde? Von wem soll man es dann erfahren? Es wußten ja von diesen Zeichen der Verstorbene, ich, ja, Smerdjakow, und das sind auch alle, ja, und auch noch der Himmel wußte es, ja, aber er wird es Ihnen nicht sagen. Dies ist aber doch ein interessantes Tatsächelchen, der Teufel weiß, was man alles auf ihm aufbauen kann. Haha! Trösten Sie sich, meine Herren, ich werde es mitteilen, Dummheiten haben Sie da im Kopf. Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben! Sie haben es zu tun mit einem solchen Angeklagten, der selber gegen sich Aussagen macht, der zum Schaden für sich Aussagen macht! Ja, so ist es, denn ich bin ein Ritter der Ehre – Sie aber nicht!«

Der Staatsanwalt verschluckte alle diese Pillen, er zitterte nur vor Ungeduld, von der neuen Tatsache zu erfahren. Mitja erklärte ihnen genau und ausführlich alles, was die Zeichen anbetrifft, die Fjodor Pawlowitsch für den Smerdjakow erfunden hatte; er erzählte, was eigentlich jedes Klopfen ans Fenster zu bedeuten hatte, er klopfte sogar diese Zeichen auf den Tisch, und auf die Frage des Nikolai Parfenowitsch: was demnach gerade er, Mitja, geklopft habe, als er dem Greis ans Fenster klopfte, klopfte er gerade jenes Zeichen auf den Tisch, das bedeutete: »Gruschenka ist gekommen.« Er antwortete mit Bestimmtheit, daß er ganz genau so auch geklopft habe, was sozusagen bedeutet: »Gruschenka ist gekommen!«

»Da habt ihr es, jetzt baut einen Turm auf!« brach Mitja ab und wandte sich wiederum mit Verachtung von ihnen.

»Und es wußten von diesen Zeichen nur Ihr verstorbener

Vater, Sie und der Diener Smerdjakow? Und sonst niemand?« erkundigte sich noch einmal Nikolai Parfenowitsch.

»Ja, der Diener Smerdjakow und noch der Himmel. Schreiben Sie auch das vom Himmel; es wird nicht überflüssig sein, dies zu schreiben. Ja, und auch Ihnen selber wird Gott nötig sein!«

Und natürlich begannen sie auch schon niederzuschreiben. Da sprach auf einmal der Staatsanwalt, ganz so, als ob er plötzlich auf einen neuen Gedanken gekommen sei:

»Aber sehen Sie, wenn von diesen Zeichen auch Smerdjakow wußte, Sie aber durchaus jede Schuld am Tod Ihres Vaters in Abrede stellen, hat dann nicht etwa er die verabredeten Zeichen geklopft und so Ihren Vater veranlaßt, ihm zu öffnen, und dann . . . das Verbrechen begangen?«

Mitja blickte ihn an mit einem tiefhöhnischen, dabei aber auch furchtbar haßerfüllten Blick. Er blickte lange und schweigend, so daß dem Staatsanwalt die Augen zu blinzeln angingen.

»Wieder haben Sie einen Fuchs gefangen!« sprach endlich Mitja; »Sie haben den Schurken am Schwanz eingeklemmt. Haha! Ich schaue Sie durch und durch, Herr Staatsanwalt! Sie haben ja so auch geglaubt, ich werde sogleich aufspringen, mich an das hängen, was Sie mir da vorsagen, und aus voller Kehle rufen: ›Ja, das ist Smerdjakow, er ist der Mörder!‹ Gestehen Sie, daß Sie dies glaubten, gestehen Sie es, dann werde ich auch fortfahren!«

Der Staatsanwalt gestand das aber nicht. Er schwieg und wartete.

»Sie täuschten sich: ich werde nicht schreien, daß es Smerdjakow war!« sprach Mitja.

»Sie haben ihn sogar überhaupt nicht im Verdacht? Man hat auch ihn im Verdacht gehabt.«

Mitja richtete seine Augen zur Erde.

»Scherz beiseite!« sprach er düster. »Hören Sie: Ganz von Anfang an, ja, fast sogar noch damals, als ich vorhin zu Ihnen hinlief hinter diesem Vorhang hervor, da blitzte mir schon der Gedanke auf: ›Smerdjakow!‹ Hier saß ich dann am Tisch und schrie, ich sei unschuldig am vergossenen Blut, selber aber denke ich immer: ›Smerdjakow!‹ Und Smerdjakow wich nicht von meiner Seele. Endlich jetzt dachte ich plötzlich gleichfalls: ›Smerdjakow!‹ Aber nur für einen Augenblick: sogleich schon dachte ich dabei: ›Nein, nicht Smerdjakow!‹ Nicht sein Werk ist dies, meine Herren!«

»Haben Sie in diesem Fall nicht auch noch irgendeine andere Person im Verdacht?« fragte nur eben vorsichtig Nikolai Parfenowitsch.

»Ich weiß es nicht, wer oder welche Person es war, die Hand des Himmels oder des Satans, aber . . . nicht Smerdjakow!« schnitt Mitja entschlossen das Wort ab.

»Weshalb behaupten Sie aber so fest und mit solcher Beharrlichkeit, daß nicht er es sei?«

»Aus Überzeugung. Dem Eindruck nach. Weil Smerdjakow ein Mensch von niedrigstem Charakter und ein Feigling ist. Ja, das ist kein Feigling, das ist der Inbegriff aller Feiglinge in der ganzen Welt zusammengenommen, der auf zwei Beinen geht. Er wurde von einem Huhn geboren. Wenn er mit mir sprach, zitterte er jedesmal, ich möchte ihn totschiagen, und dabei habe ich nicht einmal die Hand gegen ihn erhoben. Er fiel mir zu Füßen und weinte, er küßte mir hier die Stiefel, wörtlich genommen, indem er mich anflehte, ich möchte ihn nicht erschrecken. Hören Sie: ›Nicht erschrecken!‹ – Was ist denn das für ein Wort? Ich habe ihn aber sogar noch beschenkt. Das ist ein kränkliches Huhn, das an Fallsucht leidet, mit schwachem Verstand, das ein achtjähriger Knabe verprügeln kann. Ist das denn Charakter? Nicht Smerdjakow ist es, meine Herren, ja, und er liebt auch nicht das Geld, Geschenke hat er von mir überhaupt nicht angenommen . . . Ja, und wozu sollte er auch den

alten Mann töten? Er ist ja, vielleicht, sein Sohn, sein unehelicher Sohn, wissen Sie das?»

»Wir haben diese Geschichte gehört. Aber sehen Sie, Sie sind ja doch auch der Sohn Ihres Vaters, und Sie haben dabei doch selber allen gesagt, daß Sie ihn töten wollten.«

»Ein Stein in ein fremdes Gemüesfeld? Und ein niedriger, ekliger Stein! Ich fürchte mich nicht! Oh, ihr Herren, vielleicht ist es viel zu gemein für Sie, gerade mir dies ins Gesicht zu sagen! Gemein deshalb, weil ich selber Ihnen dies gesagt habe. Ich wollte nicht nur, ich konnte ihn vielmehr auch töten, ja, ich habe noch freiwillig gegen mich ausgesagt, daß ich ihn fast getötet habe. Aber ich habe ihn ja doch nicht getötet, es hat mich ja mein Schutzengel davor bewahrt – gerade das haben Sie ja auch nicht in Betracht gezogen . . . Aber eben deshalb ist es von Ihnen gemein, gemein! Weil ich ihn nicht totschlug, nicht totschrug! Hören Sie, Herr Staatsanwalt: ich schlug ihn nicht tot!«

Er war fast außer Atem gekommen. Während der ganzen Zeit des Verhörs war er nicht in solcher Erregung gewesen. »Was hat er Ihnen erzählt, meine Herren, Smerdjakow, meine ich?« schloß er plötzlich, nachdem er etwas geschwiegen hatte. »Kann ich Sie danach fragen?«

»Sie können uns nach allem fragen«, antwortete der Staatsanwalt mit kalter und strenger Miene, »nach allem, was sich auf die tatsächliche Seite der Sache bezieht, wir aber, ich wiederhole es, sind sogar verpflichtet, Ihnen auf jede Frage eine befriedigende Antwort zu geben. Wir fanden den Diener Smerdjakow, nach dem Sie fragen, besinnungslos in seinem Bett liegend, in einem außerordentlich heftigen, sich vielleicht zum zehntenmal hintereinander wiederholenden Anfall von Fallsucht. Ein Arzt, der mit uns war und den Kranken untersucht hatte, sagte uns sogar, er werde vielleicht nicht einmal bis zum Morgen leben.«

»Wenn dem so ist, dann hat den Vater der Teufel totge-

schlagen!« entrang es sich plötzlich Mitja, und das war so, als ob sogar er bis zu diesem Augenblick sich immerzu gefragt habe: »Smerdjakow oder nicht Smerdjakow?«

»Wir werden auf diese Tatsache noch zurückkommen«, entschied Nikolai Parfenowitsch. »Wollen Sie aber jetzt nicht weiter fortfahren in Ihren Aussagen?«

Mitja bat, man möchte ihn sich etwas erholen lassen. Man bewilligte ihm dies höflich. Als er sich erholt hatte, begann er fortzufahren. Es fiel ihm aber offensichtlich schwer. Er war in seinem moralischen Sein gequält, beleidigt und erschüttert. Zudem begann der Staatsanwalt, und jetzt war es schon so, als ob dies mit Absicht geschehe, ihn jeden Augenblick zu reizen, indem er sich an »Kleinigkeiten« anklammerte. Kaum hatte nur eben Mitja beschrieben, wie er, rittlings auf dem Zaun sitzend, Grigori, der sich an sein linkes Bein angeklammert hatte, mit dem Stößel auf den Kopf geschlagen hatte und dann sogleich darauf zu ihm, der zu Boden gefallen war, herabgesprungen sei, als ihn der Staatsanwalt unterbrach und ihn bat, ihm doch genauer zu beschreiben, wie er auf dem Zaun gesessen habe. Mitja wunderte sich.

»Nun, gerade so habe ich gesessen: ich saß rittlings, ein Bein hier, das andere dort . . .«

»Aber der Stößel?«

»Den Stößel hielt ich in der Hand.«

»Nicht in der Tasche? Sie erinnern sich dessen so genau? Wie kräftig holten Sie denn mit dem Arm aus?«

»Es muß wohl kräftig gewesen sein; aber wozu müssen Sie das wissen?«

»Wenn Sie sich vielleicht auf den Stuhl setzen wollen, ganz ebenso, wie Sie damals auf dem Zaun saßen, und es uns anschaulich vormachen wollten, zur Erklärung, wie und wohin Sie mit dem Arm ausfuhren, nach welcher Seite?«

»Ja, machen Sie sich nicht schon über mich lustig?« fragte Mitja, indem er von oben herab auf den Frager blickte. Der aber zuckte nicht einmal mit der Wimper.

Mitja drehte sich krampfhaft weg, setzte sich rittlings auf den Stuhl und fuhr mit der Hand aus:

»Sehen Sie, wie ich schlug! Sehen Sie, wie ich totschrug! Was wollen Sie noch?«

»Ich danke Ihnen. Werden Sie sich jetzt nicht bemühen zu erklären: weshalb sprangen Sie eigentlich hinunter, in welcher Absicht, und was hatten Sie dabei im Sinn?«

»Nun, zum Teufel . . . zu dem Niedergeschlagenen sprang ich hinab . . . ich weiß nicht weshalb!«

»Während Sie selber in solcher Erregung waren? Und während Sie schon davonliefen?«

»Ja, in Erregung, und während ich schon davonlief.«

»Sie wollten ihm Hilfe bringen?«

»Wie denn Hilfe bringen . . .! Ja, vielleicht wollte ich auch Hilfe bringen, ich entsinne mich nicht genau . . .«

»Sie waren Ihrer selber nicht bewußt? Das heißt, Sie waren sogar in einer Art von Besinnungslosigkeit?«

»O nein, durchaus nicht, ich entsinne mich an alles, an alles ›bis zum Fädchen‹. Ich sprang hinab, um ihn anzuschauen, und wischte ihm mit dem Taschentuch das Blut ab.«

»Wir sahen Ihr Taschentuch. Hofften Sie den von Ihnen Niedergeschlagenen wieder zum Bewußtsein zu bringen?«

»Ich weiß nicht, ob ich das hoffte. Ich wollte mich einfach überzeugen, ob er noch lebte oder nicht.«

»Aber wie wollten Sie sich denn überzeugen? Nun, und wie denn?«

»Ich bin kein Arzt, ich vermochte es nicht zu entscheiden. Ich lief davon und glaubte, ich habe ihn getötet – aber da ist er denn zu sich gekommen!«

»Sehr gut«, schloß der Staatsanwalt. »Ich danke Ihnen. Weiter ist mir nichts nötig gewesen. Bemühen Sie sich fortzufahren.«

O weh! Mitja kam es gar nicht in den Sinn, zu erzählen, obgleich er sich dessen durchaus entsann, daß er aus Mitleid hinabgesprungen war und bei dem Niederge-

schlagenen stehend sogar einige bedauernde Worte gesprochen hatte: »Es traf den alten Mann, da ist nichts zu machen, nun, so liege denn auch!« Der Staatsanwalt aber zog nur den einen Schluß, daß ein Mann »in einem solchen Augenblick und in solcher Aufregung« nur zu dem einen Zweck herabgesprungen sei, um sich mit Sicherheit zu überzeugen: Lebt der »einzige« Zeuge seines Verbrechens, oder ist er tot? Und wie denn, wie groß war demnach die Kraft, die Entschlossenheit, die Kaltblütigkeit und die Überlegung dieses Menschen, sogar in einem solchen Augenblick usw., usw. Der Staatsanwalt war zufrieden: »Er hatte einen kränklichen Menschen durch ›Kleinigkeiten‹ in Aufregung gebracht, und da hat er sich denn auch verplappert.«

Mitja fuhr fort, und es war ihm eine Qual. Aber sogleich unterbrach ihn schon wiederum Nikolai Parfenowitsch: »Wie konnten Sie denn nur zur Dienstmagd Fedosja Markowna laufen, da Sie doch so blutige Hände und, wie sich später herausstellte, auch ein so blutiges Gesicht hatten?«

»Ja, ich hatte es damals gar nicht einmal bemerkt, daß ich voll Blut war!« antwortete Mitja.

»Darin kommt er der Wahrheit nahe, so kommt es auch vor«, sagte der Staatsanwalt und warf Nikolai Parfenowitsch einen Blick zu.

»Ich hatte es eben nicht bemerkt, das haben Sie vortrefflich ausgedrückt, Herr Staatsanwalt!« stimmte plötzlich auch Mitja bei. Aber weiter kam dann die Geschichte von dem plötzlichen Entschluß des Mitja, »zu verschwinden« und »die Glücklichen an sich vorüber zu lassen«. Und er brachte es schon keinesfalls mehr über sich, wiederum, wie vorhin, sein Herz zu enthüllen und von »der Königin seiner Seele« zu erzählen. Ihm war es widerlich vor diesen kalten Menschen, »die sich wie Wanzen in ihn einsaugten«. Und deshalb antwortete er auf wiederholte Fragen kurz und scharf:

»Nun, ich beschloß mich zu töten. Was hatte es für einen

Zweck, leben zu bleiben? Diese Frage erhob sich ganz von selber. Es war ihr Früherer, ihr Unbestrittener, ihr Beleidiger gekommen; er war herbeigeeilt in Liebe, um nach fünf Jahren die Beleidigung zu sühnen durch die gesetzliche Ehe. Nun, und ich verstand, daß für mich alles aus sei . . . Aber hinter mir lag Schande, und dort eben jenes Blut, das Blut des Grigori! Weshalb dann noch leben? Nun, und so ging ich denn die versetzten Pistolen auszulösen, sie zu laden und mir gegen Morgengrauen eine Kugel in den Kopf zu jagen . . .«

»In der Nacht aber ein Trinkgelage aus dem vollen?«

»In der Nacht ein Trinkgelage aus dem vollen! Ach, zum Teufel, ihr Herren, macht doch rascher ein Ende! Tot-schießen wollte ich mich ganz gewiß. Sehen Sie, nicht weit von hier, hinter dem Gehege dort, hätte ich mich um fünf Uhr morgens umgebracht, in meiner Tasche hatte ich das Zettelchen vorbereitet, bei Perchotin hatte ich es geschrieben, als ich die Pistole lud. Da ist es, lesen Sie es. Nicht für Sie erzähle ich!« fügte er plötzlich verächtlich hinzu. Er nahm den Zettel aus seiner Westentasche und warf ihn auf den Tisch; die Untersuchungsführenden lasen ihn mit Neugierde und fügten ihn dem Protokoll bei, wie das so üblich ist.

»Aber Ihre Hände, dachten Sie die noch immer nicht zu waschen, nicht einmal dann, als Sie bei Herrn Perchotin eintraten? Sie fürchteten demnach durchaus nicht, Verdacht zu erregen?«

»Was denn für einen Verdacht? Hätte man mich verdächtigt oder nicht, ich wäre gleichwohl hierhergeeilt und hätte mich um fünf Uhr erschossen, und Sie hätten auch gar nichts dagegen zu tun vermocht. Wenn nicht der Fall mit dem Vater gewesen wäre, so hätten Sie ja gar nichts erfahren und wären nicht hierhergekommen. Oh, das hat der Teufel getan, der Teufel hat den Vater getötet, durch den Teufel haben auch Sie es so rasch erfahren! Wie sind Sie denn so rasch hierhergekommen? Wunderbar, das ist ganz unglaublich!«

»Herr Perchotin hat uns mitgeteilt, daß, als Sie zu ihm kamen, Sie in Händen . . . in blutigen Händen . . . Ihr Geld hielten . . . viel Geld . . . ein Bündel Hundertrubelscheine, und daß dies auch der Knabe gesehen habe, der ihm dient.«

»So ist es, meine Herren, ich entsinne mich, daß es so ist . . .«

»Jetzt stoßen wir hier auf eine kleine Frage. Können Sie uns nicht mitteilen«, begann außerordentlich weich Nikolai Parfenowitsch, »von woher Sie plötzlich so viel Geld nahmen, während es doch aus dem Sachverhalt hervorgeht, sogar wenn man die Zeiten berechnet, daß Sie gar nicht nach Hause gingen?«

Der Staatsanwalt runzelte etwas die Stirn bei der Frage, die »wie auf der Kante« gestellt war, aber er unterbrach Nikolai Parfenowitsch nicht. »Von woher konnten Sie denn auf einmal eine solche Summe herbekommen, während Sie doch nach Ihrem eigenen Geständnis noch um fünf Uhr desselben Tages . . .«

»Zehn Rubel nötig hatte und meine Pistolen bei Perchotin versetzte, dann zur Chochlakow ging, um Dreitausend zu leihen, die aber nichts gab, und so weiter und allerhand solcher Kram«, unterbrach Mitja scharf. »Ja, es ist so, ich war in Not, und da sind plötzlich Tausende zum Vorschein gekommen, wie? Wissen Sie, meine Herren, Sie sind ja jetzt alle beide in Angst: wie aber, wenn er nicht sagen wird, woher er das Geld nahm? So ist es aber auch: ich werde es nicht sagen, meine Herren, Sie haben es erraten, Sie werden es nicht erfahren!« sprach plötzlich Mitja, jedes Wort für sich aussprechend, mit außerordentlicher Entschlossenheit. Die Untersuchungsführenden schwiegen eine Weile.

»Begreifen Sie nur, Herr Karamasow, daß es uns in wesentlicher Hinsicht notwendig ist, dies zu wissen«, sprach leise und sanft Nikolai Parfenowitsch.

»Ich begreife das wohl, ich werde es aber gleichwohl nicht sagen.«

Es mischte sich nun auch der Staatsanwalt ein und erinnerte wiederum daran, daß der Verhörte natürlich nicht auf die Fragen zu antworten brauche, wenn er dies für sich für vorteilhafter halte usw., aber in Hinsicht darauf, welchen Schaden der im Verdacht Stehende sich selber durch sein Schweigen zufügen kann, und besonders in Hinsicht auf Fragen von solcher Wichtigkeit, welche . . .«

»Und so weiter, meine Herren, und so weiter. Genug, ich vernahm diese Predigt auch vordem schon!« unterbrach wiederum Mitja. »Selber verstehe ich es durchaus, von welcher Wichtigkeit die Sache ist, und was dort der allerwesentlichste Punkt ist, aber gleichwohl werde ich es nicht sagen!«

»Sehen Sie, was liegt uns daran, daß ist ja nicht unsere Sache, vielmehr die Ihrige, selber werden Sie sich schaden«, bemerkte nervös Nikolai Parfenowitsch.

»Sehen Sie, meine Herren, Scherz beiseite!« Mitja erhob die Augen und blickte sie beide fest an: »Ich fühlte ganz von Anfang an schon voraus, daß wir bei diesem Punkt mit den Stirnen aneinanderstoßen werden. Aber im Anfang, als ich vorhin meine Aussagen begann, war dies alles noch im fernsten Nebel, alles schwamm noch, und ich war sogar so naiv, daß ich mit dem Vorschlag ›gegenseitigen Vertrauens‹ begann . . . Jetzt sehe ich selber, daß ein solches Vertrauen gar nicht sein konnte, denn wir würden gleichwohl zu dieser verfluchten Schranke gelangt sein! Nun, und so sind wir denn auch da angelangt! Es geht nicht, und damit Schluß! Übrigens beschuldige ich Sie ja gar nicht, es ist ja auch für Sie unmöglich, mir aufs Wort zu glauben, ich verstehe das sehr wohl!«

Er verfiel in finsternes Schweigen.

»Könnten Sie aber nicht, ohne irgendwie Ihrem Entschluß, über das Wichtigste zu schweigen, untreu zu werden, könnten Sie nicht dabei doch uns, wenn auch nur den geringsten Hinweis darauf geben: was denn eigentlich die so starken Beweggründe sind, die Sie zum

Schweigen veranlassen konnten, in einem für Sie so gefährlichen Augenblick des gegenwärtigen Verhörs?«

Mitja lächelte gramvoll und wie in Gedanken.

»Ich bin bei weitem gütiger, als Sie glauben, meine Herren. Ich werde Ihnen mitteilen, weshalb, und Ihnen diesen Hinweis geben, obgleich Sie das gar nicht wert sind. Deshalb, meine Herren, verschweige ich es, weil hier für mich eine Schmach liegt. In der Antwort auf die Frage: woher ich dies Geld nahm, ist für mich eine solche Schmach enthalten, mit der sich sogar nicht einmal die Ermordung, sogar die Beraubung des Vaters vergleichen kann, wenn ich ihn nämlich ermordet und beraubt hätte. Das ist es, weshalb ich nicht sprechen kann. Vor Scham kann ich es nicht. Wie, Sie wollen dies niederschreiben, meine Herren?«

»Ja, wir werden es niederschreiben«, murmelte Nikolai Parfenowitsch.

»Es würde sich für Sie nicht ziemen, dies niederzuschreiben, von der ›Schande‹ meine ich. Das habe ich Ihnen nur aus Seelengüte ausgesagt, ich konnte es auch nicht aussagen, ich habe Ihnen sozusagen ein Geschenk gemacht; Sie aber nehmen es sogleich auch wörtlich. Nun, schreiben Sie es nur, schreiben Sie, was Sie wollen«, schloß er verächtlich und mit Ekel. »Ich fürchte mich nicht vor Ihnen und . . . bin stolz vor Ihnen.«

»Werden Sie aber vielleicht nicht doch sagen, welcher Art diese Schmach ist?« murmelte eben nur Nikolai Parfenowitsch.

Der Staatsanwalt verzog furchtbar sein Gesicht.

»Nein. Nun, c'est fini, geben Sie sich keine Mühe. Ja, und es lohnt auch gar nicht, sich zu beschmieren. So schon habe ich mich an Ihnen beschmutzt. Sie sind es ja gar nicht wert, weder Sie noch irgendwer . . . Genug, meine Herren, ich breche ab . . .«

Es war dies schon allzu entschlossen gesprochen. Nikolai Parfenowitsch hörte auf, ihm zuzusetzen, aber aus den Blicken des Hippolyt Kirillowitsch vermochte er augen-

blicklich zu ersehen, daß er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

»Können Sie nicht wenigstens erklären, von welcher Größe die Summe war, die Sie in Ihren Händen trugen, als Sie bei Herrn Perchotin eintraten, das heißt, wieviel Rubel eigentlich?«

»Ich kann dies nicht sagen . . .«

»Herrn Perchotin haben Sie, so scheint es, von Dreitausend erzählt, die Sie von Frau Chochlakow erhalten hätten?«

»Vielleicht habe ich das auch erzählt. Genug, ihr Herren, ich werde nicht sagen, wieviel.«

»Bemühen Sie sich, in diesem Fall zu beschreiben, wie Sie hierherfuhren, und alles, was Sie taten, nachdem Sie hier angekommen waren . . .?«

»Ach, darüber fragen Sie doch alle aus, die hier sind. Übrigens will ich es aber am Ende gar selber erzählen.«

Er tat dies, wir werden aber seine Erzählung nicht mitteilen. Er erzählte trocken, flüchtig. Von den Entzückungen seiner Liebe sprach er überhaupt nicht. Er erzählte indes, wie der Entschluß, sich zu erschießen, in ihm geschwunden sei »in Hinsicht auf neue Tatsachen«. Er erzählte, ohne zu begründen, ohne in Einzelheiten einzugehen. Ja, und auch die Untersuchungsführenden beunruhigten ihn diesmal nicht gar zu sehr: es war klar, daß auch für sie jetzt nicht darin die Hauptsache bestehe.

»Wir werden das alles noch nachprüfen, auf das alles werden wir noch zurückkommen bei der Vernehmung der Zeugen, die natürlich in Ihrer Anwesenheit vor sich gehen wird«, schloß Nikolai Parfenowitsch das Verhör. »Jetzt erlauben Sie uns aber, uns an Sie mit der Bitte zu wenden, hierher auf den Tisch alle Ihre Sachen zu legen, die Sie bei sich haben, und die Hauptsache, alles Geld, das Sie jetzt besitzen!«

»Das Geld, meine Herren? Erlauben Sie, ich verstehe, daß es nötig ist. Ich wundere mich sogar, daß Sie nicht früher neugierig waren. Freilich, ich bin nirgendwohin

gegangen, ich sitze vor aller Augen. Nun, da ist es jetzt, nehmen Sie es, es ist alles, scheint es.«

Er nahm alles aus seinen Taschen, sogar das Kleingeld, zwei Zwanzigkopekenstücke, nahm er aus seiner Westentasche.

Man zählte das Geld zusammen, es ergab achthundertdreißig Rubel vierzig Kopeken.

»Das ist auch alles?« fragte der Untersuchungsrichter.

»Alles!«

»Sie geruhten soeben zu sagen, als Sie Ihre Aussagen machten, daß Sie im Laden der Plotnikows dreihundert Rubel zurückließen. Dem Perchotin gaben Sie zehn, dem Fuhrmann zwanzig, hier verspielten Sie zweihundert, dann . . .«

Nikolai Parfenowitsch zählte alles her. Mitja half ihm bereitwillig. Man entsann sich an jede Kopeke und stellte alles in Rechnung. Nikolai Parfenowitsch zog rasch die Endsumme.

»Mit diesen Achthundert besaßen Sie demnach alles in allem ursprünglich Anderthalbtausend?«

»Es muß wohl so sein«, schnitt Mitja das Wort ab.

»Wie behaupten denn da aber alle, es sei bei weitem mehr?«

»Meinetwegen können sie es behaupten.«

»Ja, und auch Sie selber behaupteten es!«

»Auch ich selber behauptete es.«

»Wir werden dies alles noch an den Aussagen der noch nicht verhörten Personen nachprüfen. Hinsichtlich Ihres Geldes seien Sie ohne Sorge, es wird aufbewahrt werden, so wie es sich gehört, und Ihnen zur Verfügung stehen, wenn das alles beendet ist . . . was jetzt seinen Anfang nahm . . . wenn es sich erweisen wird, daß Sie ein unbestreitbares Recht auf dies Geld haben. Nun, aber jetzt . . .«

Nikolai Parfenowitsch stand plötzlich auf und erklärte mit fester Stimme Mitja, er sei »genötigt und verpflichtet«, die allergenaueste und peinlichste Untersuchung

»sowohl seiner Kleidung wie auch von allem andern vorzunehmen«.

»Erlauben Sie, meine Herren, ich werde alle Taschen umdrehen, wenn Sie es wollen.«

Und tatsächlich machte er sich eben daran, seine Taschen umzudrehen.

»Es ist nötig, sogar die Kleider abzulegen.«

»Wie? Ausziehen? Pfui Teufel! Ja, untersuchen Sie doch so! Ist es nicht möglich so?«

»Um keinen Preis, Dmitri Fjodorowitsch! Man muß die Kleider ablegen.«

»Wie Sie wollen.« Mitja unterwarf sich finster. »Nur bitte nicht hier, vielmehr hinter dem Vorhang. Wer wird die Untersuchung vornehmen?«

»Natürlich hinter dem Vorhang«, und Nikolai Parfenowitsch nickte zum Zeichen der Billigung mit dem Kopf. Sein Gesicht drückte sogar eine ganz besondere Wichtigkeit aus.

VI. *Der Staatsanwalt hat Mitja erwischt*

Es begann etwas, was Mitja völlig unerwartet kam und ihn erstaunte. Er hätte um nichts in der Welt vordem, ja nur eine Minute vordem, vermuten können, daß irgendwer mit ihm so umgehen könne, mit ihm, Mitja Karamasow! Die Hauptsache: es kam da etwas Erniedrigendes zum Vorschein, und ihrerseits etwas »Hochmütiges und ihm gegenüber Verächtliches«. Es wäre noch nichts daran gewesen, den Überrock abzulegen, man bat ihn aber, sich noch weiter auszuziehen. Und sie baten eigentlich gar nicht darum, sie befahlen es geradezu – er begriff dies durchaus. Aus Stolz und Verachtung unterwarf er sich völlig ohne Widerrede. Hinter den Vorhang trat außer Nikolai Parfenowitsch auch noch der Staatsanwalt; es waren aber auch noch einige Bauern anwesend. »Natürlich um im Notfall Gewalt zu gebrauchen«,

dachte Mitja. »Aber vielleicht auch noch für irgend etwas anderes.«

»Wie denn, soll ich wirklich auch das Hemd ausziehen?« fragte er eben nur mit barscher Stimme; aber Nikolai Parfenowitsch antwortete ihm nicht: er und der Staatsanwalt waren ganz in die Untersuchung des Rocks, der Hose, der Weste und der Mütze vertieft, und es war deutlich zu sehen, daß sie sich beide gar sehr für die Untersuchung interessierten: »Sie machen ganz und gar keine Umstände«, blitzte es Mitja durch den Kopf; »sie beobachten nicht einmal die unumgängliche Höflichkeit.« »Ich frage Sie zum zweitenmal, muß ich das Hemd ausziehen oder nicht?« sprach er noch rascher und erregter.

»Seien Sie unbesorgt, wir werden es Ihnen schon sagen«, antwortete Nikolai Parfenowitsch, und sein Ton war sogar befehlshaberisch. Wenigstens schien es Mitja so. Währenddessen führten der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt halblaut eine eingehende Beratung. Es erwies sich, daß auf dem Überrock, besonders auf dem linken Rockschoß hinten, gewaltige Blutflecken waren, die getrocknet, verhärtet und noch nicht recht weichgedrückt waren. Auf den Hosen ebenfalls. Außerdem betastete Nikolai Parfenowitsch eigenhändig in Gegenwart von Zeugen den Kragen, die Aufschläge und alle Nähte des Überrockes und der Hosen, wobei er augenscheinlich nach irgend etwas suchte – natürlich nach Geld. Die Hauptsache, man verbarg gar nicht vor Mitja den Argwohn, er könnte Geld in seine Kleider einnähen, er sei wirklich dazu fähig. »Das ist schon geradezu, als ob sie es mit einem Dieb zu tun hätten, nicht aber mit einem Offizier«, brummte er vor sich hin. Sie tauschten zudem in seiner Anwesenheit ihre Gedanken aus mit einer Offenheit, die geradezu seltsam war. So machte zum Beispiel der Protokollführer, der sich gleichfalls hinter dem Vorhang befand, sich dort zu schaffen machte und überall hinhorchte, Nikolai Parfenowitsch auf die Mütze auf-

merksam, die sie dann gleichfalls betasteten: »Entsinnen Sie sich an Gridenko, den Schreiber«, bemerkte der Protokollführer. »Diesen Sommer war er gefahren, um für die ganze Kanzlei das Gehalt in Empfang zu nehmen, und als er zurückkehrte, erklärte er, er habe das Geld in betrunkenem Zustand verloren – wo hat man es aber gefunden? Gerade hier, in diesen selben Kanten: die Hundertrubelscheine waren zu Röhrchen gedreht und in die Kanten eingenäht.« An den Vorfall mit Gridenko erinnerten sich sehr wohl auch der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt, und deshalb legten sie auch die Mütze des Mitenka beiseite und entschieden, daß es nötig sein werde, das alles nachher ernsthaft durchzusehen, ja, und auch den ganzen Anzug.

»Erlauben Sie«, schrie plötzlich Nikolai Parfenowitsch, als er den nach innen eingeschlagenen rechten Aufschlag des rechten Ärmels am Hemd des Mitja bemerkte, der ganz mit Blut besudelt war, »erlauben Sie einmal, dies – wie denn, ist das Blut?«

»Blut«, bemerkte Mitja kurz.

»Das heißt, das ist was für welches . . . und weshalb ist denn der Ärmel nach innen eingeschlagen?«

Mitja erzählte, wie er, als er sich mit Grigori abgab, den Umschlag befleckt und ihn dann nach innen umgebogen habe, als er sich bei Perchotin die Hände wusch.

»Ihr Hemd muß man ebenfalls mitnehmen, das ist sehr wichtig . . . für die sachlichen Beweisstücke.« Mitja errötete und wurde wütend.

»Wie denn, soll ich denn nackt bleiben?« rief er aus.

»Seien Sie unbesorgt . . . wir werden das irgendwie in Ordnung bringen; vorderhand aber bemühen Sie sich, auch die Socken auszuziehen.«

»Sie scherzen nicht? Das ist tatsächlich so nötig?« Und Mitjas Augen funkelten.

»Uns ist es nicht ums Scherzen zu tun!« entgegnete streng Nikolai Parfenowitsch.

»Warum nicht, wenn es nötig ist . . . ich . . .«, murmelte

Mitja, setzte sich aufs Bett und begann sich die Socken auszuziehen. Es war ihm unerträglich peinlich: alle sind angekleidet, er allein hat seine Kleider abgelegt, und, das ist seltsam, da er ausgezogen ist, ist es ihm so, als fühle er sich selber vor ihnen schuldig, und die Hauptsache, selber war er fast einverstanden damit, daß er tatsächlich plötzlich niedriger stehe als sie alle, und daß sie jetzt schon das volle Recht hätten, ihn zu verachten. »Wenn alle ausgezogen sind, so braucht man sich nicht zu schämen, wenn man aber allein ausgezogen ist, und alle zuschauen – so ist das eine Schande!« ging es ihm immer und immer wieder durch den Kopf. »Das ist so wie im Traum, ich habe bisweilen im Traum solche Schande für mich erlebt.«

Seine Socken auszuziehen war ihm dabei sogar qualvoll: sie waren durchaus nicht sauber, ja, und seine Unterwäsche gleichfalls, und jetzt sahen das alle. Aber die Hauptsache, er selber liebte seine Füße nicht, weil er sein ganzes Leben hindurch seine großen Zehen an beiden Füßen mißgestaltet gefunden hatte, besonders einen plumpen, platten und wie nach unten gekrümmten Nagel am rechten Fuß, und da sehen dies jetzt alle! Vor unerträglicher Scham wurde er plötzlich noch mehr und schon absichtlich grob. Er riß selber das Hemd herunter.

»Wollen Sie nicht noch irgendwo suchen, wenn Sie sich nicht schämen?«

»Nein, vorderhand ist es nicht nötig.«

»Wie denn, soll ich denn so auch nackt bleiben?« fügte er wütend hinzu.

»Ja, das ist vorderhand nötig . . . Bemühen Sie sich, einstweilen hier niederzusetzen, Sie können sich ja vom Bett eine Decke nehmen und sich einhüllen, ich aber . . . ich werde dies alles weglegen.«

Alle diese Dinge zeigten sie den Zeugen, setzten ein Untersuchungsprotokoll auf, und endlich ging Nikolai Parfenowitsch hinaus, die Kleider aber trug man ihm nach. Hippolyt Kirillowitsch entfernte sich gleichfalls. Es

blieben mit Mitja nur die Bauern, und sie standen schweigend da, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Mitja hüllte sich in die Decke, es fror ihn. Seine nackten Beine hingen heraus, und er brachte es durchaus nicht fertig, die Decke so um sie zu schlagen, daß sie verhüllt waren. Nikolai Parfenowitsch kehrte aus irgendeinem Grund lange Zeit nicht zurück, »folternd lange, er hält mich für einen Hund«. Mitja knirschte mit den Zähnen. »Dieser Dreck von einem Staatsanwalt ist ebenfalls fortgegangen, wahrscheinlich aus Verachtung, es wurde ihm widerlich, auf einen Nackten zu schauen.« Mitja vermutete gleichwohl, man werde seine Kleider dort irgendwie besichtigen und sie ihm dann zurückbringen. Wie groß war aber seine Wut, als Nikolai Parfenowitsch plötzlich mit ganz anderen Kleidern zurückkehrte, die ein Bauer ihm nachtrug.

»Nun, da haben Sie auch Kleider«, sprach er lässig, augenscheinlich sehr zufrieden mit dem Erfolg seines Ganges. »Dies opfert Herr Kalganow für diesen interessanten Fall, ebenso wie auch ein reines Hemd für Sie. Alles dies fand sich zum Glück gerade in seinem Koffer. Was Unterwäsche und Socken anbetrifft, so können Sie das Ihrige behalten.«

Mitja fuhr furchtbar auf. »Ich will keinen fremden Anzug!« schrie er drohend; »geben Sie mir den meinigen!« »Unmöglich!«

»Gebt mir meine Kleider, zum Teufel mit Kalganow, seinen Kleidern und ihm selber!«

Man redete lange auf ihn ein. Irgendwie beruhigten sie ihn schließlich. Man belehrte ihn darüber, daß seine Kleider, da sie mit Blut befleckt seien, »der Sammlung der sachlichen Beweisstücke« beigelegt werden müßten, und die Untersuchenden jetzt »sogar nicht einmal ein Recht hätten, sie ihm zu lassen . . . in Hinsicht darauf, womit die Sache endigen kann«. Mitja begriff dies schließlich irgendwie. Er verfiel in finsternes Schweigen und begann sich rasch anzuziehen. Er bemerkte nur, als

er diesen Anzug anlegte, daß er eleganter sei als seine alten Kleidungsstücke, und daß er nicht »einen Vorteil haben wolle«. Außerdem sei der Anzug »erniedrigend eng«, »Soll ich etwa den Hanswurst in ihm spielen . . . zu Ihrem Vergnügen?«

Man belehrte ihn wiederum darüber, daß er auch hier übertreibe, daß, wenn Herr Kalganow auch größer sei als er, so doch nur ein wenig, und höchstens die Hosen etwas zu lang erscheinen werden. Der Rock erwies sich aber tatsächlich als zu schmal an den Schultern.

»Der Teufel hol's, selbst zuzuknöpfen ist schwer«, brummte von neuem Mitja. »Seien Sie so gütig, geruhen Sie meinerseits sogleich dem Herrn Kalganow mitzuteilen, daß nicht ich um seinen Anzug bat, und daß man mich selber zu einem Narren maskiert habe.«

»Er versteht das sehr gut und bedauert es . . . das heißt, er bedauert nicht etwa, seinen Anzug gegeben zu haben, vielmehr eigentlich diesen ganzen Vorfall . . .«, stotterte gerade Nikolai Parfenowitsch hervor.

»Ich spucke auf sein Mitleid! Nun, wohin jetzt? Oder soll ich immer hier sitzen?«

Man bat ihn, wiederum in »jenes Zimmer« zu kommen. Mitja trat ein, aschgrau vor Wut und indem er sich Mühe gab, niemanden anzublicken. In dem fremden Anzug fühlte er sich völlig mit Schmach bedeckt, sogar vor diesen Bauern und vor Trifon Borisowitsch, dessen Gesicht plötzlich aus irgendeinem Grund in der Tür aufblitzte und verschwand. »Er kam, um auf den Maskierten zu blicken!« dachte Mitja. Er setzte sich auf seinen früheren Stuhl. Es kam ihm vor, als träume er etwas, was einem Alpdruck ähnlich und dabei noch albern sei, es schien ihm, er sei nicht völlig bei Bewußtsein. »Nun, was denn jetzt, jetzt werden Sie wohl beginnen, mich mit Ruten zu schlagen, weiter ist ja schon nichts übriggeblieben«, sprach er zähneknirschend, indem er sich an den Staatsanwalt wandte. Nach Nikolai Parfenowitsch wollte er sich überhaupt nicht einmal mehr um-

wenden, gleich als ob er ihn gar nicht einmal seiner Ansprache würdige.

»Schon allzu aufmerksam hat er meine Socken betrachtet, ja, und er hat noch befohlen, der Halunke, sie umzudrehen; das hat er absichtlich getan, um allen zu zeigen, was ich für schmutzige Wäsche trage.«

»Ja, jetzt wird man zum Verhör der Zeugen übergehen müssen«, sprach Nikolai Parfenowitsch, wie zur Antwort auf die Frage des Dmitri Fjodorowitsch.

»Ja«, sprach in Gedanken der Staatsanwalt, und es war so, als ob er an irgend etwas denke.

»Wir, Dmitri Fjodorowitsch, haben alles getan, was wir in Ihrem Interesse tun konnten«, fuhr Nikolai Parfenowitsch fort; »da wir aber von Ihrer Seite eine so kategorische Absage erhielten, uns Aufklärungen zu geben betreffs der Herkunft der Summe, die sich bei Ihnen vorfand, können wir in diesem Augenblick . . .«

»Aus was ist denn da der Ring bei Ihnen?« unterbrach ihn plötzlich Mitja, gleich als ob er aus einer Benommenheit erwache, und er zeigte mit dem Finger auf einen von den drei großen Ringen, welche das rechte Händchen des Nikolai Parfenowitsch schmückten.

»Der Ring?« fragte erstaunt Nikolai Parfenowitsch.

»Ja, der da . . . da auf dem Mittelfinger mit Äderchen drauf, was ist das für ein Stein?« fragte seltsam erregt, ganz wie ein eigensinniges kleines Kind, Mitja.

»Das ist Rauchtopas«, und Nikolai Parfenowitsch lächelte. »Wollen Sie ihn anschauen, so werde ich ihn abnehmen . . .«

»Nein, nein, nehmen Sie ihn nicht ab!« schrie wild Mitja, der plötzlich zu sich gekommen und auf sich selber böse geworden war. »Nehmen Sie ihn nicht ab, es ist nicht nötig. Teufel . . . Meine Herren, Sie haben meine Seele besudelt! Glauben Sie denn wirklich, daß ich es Ihnen verheimlichen würde, wenn ich tatsächlich meinen Vater getötet hätte, daß ich dann Ausflüchte suchen, lügen und mich verstecken würde? Nein, nicht so ist Dmitri

Karamasow, er hätte das nicht ausgehalten, und wenn ich schuldig wäre, ich schwöre es, so hätte ich nicht Ihre Ankunft hierher und den Aufgang der Sonne erwartet, wie ich es anfangs beabsichtigte, ich hätte mich vielmehr vorher schon vernichtet, ohne erst das Morgengrauen zu erwarten! Ich fühle das jetzt von mir. Ich hätte in zwanzig Jahren nicht so viel gelernt, wie ich erfuhr in dieser einen verfluchten Nacht! Und wäre ich wohl ein solcher Mensch, wäre ich wohl einsolchergewesenindieser Nacht, und jetzt in diesem Augenblick, da ich vor Ihnen sitze – hätte ich dann wohl so gesprochen, so mich bewegt, so auf Sie und die Welt geblickt, wenn ich tatsächlich ein Vatermörder wäre, da doch sogar jener zufällige Mord des Grigori mir nicht Ruhe gab die ganze Nacht hindurch nicht aus Furcht, oh, nicht aus Furcht vor Ihrer Strafe! Schmach! Und Sie wollen, daß ich solchen Spöttern wie Sie, die nichts sehen und an nichts glauben, blinden Maulwürfen und höhnischen Menschen, noch eine neue Niedertracht von mir eröffnen und erzählen soll, noch eine neue Schmach, und wenn mich das auch retten würde vor Ihrer Anklage? Ja, lieber ins Zuchthaus! Der, welcher zum Vater die Tür öffnete und durch diese Tür eintrat, der hat ihn auch getötet, der hat ihn auch bestohlen. Wer das ist – darüber verliere ich mich in Vermutungen und quäle mich, das ist aber nicht Dmitri Karamasow, wissen Sie das – und das ist auch alles, was ich Ihnen sagen kann, und genug, genug, setzen Sie mir nicht weiter zu . . . Schicken Sie mich nur in die Verbannung, richten Sie mich nur hin, aber quälen Sie mich nicht mehr. Ich bin verstummt. Rufen Sie Ihre Zeugen!«

Mitja hatte seinen plötzlichen Monolog so gesprochen, als ob er schon völlig entschlossen sei, hinfort endgültig zu schweigen. Der Staatsanwalt hatte ihn die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen, und kaum war er verstummt, als er plötzlich mit der allerkältesten und allerruhigsten Miene zu reden anhub, gleich als ob es sich um die allergewöhnlichste Sache handle.

»Eben gerade hinsichtlich dieser geöffneten Tür, an die Sie soeben erinnerten, können wir, und gerade zur rechten Zeit, nämlich eben jetzt, eine Aussage des von Ihnen verwundeten greisen Grigori Wassiljewitsch mitteilen, die außerordentlich interessant und in höchstem Grad wichtig ist für Sie und uns. Als er nämlich zu sich gekommen war, erklärte er uns auf unsere Frage klar und eindringlich, daß schon zu jener Zeit, als er auf die Treppe getreten sei und im Garten einen gewissen Lärm vernommen habe, und als er beschlossen habe, durch die Gartentür, die offen stand, in den Garten zu gehen, daß er, in den Garten tretend, bevor er noch Sie bemerkt habe (der Sie, wie Sie es uns bereits mitteilten, im Dunkeln davonliefen), von dem geöffneten Fenster, in welchem Sie Ihren Vater erblickt hatten, einen Blick nach links geworfen habe und tatsächlich das geöffnete Fenster gesehen, in demselben Augenblick aber auch, bei weitem näher zu sich, die sperrweit geöffnete Tür bemerkt habe, von der Sie erklärt hatten, sie sei die ganze Zeit über, während Sie im Garten waren, geschlossen gewesen. Ich werde Ihnen nicht verheimlichen, daß Grigori Wassiljewitsch selber mit Bestimmtheit schließt und aussagt, Sie hätten aus der Tür herauslaufen müssen, wenn er auch natürlich nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wie Sie herausliefen, da er Sie ja im ersten Augenblick schon in einiger Entfernung von sich bemerkt hatte, inmitten des Gartens laufend nach der Seite des Zaunes hin.«

Mitja war bereits in der Mitte der Rede vom Stuhl aufgesprungen. »Unsinn!« brüllte er plötzlich außer sich.

»Nackter Betrug! Er konnte gar nicht die Tür offen sehen, weil sie damals geschlossen war . . . Er lügt!«

»Ich erachte es als meine Pflicht, Ihnen zu wiederholen, daß diese Aussage von ihm in bestimmter Form gemacht wurde. Er schwankt nicht. Er besteht auf ihr. Wir haben ihn einige Male gefragt!«

»Ja, das ist so, ich habe ihn mehrere Male gefragt!« bestätigte mit Feuer auch Nikolai Parfenowitsch.

»Das ist nicht wahr, nicht wahr! Das ist entweder eine Verleumdung meiner Person oder die Halluzination eines Verrückten!« fuhr Mitja fort zu schreien. »Es hat ihm ganz einfach im Fieberwahn, als er verwundet in seinem Blut lag, so geschienen, als er erwachte . . . Da phantasiert er denn auch.«

»Ja . . . er hat aber doch die geöffnete Tür nicht erst dann bemerkt, als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, vielmehr schon vordem, als er nur eben aus dem Seitenbau in den Garten getreten war.«

»Ja, das ist aber doch gar nicht wahr, das ist nicht wahr, das kann gar nicht sein! Da verleumdet er mich aus Wut auf mich . . . Er konnte es nicht sehen . . . Ich bin ja gar nicht aus der Tür herausgelaufen«, keuchte Mitja.

Der Staatsanwalt wandte sich an Nikolai Parfenowitsch und sprach zu ihm mit ganz besonderer Betonung:

»Zeigen Sie es vor!«

»Ist Ihnen dieser Gegenstand bekannt?« fragte Nikolai Parfenowitsch und legte plötzlich ein großes Kuvert auf den Tisch. Es war in Kanzleiformat und aus dickem Papier, auf dem noch drei Siegel zu sehen waren. Das Kuvert selber aber war leer und von einer Seite aufgebrochen. Mitja riß die Augen auf.

»Dies . . . dies muß wohl das Kuvert des Vaters sein«, murmelte er, »dasselbe, in dem diese Dreitausend lagen . . . und wenn die Aufschrift, erlauben Sie: »dem Hühnchen« . . . da steht es ja: Dreitausend!« rief er, »Dreitausend – sehen Sie es?«

»Wie denn, wir sehen es wohl, wir haben aber schon kein Geld mehr darin gefunden, es war leer und lag auf dem Boden, beim Bett, hinter den Wandschirmen.«

Einige Augenblicke stand Mitja wie betäubt:

»Meine Herren, daß ist Smerdjakow!« rief er plötzlich aus aller Kraft, »der hat ihn ermordet, der hat ihn beraubt! Er allein wußte ja nur, wo der alte Mann das Kuvert versteckt hatte. Das ist er gewesen, jetzt ist es klar!«

»Aber auch Sie wußten ja von diesem Kuvert und davon, daß es unter dem Kissen lag.«

»Niemals wußte ich das; ich habe es überhaupt niemals gesehen, ich sehe es eben zum erstenmal, ich habe vor dem nur von Smerdjakow gehört . . . Er allein wußte, wo es der alte Mann verborgen hielt, ich aber wußte es nicht!« Mitja war völlig außer Atem geraten.

»Gleichwohl haben Sie selber uns vorhin ausgesagt, daß das Kuvert bei Ihrem verstorbenen Vater unter dem Kissen lag. Sie haben gerade gesagt, unter dem Kissen, demnach wußten Sie, wo es lag.«

»Wir haben so auch niedergeschrieben!« bekräftigte Nikolai Parfenowitsch.

»Unsinn! Albernheit! Ich wußte durchaus nicht, daß es unterm Kissen lag. Ja, vielleicht lag es überhaupt gar nicht unter dem Kissen. Ich habe aufs Geratewohl gesagt, daß es unter dem Kissen liege. Was sagt Smerdjakow? Haben Sie ihn gefragt, wo es lag? Was sagt Smerdjakow? Das ist die Hauptsache . . . Ich aber habe absichtlich gegen mich gelogen . . . Ich habe Ihnen die Unwahrheit gesagt, ohne nachgedacht zu haben, als ich behauptete, daß es unter dem Kissen lag. Sie aber jetzt . . . Nun, wissen Sie, es reißt sich einem manchmal etwas von der Zunge los, und man lügt. Es wußte aber allein Smerdjakow, nur Smerdjakow allein und sonst niemand! Er hat auch mir nicht eröffnet, wo das Kuvert liegt! Aber das ist er, das ist er gewesen; da hat zweifellos er den Mord verübt, das ist mir jetzt klar wie das Licht!« rief mehr und mehr außer sich geratend Mitja, indem er sich immer wiederholte, aus dem Zusammenhang kam, in Eifer geriet und wütend wurde. »Begreifen Sie das doch, und arretieren Sie ihn so rasch als möglich, so rasch als möglich . . . Er ist es ja gerade, der den Mord beging, als ich fortließ, und Grigori besinnungslos dalag, das ist jetzt klar . . . Er gab die Zeichen, und der Vater öffnete ihm . . . Denn nur er allein kannte die Zeichen, ohne die Zeichen hätte aber der Vater niemandem geöffnet . . .«

»Sie vergessen aber wiederum den Umstand«, bemerkte zwar noch immer ebenso gehalten, aber doch schon, als ob er bereits triumphiere, der Staatsanwalt, »daß es nicht einmal nötig war, die Zeichen zu geben, wenn die Tür schon offenstand, schon in Ihrer Anwesenheit, schon, als Sie sich im Garten befanden.«

»Die Tür, die Tür . . .«, murmelte Mitja und schaute den Staatsanwalt schweigend und unverwandt an; er ließ sich kraftlos wiederum auf seinen Stuhl fallen. Alle verstummten. »Ja, die Tür! Das ist ein Phantom! Gott ist gegen mich!« rief er aus, indem er schon gedankenlos vor sich hinstarrte.

»Sie sehen also«, sprach mit Wichtigkeit der Staatsanwalt, »und urteilen Sie selber, Dmitri Fjodorowitsch: von der einen Seite diese Aussage von der offenen Tür, aus der Sie herausgelaufen seien, diese Aussage, die Sie und uns niederdrückt, von der anderen Seite – Ihr unverständliches, trotziges und fast erbittertes Schweigen in Hinsicht auf die Herkunft des Geldes, das sich plötzlich in Ihren Händen erwies, während Sie noch drei Stunden vorher, Ihrer eigenen Aussage nach, Ihre Pistolen versetzten, um nur zehn Rubel zu erlangen. In Hinsicht auf dies alles entscheiden Sie doch selber: An was sollen wir denn glauben, und wobei sollen wir bleiben? Und werfen Sie uns nicht vor, daß wir »kalte Zyniker und höhnische Menschen« seien, die nicht imstande sind, den Ausbrüchen des Edelmutts von Ihrer Seite Glauben zu schenken . . . Versetzen Sie sich doch auch in unsere Lage . . .«

Mitja war in einer unbeschreiblichen Erregung, er war ganz bleich geworden.

»Gut!« rief er plötzlich aus, »ich enthülle Ihnen mein Geheimnis, ich eröffne Ihnen, von woher ich das Geld nahm! Ich enthülle die Schmach, damit ich späterhin weder Ihnen noch mir einen Vorwurf zu machen brauche.«

»Und glauben Sie nur, Dmitri Fjodorowitsch«, ergriff

mit einem ganz gerührt frohen Stimmchen Nikolai Parfenowitsch das Wort, »daß jedes aufrichtige und volle Geständnis Ihrerseits, wenn es gerade im jetzigen Augenblick geschieht, späterhin eine ganz außerordentliche Erleichterung Ihres Geschickes zur Folge haben kann und sogar außerdem . . .«

Der Staatsanwalt hatte ihn aber leicht unter dem Tisch angestoßen, und er hatte rechtzeitig einhalten können. Mitja freilich hatte ihn nicht einmal gehört.

VII. *Das große Geheimnis des Mitja.*
Man pfiff ihn aus

»Meine Herren«, begann er immer noch in der gleichen Erregung, »dieses Geld . . . ich will ein völliges Geständnis ablegen . . . dieses Geld gehörte mir.«

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter machten lange Gesichter; ganz und gar nicht das hatten sie erwartet.

»Wie gehörte es denn Ihnen?« lispelte Nikolai Parfenowitsch, »während doch noch um fünf Uhr, nach Ihrem eigenen Geständnis . . .«

»Ach, zum Teufel wiederum fünf Uhr an jenem Tag, und mein eigenes Geständnis, nicht darum handelt es sich jetzt! Diese Gelder waren mein, mein, das heißt meine gestohlenen . . . das heißt nicht eigentlich die meinigen, vielmehr gestohlene, von mir gestohlene, und es waren ihrer anderthalbtausend, und ich hatte sie bei mir, die ganze Zeit über bei mir . . .«

»Ja, wo haben Sie sie aber denn hergenommen?«

»Von meinem Hals, meine Herren, nahm ich sie, von meinem Hals. Sehen Sie, von diesem meinem eigenen Hals . . . Hier war das Geld bei mir am Hals, eingenäht in einen Lappen hing es mir am Hals, lange ist es schon her, schon einen Monat, daß ich es am Hals trug, zu meiner Scham und meiner Schmach!«

»Aber von wem haben Sie denn das Geld . . . sich angeeignet?«

»Sie wollten sagen: gestohlen? Sprechen Sie doch jetzt dies Wort geradeheraus. Ja, ich halte dafür, daß es ganz so ist, als ob ich dies Geld gestohlen habe, aber wenn Sie wollen, habe ich es mir tatsächlich nur »angeeignet«. Indessen, meiner Ansicht nach habe ich es gestohlen. Doch gestern, am Abend, da habe ich dies Geld auch schon völlig gestohlen.«

»Gestern abend? Sie haben aber eben erst gesagt, daß es schon ein Monat her ist, daß Sie das Geld . . . erlangten!«

»Ja, aber nicht bei meinem Vater, nicht bei meinem Vater; beunruhigen Sie sich nicht, nicht bei meinem Vater habe ich dies Geld gestohlen, vielmehr bei ihr. Lassen Sie mich erzählen und unterbrechen Sie mich nicht! Das fällt einem doch nicht leicht! Sehen Sie: Vor einem Monat ruft mich Katarina Iwanowna Werchowzew, meine frühere Braut . . . Kennen Sie sie?«

»Wie denn, natürlich!«

»Ich weiß, daß Sie sie kennen. Die edelste Seele ist sie, die edelste von den edlen, mich aber haßte sie lange schon, o längst schon . . . Und ich hatte es verdient, ich hatte es verdient, daß sie mich haßte.«

»Katarina Iwanowna?« fragte mit Staunen der Untersuchungsrichter. Der Staatsanwalt machte gleichfalls große Augen.

»Oh, sprechen Sie ihren Namen nicht unnütz aus! Ich bin ein Schuft, daß ich sie erwähne. Ja, ich sah, daß sie mich haßte . . . längst . . . von der allerersten Begegnung an, von jener ersten Begegnung an bei mir in meiner Wohnung, noch dort. Aber genug davon, genug, dies zu wissen sind sogar Sie nicht würdig, das ist überhaupt nicht nötig . . . Nötig ist aber nur das eine, daß sie mich vor einem Monat rief, mir dreitausend Rubel gab, um sie ihrer Schwester und noch einer Verwandten nach Moskau zu schicken (und ganz so, als ob sie es nicht selber

abschicken könnte), ich aber . . . das war gerade zu jener verhängnisvollen Stunde meines Lebens, als ich . . . nun, mit einem Wort, als ich nur eben eine andere liebge-
wann, sie, die jetzige, sie sitzt ja gerade jetzt bei Ihnen da
drunten, Gruschenka . . . Ich nahm sie damals hierher
nach Mokraje mit und verbummelte hier in zwei Tagen
die Hälfte dieses verfluchten Geldes, das heißt ander-
thalbtausend, die andere Hälfte aber behielt ich mir. Nun
sehen Sie, diese anderthalbtausend Rubel, welche ich
zurückbehalten hatte, trug ich auch mit mir am Hals
zusammen mit dem Kreuzchen. Gestern aber entsiegelte
ich dies Geld und verbummelte es. Was übrigblieb, in der
Höhe von achthundert Rubel, haben Sie jetzt in Hän-
den, Nikolai Parfenowitsch, das ist alles, was übrigblieb
von den gestrigen Anderthalbtausend.«

»Erlauben Sie, wie ist denn das? Sie haben ja hier, vor
einem Monat, Dreitausend verbummelt, nicht aber an-
derthalbtausend. Alle wissen das!«

»Wer weiß es denn? Wer zählte mein Geld? Wem gab ich
es zu zählen?«

»Erbarmen Sie sich doch, ja, Sie selber sagten doch allen,
daß Sie damals genau Dreitausend verbummelten.«

»Freilich habe ich das gesagt, der ganzen Stadt habe ich es
gesagt, und die ganze Stadt hat es gesagt, und alle haben sie
gemeint, auch sogar hier in Mokraje haben gleichfalls alle
sogemeint, daß es Dreitausend gewesen seien. Aber gleich-
wohl habe ich nicht drei, vielmehr nur anderthalbtausend
verbummelt, die andern anderthalb nähte ich aber in ein
Säckchen ein; sehen Sie, so ist die Sache gewesen, meine
Herren, sehen Sie jetzt, von woher dies gestrige Geld . . .«

»Das ist fast wunderbar . . .«, lispelte Nikolai Parfeno-
witsch.

»Erlauben Sie zu fragen«, sprach endlich der Staatsan-
walt: »haben Sie nicht irgendwem, früher als uns, von
diesem Umstand erzählt . . . das heißt, daß Sie diese
anderthalbtausend damals schon, vor einem Monat, bei
sich behielten?«

»Niemandem habe ich es gesagt.«

»Das ist seltsam. Wirklich durchaus niemandem?«

»Durchaus niemandem. Niemand und niemandem.«

»Wozu aber ein solches Verschweigen? Was hat Sie denn veranlaßt, hieraus ein solches Geheimnis zu machen? Ich werde mich deutlicher ausdrücken: Sie haben uns nunmehr endlich Ihr Geheimnis enthüllt, das nach Ihren Worten so »schmachvoll« ist, obgleich tatsächlich – das heißt nur relativ gesprochen – diese Handlung, das heißt eben gerade das Sichaneignen fremden Geldes, von dreitausend Rubeln, und zweifellos nur auf eine gewisse Zeit – obgleich also diese Handlung, meiner Ansicht nach wenigstens, nur im höchsten Grad leichtsinnig ist, nicht aber so schmachvoll, wenn man zudem auch noch Ihren Charakter berücksichtigt . . . Nun, nehmen wir an, dies sei sogar auch eine tadelnswerte, eine, ich gestehe es, im höchsten Grad tadelnswerte Handlung, so ist sie aber gleichwohl nicht schmachvoll . . . Das heißt, ich beziehe mich nämlich darauf, daß schon viele im Verlauf dieses Monats auch ohne Ihr Geständnis erraten haben, daß Sie diese Dreitausend von Fräulein Werchowzew für sich verausgabten, ich selber hörte dies Gerücht . . . Michail Markarowitsch hat es zum Beispiel auch gehört, so daß dies schließlich fast schon nicht mehr nur ein Gerücht, vielmehr ein offenes Stadtgespräch war. Außerdem gibt es Hinweise darauf, daß auch Sie selber, wenn ich nicht irre, irgendwem dies eingestanden haben, das heißt gerade eben, daß dieses Geld von Fräulein Werchowzew . . . Deshalb aber erstaunt es mich schon allzusehr, daß Sie bis jetzt, das heißt bis gerade zur jetzigen Minute, ein so außergewöhnliches Geheimnis machten aus diesen, wie Sie sagen, zurückbehaltenen anderthalbtausend, wobei Sie mit diesem Ihrem Geheimnis sogar ein gewisses Entsetzen verknüpften . . . Es ist nicht wahrscheinlich, daß es Ihnen so viel Qualen kostete, ein solches Geheimnis zu bekennen . . . Sie haben ja sogar eben erst geschrien: lieber zum Zuchthaus als einzugestehen!«

Der Staatsanwalt verstummte. Er war in Feuer geraten. Er verbarg keineswegs seinen Verdruß, fast seine Wut, und er kramte alles aus, was sich in ihm angesammelt hatte, sogar ohne sich um die Schönheit des Stils zu kümmern, das heißt, zusammenhanglos und fast unklar, verworren.

»Nicht in den anderthalbtausend war die Schmach beschlossen, vielmehr darin, daß ich diese anderthalbtausend von jenen dreitausend wegnahm«, sprach mit fester Stimme Mitja.

»Aber wie denn?« Und der Staatsanwalt lächelte gereizt. »Was ist denn Schmachvolles darin, daß Sie von den Dreitausend, die Sie schon in tadelnswerter Weise nahmen (oder wenn Sie wollen, so ist das schon schmachvoll), daß Sie von diesen Dreitausend die Hälfte zurückbehielten, wie es Ihnen gut schien? Wichtiger ist es, daß Sie sich Dreitausend aneigneten, nicht aber, wie Sie über sie verfügten. Weshalb haben Sie übrigens so verfügt, das heißt, jene Hälfte beiseitegelegt? Wofür, in welcher Absicht haben Sie so gehandelt, können Sie uns das erklären?«

»Oh, meine Herren, ja, in der Absicht ist auch die ganze Kraft!« rief Mitja aus. »Ich legte dies Geld beiseite aus Niedertracht, das heißt aus Berechnung, denn Berechnung ist gerade in solchem Fall auch Niedertracht . . . Und einen ganzen Monat verharrte ich in dieser Niedertracht!«

»Das ist unverständlich!«

»Ich wundere mich über Sie. Ich drücke mich aber übrigens vielleicht tatsächlich unverständlich aus. Sehen Sie, folgen Sie mir: Ich eigne mir Dreitausend an, die meiner Ehre anvertraut sind, bummle für das Geld, verbummle es völlig, komme am nächsten Morgen zu ihr und spreche: ›Katja, verzeih mir, ich habe deine Dreitausend verbummelt.‹ – Nun wie, ist das schön? Nein, nicht schön – ehrlos und kleinmütig ist es, ein wildes Tier handelt so und ein Mensch, der sich nicht zu halten

versteht, bis er zum Tier herabsinkt, ist es so? Ist es so? Aber gleichwohl ist das kein Dieb. Wenigstens nicht ein direkter Dieb, kein unmittelbarer, gestehen Sie das ein? Ich habe das Geld verbummelt, nicht aber es gestohlen! Nunmehr der zweite, noch vorteilhaftere Fall; folgen Sie mir, sonst komme ich am Ende gar wiederum aus dem Konzept – es ist mir so, als ob mir schwinde –, also der zweite Fall: Ich verbummle hier nur anderthalbtausend von drei, das heißt die Hälfte. Am nächsten Tag komme ich zu ihr und bringe ihr die Hälfte. »Katja, nimm von mir, einem Schurken und leichtsinnigen Schuft, diese Hälfte des mir anvertrauten Geldes, weil ich die andere Hälfte verbummelte, und ich demnach auch diese Hälfte verbummeln werde, damit ich nicht mehr in Versuchung gerate!« Nun, wie ist es in solchem Fall? Alles, was Sie wollen, ist ein solcher Mensch, ein wildes Tier und ein Schuft, aber schon kein Dieb, kein Dieb endgültig, denn wenn er ein Dieb wäre, so hätte er wahrscheinlich die andere Hälfte des Geldes auch nicht zurückgebracht, sie sich vielmehr gleichfalls angeeignet. In diesem Fall erkennt sie vielmehr, daß, wenn er so rasch die eine Hälfte zurückerstattete, er auch den Rest ersetzen werde, das heißt das Geld, das er verbummelte, daß er sein Leben lang danach suchen und dafür arbeiten und es endlich auch finden und zurückgeben werde. Auf diese Weise ist er zwar ein Schurke, nicht aber ein Dieb, kein Dieb, in jedem Fall kein Dieb!«

»Nehmen wir an, daß da tatsächlich ein gewisser Unterschied ist . . .«, und der Staatsanwalt lächelte kalt; »aber gleichwohl ist es seltsam, daß Sie darin einen schon so verhängnisvollen Unterschied sehen.«

»Ja, ich sehe da einen so verhängnisvollen Unterschied! Ein Schuft kann jeder sein, ja, und ist auch am Ende gar jeder, ein Dieb kann aber nicht jeder sein, vielmehr nur ein Erzschuft. Nun ja, ich verstehe mich da nicht auf solche Feinheiten . . . Aber nur das eine: ein Dieb ist nichtswürdiger als ein Schuft, das ist meine Überzeu-

gung. Hören Sie! Ich trage einen ganzen Monat Geld bei mir, morgen schon kann ich mich entschließen, es zurückzugeben, und ich bin dann schon kein Schurke mehr; aber ich kann mich eben nicht dazu entschließen, das ist ja gerade die Sache, wenn ich mich auch jeden Tag entscheiden will, wenn ich auch jeden Tag mich selber anfeuere: »Entscheide dich, entscheide dich doch, du Schuft!«, so kann ich mich eben den ganzen Monat nicht entscheiden, das ist es ja! Wie, ist das Ihrer Ansicht nach gut so, ist es gut so?»

»Nehmen wir an, es ist nicht gut so, dies vermag ich durchaus einzusehen, und darüber streite ich auch gar nicht«, antwortete gemessen der Staatsanwalt. »Ja, und überhaupt wollen wir auf jeden Streit über diese Feinheiten und Unterscheidungen verzichten und vielmehr, wenn es Ihnen gefällig wäre, wiederum zur Sache übergehen. Die Sache ist aber gerade die, daß Sie noch nicht geruhten, uns zu erzählen, obgleich wir danach fragten, weshalb Sie denn eigentlich ursprünglich eine solche Teilung bei diesen Dreitausend vornahmen, das heißt, die eine Hälfte verbummelten, die andere aber versteckten? Wozu haben Sie eigentlich dies Geld zurückbehalten, wozu wollten Sie eigentlich diese anderthalbtausend verwenden, die Sie beiseitegelegt hatten? Auf dieser Frage bestehe ich, Dmitri Fjodorowitsch!«

»Ach ja, und in der Tat!« schrie Mitja, und er schlug sich auf die Stirn. »Verzeihen Sie, ich quäle Sie, ohne Ihnen die Hauptsache zu erklären, sonst hätten Sie augenblicklich verstanden, denn im Zweck, gerade in diesem Zweck liegt ja auch die Schande. Sehen Sie, da ist immer dieser selbe Greis, der Verstorbene, er hatte immer Agrafena Alexandrowna beunruhigt; ich aber war eifersüchtig, ich dachte damals, sie schwanke zwischen mir und ihm. Und da denke ich denn auch jeden Tag: Wie, wenn sie sich plötzlich entscheiden wird, wie, wenn sie es müde wird, mich zu quälen, und mir plötzlich sagen wird: »Dich liebe ich, nicht aber ihn, entführe du mich bis ans Ende der

Welt!« Ich aber habe nur zwei Zwanzigkopekenstücke. Womit wird man sie entführen, was soll man dann tun? – Da habe ich mich denn auch zugrunde gerichtet. Ich kannte sie ja damals nicht und verstand sie nicht, ich glaubte, sie habe Geld nötig, und sie werde mir meine Armut nicht verzeihen. Und da zähle ich denn tückischerweise die Hälfte von den Dreitausend ab und nähe sie kaltblütig ein, ich nähe sie ein in einer ganz bestimmten Absicht, ich nähe sie ein, bevor ich noch betrunken war; darauf aber, als ich sie schon eingenäht hatte, fahre ich hinaus, um die andere Hälfte zu verbummeln! Nun, das ist doch Schufterei! Haben Sie jetzt begriffen?« Der Staatsanwalt lachte laut auf, der Untersuchungsrichter gleichfalls.

»Meiner Ansicht nach ist es sogar vernünftig und sittlich, daß Sie sich beherrschten und nicht gleich alles Geld verbummelten«, kicherte Nikolai Parfenowitsch; »denn was ist da eigentlich Derartiges dabei?«

»Ja das, daß ich stahl, das ist es! O mein Gott, Sie entsetzen mich durch Ihr Unverständnis! Die ganze Zeit über, während ich diese anderthalbtausend eingenäht auf der Brust trug, sagte ich mir jeden Tag und jede Stunde: ›Du bist ein Dieb! Du bist ein Dieb!‹ Ja, deshalb war ich auch so wild und wütend diesen Monat über, deshalb habe ich auch im Wirtshaus gerauft, deshalb habe ich auch meinen Vater verprügelt, weil ich mir eben wie ein Dieb vorkam! Ich habe mich sogar nicht einmal entschließen können und es nicht gewagt, Aljoscha, meinem Bruder, von diesen anderthalbtausend zu erzählen: bis zu dem Grad fühlte ich, daß ich ein Schuft und ein Gauner bin! Wissen Sie aber, daß, während ich dies Geld bei mir trug, ich mir um diese selbe Zeit jeden Tag und jede Stunde sagte: ›Nein, Dmitri Fjodorowitsch, du bist vielleicht doch noch nicht ein Dieb! Weshalb? Aber gerade deshalb, weil du morgen gehen und diese anderthalbtausend Katja abgeben kannst.‹ Und da habe ich denn erst gestern beschlossen, mein Geldsäck-

chen mir vom Hals zu reißen, als ich von Fenja zum Perchotin ging, bis zu diesem Augenblick hätte ich mich dazu nicht entschließen können, und als ich es nur eben zerriß, in diesem selben Augenblick wurde ich auch schon ein endgültiger und zweifelloser Dieb, ein Dieb und ein ehrloser Mensch fürs ganze Leben. Weshalb? Weil ich zugleich mit dem Geldsäckchen auch meine Absicht zerrissen hatte, zu Katja zu gehen und ihr zu sagen: ›Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb!‹ Verstehen Sie es jetzt, verstehen Sie es?«

»Weshalb haben Sie sich aber gerade gestern abend dazu entschlossen?« unterbrach ihn nur eben Nikolai Parfenowitsch.

»Weshalb? Es ist lächerlich, danach zu fragen: Weil ich mich selber dazu verurteilt hatte zu sterben, um fünf Uhr morgens, hier, beim Tagesgrauen: ›Es ist doch völlig einerlei, dachte ich, ›als Schuft oder als edler Mensch zu sterben!‹ Es ist aber keineswegs so, es hat sich erwiesen, daß das nicht einerlei ist! Glauben Sie, meine Herren, nicht das, nicht das hat mich mehr als alles andere in dieser Nacht gequält, daß ich den greisen Diener niederschlug, und daß mir Sibirien drohte, und noch zu welcher Zeit? Als meine Liebe eben gekrönt wurde, und der Himmel sich mir von neuem öffnete! Oh, auch dies hat mich gequält, aber doch nicht so; dennoch nicht so wie dieses verfluchte Bewußtsein, daß ich endlich dies verdammte Geld mir von der Brust gerissen und verausgabt hatte, und ich dennoch jetzt schon ein endgültiger Dieb bin! Oh, meine Herren, ich wiederhole es Ihnen mit blutigem Herzen: Vieles habe ich erfahren in dieser Nacht! Ich habe erkannt, daß es nicht nur unmöglich ist, als Schuft zu leben, nein, daß es auch unmöglich ist, als Schuft zu sterben . . . Nein, meine Herren, sterben muß man in Ehren.«

Mitja war bleich geworden. Sein Gesicht hatte einen erschöpften und gequälten Ausdruck angenommen ungeachtet dessen, daß er sich aufs äußerste ereifert hatte.

»Ich beginne Sie zu verstehen, Dmitri Fjodorowitsch«, sprach gedehnt, weich und sogar als ob er Mitleid empfinde, der Staatsanwalt; »aber dies alles, wie Sie auch darüber denken mögen, sind meines Erachtens nur Nerven . . . Ihre kranken Nerven, das ist es. Weshalb hätten Sie denn nicht zum Beispiel, um sich von so viel Qualen, fast im Verlauf eines ganzen Monats, zu befreien, sich aufraffen und diese anderthalbtausend jener Person zurückgeben sollen, die sie Ihnen anvertraut hatte, und nachdem Sie sich schon mit ihr auseinandergesetzt hatten, weshalb hätten Sie nicht in Hinsicht auf Ihre damalige Lage, die Sie als so furchtbar schildern, einen Versuch machen sollen, der sich dem Geist so natürlich darbietet, daß heißt nach dem aufrichtigen Bekenntnis Ihrer Fehler, weshalb hätten Sie dann nicht das Fräulein um die Summe bitten sollen, die Sie für Ihre Ausgaben brauchten, sie hätte sie Ihnen schon sicherlich nicht versagt bei ihrem edlen Herzen, und in Hinsicht auf Ihre Verstörtheit, zumal wenn Sie ein Dokument hinterlegt hätten, oder schließlich wenn auch nur unter einer solchen Sicherheit, wie Sie sie dem Kaufmann Samsonow und der Frau Chochlakow vorschlugen? Sie halten ja sogar bis jetzt noch diese Sicherheit für wertvoll!«

Mitja war plötzlich errötet.

»Halten Sie mich denn wirklich schon bis zu einer solchen Stufe für einen Schuft? Es kann doch nicht sein, daß Sie dies im Ernst meinen!« sprach er mit Unwillen, indem er dem Staatsanwalt gerade in die Augen sah, gleich als ob er nicht glaube, was er von ihm gehört hatte.

»Ich versichere Ihnen, daß dies mein Ernst ist . . . Weshalb glauben Sie denn, es sei nicht mein Ernst?« fragte der Staatsanwalt erstaunt.

»Oh, wie gemein wäre dies gewesen! Meine Herren, wissen Sie denn auch, daß Sie mich quälen? Erlauben Sie, ich werde Ihnen schon alles sagen, so soll es auch sein, ich werde mich jetzt Ihnen in meiner ganzen Höllichkeit offenbaren, aber nur, um gerade Sie zu beschä-

men; und Sie selber werden dann erstaunt sein darüber, bis zu welcher Nichtswürdigkeit den Menschen der Zwiespalt seiner Gefühle führen kann. So wissen Sie denn, daß ich schon selber diesen Plan im Auge hatte, gerade denselben, von dem Sie soeben sprachen, Herr Staatsanwalt! Ja, meine Herren, auch ich hatte diese Gedanken im Verlauf dieses verfluchten Monats, so daß ich fast schon entschlossen war, zu Katja zu gehen, bis zu dem Grad war ich nichtswürdig! Aber zu ihr zu gehen, ihr meinen Verrat einzugestehen, und gerade für diesen Verrat, um diesen Verrat gerade auch auszuführen, für die bevorstehenden Kosten dieses Verrates, gerade sie, gerade Katja um Geld zu bitten (zu bitten! hören Sie: zu bitten!) und auch sogleich schon von ihr mit einer andern davonzulaufen, mit ihrer Nebenbuhlerin, die sie haßt und beleidigt! – Erbarmen Sie sich doch, ja, Sie sind wohl verrückt geworden, Herr Staatsanwalt!«

»Nicht verrückt, aber natürlich habe ich mir im Eifer der Sache keine rechte Vorstellung gemacht . . . hinsichtlich gerade dieser weiblichen Eifersucht . . . wenn da tatsächlich Eifersucht sein konnte, wie Sie behaupten . . . ja, am Ende spielt da gar auch etwas in dieser Art mit«, lächelte der Staatsanwalt.

»Aber das wäre doch schon eine solche Gemeinheit!« – und Mitja schlug wütend mit der Faust auf den Tisch – »das würde derart gestunken haben, ich weiß schon nicht mehr wie! Ja, wissen Sie denn auch, daß sie mir dies Geld hätte geben können, ja, und sie hätte es auch gegeben, wahrscheinlich hätte sie es mir auch gegeben, um sich zu rächen, hätte sie es gegeben, um sich an der Rache wohlzutun, aus Verachtung gegen mich hätte sie es gegeben, denn auch dies ist eine höllische Seele und ein Weib von großem Zorn! Ich aber hätte das Geld genommen. Oh, ich hätte es genommen, ich hätte es genommen und dann das ganze Leben hindurch . . . O mein Gott! Verzeihen Sie, meine Herren, ich schreie deshalb so, weil ich diesen Gedanken hatte, noch unlängst, es ist noch

nicht länger her als vorgestern, eben gerade damals, als ich mich nachts mit Ljagawi abgab, und dann auch gestern, ja, auch gestern, ich erinnere mich daran, bis ganz zu diesem Vorfall . . .«

»Bis zu welchem Vorfall?« unterbrach gerade eben Nikolai Parfenowitsch mit Neugierde, Mitja aber hörte es gar nicht.

»Ich habe Ihnen ein furchtbares Geständnis gemacht«, schloß er finster; »würdigen Sie es, meine Herren! Ja, das ist noch zu wenig, zu wenig ist es, es zu würdigen, würdigen Sie es nicht, halten Sie es vielmehr hoch; wenn aber nicht, wenn auch dies an Ihren Ohren vorübergeht, dann verachten Sie mich schon geradewegs – das ist es, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich werde vor Scham sterben, daß ich solchen wie Sie beichtete. Oh, ich werde mich totschießen! Ja, ich sehe schon, ich sehe, daß Sie mir nicht glauben! Wie, so wollen Sie auch dies niederschreiben?« schrie er schon wie in Entsetzen.

»Ja, sehen Sie, gerade das, was Sie soeben gesagt hatten«, sprach Nikolai Parfenowitsch und schaute ihn erstaunt an, »das heißt, daß Sie bis zur allerletzten Stunde immer noch die Absicht hatten, zu Fräulein Werchowzew zu gehen und sie um diese Summe zu bitten . . . Ich versichere Ihnen, daß dies für uns eine sehr wichtige Aussage ist, Dmitri Fjodorowitsch, das heißt, dieser ganze Vorfall . . . und besonders für Sie, besonders für Sie ist das wichtig . . .«

»Haben Sie Mitleid, meine Herren«, und Mitja rang die Hände, »schreiben Sie wenigstens dies nicht nieder, haben Sie Scham davor! Ich habe doch sozusagen vor Ihnen meine Seele entzweigerissen. Sie aber haben sich das zunutze gemacht und wühlen mit den Fingern in der zerrissenen Stelle, in beiden Hälften . . . O mein Gott!« Er bedeckte in Verzweiflung sein Gesicht mit den Händen.

»Regen Sie sich nicht so auf, Dmitri Fjodorowitsch«, schloß der Staatsanwalt. »Alles, was jetzt geschrieben ist,

werden Sie hernach selber vernehmen, und womit Sie nicht einverstanden sind, das werden wir nach Ihren Worten abändern; jetzt aber wiederhole ich Ihnen eine kleine Frage schon zum drittenmal: Hat denn wirklich, tatsächlich niemand, das heißt überhaupt niemand, von Ihnen vernommen, daß Sie dies Geld in ein Säckchen eingenäht hatten? Dies anzunehmen ist, ich gestehe es Ihnen, fast unmöglich!«

»Niemand, niemand, ich sagte es bereits, sonst haben Sie ja gar nichts verstanden! Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Erlauben Sie, diese Sache muß aufgeklärt werden, und es ist noch viel Zeit bis dahin, vorderhand urteilen Sie aber selber: Wir haben vielleicht zehn Zeugnisse darüber, daß Sie gerade selber überall ausposaunten, diese Dreitausend seien von Ihnen verausgabt worden, drei, aber nicht anderthalb, ja, und auch jetzt, als Ihr übriges Geld zum Vorschein kam, haben Sie gleichfalls schon vielen zu wissen gegeben, daß Sie an Geld wiederum Dreitausend mitgebracht hätten . . .«

»Nicht zehn, hundert Zeugnisse haben Sie in Händen, zweihundert Zeugnisse, zweihundert Menschen haben es gehört, tausend haben es gehört!« rief Mitja aus.

»Nun, so sehen Sie denn, alle, alle bezeugen es. Es bedeutet aber doch etwas, das Wort ›alle‹?«

»Gar nichts bedeutet es: ich log, und alle begannen meine Lüge nachzusprechen.«

»Ja, aber warum war es Ihnen denn so nötig, zu ›lügen‹, wie Sie erklären?«

»Der Teufel weiß es. Aus Prahlerei, vielleicht – so . . . Seht mal an, wieviel Geld ich durchbrachte . . . Vielleicht deshalb, um dies eingenähte Geld zu vergessen . . . ja, das geschah gerade aus diesem Grund . . . Teufel . . . wie oft stellen Sie denn noch diese Frage? Nun, ich log also, und damit ist es gut, einmal log ich und wollte dies schon nicht mehr verbessern. Weswegen lügt denn bisweilen der Mensch?«

»Das ist sehr schwer zu entscheiden, Dmitri Fjodoro-

witsch, weshalb der Mensch lügt«, sprach eindringlich der Staatsanwalt. »Sagen Sie indes: war dieses, wie Sie sagen, Geldsäckchen an Ihrem Hals groß?«

»Nein, nicht groß.«

»Von welcher Größe etwa?«

»Wenn man einen Hundertrubelschein zur Hälfte legt, genau so groß.«

»Aber besser würden Sie uns schon die Lappenreste zeigen. Sie befinden sich doch irgendwo bei Ihnen?«

»Ach, der Teufel . . . was für Dummheiten . . . ich weiß nicht, wo sie sind.«

»Erlauben Sie aber gleichwohl: Wo und wann haben Sie es denn vom Hals genommen? Sie sind ja, wie Sie selber aussagen, nicht nach Hause gegangen?«

»Aber doch gerade, als ich Fenja verlassen hatte und zu Perchotin ging, unterwegs habe ich es mir auch vom Hals gerissen und das Geld herausgenommen.«

»In der Dunkelheit?«

»Wozu braucht man denn da ein Licht? Ich habe dies mit dem Finger in einem Augenblick getan.«

»Ohne Schere auf der Straße?«

»Auf dem Platz, scheint es; wozu denn eine Schere? Es war ein alter Lappen, sogleich ging er in Stücke.«

»Wo haben Sie ihn denn hingetan?«

»Gerade dort habe ich ihn auch hingeworfen.«

»Wo denn eigentlich?«

»Ja, dort auf dem Platz; überhaupt auf dem Platz! Der Teufel weiß wo auf dem Platz. Ja, wozu brauchen Sie denn das zu wissen?«

»Das ist außerordentlich wichtig, Dmitri Fjodorowitsch: das sind doch Sachbeweise gerade zu Ihren Gunsten, wollen Sie denn das nicht einsehen? Wer hat Ihnen übrigens dabei geholfen, das Geld einzunähen vor einem Monat?«

»Niemand hat mir dabei geholfen, selber nähte ich es ein.«

»Sie verstehen zu nähen?«

»Ein Soldat muß nähen können; da ist aber auch gar kein Können nötig.«

»Woher haben Sie denn aber das Material genommen, das heißt, jenen Lappen, in den Sie das Geld einnähten?«

»Machen Sie sich wirklich nicht über mich lustig?«

»Keineswegs, und es ist uns überhaupt nicht zum Lachen, Dmitri Fjodorowitsch.«

»Ich entsinne mich nicht, wo ich den Lappen hernahm; irgendwoher habe ich ihn genommen.«

»Wie denn, es scheint doch, an das muß man sich schon entsinnen.«

»Ja, bei Gott, ich entsinne mich aber nicht, vielleicht habe ich irgend etwas von meiner Wäsche zerrissen.«

»Das ist sehr interessant; in Ihrer Wohnung kann man morgen diese Sache ausfindig machen: ein Hemd vielleicht, aus dem Sie ein Stück herausrissen. Woraus war dieser Lappen? Aus handgewebtem Stoff oder aus Leinwand?«

»Der Teufel weiß, woraus. Warten Sie einmal . . . Ich habe den Lappen, so scheint es, überhaupt nicht herausgerissen. Er war aus Kaliko . . . Ich habe, glaube ich, das Geld in ein Häubchen meiner Wirtin eingenäht.«

»In ein Häubchen Ihrer Wirtin?«

»Ja, ich habe es ihr entwendet.«

»Wie haben Sie denn das angestellt?«

»Sehen Sie, ich habe tatsächlich, ich erinnere mich daran, irgendwann ein Häubchen entwendet, um Lappen daraus zu machen, vielleicht aber auch um Federn abzuwischen. Ich nahm es unbemerkt, weil es ein völlig wertloser Lappen war, die Fetzen lagen bei mir herum, da hatte ich aber diese anderthalbtausend, ich nahm einen Lappen und nähte sie ein . . . Es scheint, gerade in diesen Lappen nähte ich das Geld auch ein — ein alter Dreck aus Kaliko, tausendmal gewaschen.«

»Und Sie entsinnen sich dessen schon mit Bestimmtheit?«

»Ich weiß nicht, ob mit Bestimmtheit: es scheint aber, es war ein Häubchen. Nun, und ich spucke darauf.«

»In diesem Fall könnte sich wenigstens Ihre Hausfrau daran erinnern, daß bei ihr diese Sache verlorenging?«

»Durchaus nicht, sie hat es gar nicht bemerkt. Ein alter Lappen, sage ich Ihnen, ein alter Lappen, er ist keinen Groschen wert.«

»Woher haben Sie aber die Nadel genommen, den Faden?«

»Ich höre auf, weiter will ich nicht. Genug!« erzürnte sich endlich Mitja.

»Und wiederum ist es seltsam, daß Sie schon so völlig vergaßen, auf welcher Stelle auf dem Platz Sie eigentlich dieses . . . Geldsäckchen wegwarfen.«

»Ja, so lassen Sie doch morgen den Platz auskehren, vielleicht werden Sie es finden«, lächelte Mitja. »Genug, Ihr Herren, genug!« entschied er mit gequälter Stimme.

»Ich sehe es deutlich: Sie glauben mir nicht! Gar nichts glauben Sie mir und nicht für einen Groschen! Das ist meine Schuld, nicht die Ihrige. Es war gar nicht nötig, sich einzumischen. Weshalb, weshalb bin ich mir selber so widerlich geworden, indem ich mein Geheimnis beichtete? Ihnen ist das aber zum Lachen, ich sehe es Ihnen an den Augen an. Dahin haben Sie mich gebracht, Herr Staatsanwalt! Singen Sie sich selber einen Lobgesang, wenn Sie es können . . . Oh, seid verflucht, ihr Folterknechte!«

Er neigte sein Haupt und bedeckte das Gesicht mit der Hand. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter schwiegen. Nach einer Minute erhob er sein Haupt und schaute wie geistesabwesend auf sie. Sein Gesicht brachte nun schon vollendete, schon unabweisbare Verzweiflung zum Ausdruck, und er war ganz still, verstummt, er saß da, und es war, als erinnere er sich gar nicht mehr seiner selber. Dabei war es nötig, die Sache zu Ende zu führen; man mußte unverzüglich zum Verhör der Zeugen übergehen. Es war bereits acht Uhr morgens. Schon längst

hatte man die Lichter gelöscht. Michail Makarowitsch und Kalganow, die während des ganzen Verhörs beständig aus dem Zimmer ein und aus gegangen waren, kamen diesmal wiederum beide hinein. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sahen gleichfalls außerordentlich ermüdet aus. Ein regnerischer Morgen war angebrochen, der ganze Himmel war mit Wolken überzogen, und der Regen goß wie aus einem Eimer. Mitja blickte gedankenlos aus dem Fenster.

»Aber darf ich denn auch zum Fenster hinausschauen?« fragte er plötzlich den Nikolai Parfenowitsch.

»Oh, soviel Sie wollen«, antwortete der.

Mitja erhob sich und trat zum Fenster hin. Der Regen platschte nur so an die kleinen grünlichen Scheiben der kleinen Fenster. Man erschaute gradeaus unter dem Fenster den schmutzigen Weg, aber dort weiterhin, im Regendunst, schwarze, ärmliche, unansehnliche Reihen von Hütten, die, so schien es, vom Regen noch schwärzer und ärmlicher geworden waren. Mitja entsann sich an den ›goldlockigen Phöbus‹, und wie er sich hatte erschießen wollen bei seinem ersten Strahl. »An einem solchen Morgen wäre es am Ende gar auch nicht besser«, dachte er, er lächelte, und plötzlich machte er eine abwehrende Handbewegung und wandte sich an die ›Folterknechte‹.

»Meine Herren!« rief er aus. »Ich sehe ja, daß ich verloren bin. Aber sie? Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, wird wirklich auch sie mit mir zugrundegehen? Sie ist ja unschuldig, sie war ja gestern nicht bei Sinnen, als sie schrie, sie sei an allem schuld. Sie ist an nichts, an gar nichts schuldig! Ich habe mich die ganze Nacht darüber gegrämt, als ich hier vor Ihnen saß . . . Ist es nicht möglich, können Sie mir nicht sagen, was Sie mit ihr jetzt machen werden?«

»In dieser Hinsicht brauchen Sie sich durchaus keine Sorge zu machen, Dmitri Fjodorowitsch«, antwortete sogleich und mit sichtlicher Eile der Staatsanwalt. »Wir

haben vorderhand keinerlei bedeutsame Veranlassung, um auch nur irgendwie die Person zu beunruhigen, für die Sie so viel Anteilnahme offenbaren. Im weiteren Verlauf der Sache, so hoffe ich, wird es sich gleichfalls erweisen . . . Im Gegenteil, wir tun in diesem Sinn alles, was unsererseits nur möglich ist. Seien Sie völlig ohne Sorge.«

»Meine Herren, ich danke Ihnen, ich wußte es ja auch so, daß Sie gleichwohl ehrenhafte und gerechte Menschen sind, trotz allem. Sie nehmen mir eine Last von der Seele . . . Nun, was werden wir denn jetzt tun? Ich bin bereit.«

»Ja, sehen Sie, es wäre nötig, etwas zu eilen. Man muß unverzüglich zum Zeugenverhör übergehen. Das alles muß unbedingt in Ihrer Gegenwart vor sich gehen, deshalb aber . . .«

»Sollte man aber nicht erst Tee trinken?« unterbrach Nikolai Parfenowitsch. »Wir haben es ja schon, scheint es, wohl verdient!«

Man beschloß, daß, wenn unten fertiger Tee sei (in der Annahme, daß Michail Makarowitsch gegangen sei, Tee zu trinken), dann solle jeder ein Glas trinken und danach »fortfahren und fortfahren«. Den eigentlichen Tee aber und den »Zubiß« beschloß man auf eine freiere Zeit zu verlegen. Tee fand sich tatsächlich unten, und man brachte ihn rasch nach oben. Mitja wollte erst das Glas Tee nicht annehmen, das ihm Nikolai Parfenowitsch liebenswürdig anbot, dann aber bat er selber darum und trank es gierig aus. Dabei hatte er überhaupt ein ganz erstaunlich gequältes Aussehen. Man hätte meinen sollen, bei seinen Riesenkräften hätte eine durchbummelte Nacht wenig zu bedeuten, und wenn auch die furchtbarsten Aufregungen damit verbunden waren! Er selber aber fühlte, daß er sich kaum noch auf seinem Stuhl aufrechtzuerhalten vermöge, und es ihm zeitweilig so vorkomme, als ob alle Gegenstände sich bewegten und sich ihm vor den Augen zu drehen begännen. »Noch ein

wenig, und ich werde am Ende gar noch zu phantasieren beginnen«, dachte er für sich.

VIII. *Die Zeugenaussagen. Das Kindchen*

Das Zeugenverhör begann. Wir werden aber schon unsere Erzählung nicht mehr mit solcher Genauigkeit fortführen, wie das bisher geschah. Und deshalb werden wir auch übergehen, wie Nikolai Parfenowitsch jedem Zeugen, sobald er nur erschien, eindringlich vorhielt, daß er nach Wahrheit und Gewissen aussagen müsse, und daß er später seine Aussage unter Eid werde wiederholen müssen. Übergehen werden wir ferner, wie endlich von jedem Zeugen verlangt wurde, daß er das Protokoll über seine Aussage unterschreibe und so weiter und so weiter. Bemerken wir nur das eine, daß der hauptsächliche Punkt, auf den die ganze Aufmerksamkeit aller Verhörten gerichtet wurde, gerade jene Frage von den dreitausend Rubeln war, das heißt, ob es ihrer drei oder anderthalbtausend gewesen seien beim erstenmal, das heißt als Dmitri Fjodorowitsch sein erstes Trinkgelage hier in Mokroje abhielt, vor etwa einem Monat, und ob es drei oder anderthalbtausend gewesen seien gestern, bei dem zweiten Trinkgelage des Dmitri Fjodorowitsch. O weh! Alle Zeugenaussagen ohne jede Ausnahme erwiesen sich gegen Mitja, und kein Wort wurde zu seinen Gunsten laut, ja, einzelne von den Zeugen führten sogar neue und fast niederschmetternde Tatsachen an zur Widerlegung seiner Aussagen. Der erste, der verhört wurde, war Trifon Borisowitsch. Er stand ohne die geringste Angst vor den Verhörenden, im Gegenteil mit der Miene strengen und derben Unwillens gegen den Angeklagten, und hierdurch gab er sich zweifellos den Anschein eines außerordentlichen Gerechtigkeitsgefühls und persönlicher Würde. Er sprach wenig und gemessen, er wartete die Fragen ab und antwortete genau und mit Überlegung. Mit Be-

stimmtheit und ohne Umschweife sagte er aus, es können vor einem Monat nicht weniger als Dreitausend verausgabt worden sein, und daß hier alle Bauern bezeugen werden; daß sie vom »Dmitri Fjodorowitsch« selber von Dreitausend gehört hätten: »Allein den Zigeunerinnen hat er so viel Geld hingeworfen. Ihnen allein sind sicher mehr als tausend Rubel zugefallen!«

»Vielleicht nicht einmal fünfhundert habe ich ihnen gegeben!« bemerkte Mitja darauf finster. »Ich habe es damals nur nicht gezählt, ich war betrunken, das ist aber schade . . .«

Mitja saß diesmal seitwärts am Tisch mit dem Rücken zum Vorhang; er hörte finster zu, er hatte ein bekümmertes und müdes Aussehen, gleich als wollte er sagen: »Ach, bezeugt nur, was ihr wollt, jetzt ist alles einerlei!«

»Mehr als Tausend gingen für die Zigeunerinnen drauf, Dmitri Fjodorowitsch!« widersprach mit Festigkeit Trifon Borisowitsch. »Sie warfen das Geld nur so heraus, die aber hoben es auf. Das ist ja ein diebisches und betrügerisches Volk, Pferdediebe sind es, man hat sie von hier weggejagt, sonst hätten sie vielleicht selber ausgesagt, wieviel sie von Ihnen erhielten. Selber sah ich damals in Ihren Händen eine Summe – gezählt habe ich sie nicht, Sie ließen es mich nicht zählen, das ist wahr – dem Augenschein nach aber waren es, ich erinnere mich wohl, viel mehr als anderthalbtausend . . . Wie denn anderthalbtausend . . . ! Auch wir haben Geldsummen in Händen gehabt, wir können urteilen . . .«

Hinsichtlich der gestrigen Summe sagte Trifon Borisowitsch geradewegs aus, Dmitri Fjodorowitsch selber, als er nur eben aus dem Wagen gestiegen war, habe ihm erklärt, er habe dreitausend Rubel mitgebracht.

»Genug! Nicht wahr, Trifon Borisowitsch!« erwiderte nur eben Mitja. »Habe ich denn wirklich mit solcher Bestimmtheit erklärt, ich habe Dreitausend mitgebracht?«

»Sie sagten es, Dmitri Fjodorowitsch. Vor dem Andrei

sagten Sie es. Er ist ja selber hier, er ist noch nicht fortgefahren, rufen Sie ihn doch! Dort aber im Saal, als Sie den Chor traktierten, da haben Sie nur geradeso herausgeschrien, Sie ließen hier Sechstausend zurück – mit den früheren, heißt das, man muß es so verstehen. Stepan, ja Simon hat es gehört, und Pjotr Fomitsch Kalganow hat damals neben Ihnen gestanden, vielleicht entsinnt auch er sich daran . . .«

Die Aussage über die Sechstausend machte auf die Verhörenden einen außergewöhnlichen Eindruck. Es gefiel die neue Darstellung: drei und drei, das macht sechs, demnach dreitausend damals und dreitausend jetzt, da sind es denn auch im ganzen sechs, das scheint klar.

Man verhörte alle Bauern, auf die Trifon Borisowitsch hingewiesen hatte, Stepan, Simon und den Fuhrmann Andrei und dann auch Pjotr Fomitsch Kalganow. Die Bauern und der Fuhrmann bestätigten ohne Umschweife die Aussage des Trifon Borisowitsch. Außerdem nahm man noch besonders ins Protokoll auf, was Andrei über seine Unterhaltung berichtete, die er unterwegs mit Mitja über das Thema geführt hatte: »Wo werde wohl ich, Dmitri Fjodorowitsch, hinkommen: in den Himmel oder in die Hölle, und wird man mir in jener Welt verzeihen oder nicht?« Der »Psycholog« Hippolyt Kirilowitsch hörte das alles mit seinem Lächeln an und empfahl schließlich, auch diese Aussage darüber, wo Dmitri Karamasow hinkommen werde, »den Akten beizufügen«. Als Kalganow verhört werden sollte, zeigte er sich widerwillig, mürrisch, launisch, und er unterhielt sich mit dem Staatsanwalt und Nikolai Parfenowitsch so, als ob er sie zum erstenmal im Leben sehe, während er doch längst ihr täglicher Bekannter war. Er begann damit, daß »er nichts davon wisse und wissen wolle«. Von den Sechstausend aber erwies es sich, hatte er gehört, und er gestand, daß er in diesem Augenblick neben Mitja gestanden habe. Seiner Ansicht nach hatte Mitja »ich weiß nicht wieviel« Geld in Händen; daß die Polen falsch

gespielt hatten, bejahte er. Er erklärte auch bei seiner zweiten Vernehmung, daß, nachdem die Polen hinausgejagt worden seien, sich tatsächlich die Beziehungen des Mitja zu Agrafena Alexandrowna gebessert hätten, und sie selber gesagt habe, sie liebe ihn. Über Agrafena Alexandrowna äußerte er sich gemessen und achtungsvoll, so »als ob sie ein Fräulein der allerbesten Gesellschaft« sei, und er erlaubte sich sogar kein einziges Mal, sie »Gruschenka« zu nennen. Ungeachtet dessen, daß der junge Mann seine Aussagen mit sichtlichem Widerwillen machte, verhörte ihn Hippolyt Kirillowitsch lange, und er erfuhr erst von ihm alle Einzelheiten dessen, worin sozusagen der »Roman« des Mitja in dieser Nacht beruhte. Mitja unterbrach kein einziges Mal Kalganow. Endlich entließ man den jungen Mann, und er entfernte sich, ohne seinen Unwillen zu verbergen.

Man verhörte auch die Polen. Wenn sie sich auch in ihrem Zimmerchen schlafen gelegt hatten, so hatten sie doch die ganze Nacht über keinen Schlummer gefunden. Als aber die Behörden kamen, hatten sie sich rasch angezogen und frisiert, da sie sehr wohl begriffen, daß man sie zweifellos verhören werde. Sie erschienen mit Würde, wenn auch nicht ganz ohne Furcht. Die Hauptperson, das heißt der kleine »Pan«, erwies sich als ein Beamter der zwölften Klasse außer Dienst: er hatte in Sibirien als Tierarzt gedient und trug den Namen Musjalowitsch. Der Herr Wrublewski aber stellte sich vor als »freipraktizierender Dentist«, auf russisch Zahnarzt. Als beide nur eben in das Zimmer getreten waren, begannen sie auch sogleich schon, ungeachtet dessen, daß Nikolai Parfenowitsch sie fragte, sich mit ihren Antworten an den beiseite stehenden Michail Makarowitsch zu wenden, da sie ihn irrtümlicherweise für die im Rang höchste und hier befehlende Persönlichkeit hielten und ihn bei jedem Wort »Pane Oberst« nannten. Und erst nach mehreren Fragen und nachdem Michail Makarowitsch selber sie belehrt hatte, errieten sie, daß es nötig sei, sich mit ihren Antwor-

ten nur an Nikolai Parfenowitsch zu wenden. Es erwies sich, daß sie das Russische sogar sehr gut zu sprechen verstanden, abgesehen höchstens von der Aussprache einiger Wörter. Von seinen Beziehungen zur Gruschenka, den früheren und jetzigen, begann sofort Pan Musjalowitsch mit Stolz und Feuer Zeugnis abzulegen, so daß Mitja von vornherein außer sich geriet und schrie, er erlaube diesem »Schuft« nicht, so in seiner Gegenwart zu sprechen. Pan Musjalowitsch wandte aber sogleich die Aufmerksamkeit auf das Wort »Schuft« und bat, es ins Protokoll aufzunehmen. Mitja schäumte vor Wut.

»Er ist doch ein Schuft, ein Schuft ist er! Tragen Sie dies nur ins Protokoll ein und fügen Sie hinzu, daß ich ungeachtet des Protokolls gleichwohl ausrufe, daß er ein Schuft ist!« schrie er.

Wenn nun auch Nikolai Parfenowitsch dies ins Protokoll aufnahm, so bewies er dennoch bei diesem ganzen unangenehmen Zwischenfall das allerlößlichste Wissen und Verstehen, wie er seine Maßregeln zu treffen habe. Mitja erteilte er einen strengen Verweis; er machte dann selber sogleich schon allen weiteren Fragen hinsichtlich der romantischen Seite der Angelegenheit ein Ende und ging möglichst rasch zum »Wesentlichen« über. Wesentlich erwies sich aber eine Aussage der Polen, die in den Verhörenden ein außergewöhnliches Interesse wachrief, das war nämlich ihre Aussage darüber, wie Mitja in jenem Zimmer den Herrn Musjalowitsch zu bestechen gesucht und ihm dreitausend Abstandsgeld angeboten habe unter der Bedingung, siebenhundert Rubel auf der Stelle, die anderen zweitausenddreihundert aber »morgen früh in der Stadt«, wobei er bei seiner Ehre geschworen und erklärt habe, er habe hier in Mokroje vorderhand nicht soviel Geld bei sich, sein Geld sei aber in der Stadt. Mitja bemerkte erst mit Feuer, er habe gar nicht gesagt, er werde das Geld bestimmt morgen in der Stadt auszahlen, Pan Wrublewski bestätigte aber diese Aussage, ja, und nachdem Mitja selber ein wenig nachgedacht hatte,

stimmte er schließlich mit finsterer Miene bei, daß es wohl auch so gewesen sein muß, wie die Polen sagen, daß er damals in großer Aufregung war, und er deshalb tatsächlich so hätte aussagen können. Der Staatsanwalt sog sich förmlich fest in diese Aussage. Es erwies sich für die Untersuchungsführenden als völlig klar (und gerade so urteilten sie denn auch späterhin), daß die Hälfte oder ein Teil der Dreitausend, die Mitja in die Hand bekommen hatte, tatsächlich irgendwo in der Stadt versteckt bleiben konnte, ja am Ende gar auch irgendwo hier in Mokroje, so daß auf diese Weise auch jener für die Untersuchungsführenden heikle Umstand seine Erklärung fand, daß man bei Mitja im ganzen nur achthundert Rubel gefunden hatte – ein Umstand, der, wenn er bis jetzt auch einzig in seiner Art und ziemlich unbedeutend war, gleichwohl aber irgendwie zugunsten des Mitja sprach. Jetzt aber war auch dieses einzige Zeugnis zu seinen Gunsten hinfällig geworden. Auf die Frage des Staatsanwalts: wo er denn aber die übrigen zweitausenddreihundert Rubel hergenommen hätte, um sie am nächsten Tag dem polnischen Herrn auszuzahlen (er habe doch selber bestätigt, er habe im ganzen nur anderthalbtausend besessen, trotzdem aber habe er dem Pan das Geld ehrenwörtlich versprochen), antwortete Mitja, er habe »dem kleinen Polenmännchen« am nächsten Tag nicht bares Geld geben wollen, vielmehr einen formellen Rechtstitel auf seine Rechte auf das Gut Tschermaschnja, auf ganz die gleichen Rechte, die er Samsonow und der Chochlakow angeboten habe. Der Staatsanwalt lachte sogar »über die Unschuld dieser Ausrede«. »Und Sie glauben, er wäre damit einverstanden gewesen, diese ›Rechte‹ zu erhalten anstatt zweitausenddreihundert Rubel in bar?«

»Zweifellos wäre er einverstanden gewesen«, schnitt ihm Mitja heftig das Wort ab. »Erbarmen Sie sich doch, ja, da hätte er doch nicht nur zwei-, da hätte er vier-, da hätte er sogar sechstausend Rubel dabei einstreichen

können! Er hätte sogleich seine Advokatchen versammelt, Polenchen, ja Jüdchen, und die hätten nicht nur dreitausend, sie hätten vielmehr das ganze Tscher-maschnja dem alten Mann im Prozeß abgewonnen.«

Natürlich nahm man die Aussage des Pan Musjalowitsch in peinlichster Vollständigkeit ins Protokoll auf. Damit entließ man denn auch die polnischen Herren. An die Tatsache aber des Falschspiels erinnerte man sie fast gar nicht. Nikolai Parfenowitsch war ihnen schon ohnedies allzu dankbar und wollte sie nicht mit Kleinigkeiten behelligen; um so mehr, als dies alles doch ein nichtiger Streit in der Trunkenheit beim Kartenspiel gewesen sei und weiter nichts. Es war doch ordentlich in dieser Nacht gezecht worden, und dabei mag mancherlei Abscheuliches vorgefallen sein. Und so blieb denn auch das Geld, die zweihundert Rubel, bei den Polen in der Tasche. Man rief dann das alte Männchen Maximow. Er erschien schüchtern, trat mit kleinen Schritten heran und sah zerzaust und äußerst kummervoll aus. Die ganze Zeit über hatte er dort unten bei Gruschenka einen Zufluchtsort gefunden, er hatte schweigend bei ihr gegessen und »nein, nein, ich werde nicht«, ja, und er fängt an ihr vorzujammern, und dabei wischt er sich die Augen mit seinem blauen, karierten Taschentüchlein (wie später Michail Makarowitsch zu erzählen pflegte), so daß sie selber schon ihn beruhigte und ihn tröstete. Das alte Männchen gestand sogleich und mit Tränen, er sei schuldig, er habe von Dmitri Fjodorowitsch zehn Rubel bekommen wegen seiner »Armut«, und er sei bereit, es zurückzugeben . . . Auf die direkte Frage des Nikolai Parfenowitsch: ob er nicht bemerkt habe, wieviel Geld denn eigentlich Dmitri Fjodorowitsch in Händen hatte, als er von ihm geliehen bekam, antwortete Maximow im allerentschiedensten Ton, es sei Geld dagewesen »Zwanzigtausend«.

»Haben Sie denn jemals irgendwo früher zwanzigtausend Rubel gesehen?« fragte Nikolai Parfenowitsch.

»Wie denn, ich habe es gesehen, nur nicht zwanzig, vielmehr siebentausend, als meine Frau mein Dörfchen versetzte. Sie ließ mich das Geld nur von weitem anschauen und prahlte damit vor mir. Gar sehr beträchtlich war das Bündel, alles Regenbogenscheine. Und auch bei Dmitri Fjodorowitsch waren alles Regenbogenscheine.«

Man entließ ihn bald. Endlich kam die Reihe auch an Gruschenka. Die Untersuchungsführenden fürchteten offenbar den Eindruck, den ihr Erscheinen auf Dmitri Fjodorowitsch machen könnte, und Nikolai Parfenowitsch murmelte ihm sogar einige ermahrende Worte zu, Mitja aber neigte zur Antwort nur schweigend sein Haupt und gab ihm dadurch zu wissen, daß »keine Unordnung vorfallen werde«. Gruschenka führte Michail Makarowitsch selber herein. Sie trat ein mit strengem, finsterem fast ruhig erscheinendem Gesicht und setzte sich still auf den ihr angewiesenen Stuhl Nikolai Parfenowitsch gegenüber. Sie war sehr bleich, es schien so, als ob sie friere, und sie hatte sich fest eingehüllt in ihren schönen schwarzen Schal. Tatsächlich überfiel sie damals ein leichter Fieberschauer – und das war der Anfang einer lange dauernden Krankheit, die sie dann von dieser Nacht her durchzumachen hatte. Ihre strenge Miene, ihr gerader und ernster Blick und ihre ruhige Art machten auf alle einen äußerst günstigen Eindruck. Nikolai Parfenowitsch ließ sich sogar etwas »bezaubern«. Er gestand selber, als er das irgendwo später erzählte, er habe da erst begriffen, daß dies Weib »schön an sich« sei; wenn er sie aber auch vordem öfters gesehen habe, so habe er sie immer für etwas in der Art einer »Provinzhetäre« gehalten. »Sie hat aber Manieren, wie sie in der allerhöchsten Gesellschaft üblich sind«, schwatzte er einst begeistert in einem Damenkreis. Man hörte ihn aber mit dem größten Unwillen an und nannte ihn sogleich dafür »Schelm«, womit er denn auch sehr zufrieden war.

Als Gruschenka ins Zimmer trat, blickte sie nur ganz flüchtig auf Mitja, der seinerseits sie mit Unruhe angeschaut hatte; die Miene aber, die sie in diesem Augenblick zur Schau trug, beruhigte auch ihn. Nach den ersten unerläßlichen Fragen und Ermahnungen fragte sie Nikolai Parfenowitsch, wenn auch etwas stockend, aber gleichwohl die allerhöflichste Miene bewahrend: in welchen Beziehungen sie zu dem Leutnant außer Dienst Dmitri Fjodorowitsch Karamasow gestanden habe? Gruschenka antwortete hierauf leise und fest: »Er war ein Bekannter von mir, als solchen empfing ich ihn den letzten Monat.«

Auf die weiteren neugierigen Fragen erklärte sie mit voller Aufrichtigkeit, daß, wenn er ihr auch »zu manchen Stunden« gefallen habe, sie ihn aber doch nicht geliebt habe, vielmehr ihn »aus niederträchtiger Bosheit« verführt habe, ebenso wie auch »jenes alte Männchen«; sie habe gesehen, daß Mitja ihretwegen auf Fjodor Pawlowitsch sehr eifersüchtig sei und auf alle, darüber habe sie sich aber nur amüsiert. Zu Fjodor Pawlowitsch habe sie durchaus niemals gehen wollen und nur über ihn gelacht. »Während dieses ganzen Monats stand mir der Sinn gar nicht nach ihnen beiden, ich erwartete einen andern Menschen, der vor mir schuldig war . . . Ich glaube nur«, schloß sie, »daß es Ihnen nicht zukommt, in Hinsicht hierauf neugierig zu sein, und daß es mir nicht zukommt, Ihnen zu antworten, weil dies meine ganz persönliche Sache ist.«

So verfuhr denn auch sogleich Nikolai Parfenowitsch: er ließ wiederum davon ab, auf den »romantischen« Punkten zu bestehen, er ging vielmehr sogleich zu »Ernstem« über, das heißt immer wieder zu dieser nämlichen und hauptsächlichen Frage nach den dreitausend Rubeln.

Gruschenka bestätigte, es seien vor einem Monat in Mokraje tatsächlich dreitausend verausgabt worden, und wenn sie auch selber das Geld nicht gezahlt habe, so habe

sie doch von Dmitri Fjodorowitsch gehört, es seien dreitausend gewesen.

»Hat er Ihnen dies unter vier Augen gesagt oder vor irgendwem, oder haben Sie nur gehört, wie er mit andern in Ihrer Gegenwart darüber sprach?« erkundigte sich sogleich schon der Staatsanwalt.

Hierauf erklärte Gruschenka, sie habe es sowohl in Anwesenheit anderer gehört, sie habe gehört, wie er mit anderen davon sprach, sie habe es aber auch unter vier Augen von ihm selber vernommen.

»Haben Sie es von ihm unter vier Augen einmal gehört oder mehrmals?« erkundigte sich wiederum der Staatsanwalt, und er erfuhr, daß Gruschenka es mehrmals vernommen habe.

Hippolyt Kirillowitsch war sehr zufrieden mit dieser Aussage. Aus den weiteren Fragen ging gleichfalls hervor, daß es Gruschenka bekannt war, von woher dies Geld stamme, und daß es Dmitri Fjodorowitsch von Katarina Iwanowna genommen habe.

»Haben Sie aber nicht, wenn auch nur einmal, gehört, daß vor einem Monat an Geld nicht dreitausend durchgebracht worden waren, vielmehr weniger, und daß Dmitri Fjodorowitsch von diesem Geld die eine Hälfte für sich zurückbehalten habe?«

»Nein, niemals habe ich dies gehört«, sagte Gruschenka aus.

Weiterhin erwies sich sogar, daß im Gegenteil Mitja ihr oftmals im Verlauf dieses ganzen Monats gesagt habe, er habe keinen Kopeken Geld, »von seinem Vater erwartete er immer welches zu bekommen«, schloß Gruschenka ihre Aussagen.

»Hat er aber nicht irgendeinmal vor Ihnen gesagt . . . nur ganz flüchtig oder in Erregung«, nahm plötzlich Nikolai Parfenowitsch das Wort, »daß er entschlossen sei, einen Anschlag auf das Leben seines Vaters zu machen?«

»Ach, er hat es gesagt!« seufzte Gruschenka.

»Einmal oder mehrmals?«

»Mehr-mals hat er daran erinnert, jedoch stets im Zorn.«
»Und Sie glaubten, daß er dies auch ausführen werde?«
»Nein, niemals habe ich es geglaubt!« antwortete sie mit Festigkeit. »Auf seinen Edelmut hoffte ich.«

»Meine Herren, erlauben Sie«, schrie plötzlich Mitja, »erlauben Sie, in Ihrer Gegenwart der Agrafena Alexandrowna nur ein einziges Wort zu sagen.«

»Sagen Sie es nur!« entschied Nikolai Parfenowitsch.

»Agrafena Alexandrowna« – und Mitja stand von seinem Stuhl auf – »glaube Gott und mir: am Blut meines gestern ermordeten Vaters bin ich unschuldig!«

Als er dies ausgesprochen hatte, setzte sich Mitja wieder hin. Gruschenka erhob sich und bekreuzte sich in Ehrfurcht nach dem Heiligenbild zu.

»Ich danke dir, Gott!« sprach sie mit warmer, eindringlicher Stimme, und immer noch stehend wandte sie sich an Nikolai Parfenowitsch und sagte noch: »Wie er jetzt aussagte, dem glauben Sie auch! Ich kenne ihn: er schwatzt immer nur so drauflos, entweder um einen zum Lachen zu bringen oder aus Trotz; wenn es aber gegen das Gewissen geht, dann wird er niemals betrügen. Er wird dann geradewegs die Wahrheit sagen, dem glauben Sie!«

»Danke, Agrafena Alexandrowna, du hast mir die Seele aufrechterhalten!« ließ sich mit zitternder Stimme Mitja vernehmen.

Auf die Fragen wegen des gestrigen Geldes erklärte sie, sie wisse nicht, wieviel es gewesen sei, sie habe aber gehört, wie er den Leuten gestern oftmals gesagt habe, er habe dreitausend mitgebracht. In Hinsicht darauf aber, wo er denn das Geld hergenommen habe, habe er ihr allein gesagt, er habe es bei Katarina Iwanowna »gestohlen«, sie aber habe ihm darauf geantwortet, er habe es keineswegs gestohlen, und man müsse das Geld noch morgen zurückbringen. Auf die wiederholte Frage des Staatsanwalts, von welchem Geld er denn da gesprochen habe, das er der Katarina Iwanowna gestohlen habe:

von den gestrigen oder von jenen dreitausend, die einen Monat vordem ausgegeben wurden, erklärte sie, er habe von dem Geld »vor einem Monat« gesprochen, und sie habe ihn auch so verstanden.

Endlich entließ man Gruschenka, wobei ihr Nikolai Parfenowitsch beflissen kundgab, sie könne, wenn sie wolle, sogleich zur Stadt zurückkehren, und wenn er seinerseits irgendwie dabei behilflich sein könne, zum Beispiel wegen der Pferde, oder wenn sie etwa einen Begleiter wünsche, so werde er . . . seinerseits . . .

»Aufrichtig danke ich Ihnen«, sprach Gruschenka und verneigte sich ihm. »Ich werde mit jenem alten Männlein nach Hause fahren, mit dem Gutsbesitzer, ich werde ihn zurückbringen, vorher aber werde ich, wenn Sie es erlauben, unten warten, wie Sie hier über Dmitri Fjodorowitsch entscheiden.«

Sie ging hinaus. Mitja war ruhig geworden und trug sogar eine Miene zur Schau, als ob er völlig Mut gefaßt habe, indes nur für einen Augenblick. Immer mehr übermannte ihn eine ganz seltsame körperliche Schwäche. Seine Augen schlossen sich vor Müdigkeit. Das Zeugenverhör nahm schließlich sein Ende. Man machte sich an die endgültige Abfassung des Protokolls. Mitja erhob sich und ging von seinem Stuhl aus in die Ecke zu dem Vorhang, legte sich dort auf eine große, mit einem Teppich bedeckte Truhe des Wirtes und schlief augenblicklich ein. Es träumte ihm ein ganz seltsamer Traum, der, so scheint es, gar nicht zu diesem Ort und zu dieser Zeit paßte. Es war ihm so, als fahre er irgendwo in der Steppe, wo er vor langer Zeit schon vordem gedient hatte, und als fahre ihn bei Schnee und Regen im Wagen mit zwei Pferden ein Bauer. Es fror nur den Mitja, Anfang November war es, und der Schnee fällt in großen nassen Flocken und schmilzt sogleich, wenn er nur eben auf die Erde niedersinkt. Und in munterem Trab fährt ihn der Bauer, tüchtig schwingt er die Peitsche; einen dunkelblonden, langen Bart hat er, er ist noch kein Greis, aber

doch etwa fünfzig Jahre alt, und er trägt einen grauen Bauernkittel. Und da ist nicht weit eine Ansiedlung, Hütten tauchen am Weg auf, schwarz, ganz schwarz, und die Hälfte der Hütten ist verbrannt, es hängen nur noch die angebrannten Balken in der Luft. Als er aber ins Dorf einfuhr, hatten sich auf dem Weg Weiber aufgestellt, viele Weiber, eine ganze Reihe, alle sind sie mager, abgezehrt, ihre Gesichter sind ganz braun. Da ist besonders eine, die am Weg steht, so knochig ist sie, von hohem Wuchs, es scheint, sie ist etwa vierzig Jahre alt, vielleicht aber auch nur zwanzig, ihr Gesicht ist lang und hager, auf ihren Armen weint ein kleines Kind, und ihre Brust muß vertrocknet sein, und es ist kein Tröpfchen Milch in ihr. Und sie weint, es weint das Kind und streckt seine Ärmchen aus, nackt sind sie, und die kleinen Fäustchen sind vor Kälte ganz graublau . . .

»Was weinen sie denn? Weshalb weinen sie nur?« fragt Mitja, während er rasch an ihnen vorüberfliegt.

»Das Kindchen«, antwortet ihm der Fuhrmann, »das Kindchen weint ja!« Und es fiel Mitja auf, daß er auf seine Art, auf Bauernweise, sagte: »Kindchen«, nicht aber Kind. Und es gefällt ihm, daß der Bauer sagte: »Kindchen«, es scheint ihm mehr Mitleid darin zu liegen.

»Ja, weshalb weint es denn?« fragt wiederum, als ob er schwer von Begriff sei, Mitja. »Weshalb sind denn seine Ärmchen nackt, weshalb hüllt man es denn nicht ein?«

»Dem Kindchen ist es aber kalt geworden, durchfroren ist sein Kleidchen, und da kann es das Kindchen nicht mehr warm halten.«

»Ja, weshalb ist denn das so, weshalb?« läßt immer noch nicht ab zu fragen der dumme Mitja.

»Sie sind ja arm, abgebrannt ist ihr Dorf, sie haben kein Brot, sie bitten für ihr abgebranntes Dorf.«

»Nein nein«, spricht Mitja, als ob er noch immer nicht verstehe. »Du sage mir doch, weshalb denn stehen da Mütter, deren Häuser abgebrannt sind, weshalb sind

denn die Leute arm, weshalb ist denn das Kind so arm, weshalb ist so kahl die Steppe? Weshalb umarmen sie sich nicht? Weshalb küssen sie sich nicht? Weshalb singen sie nicht frohe Lieder? Weshalb sind sie so schwarz geworden vor schwarzer Not? Weshalb geben sie dem Kindchen nichts zu essen?«

Und er fühlt bei sich, wenn er auch ohne Sinn und Verstand frage, es ihm doch zweifellos danach verlange, gerade so zu fragen, und daß man so gerade auch fragen müsse. Und er fühlt auch noch, daß sich ihm im Herzen eine noch niemals empfundene Rührung erhebe, daß es ihn verlange zu weinen, daß er allen etwas solches zu tun wünsche, daß das Kindchen nicht mehr zu weinen brauche, daß auch nicht mehr weine die schwarze vertrocknete Mutter des Kindes, daß es überhaupt keine Tränen mehr gebe von diesem Augenblick an bei irgendwem, und daß es ihn dränge, sogleich schon, sogleich schon dies zu tun, ohne jeden Verzug und ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen, mit dem ganzen Karamasowschen Ungestüm.

»Aber auch ich bin mit dir, ich verlasse dich jetzt nicht, das ganze Leben werde ich mit dir gehen«, erklingen neben ihm die lieben, von Gefühl durchdrungenen Worte der Gruschenka. Und da ist denn auch sein ganzes Herz entflammt, und da stürmt es denn auch hin zu einem ganz bestimmten Licht, und es verlangt ihn zu leben und zu leben, zu gehen und zu gehen, irgendeinen Pfad, zu einer neuen Welt, die ihn ruft, und das rascher, rascher, sogleich, jetzt schon!

»Was? Wohin?« ruft er aus, als er die Augen öffnete und sich auf seine Truhe setzte, ganz so war es ihm, als ob er aus einer Ohnmacht erwacht sei, dabei lächelte er aber heiter. Vor ihm steht Nikolai Parfenowitsch und fordert ihn auf, das Protokoll anzuhören und zu unterschreiben. Es erriet Mitja, daß er eine Stunde oder länger geschlafen habe, auch Nikolai Parfenowitsch hatte er nicht gehört. Er wunderte sich plötzlich, daß sich unter seinem Kopf

ein Kissen befand, das vordem nicht vorhanden war, als er sich in seiner Schwäche auf der Truhe niedergelegt hatte.

»Wer hat mir denn da das Kissen unter den Kopf gelegt? Wer war dieser gute Mensch?« rief er aus mit einem ganz begeisterten Gefühl der Dankbarkeit und wie mit Tränen in der Stimme, gleich als ob man ihm Gott weiß was für eine Wohltat erwiesen habe. Dieser gute Mensch blieb so denn auch unbekannt, irgendwer von den Zeugen, vielleicht aber auch das Schreiberchen des Nikolai Parfenowitsch war aus Mitleid auf den Gedanken gekommen, ihm ein Kissen unterzulegen, es war aber, als ob seine ganze Seele von Tränen erschüttert sei. Er schritt zum Tisch und erklärte, er werde alles unterschreiben, was man nur verlange.

»Ich habe einen schönen Traum gehabt, meine Herren«, sprach er in eigenartigem Ton, und dabei hatte sein Gesicht einen ganz neuen, wie freudestrahlenden Ausdruck angenommen.

IX. *Man führt Mitja ab*

Als das Protokoll unterschrieben war, wandte sich Nikolai Parfenowitsch feierlich an den Angeklagten und las ihm eine »Entscheidung« vor, die besagte, daß in dem und dem Jahr, an dem und dem Tag, an dem und dem Ort der Untersuchungsrichter des betreffenden Kreisgerichtes, nachdem er den und den (das heißt Mitja) verhört habe in seiner Eigenschaft als beschuldigt an diesem und jenem Vergehen (alle Vergehen waren sorgfältig aufgezählt) und in Rücksicht darauf, daß der Beschuldigte sich zwar für unschuldig erklärte an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, jedoch nichts zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, ihn dabei aber die Zeugen (es folgen ihre Namen) und die Umstände (sie werden beschrieben) durchaus überführen, in Rücksicht auf alles

dieses habe also der betreffende Untersuchungsrichter, bezugnehmend auf diese und jene Paragraphen des Strafgesetzes und so weiter und so weiter, beschlossen: um dem Betreffenden (Mitja) die Möglichkeit zu nehmen, sich der Verfolgung und dem Gericht zu entziehen, ihn in das Gefängnis an dem und dem Ort einzusperren, wovon man den Beschuldigten in Kenntnis zu setzen habe. Auch sei eine Abschrift dieses Entscheids dem Gehilfen des Staatsanwalts zu übermitteln und so weiter und so weiter. Mit einem Wort: man teilte Mitja mit, er sei von diesem Augenblick an der Freiheit beraubt, und daß man ihn sogleich in die Stadt fahren und ihn dort an einem sehr unangenehmen Ort einschließen werde. Mitja, der aufmerksam zugehört hatte, zuckte nur mit den Achseln:

»Wie denn, meine Herren, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich bin bereit . . . ich verstehe, daß Ihnen nichts weiter übrigbleibt . . .«

Nikolai Parfenowitsch setzte ihm in sanfter Weise auseinander, daß ihn sogleich schon der Landkommissar Mawriki Mawrikiwitsch, der sich jetzt gerade hier befinde, mit sich nehmen werde.

»Halten Sie einmal inne!« unterbrach ihn plötzlich Mitja, und er sprach dann mit einem ganz unbezwinglichen Gefühl, indem er sich an alle wandte, die dort im Zimmer waren.

»Meine Herren, alle sind wir herzlos, alle sind wir Ungeheuer, alle zwingen wir die Menschen zu weinen, die Mütter und die Brustkinder, aber von allen – möge dies jetzt schon so entschieden sein – von allen bin ich der allergemeinste Ekel! Sei dem so! Jeden Tag meines Lebens habe ich mir an die Brust geschlagen und mir vorgenommen, mich zu bessern, und jeden Tag habe ich immer wieder dieselben Schweinereien gemacht. Ich verstehe jetzt, daß solche wie ich geschlagen werden müssen, vom Schicksal geschlagen werden müssen, um ihn zu fangen wie in einer Schlinge und ihn durch äußere

Gewalt zu binden. Niemals, niemals hätte ich mich ja von selber vom Boden erhoben! Aber es krachte der Donner hernieder. Ich nehme auf mich die Qual der Beschuldigung und meiner Schmach vor allem Volk, leiden will ich, und durch Leiden werde ich mich reinigen! Ich werde mich ja vielleicht läutern, meine Herren, wie? Aber vernehmen Sie es gleichwohl zum letztenmal: am Blut meines Vaters bin ich unschuldig! Ich nehme die Strafe nicht deswegen an, weil ich ihn tötete, vielmehr deshalb, daß ich ihn töten wollte und vielleicht auch wirklich getötet hätte . . . Aber gleichwohl bin ich entschlossen, mit Ihnen zu kämpfen, und ich gebe Ihnen dies hiermit kund. Kämpfen werde ich mit Ihnen bis zum letzten Ende, dort aber entscheidet Gott! Leben Sie wohl, meine Herren, seien Sie nicht böse, daß ich Sie während des Verhörs angeschrien habe, oh, ich war damals noch so dumm . . . In einer Minute bin ich Arrestant, und jetzt, zum letztenmal streckt Ihnen Dmitri Karamasow als noch freier Mensch seine Hand hin. Indem ich mich von Ihnen verabschiede, nehme ich von den Menschen Abschied!«

Seine Stimme bebte, und er streckte tatsächlich seine Hand hin; aber Nikolai Parfenowitsch, der näher zu ihm stand als alle andern, zog ganz plötzlich, mit einer fast krampfartigen Bewegung, seine Hände zurück. Mitja bemerkte das sogleich und fuhr zusammen. Seine ausgestreckte Hand ließ er augenblicklich sinken.

»Die Untersuchung ist noch nicht beendet«, lispelte in einiger Verlegenheit Nikolai Parfenowitsch, »wir werden damit noch in der Stadt fortfahren, und ich bin natürlich meinerseits bereit, Ihnen jeden Erfolg zu wünschen . . . zu Ihrer Rechtfertigung . . . Im Grunde bin ich aber immer bereit, Sie, Dmitri Fjodorowitsch, für einen Menschen zu halten, der sozusagen mehr unglücklich als schuldig ist . . . Wir alle hier sind, wenn ich mich nur erkühne, im Namen aller zu sprechen, wir alle sind bereit, Sie für einen in seines Herzens Grunde edlen jungen

Mann zu halten, der aber, o weh, in einer etwas übermäßigen Weise von einigen Leidenschaften beherrscht wird . . .«

Das kleine Figürchen des Nikolai Parfenowitsch brachte gegen Ende seiner Rede vollendetste Würde zum Ausdruck. Mitja schoß es nur gerade durch den Kopf, daß hier dieser »Knabe« ihn sogleich unter den Arm nehmen, ihn in die andere Ecke führen und dort mit ihm ihr Gespräch von neulich »über die Mädchen« erneuern werde. Es kommen einem ja bisweilen mancherlei völlig fernliegende und zur Sache nicht gehörige Gedanken in den Sinn, und wenn man sogar ein Verbrecher ist, dem die Todesstrafe bevorsteht.

»Meine Herren, Sie sind ja gut, Sie sind human – kann ich »sie« sehen, zum letztenmal von ihr Abschied nehmen?« fragte Mitja.

»Zweifellos, aber in Hinsicht darauf . . . mit einem Wort, jetzt ist es schon unmöglich, nicht in Anwesenheit . . .«

»So seien Sie denn zugegen!«

Man führte Gruschenka herein: der Abschied war kurz, wortarm, und er befriedigte keineswegs Nikolai Parfenowitsch. Gruschenka verneigte sich tief vor Mitja.

»Ich sagte dir, daß ich die Deine bin, und ich werde die Deine sein, ich werde auf ewig mit dir gehen, was man auch mit dir beschließen wird. Leb wohl denn, du, der du dich schuldlos zugrunde richtetest!«

Ihre Lippen bebten, Tränen flossen ihr aus den Augen.

»Leb wohl, Gruscha, verzeih mir, um meiner Liebe willen, daß ich durch meine Liebe auch dich zugrunde richtete!«

Mitja wollte auch noch etwas sagen, er unterbrach sich aber selber plötzlich und ging hinaus. Um ihn herum fanden sich aber sogleich schon Leute, die ihn nicht aus den Augen ließen. Unten bei der Treppe, zu der er noch gestern mit solchem Donner mit dem Dreigespann des Andrei vorgefahren war, standen schon zwei Wagen bereit. Mawriki Mawrikiwitsch, ein untersetzter, stämmi-

ger Mann mit aufgedunsenem Gesicht, war durch irgend etwas erbost, durch irgendwelche Unordnung, die sich plötzlich ereignet hatte, er war zornig und schrie. Schon etwas allzu barsch forderte er Mitja auf, einzusteigen.

»Vordem, wenn ich ihn im Wirtshaus freihielt, machte dieser Mensch da ein ganz anderes Gesicht«, dachte Mitja, als er einstieg. Von der Eingangstreppe kam auch Trifon Borisowitsch herab. Bei dem Tor drängte sich das Volk: Bauern, Bauernweiber, Fuhrleute, alle blickten auf Mitja.

»Lebt wohl, Gottesleute!« rief ihnen plötzlich vom Wagen aus Mitja zu.

»Und verzeihe du auch uns!« erschallten zwei, drei Stimmen.

»Leb auch du wohl, Trifon Borisowitsch!«

Trifon Borisowitsch aber drehte sich sogar nicht einmal um, vielleicht war er schon allzu sehr beschäftigt. Er rief gleichfalls irgend etwas und machte sich zu schaffen. Es erwies sich, daß an dem zweiten Wagen, in dem den Mawriki Mawrikiwitsch zwei Schutzleute begleiten sollten, noch nicht alles in Ordnung war. Das Bäuerlein, dem man gerade für das zweite Dreigespann sich herzurichten half, zog den Überzieher zu und stritt heftig, daß nicht er, vielmehr Akim fahren müsse. Akim aber war nicht anwesend; man war gelaufen ihn zu holen. Das Bäuerlein bestand auf dem Seinen und flehte, man möchte doch etwas warten.

»Sehen Sie, da ist das Volk bei uns, Mawriki Mawrikiwitsch, schon völlig ohne Scham!« rief Trifon Borisowitsch aus. »Dir gab vorgestern Akim einen Viertelrubel, du hast ihn vertrunken, und jetzt schreist du!« sagte er zu dem Fuhrknecht. »Ich staune nur über Ihre Güte mit unserem nichtswürdigen Volk, Mawriki Mawrikiwitsch, nur dies eine sage ich!«

»Ja, wozu brauchen Sie denn dies zweite Dreigespann?« wollte sich Mitja einmischen. »Laßt uns doch mit einem fahren, Mawriki Mawrikiwitsch, ich werde mich ja nicht

widersetzen, ich werde nicht von dir weglaufen. Wozu die Begleitmannschaft?»

»Verstehen Sie gefälligst, wie man mit mir zu sprechen hat, wenn Sie darüber noch nicht belehrt sind. Ich bin Ihnen nicht ›Du‹, geruhen Sie mich nicht zu duzen, ja, und auch Ihre Ratschläge behalten Sie ein anderes Mal für sich . . .«, fiel plötzlich wütend Mawriki Mawrikiwitsch Mitja ins Wort, gleich als ob es ihm Freude mache, jemandem das Herz zu zerreißen. Mitja verstummte. Er war ganz rot geworden. Einen Augenblick später fing es ihn plötzlich sehr zu frieren an. Der Regen hatte aufgehört, der trübe Himmel war ganz mit Wolken bezogen, es wehte ein scharfer Wind ihm gerade ins Gesicht. »Habe ich etwa Fieber?« dachte Mitja, indem er die Schultern in die Höhe zog. Endlich stieg auch Mawriki Mawrikiwitsch ein, setzte sich verdrießlich breit hin, wobei er, als ob er es nicht bemerkte, Mitja sehr einengte. Freilich, er war verstimmt, und ihm mißfiel gar sehr der Auftrag, der ihm geworden war.

»Leb wohl, Trifon Borisowitsch!« schrie wiederum Mitja, und er fühlte selber, daß er jetzt nicht aus Gutmütigkeit gerufen habe, vielmehr aus Ärger und gegen seinen Willen. Trifon Borisowitsch aber stand stolz da, hielt die Hände auf dem Rücken und blickte Mitja gerade ins Gesicht, sein Blick war streng und böse, er antwortete Mitja gar nichts.

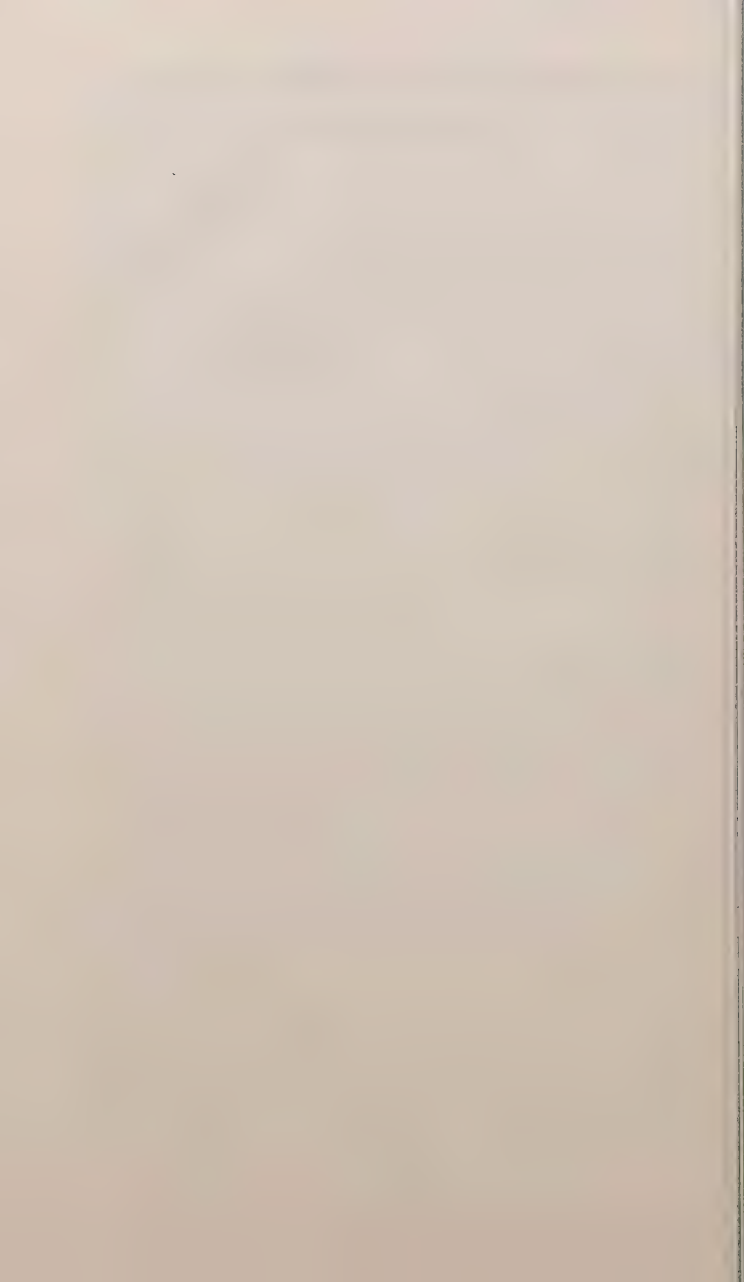
»Leben Sie wohl, Dmitri Fjodorowitsch, leben Sie wohl!« erschallte die Stimme des Kalganow, der plötzlich irgendwoher aufgetaucht war. Er lief zum Wagen hin und streckte Mitja die Hand entgegen. Er war bloßen Hauptes. Mitja konnte noch eben seine Hand erfassen und sie drücken.

»Leb wohl, lieber Mensch, ich werde deine Großmut nicht vergessen!« rief er leidenschaftlich aus. Die Pferde aber zogen an, und ihre Hände wurden voneinander gerissen. Es läutete das Glöckchen – man fuhr Mitja fort. Kalganow aber lief in den Vorraum, setzte sich in eine

Ecke, neigte sein Haupt, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in Tränen aus; lange saß er so da und weinte weinte, als ob er noch ein kleiner Knabe sei, nicht aber schon ein junger Mann von zwanzig Jahren. Oh, er glaubte an die Schuld Mitjas fast völlig. »Was sind das aber für Leute, wie können denn die Menschen nur so sein nach alledem!« rief er ohne jeden sichtbaren Zusammenhang in bitterer Mutlosigkeit aus, fast in Verzweiflung. Er wollte in diesem Augenblick sogar nicht einmal mehr leben auf dieser Welt. »Lohnt es sich denn, lohnt es sich denn?« rief der bekümmerte Jüngling aus.



VIERTER THEIL



ZEHNTES BUCH DIE KNABEN

I. *Kolja Krasotkin*

Es war Anfang November. Es trat bei uns Frost ein, elf Grad Kälte, und damit Glatteis. Auf die gefrorene Erde war in der Nacht ein wenig trockener Schnee gefallen, und der Wind, »ein trockener und scharfer«, hebt ihn auf und fegt ihn durch die langweiligen Straßen unseres Städtchens und besonders über den Marktplatz hin. Nicht weit von ihm entfernt, in der Nähe der Bude der Plotnikows, steht das nicht große, außen und innen sehr saubere Häuschen der Beamtenwitwe Krasotkin. Der Gouvernementssekretär Krasotkin selber war schon vor sehr langer Zeit gestorben, vor fast vierzehn Jahren; seine Witwe aber, ein dreißigjähriges und bis jetzt noch sehr hübsches Dämchen, lebt noch und lebt in ihrem sauberen Häuschen »von ihrem Kapital«. Sie lebt ehrbar und schüchtern. Sie ist von zärtlichem, ziemlich heiterem Charakter. Als ihr Mann starb, war sie achtzehn Jahre alt. Sie hatte mit ihm im ganzen nur etwa ein Jahr gelebt und ihm eben erst einen Sohn geboren. Von da an, unmittelbar nach seinem Tod, hatte sie sich völlig der Erziehung ihres Nesthäkchens, des Knaben Kolja, gewidmet, und wenn sie ihn auch alle diese vierzehn Jahre hindurch sinnlos liebte, hatte sie aber schon natürlich mit ihm unvergleichlich mehr Leiden durchgemacht, als Freuden erlebt, da sie fast jeden Tag zitterte und vor Furcht starb, er möchte erkranken, sich erkälten, tolle Streiche begehen, auf einen Stuhl klettern und herunterfallen und so weiter, und so weiter. Als aber Kolja in die Schule zu gehen begann und darauf in unser Progymnasium, da machte sich die Mutter mit Eifer daran, ge-

meinschaftlich mit ihm alle Wissenschaften zu erlernen, um ihm zu helfen und mit ihm die Aufgaben zu wiederholen. Sie beeilte sich auch, mit den Lehrern und ihren Frauen bekannt zu werden, sie verwöhnte sogar die Schulkameraden des Kolja, und sie schmeichelte ihnen, damit sie Kolja nicht anrühren, nicht über ihn lachen und ihn nicht schlagen möchten. Sie brachte es dahin, daß die Buben schließlich in der Tat ihretwegen über ihn lachten und ihn damit zu necken pflegten, daß er ein Muttersöhnchen sei. Der Knabe verstand es aber, sich zu verteidigen. Er war ein kühner Junge, »furchtbar stark« (so ging der Ruf von ihm in der Klasse und bestätigte sich rasch), er war gewandt, von hartnäckigem Charakter und von frechem und unternehmendem Geist. Er lernte gut, und es ging sogar das Gerücht, daß er sowohl in der Arithmetik als auch in der Weltgeschichte den Lehrer Dardanelow selber in Verlegenheit setzen könne. Wenn aber auch der Knabe auf alle herabsah, sein Näschen hoch trug, so war er doch ein guter Kamerad und gar nicht hochmütig. Die Hochachtung der Mitschüler nahm er hin, als ob sich das so gehörte, er hielt sich aber freundschaftlich. Die Hauptsache: er wußte Maß zu halten, er verstand gegebenenfalls sich zu beherrschen, und er überschritt in seinen Beziehungen zur Obrigkeit niemals eine gewisse letzte gebotene Grenze, jenseits deren das Verhalten schon nicht geduldet werden kann, weil es sich in Unordnung, Aufruhr und Gesetzlosigkeit wandelt. Und gleichwohl war er ganz und gar nicht abgeneigt, bei jeder Gelegenheit Unsinn zu treiben wie der allerletzte Lausbube, und zwar nicht so sehr Unsinn zu treiben, als irgend etwas auszuklügeln, irgend etwas Auffallendes zu tun, einen »Extrapfeffer« auszudenken, etwas, was »schick« sei, mit einem Wort, sich aufzuspielen. Die Hauptsache: er war sehr ehrgeizig. Er hatte es sogar verstanden, seine Mutter sich unterzuordnen, wobei er sich fast wie ein Despot gegen sie benahm. Sie hatte sich auch gefügt. Oh, längst schon hatte sie sich gefügt, und

sie konnte nur um keinen Preis den einen Gedanken ertragen, daß der Knabe sie »wenig liebe«. Ihr schien es beständig so, als ob Kolja zu ihr »gefühllos« sei, und es kam vor, daß sie in hysterische Tränen ausbrach und ihm Kälte vorzuwerfen begann. Der Knabe liebte das nicht, und je mehr Herzensergüsse man von ihm verlangte, um so weniger hingebend zeigte er sich, und es schien wie absichtlich. Das geschah bei ihm aber nicht absichtlich, vielmehr unwillkürlich – so war schon sein Charakter. Die Mutter irrte: sein Mütterchen liebte er gar sehr, er liebte nur nicht »kälberne Zärtlichkeiten«, wie er sich in seiner Schülersprache auszudrücken pflegte. Sein Vater hatte einen Schrank hinterlassen, in dem sich einige Bücher befanden. Kolja liebte es, zu lesen, und hatte für sich schon einige von diesen Büchern durchgelesen. Die Mutter grämte sich deshalb nicht und staunte nur bisweilen darüber, daß der Knabe, statt spielen zu gehen, ganze Stunden hindurch über irgendeinem Büchelchen beim Bücherschrank stand. Und so hatte denn Kolja dies und jenes von dem gelesen, was man ihm in seinem Alter noch nicht hätte zu lesen geben dürfen. Im übrigen waren in der letzten Zeit, wenn der Knabe es auch nicht liebte, in seinen Streichen eine gewisse Grenze zu überschreiten, dennoch solche vorgefallen, welche die Mutter nicht wenig erschreckt hatten – freilich waren sie nie irgendwie unsittlicher Art gewesen, dafür aber verzweifelt halsbrecherisch. Gerade in diesem Sommer, im Julimonat, während der Ferien, war das Mütterchen mit dem Söhnchen für eine Woche nach einem andern Kreis zu Besuch gefahren, siebzig Werst von hier, zu einer entfernten Verwandten, deren Mann auf der Eisenbahnstation diente (es war das dieselbe unserer Stadt nächste Station, von der aus sich vor einem Monat Iwan Fjodorowitsch Karamasow nach Moskau begeben hatte). Dort sah sich Kolja zunächst den Eisenbahnbetrieb bis ins einzelne an, die Betriebsverordnungen lernte er auswendig, um, wenn er nach Hause zurückkehre, unter den Schülern

seines Progymnasiums durch seine neuen Kenntnisse zu glänzen. Es befanden sich aber dort gerade um diese Zeit auch noch einige Knaben, mit denen er sich denn auch befreundete; einige von ihnen lebten auf der Station, andere in der Nachbarschaft — im ganzen waren dort sechs oder sieben junge Leute von zwölf bis fünfzehn Jahren zusammengekommen, von ihnen waren aber zufällig zwei auch aus unserer Stadt. Die Knaben spielten zusammen und machten zusammen dumme Streiche, und da, am vierten oder fünften Tag von Koljas Aufenthalt auf der Station, dachten sich die dummen jungen Leute eine ganz unmögliche Wette auf zwei Rubel aus, nämlich: Kolja, fast der jüngste von allen und deshalb ein wenig verachtet von den älteren, schlug aus Ehrgeiz oder aus unerbittlichem Wagemut vor, er werde sich in der Nacht, wenn der Elfuhrzug komme, zwischen die Schienen mit dem Gesicht nach unten legen, während der Zug mit vollem Dampf über ihn herfahre. Freilich, man hatte das vorher ausprobiert, und es hatte sich dabei erwiesen, daß man sich tatsächlich zwischen den Schienen so ausstrecken, sich so platt hinlegen könne, daß der Zug zwar hinüberfahren und den Liegenden nicht berühren werde, aber gleichwohl: was das kostet, da ruhig liegen zu bleiben! Kolja behauptete steif und fest, er werde liegen bleiben. Erst lachte man über ihn, nannte ihn Lügnerchen, Prahlhans; aber dadurch stachelte man ihn nur noch mehr an. Die Hauptsache, die Fünfzehnjährigen hatten schon allzusehr die Nase über ihn gerümpft und ihn sogar anfangs als einen »Kleinen« nicht einmal als ihren Kameraden anerkennen wollen, und das war schon unerträglich kränkend. Und da war denn beschlossen worden, sich am Abend eine Werst weit von der Station hinwegzubgeben, damit der Zug, nachdem er die Station verlassen habe, schon völlig in Gang gekommen wäre. Die Knaben versammelten sich. Die Nacht war mondlos, nicht dunkel, vielmehr fast schwarz. Zu der ausgemachten Zeit legte sich Kolja zwischen die

Schienen. Die fünf übrigen, die gewettet hatten, warteten bebenden Herzens und schließlich in Furcht und Reue im Gebüsch unten am Bahndamm neben dem Geleise. Endlich donnerte in der Ferne der Zug heran, der die Station verlassen hatte. Es funkelten aus dem Dunkel zwei rote Laternen, tosend und lärmend näherte sich das Ungetüm. »Lauf doch herab von dem Geleise!« schrien dem Kolja aus dem Gebüsch die vor Furcht erstarrten Knaben zu, es war aber schon zu spät: der Zug kam heran und brauste vorüber. Die Knaben stürzten zu Kolja hin: er lag unbeweglich. Sie begannen ihn zu schütteln, sie begannen ihn aufzuheben. Er erhob sich plötzlich und ging schweigend den Bahndamm hinunter. Dabei erklärte er, er habe absichtlich wie besinnungslos dagelegen, um sie zu erschrecken, die Wahrheit war aber die, daß er auch tatsächlich die Besinnung verloren hatte, was er auch später selber eingestand, schon viel später – und zwar seiner Mutter. Auf diese Weise hatte sich sein Ruf »eines verzweifelten Burschen« auf ewige Zeiten gefestigt. Er kehrte nach Hause zur Station zurück, bleich wie eine Leinwand. Am andern Tag erkrankte er leicht an einem nervösen Fieber, er war dabei aber furchtbar lustig, froh und zufrieden. Dieser Vorfall wurde nicht sogleich bekannt, vielmehr erst in unserer Stadt. Die Kunde von ihm drang in unser Progymnasium und erreichte dort die Obrigkeit. Da aber beeilte sich das Mütterchen des Kolja, die Obrigkeit für ihren Sohn anzuflehen, und die Angelegenheit endigte damit, daß der geachtete und einflußreiche Lehrer Dardanelow für ihn eintrat und für ihn bat, und man ließ dann die Sache im Sande verlaufen, als ob sie überhaupt nicht gewesen wäre. Dieser Dardanelow, ein noch nicht alter Junggeselle, war leidenschaftlich und schon viele Jahre in Frau Krasotkin verliebt, und schon einmal, vor einem Jahr, hatte er in höchster Ehrerbietung und bebend vor Furcht und Feingefühl gewagt, ihr seine Hand anzubieten; sie hatte ihm aber schlankweg einen Korb gegeben,

da ihr die Einwilligung wie ein Verrat an ihrem Knaben vorgekommen wäre, obgleich Dardanelow nach einigen geheimnisvollen Anzeichen sogar vielleicht ein gewisses Recht gehabt hatte anzunehmen, er sei der reizenden, aber schon allzu weisen und zärtlichen Witwe nicht völlig zuwider. Es scheint, der tolle Streich des Kolja brach das Eis, und Dardanelow erhielt für sein Eintreten ein Hoffnungszeichen, freilich nur ein entferntes; aber auch Dardanelow selber war ein Ausbund von Reinheit und Feingefühl, und deshalb war auch dies vorderhand genug, um ihn auf dem Gipfel des Glücks weilen zu lassen. Den Knaben liebte er, wenn er es auch für erniedrigend gehalten hätte, sich bei ihm einzuschmeicheln. Er verhielt sich zu ihm in der Klasse streng und stellte große Ansprüche an ihn. Aber auch Kolja selber hielt ihn sich in respektvoller Entfernung, seine Aufgaben machte er vorzüglich, er war der zweite Schüler in der Klasse, gegen Dardanelow aber benahm er sich kühl, und die ganze Klasse glaubte fest daran, daß Kolja in der Weltgeschichte so stark sei, daß er den Dardanelow selber in Verlegenheit setzen könne. Und tatsächlich hatte ihm Kolja einstmals die Frage gestellt: »Wer hat Troja gegründet?« Und darauf hatte Dardanelow nur ganz im allgemeinen geantwortet von Völkern, ihren Bewegungen und ihrem Umherwandern, daß dies so sehr lange her sei und viel Sagenhaftes sich damit verknüpfe; darauf aber, wer eigentlich Troja gegründet habe, das heißt, was für Personen das eigentlich gewesen seien, hatte er nicht antworten können, und er hatte sogar die Frage an sich schon aus irgendeinem Grund für müßig und unwesentlich gehalten. Die Knaben waren aber auch so überzeugt geblieben, daß Dardanelow nicht wisse, wer Troja gegründet habe. Kolja hatte aber von den Gründern Trojas bei Smaragdow gelesen, der sich in jenem Bücherschrank unter den Büchern befand, die sein Vater hinterlassen hatte. Die Sache endete damit, daß schließlich alle Knaben sich dafür zu interessieren begannen: wer denn

eigentlich Troja gegründet habe; Krasotkin aber behielt sein Geheimnis für sich, und der Ruhm seines Wissens blieb unerschüttert.

Nach dem Vorfall bei der »Eisenbahn« trat eine gewisse Änderung in den Beziehungen des Kolja zu seiner Mutter ein. Als Anna Fjodorowna (die Witwe des Krasotkin) von der Tat ihres Sohnes erfuhr, wäre sie fast verrückt geworden vor Schreck. Es traten bei ihr derartig furchtbare hysterische Anfälle auf und hielten mit Unterbrechungen einige Tage an, daß Kolja, schon ernsthaft erschreckt, ihr sein aufrichtiges Ehrenwort gab, daß sich solche Streiche niemals wiederholen werden. Er schwur auf den Knien vor dem Heiligenbild und schwur beim Andenken des Vaters, wie es Frau Krasotkin selber verlangt hatte, und dabei war der »männliche« Kolja selber vor »Gefühlen« in Tränen ausgebrochen wie ein sechsjähriger Knabe, und Mutter und Sohn fielen diesen ganzen Tag über einander fortwährend in die Arme und weinten erschütternd. Als Kolja aber am nächsten Tag erwachte, war er »gefühllos« wie vordem; er wurde indes schweigsamer, bescheidener, strenger und nachdenklicher. Freilich, anderthalb Monate später wäre er beinahe wiederum hineingefallen bei einem Streich und sein Name wurde sogar unserem Friedensrichter bekannt, sein Streich aber war ganz anderer Art, sogar lächerlich und etwas dumm, ja, und es erwies sich auch, daß er ihn nicht selber ausgeführt hatte, vielmehr nur an ihm beteiligt war. Darüber aber später einmal. Die Mutter fuhr fort, zu zittern und sich zu quälen. Dardanelow aber schöpfte immer mehr Hoffnung, je mehr sie sich erregte. Man muß bemerken, daß Kolja von dieser Seite her den Dardanelow verstand und erriet und ihn natürlich schon tief verachtete wegen seiner »Gefühle«; vordem war er sogar so wenig feinfühlig gewesen, diese seine Verachtung vor seiner Mutter auszusprechen, indem er ihr Andeutungen machte, daß er wohl verstehe, was Dardanelow im Sinn habe. Nach dem Vorfall mit der Eisenbahn

hatte er aber auch in dieser Hinsicht sein Betragen geändert: Anzüglichkeiten erlaubte er sich schon nicht mehr, nicht einmal die fernliegendsten, er begann sich vielmehr in Gegenwart der Mutter über Dardanelow respektvoller auszudrücken, und dies bemerkte sogleich schon mit grenzenloser Dankbarkeit in ihrem Herzen die feinfühligste Anna Fjodorowna. Dafür wurde sie aber plötzlich ganz rot im Gesicht wie eine Rose, schon bei dem geringsten, allerzufälligsten Wort über Dardanelow, sogar von seiten irgendeines zufälligen Gastes. Kolja pflegte indes in solchen Augenblicken entweder finster zum Fenster hinauszublicken, oder nachzuschauen, ob nicht »seine Schuhe um einen Brei bitten«, oder er rief wütend den »Pereswon«, einen struppigen, ziemlich großen und kräftigen Hund, den er vor einem Monat plötzlich von irgendwoher erworben und nach Hause geschleppt hatte, und den er aus irgendeinem Grund im Zimmer versteckt hielt und keinem von seinen Kameraden zeigte. Er tyrannisierte ihn aber furchtbar, indem er ihm alle möglichen Kunststücke und Kenntnisse beibrachte und es bis dahin trieb, daß der arme Hund heulte, wenn Kolja sich in der Schule befand, und wenn er zurückkehrte, vor Entzücken winselte und wie verrückt sprang, Männchen machte, sich zur Erde warf, sich totstellte usw., mit einem Wort: alle Kunststücke zeigte, die er ihm beigebracht hatte, und das schon nicht mehr auf sein Verlangen, vielmehr einzig aus der Leidenschaft seiner entzückten Gefühle und seines dankbaren Herzens. Übrigens: ich hatte auch vergessen, daran zu erinnern, daß Kolja Krasotkin derselbe Knabe ist, den der dem Leser schon bekannte Knabe Iljuscha, der Sohn des Stabskapitäns außer Dienst Snegirjow, mit dem Federmesser in die Seite gestochen hatte, indem er für seinen Vater eintrat, den die Schüler »Badebast« höhnten.

An jenem frostigen und nebligen Novembertag saß also der Knabe Kolja Krasotkin zu Hause. Es war Sonntag und darum kein Unterricht. Es hatte aber schon elf Uhr geschlagen, und er mußte unbedingt von Hause weggehen »in einer äußerst wichtigen Angelegenheit«, und dabei war er im ganzen Haus allein geblieben und durchaus als dessen Wächter, weil zufällig alle älteren Hausbewohner sich aus einer außerordentlichen und durchaus eigenartigen Ursache außerhalb des Hauses befanden. Im Haus der Witwe Krasotkin, getrennt durch den Vorraum von der Wohnung, die sie selber innehatte, wurde nur noch eine einzige kleine, aus zwei engen Zimmern bestehende Wohnung vermietet. Dort wohnte eine Doktorsfrau mit zwei minderjährigen Kindern. Sie war ebenso alt wie Anna Fjodorowna und ihre beste Freundin. Der Doktor, ihr Mann, war aber schon seit mehr als einem Jahr irgendwohin gereist, zuerst nach Orenburg, dann nach Taschkent, und nun war schon ein halbes Jahr vergangen, ohne daß von ihm etwas zu sehen und zu hören war, so daß die verlassene Doktorsfrau entschieden vor Gram in Tränen zerfließen wäre, wenn nicht die Freundschaft mit Frau Krasotkin diesen Gram etwas gemildert hätte. Und da – es war ja nötig, daß es sich so ereignete, damit alle Verfolgungen des Schicksals sich erfüllten – hatte in dieser selben Nacht von Samstag auf Sonntag Katarina, die einzige Magd der Doktorsfrau, unerwartet für ihre Herrin, dieser erklärt, sie beabsichtige am nächsten Morgen ein kleines Kindchen zur Welt zu bringen. Wie es nur möglich war, daß dies niemand vordem bemerkt hatte, blieb für alle ein Wunder. Die von dieser Nachricht erschütterte Doktorsfrau hatte beschlossen, solange es noch Zeit sei, Katarina in einer für solche Fälle berechneten Anstalt in unserm Städtchen bei einer Hebamme unterzubringen. Da sie diese Dienerin sehr wert hielt, führte sie auch sogleich

ihren Plan aus, brachte sie dahin und blieb außerdem noch dort bei ihr. Darauf, schon am nächsten Morgen, war aus irgendeinem Grund die freundschaftliche Teilnahme und Hilfe der Frau Krasotkin selber nötig geworden, die bei dieser Gelegenheit irgendwen um irgend etwas bitten und irgendwelche Protektion ausüben konnte. So waren denn beide Damen abwesend, die Dienerin aber der Frau Krasotkin, das Bauernweib Agafja, war auf den Markt gegangen, und so war denn Kolja vorübergehend der Schützer und Wächter der kleinen Knirpse, das heißt des Knaben und des Mädchens der Doktorsfrau, die allein geblieben waren. Das Haus zu bewachen fürchtete sich Kolja durchaus nicht, zudem war aber auch Pereswon mit ihm, dem befohlen worden war, im Vorzimmer, unter der Bank »ohne Bewegung« auf dem Bauch zu liegen, und der gerade deshalb jedesmal, wenn Kolja, der durch die Zimmer auf und ab ging, ins Vorzimmer kam, mit dem Kopf zitterte und mit dem Schwanz zwei feste Schläge auf den Boden gab, womit er seinem Herrn seine Ergebenheit zum Ausdruck bringen wollte; aber o weh, das ihn rufende Pfeifen erschallte nicht. Kolja blickte drohend auf den unglücklichen Köter, und der erstarb wiederum in gehorsamem Erstarren. Wenn aber etwas Kolja Verlegenheit bereitete, so waren das einzig und allein die kleinen Knirpse. Auf das unerwartete Abenteuer mit Katarina blickte er natürlich mit der allertiefsten Verachtung, die verwaissten kleinen Knirpse liebte er aber gar sehr, und er brachte ihnen irgendein Kinderbuch. Nastja, das ältere Kind, war acht Jahre alt und verstand schon zu lesen, der Jüngste aber, der siebenjährige Knabe Kostja, liebte es sehr, zuzuhören, wenn Nastja ihm vorlas. Versteht sich, Krasotkin hätte sie auf interessantere Weise beschäftigen können, das heißt, er hätte beide nebeneinander aufstellen und mit ihnen Soldaten spielen oder sich im ganzen Haus verstecken können. Das hatte er schon mehr als einmal getan vordem, und er empfand keinen Widerwil-

len dagegen, dies zu tun, so daß es sich sogar einmal in seiner Klasse zu verbreiten begann, Krasotkin spiele bei sich zu Hause mit seinen kleinen Hausgenossen Pferdchen, er springe und neige den Kopf, indem er ein Beipferd nachahme. Krasotkin hatte aber stolz diese Beschuldigung pariert, indem er zu verstehen gab, daß mit Gleichaltrigen, mit Dreizehnjährigen, Pferdchen zu spielen tatsächlich schmähsch wäre »in unserer Zeit«, er tue das aber für die kleinen Knirpse, weil er sie liebe, und was seine Gefühle anbetrifft, so erlaube er da niemandem, Rechenschaft zu verlangen. Dafür vergötterten ihn aber auch beide Knirpse. Diesmal lag ihm indes der Sinn nicht nach Spielzeug. Ihm stand eine äußerst wichtige eigene Angelegenheit bevor, die, wie es schien, sogar fast geheimnisvoll war, dabei ging die Zeit hin, und Agafja, der man die Kinder hätte anvertrauen können, wollte immer noch nicht vom Markt zurückkommen. Er war schon einige Male durch den Vorraum hinübergekommen, hatte die Tür zur Doktorsfrau geöffnet und bekümmert die Knirpse betrachtet, die nach seinem Befehl hinter dem Buch, das er ihnen gebracht hatte, saßen und ihm jedesmal, wenn er die Tür öffnete, schweigend mit ganzem Gesicht zulächelten, da sie erwarteten, jetzt eben werde er hereinkommen und irgend etwas Schönes und Unterhaltendes tun. Kolja war aber in seelischer Unruhe und trat nicht ein. Endlich schlug es elf Uhr, und er beschloß fest und endgültig, daß, wenn die »verfluchte« Agafja nicht in zehn Minuten zurückkehre, er, ohne sie zu erwarten, weggehen werde, natürlich nachdem er den Knirpsen das Wort abgenommen habe, daß sie sich ohne ihn nicht ängstigen, nicht Unsinn treiben und nicht vor Angst weinen werden. In solchen Gedanken zog er sein wattiertes Wintermäntelchen mit Bisampelzkragen an, nahm seine Tasche über die Schulter, und ungeachtet der früheren wiederholten Bitte der Mutter, er möge doch, wenn er bei solcher Kälte ausgehe, immer Galoschen anziehen, schaute er nur mit Verachtung auf sie,

ging durchs Vorzimmer hindurch und trat ohne Galoschen ins Freie. Als Pereswon sah, daß Kolja angezogen war, begann er sogleich kräftig mit dem Schwanz auf den Boden zu klopfen, wobei er nervös mit dem ganzen Körper zuckte, und er wollte sogar ein Jammergeheul anheben; Kolja aber entschied, als er das so leidenschaftliche Ungestüm seines Köters sah, daß dies der Disziplin schade, und er hielt ihn, wenn auch nur für einen Augenblick, unter der Bank zurück, und erst als er schon die Tür zum Vorraum geöffnet hatte, pfiff er ihm plötzlich. Der Köter sprang auf, als ob er verrückt geworden wäre, und begann vor Entzücken vor ihm herzuspringen. Als Kolja das Vorzimmer durchschritten hatte, öffnete er die Tür zu den Knirpsen. Beide saßen wie vordem an ihrem Tischchen, sie lasen aber nicht mehr, stritten vielmehr heftig über irgend etwas. Diese Kinder pflegten öfters miteinander zu streiten über verschiedene, ihre Kritik herausfordernde Lebensfragen, wobei Nastja als die ältere stets den Sieg davontrug; wenn sich aber Kostja mit ihr nicht einigte, so ging er fast immer und appellierte an Kolja Krasotkin; und wie der denn entschied, so blieb es auch als unerschütterlicher Beschluß für beide Parteien. Diesmal interessierte der Streit der Knirpse Krasotkin ein wenig, und er blieb bei der Tür stehen, um zu lauschen. Die Kinder sahen, daß er zuhöre, und setzten darum mit noch größerem Eifer ihren Streit fort.

»Niemals, niemals werde ich glauben«, lispelte Nastja mit Feuer, »daß die Hebammen die kleinen Kinder im Gemüesfeld finden, zwischen den Kohlbeeten. Jetzt ist es schon Winter, und es gibt gar keine Kohlbeete mehr, und die Großmutter konnte Katarina kein Töchterchen bringen.«

»Pfui!« pfiff für sich Kolja.

»Oder so ist es: sie bringen die Kinder von irgendwoher, aber nur denen, die heiraten.«

Kostja blickte starr auf Nastja, hörte in tiefem Sinnen zu und dachte nach. »Nastja, wie dumm du bist«, sagte er

endlich fest und ohne sich zu ereifern. »Was kann denn die Katarina für ein kleines Kindchen haben, wenn sie nicht verheiratet ist?«

Nastja ereiferte sich furchtbar.

»Du verstehst auch gar nichts«, unterbrach sie ihn gereizt. »Vielleicht hatte sie einen Mann, er sitzt aber nur im Gefängnis, und da hat sie denn geboren.«

»Ja, sitzt denn wirklich ihr Mann im Gefängnis?« erkundigte sich mit Wichtigkeit Kostja, der stets auf das Tatsächliche bedacht war.

»Oder es ist so«, unterbrach ihn eifrig Nastja, wobei sie ihre erste Annahme völlig aufgab und vergessen hatte: »Sie hat keinen Mann, darin hast du recht, sie will aber heiraten, und da hat sie denn angefangen darüber nachzudenken, wie sie heiraten wird, und hat immer gedacht und gedacht und bis dahin gedacht, daß sie denn auch zwar keinen Mann, wohl aber ein Kindchen bekam.«

»Nun, wenn das so ist!« stimmte völlig besiegt Kostja bei.

»Du hast das aber früher nicht gesagt, wie konnte ich es denn wissen!«

»Nun, ihr Kinder«, bemerkte Kolja, indem er zu ihnen ins Zimmer trat, »ich sehe schon, ihr seid ein gefährliches Volk!«

»Auch Pereswon ist mit Ihnen?« sprach lächelnd Kostja, und er begann mit den Fingern zu schnalzen und Pereswon zu rufen.

»Ihr Knirpse, ich bin in Verlegenheit«, begann mit Wichtigkeit Krasotkin, »und ihr sollt mir helfen. Agafja hat natürlich ein Bein gebrochen, daß sie bis jetzt noch nicht erscheint, das ist entschieden und unterschrieben, ich aber muß durchaus ausgehen. Laßt ihr mich fort oder nicht?«

Die Kinder sahen einander besorgt an, in ihren lächelnden Gesichtern begann sich Unruhe zu malen. Sie hatten übrigens noch nicht ganz verstanden, was man von ihnen haben wollte.

»Werdet ihr auch nicht ohne mich Streiche machen? Werdet ihr nicht auf den Schrank kriechen, werdet ihr kein Bein brechen? Werdet ihr nicht vor Angst zu weinen anfangen, wenn ihr allein seid?«

Auf den Gesichtern der Kinder malte sich furchtbarer Verdruß.

»Ich aber könnte euch dafür ein Säckelchen zeigen, ein kupfernes Kanönchen, aus dem man mit wirklichem Pulver schießen kann.«

Die Gesichter der Kinderchen erheiterten sich augenblicklich.

»Zeigen Sie uns doch das Kanönchen!« sprach ganz strahlend Kostja. Krasotkin steckte seine Hand in die Tasche, entnahm ihr ein kleines bronzenes Kanönchen und stellte es auf den Tisch.

»So zeigen Sie es doch! Sieh mal an, auf Rädern«, und Kolja rollte das Spielzeug über den Tisch. »Auch schießen kann man damit. Mit Schrot laden und schießen.«

»Und wird es töten?«

»Alle wird es töten, man braucht es nur zu richten«, und Krasotkin erklärte, wo man das Pulver hintut, wo man das Schrotkorn hineinrollt; er wies auf ein Löchelchen, das aussah wie ein Zündloch, und erzählte, daß bei dem Kanönchen auch Rückstoßen vorkomme. Die Kinder lauschten mit großer Neugier. Besonderen Eindruck machte auf sie die Vorstellung, daß auch Rückstoßen vorkomme bei diesem Kanönchen.

»Haben Sie aber auch Pulver?« erkundigte sich Nastja.

»Ja.«

»Zeigen Sie doch auch das Pulver!« sprach sie gedehnt mit strahlendem Lächeln.

Krasotkin fuhr wieder mit der Hand in die Tasche und zog ein kleines Fläschchen heraus, in das tatsächlich etwas wirkliches Pulver eingeschüttet war; in einem zusammengerollten Papierchen fanden sich auch einige Schrotkugeln. Er öffnete sogar das Fläschchen und streute sich etwas Pulver auf die flache Hand.

»Es darf nur nicht irgendwo Feuer sein, sonst wird es nur so explodieren und uns alle vernichten«, fügte Krasotkin warnend hinzu, um Eindruck zu machen.

Die Kinder betrachteten das Pulver mit ehrfürchtiger Angst, die ihre Freude erhöhte. Kostja gefiel aber das Schrot am allerbesten.

»Aber das Schrot, brennt es nicht?« erkundigte er sich.

»Nein.«

»Schenken Sie mir doch etwas Schrot«, fügte er mit bittendem Stimmchen hinzu.

»Ich will dir ein wenig Schrot schenken, da, nimm, nur zeige es nicht deiner Mutter, bevor ich zurückkomme, sonst wird sie glauben, dies sei Pulver, und vor Furcht sterben, euch aber durchprügeln.«

»Mütterchen prügelt uns niemals mit der Rute«, bemerkte sogleich Nastja.

»Ich weiß es, ich habe das nur so gesagt, um mich schön auszudrücken. Und eurer Mutter dürft ihr niemals etwas verheimlichen, diesmal aber – bis ich zurückkehre. Kann ich also, Knirpse, gehen oder nicht? Werdet ihr nicht ohne mich vor Angst zu weinen anfangen?«

»Wir werden zu weinen anfangen«, sprach Kostja gedehnt, indem er sich schon dazu vorbereitete.

»Wir werden weinen, ganz gewiß werden wir weinen!« fiel ihm Nastja ins Wort, rasch plappernd aus Furcht.

»Ach, Kinder, Kinder, wie gefährlich ist euer Alter! Da ist denn nichts zu machen, ihr Nestlinge, man muß mit euch sitzen, ich weiß nicht wie lange. Aber die Zeit, die Zeit, o weh!«

»Befehlen Sie doch dem Pereswon, sich tot zu stellen!« bat Kostja.

»Ja, es ist schon nichts zu machen, man wird auch zu Pereswon seine Zuflucht nehmen müssen. Hierher, Pereswon!« Und Kolja begann dem Hund Befehle zu erteilen und ließ ihn alles vormachen, was er wußte. Das war ein struppiger Köter, so groß wie ein gewöhnlicher Hofhund, mit einem graulila Fell. Sein rechtes Auge war

schief und sein linkes Ohr aus irgendeinem Grund gespalten. Er winselte und sprang, diene, ging auf den Hinterbeinen, warf sich auf den Rücken mit allen vier Pfoten nach oben und lag bewegungslos wie tot. Während dieses letzten Kunststücks öffnete sich die Tür, und Agafja, die dicke Dienerin der Frau Krasotkin, ein pockennarbiges Weib von etwa vierzig Jahren, erschien auf der Schwelle. Einen Sack eingekaufter Vorräte in der Hand, kehrte sie vom Markt zurück. Sie stand da, hielt in der ausgestreckten linken Hand den Sack und begann dem Hund zuzuschauen. Wie sehr aber auch Kolja Agafja erwartet hatte, er brach doch nicht die Vorführung ab, und erst nachdem er den Pereswon eine bestimmte Zeit hindurch sich hatte totstellen lassen, piff er ihm endlich: der Hund sprang auf und begann zu hüpfen vor Freude, daß er seine Aufgabe erfüllt hatte.

»Sieh mal an, der Köter!« sprach achtungsvoll Agafja.

»Aber du, weibliches Geschlecht, warum hast du dich so verspätet?« fragte drohend Krasotkin.

»Weibliches Geschlecht? Sieh mal den Pilz an!«

»Bin ich der Pilz?«

»Ja, das bist du. Was geht es dich denn an, daß ich mich verspätete? Das bedeutet doch, daß es nötig war«, brummte Agafja, indem sie anfang, sich beim Ofen zu schaffen zu machen; sie sagte das aber durchaus nicht mit unzufriedener und zorniger Stimme, vielmehr in sehr zufriedenem Ton, gleich als ob sie sich über die Gelegenheit freue, mit dem lustigen Herrnsöhnchen sich zu unterhalten.

»Höre, leichtsinniges altes Weib«, begann Krasotkin, indem er sich vom Diwan erhob, »kannst du mir schwören bei allem, was es Heiliges auf dieser Erde gibt und außerdem noch bei irgend etwas, daß du in meiner Abwesenheit ununterbrochen auf die Knirpse achtgeben wirst? Ich gehe aus.«

»Aber weshalb werde ich dir denn schwören?« Und Agafja lachte. »Auch so werde ich schon achtgeben.«

»Nein, nur wenn du bei dem ewigen Heil deiner Seele geschworen hast. Sonst werde ich nicht ausgehen.«

»So bleib denn zu Hause. Was geht das mich an, draußen ist es kalt, sitz daheim!«

»Ihr Knirpse«, wandte sich Kolja an die Kinderchen, »dieses Weib wird bei euch bleiben bis zu meiner Rückkehr oder bis zur Rückkehr eurer Mutter, denn auch sie müßte schon längst zurück sein. Außerdem wird sie euch Frühstück geben. – Wirst du ihnen etwas geben, Agafja?«

»Das ist möglich.«

»Auf Wiedersehen, Nestlinge, ich gehe mit ruhigem Herzen. Du aber, Großmütterchen«, sprach er halblaut und wichtig, während er an Agafja vorüberging, »ich hoffe, du wirst ihnen nicht eure üblichen Weiberdummheiten über die Katarina vorlügen, du wirst das Kindesalter schonen. Hierher, Pereswon!«

»Mach, daß du zu – Gott kommst«, sprach schon bissig und mit Wut Agafja. »Lächerlicher Kerl! Durchprügeln müßte man dich, so ist es, für solche Worte!«

III. *Die Schulknaben*

Aber Kolja hatte schon nichts mehr gehört. Endlich konnte er ausgehen. Als er hinaustrat, blickte er sich um, zog die Schultern hoch, murmelte: »Es friert«, und schritt erst gerade die Straße entlang und dann nach rechts durch eine Seitengasse zum Marktplatz. Am letzten Haus vor dem Platz blieb er am Tor stehen, nahm eine Pfeife aus der Tasche und piffte aus aller Kraft, als ob er ein verabredetes Zeichen gebe. Er brauchte nicht mehr als eine Minute zu warten, da sprang plötzlich aus der Pforte ein rotbäckiger Knabe von elf Jahren auf ihn zu, der ebenfalls ein warmes, reines und sogar elegantes Mäntelchen anhatte. Das war der Knabe Smurow, der die Vorbereitungs-klasse besuchte (während Kolja Kra-

sotkin schon zwei Klassen höher saß), der Sohn eines vermögenden Beamten, dem, so scheint es, die Eltern verboten hatten, mit Krasotkin zu verkehren, da das der »bekannteste aller verzweifelte Spitzbuben« sei, so daß Smurow augenscheinlich jetzt heimlich herausgekommen war. Dieser Smurow – der Leser wird das nicht vergessen haben – war einer in jener Gruppe Knaben, die vor zwei Monaten über den Kanal hinüber nach Iljuscha Steine warfen, und der damals Aljoscha Karamasow von Iljuscha erzählt hatte.

»Schon eine ganze Stunde erwarte ich Sie, Krasotkin«, sprach Smurow mit entschlossener Miene, und die Knaben gingen zum Platz hin.

»Ich verspätete mich«, antwortete Krasotkin. »Es gibt Gründe. Wird man dich denn nicht durchprügeln, weil du mit mir bist?«

»Nun, hören Sie doch auf, prügelt man mich denn? Auch Pereswon ist mit Ihnen?«

»Auch Pereswon!«

»Auch ihn nehmen Sie dahin mit?«

»Auch ihn!«

»Ach, wenn doch Schutschka da wäre!«

»Das ist unmöglich. Schutschka existiert gar nicht. Schutschka verschwand im Dunkel des Unbekannten.«

»Ach, könnte man es denn nicht so machen«, und plötzlich blieb Smurow stehen: »Iljuscha sagt doch, Schutschka sei auch so struppig und auch so grau, rauchfarbig wie Pereswon – kann man denn nicht sagen, daß jene selbe Schutschka tatsächlich noch lebt, er wird es vielleicht auch glauben?«

»Schulknabe, verabscheue die Lüge, dies zum ersten, sogar für ein gutes Werk verabscheue sie, dies zum zweiten! Aber die Hauptsache: ich hoffe, du hast dort nichts von meinem Besuch verraten?«

»Gott behüte, ich verstehe das doch auch. Mit Pereswon wirst du ihn aber nicht trösten«, seufzte Smurow. »Weißt du was? Sein Vater, das heißt der »Badebast«, hat uns

gesagt, er werde ihm heute ein Hündchen bringen, einen wirklichen Bullenbeißer mit schwarzer Nase, er glaubte, er werde damit Iljuscha trösten, nur wird das kaum so sein!«

»Wie geht es ihm aber selber, ich meine Iljuscha?«

»Ach, schlecht, schlecht! Ich glaube, er hat Schwind-sucht. Er ist völlig bei Bewußtsein, er atmet so — er atmet nur so, nicht gut atmet er. Neulich bat er, man möchte ihn im Zimmer herumführen; man zog ihm seine Stiefel-chen an, er wollte gehen, ja, und er fällt hin. ›Ach«, sprach er, ›ich habe dir doch gesagt, Vater, daß daran meine schlechten Stiefelchen schuld sind, die früheren, in ihnen war es auch vordem schon unbequem zu gehen.‹ Da glaubte er denn, er sei seiner Stiefel wegen gefallen, es war aber ganz einfach aus Schwäche. Er wird keine Woche mehr leben. Herzenstube besucht ihn. Jetzt sind sie wieder reich, sie haben viel Geld.«

»Schelme sind es.«

»Wer ist ein Schelm?«

»Die Doktoren und das ganze medizinische Gesindel, ganz im allgemeinen und versteht sich auch noch im besonderen. Ich verneine die Medizin. Das ist eine nutz-lose Einrichtung. Ich erforsche übrigens noch dies alles. Was sind indes dort bei euch für Sentimentalitäten auf-gekommen? Es scheint, ihr seid dort die ganze Klasse?«

»Nicht alle, vielmehr so etwa zehn Mann von uns gehen immer hin, jeden Tag. Das hat aber nichts zu bedeuten.«

»Es erstaunt mich nur in dem allem die Rolle des Aljo-scha Karamasow: seinen Bruder wird man morgen oder übermorgen wegen eines solchen Verbrechens richten, und er hat so viel Zeit, mit Knaben sentimental zu sein.«

»Da ist ganz und gar keine Sentimentalität dabei, du gehst ja doch selber jetzt, um dich mit Iljuscha zu versöh-nen!«

»Zu versöhnen? Was ist das für ein lächerlicher Aus-druck. Ich erlaube übrigens niemandem, meine Hand-lungen zu analysieren.«

»Aber wie froh wird Iljuscha über dich sein! Er ahnt ja gar nicht, daß du kommen wirst. Weshalb, weshalb hast du denn so lange nicht kommen wollen?« rief plötzlich Smurow mit Wärme aus.

»Lieber Junge, das ist meine Sache und nicht deine. Ich gehe selber zu ihm aus eigenem Antrieb, weil so mein Wille ist. Euch alle aber hat Alexej Karamasow hingeschleppt, das heißt doch, da ist ein Unterschied! Und woher weißt du es denn, vielleicht komme ich ganz und gar nicht, um mich zu versöhnen? Ein dummer Ausdruck!«

»Durchaus nicht Karamasow, ganz und gar nicht er. Die unsrigen begannen ganz einfach von selber hinzugehen, natürlich zuerst mit Karamasow. Auch ist gar nichts dergleichen vorgefallen, keinerlei Dummheiten. Erst kam einer, dann der andere. Sein Vater war furchtbar froh über uns. Du weißt, er wird einfach verrückt werden, wenn Iljuscha sterben wird. Er sieht ja, daß Iljuscha sterben wird. Aber wie gerade er selber sich darüber freut, daß wir uns mit Iljuscha versöhnten! Iljuscha fragte nach dir, weiter fügte er nichts hinzu. Er fragt und verstummt. Sein Vater aber wird verrückt werden oder sich erhängen. Er benahm sich ja auch schon vordem wie ein Gestörter. Du weißt, das ist ein edler Mensch, und damals ist ein Fehler begangen worden. An dem allem ist dieser Vaternörder schuld, weil er ihn damals verprügelte.«

»Aber gleichwohl ist Karamasow für mich ein Rätsel. Ich hätte längst schon mit ihm bekannt werden können, in gewissen Fällen liebe ich es aber, stolz zu sein. Zudem bildete ich mir eine ganz bestimmte Vorstellung von ihm, die ich noch nachprüfen und klären muß.«

Kolja verstummte gewichtig, Smurow gleichfalls. Smurow, versteht sich, erstarb in Ehrfurcht vor Kolja Krasotkin und wagte nicht einmal daran zu denken, sich mit ihm zu vergleichen. Jetzt aber war er in seiner Teilnahme ganz furchtbar erregt, weil Kolja erklärt hatte, er gehe »ganz

aus eigenem Anlaß«, und es lag da also zweifellos geradezu ein Rätsel darin, daß es Kolja plötzlich eingefallen war, jetzt und gerade heute hinzugehen. Sie schritten über den Marktplatz, auf dem diesmal viele vom Land gekommene Fuhren und viel herbeigetriebenes Geflügel waren. Die städtischen Marktweiber handelten unter ihren Schutzdächern mit Kringeln, Nähfaden und anderm. Solche sonntägliche Märkte werden bei uns in der Stadt naiv Jahrmärkte genannt, und ihrer gibt es viele in jedem Jahr. Pereswon lief in der heitersten Gemütsverfassung dahin, indem er sich unaufhörlich nach rechts und nach links drehte, um irgendwo an irgend etwas zu schnuppern. Wenn er andern Hündchen begegnete, so beroch er sich mit ihnen nach allen Regeln der Kunst.

»Ich liebe es, das wirkliche Leben zu beobachten, Smurow«, begann plötzlich Kolja. »Hast du bemerkt, daß die Hunde sich beschnuppern, wenn sie einander begegnen? Da wirkt bei ihnen ein ganz bestimmtes Naturgesetz, das ihnen allen gemein ist.«

»Ja, und was für ein lächerliches.«

»Das heißt, es ist nicht lächerlich, darin hast du unrecht. In der Natur gibt es überhaupt nichts Lächerliches, wie es auch immer dem Menschen mit seinen Vorurteilen vorkommen mag. Wenn die Hunde urteilen und kritisieren könnten, so würden sie wahrscheinlich ebensoviel, wenn nicht bei weitem mehr für sich lächerlich finden in den sozialen Beziehungen der Menschen untereinander und der über sie Herrschenden – wenn nicht weit mehr; dieses wiederhole ich deshalb, weil ich fest überzeugt bin, daß es bei uns bei weitem mehr Dummheiten gibt. Das ist ein Gedanke des Rakitin, ein bedeutender Gedanke. Ich bin Sozialist, Smurow!«

»Was ist das, Sozialist?« fragte Smurow.

»Das ist: wenn alle gleich wären, alle dieselbe allgemeine Anschauung hätten, es keine Ehen gäbe, mit der Religion und allen Gesetzen es aber so gehalten werde, wie es einem jeden gerade zusagt, und dazu auch alles übrige.

Du bist noch zu jung dafür, für dich ist es zu früh. Es ist übrigens kalt.«

»Ja, zwölf Grad. Vorhin hat mein Vater nach dem Thermometer geschaut.«

»Hast du auch bemerkt, Smurow, daß, wenn es mitten im Winter fünfzehn oder sogar achtzehn Grad ist, es einem nicht so kalt zu sein scheint, wie zum Beispiel jetzt, zu Beginn des Winters, wenn plötzlich unverhofft ein Frost wie jetzt, von zwölf Grad, einen überfällt, ja, und dazu noch, wenn wenig Schnee liegt. Das heißt, die Menschen haben sich noch nicht daran gewöhnt. Bei den Menschen macht alles die Gewohnheit, sogar in ihren staatlichen und politischen Beziehungen. Die Gewohnheit – das ist der Hauptbeweggrund. Was ist das übrigens da für ein lächerlicher Bauer?«

Kolja wies auf einen in reifen Jahren stehenden Bauern hin, der einen Schafspelz trug, von gutmütigem Gesichtsausdruck war und bei seiner Fuhre stehend vor Kälte seine Hände, die in Fäustlingen steckten, aneinander schlug. Sein langer dunkelblonder Bart war völlig bereift. »Dem Bauern da ist der Bart gefroren!« rief laut und händelsüchtig Kolja, als er an ihm vorüberging.

»Vielen ist er gefroren«, murmelte ruhig und sentenziös der Bauer zur Antwort.

»Necke ihn doch nicht!« bemerkte Smurow.

»Das hat nichts zu sagen, er wird nicht böse werden, er ist gut. Leb wohl, Matwei!«

»Leb wohl!«

»Heißt du denn wirklich Matwei?«

»Matwei. Hast du das denn nicht gewußt?«

»Nein, ich sagte es aufs Geratewohl.«

»Sieh mal an, du gehst wohl zur Schule?«

»Ja.«

»Wie denn, prügelt man dich?«

»Nicht gerade sehr, vielmehr so.«

»Tut es weh?«

»Ohne das geht es nicht ab!«

»Ach, das Leben!« seufzte der Bauer aus ganzem Herzen.

»Leb wohl, Matwei!«

»Leb wohl! Du bist ein liebes Bürschchen, das bist du.«

»Das ist ein guter Bauer«, sprach Kolja zu Smurow. »Ich liebe es, mich mit dem Volk zu unterhalten, und bin immer froh, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

»Weshalb hast du ihm denn vorgelogen, daß man bei uns prügelt?« fragte Smurow.

»Man mußte ihn doch trösten!«

»Weshalb denn das?«

»Siehst du, Smurow, ich liebe es nicht, daß man zum zweitenmal fragt, wenn man es nicht beim ersten Wort versteht. Manches kann man auch gar nicht erklären. Nach der Vorstellung des Bauern schlägt man die Schulknaben, und muß das auch so sein. Was ist das denn wohl für ein Schulknabe, wenn man ihn nicht prügelt? Und plötzlich werde ich sagen, daß man bei uns überhaupt nicht schlägt; hierüber wird er doch betrübt sein. Übrigens begreifst du das aber gar nicht. Mit dem Volk muß man zu sprechen verstehen.«

»Fange aber, bitte, nur nicht zu necken an, sonst wird wiederum eine Geschichte herauskommen, wie damals mit jener Gans.«

»Hast du denn Angst?«

»Lache nicht, Kolja, bei Gott, ich habe Angst! Mein Vater wird furchtbar böse werden. Es ist mir streng verboten, mit dir zu gehen.«

»Sei nur ohne Sorge! Diesmal wird gar nichts vorgehen. Guten Tag, Natascha«, schrie er einer der unter den Schutzdächern sitzenden Händlerinnen zu.

»Was bin ich dir denn für eine Natascha, ich bin Maria«, antwortete mit kreischender Stimme die Händlerin, ein bei weitem noch nicht altes Weib.

»Das ist gut, daß du Maria bist, leb wohl!«

»Ach du Lausbub, von der Erde sieht man ihn kaum, aber das versteht er schon!«

»Ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit für dich, am

nächsten Sonntag wirst du es mir erzählen«, und Kolja machte eine abwehrende Handbewegung, gleich als ob sie ihm zusetze, und nicht er ihr.

»Aber was soll ich dir denn am Sonntag erzählen? Selber hast du dich an mich gehängt, ich aber nicht an dich, frecher Kerl«, schrie immer lauter Maria. »Durchprügeln sollte man dich, das ist es, du bist ein bekannter Beleidiger, das ist es!«

Unter den übrigen Händlerinnen, die an ihren Ständen neben der Maria handelten, erhob sich ein Gelächter, als plötzlich aus einer Arkade der städtischen Läden mir nichts, dir nichts ein erregter Mann heraussprang, augenscheinlich ein Handelsgehilfe, aber keiner von uns, vielmehr von den angereisten, in langschößigem blauen Kaftan, mit einer Schildmütze. Er war noch jung und hatte dunkelblonde Locken und ein langes, bleiches, pockennarbiges Gesicht. Er schien von einer ganz dummen Aufregung befallen und begann sogleich Kolja mit der Faust zu drohen.

»Ich kenne dich!« rief er mit gereizter Stimme. »Ich kenne dich!«

Kolja sah ihn starr an. Er konnte sich nicht daran entsinnen, wann er mit diesem Menschen irgendeinen Handel gehabt haben mochte. Er hatte aber eine ganze Menge Handel auf der Straße gehabt, er konnte sich gar nicht an alle entsinnen.

»Kennst du mich?« fragte er ihn ironisch.

»Ich kenne dich! Ich kenne dich!« wiederholte wie ein Dummkopf der Kleinbürger.

»Um so besser für dich. Nun, ich habe keine Zeit. Leb wohl!«

»Was treibst du denn Unfug?« schrie der Kleinbürger.

»Du willst wieder Unfug treiben! Ich kenne dich! Willst du wieder Unfug treiben?«

»Dies, Bruder, geht dich jetzt nichts an, daß ich Unfug treibe«, sprach Kolja, indem er stehenblieb und ihn immer noch anblickte.

»Wie geht es mich denn nichts an?«

»So, es geht dich nichts an!«

»Aber wen denn? Wen denn? Nun, wen denn?«

»Dies, Bruder, ist jetzt des Trifon Nikititschs Sache, nicht aber die deine.«

»Was ist denn das für ein Trifon Nikititsch?« fragte mit dummem Staunen, wenn auch immer noch ebenso wütend, der Bursche und blickte Kolja an. Kolja maß ihn mit einem gewichtigen Blick.

»Bist du in die Himmelfahrtskirche gegangen?« fragte er ihn plötzlich streng und eindringlich.

»In was für eine Himmelfahrtskirche? Wozu denn? Nein, ich ging nicht dahin«, und der Bursche war ein wenig verdutzt.

»Kennst du den Sabanejew?« fuhr Kolja noch eindringlicher und strenger fort.

»Was für einen Sabanejew denn? Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Nun, dann kann dich auch der Teufel holen!« schnitt ihm plötzlich Kolja das Wort ab, drehte sich nach rechts um und ging rasch seines Weges, gleich als ob er es sogar unter seiner Würde finde, auch nur mit einem solchen Tölpel zu sprechen, der nicht einmal den Sabanejew kennt.

»Warte doch, du da! Ei! was für einen Sabanejew denn?« besann sich plötzlich der Bursche, indem er wiederum ganz in Aufregung geriet. »Wovon sprach er denn da?«

Und er wandte sich plötzlich an die Händlerinnen, wobei er sie dumm ansah.

Die Weiber brachen in Lachen aus.

»Das ist ein pffiffiges Bürschchen!« sprach eine von ihnen.

»Was für einen Sabanejew denn, was für einen Sabanejew meint er denn da?« wiederholte immer wieder mit Wut der Bursche, wobei er mit der rechten Hand eine fragende Bewegung machte.

»Da muß er aber wohl den Sabanejew im Sinne haben,

der bei den Kusmitschews diente, so muß es wohl sein«, erriet plötzlich eins der Weiber.

Der Bursche sah sie verständnislos an.

»Bei Kusmitschews?« sprach ein anderes Weib. »Ja, was ist denn das für ein Trifon? Jener heißt Kusma, nicht aber Trifon, das Bürschchen nannte aber Trifon Nikititsch, das ist demnach nicht er!«

»Das ist, siehst du, nicht Trifon und nicht Sabanejew, das ist Tschischow«, mischte sich plötzlich ein drittes Weib ein, das bis dahin geschwiegen und mit ernster Miene zugehört hatte. »Alexej Iwanowitsch heißt er, Tschischow Alexej Iwanowitsch!«

»Das ist auch so, daß es Tschischow ist«, bestätigte mit Nachdruck ein viertes Weib.

Ganz verwirrt blickte der Bursche bald auf diese, bald auf jene. »Ja, weshalb fragte er denn, ihr guten Leute, weshalb fragte er denn: Kennst du Sabanejew?« rief er schon fast in Verzweiflung aus. »Aber der Teufel weiß, was das für ein Sabanejew ist!«

»Was bist du denn so einfältig, es sagen dir doch die da, es sei nicht Sabanejew, vielmehr Tschischow, Alexej Iwanowitsch Tschischow, das ist es!« schrie ihm belehrend eine Händlerin zu.

»Was denn für ein Tschischow? Nun, was denn für einer? Sprich, wenn du es weißt!«

»Das ist doch ein langer, rotznäsiger Bursche! Vorigen Sommer hat er auf dem Markt gesessen.«

»Aber wozu brauche ich denn deinen Tschischow, ihr guten Leute, wie?«

»Wie soll ich es denn wissen, wozu du ihn nötig hast!«

»Aber wer kennt dich denn, wozu du ihn brauchst?« ergriff eine andere das Wort. »Selber mußst du wissen, wozu er dir nötig ist, wenn du da zankst. Er hat es doch zu dir gesagt, doch nicht zu uns, du dummer Kerl, du. Oder kennst du ihn wirklich nicht?«

»Wen?«

»Den Tschischow.«

»Aber der Teufel soll ihn holen, den Tschischow, und dich mit ihm! Ich werde ihn durchprügeln, das ist es! Er hat sich über mich lustig gemacht!«

»Den Tschischow willst du durchprügeln? Vielleicht er dich! Ein Dummkopf bist du, das ist es!«

»Nicht den Tschischow, du böses Weib, du Schadenstifterin; den Buben werde ich durchprügeln. Halt ihn! halt ihn, er hat mich zum besten gehabt!«

Die Weiber lachten. Kolja aber war schon weit und schritt mit der Miene eines Siegers dahin. Smurow ging neben ihm und sah sich immer wieder nach der in der Ferne schreienden Gruppe um. Auch ihm war es sehr lustig zumute, wiewohl er immer noch fürchtete, mit Kolja irgendwie in eine Geschichte verwickelt zu werden.

»Nach welchem Sabanejew hast du ihn denn gefragt?« erkundigte er sich bei Kolja, und er fühlte die Antwort voraus.

»Was weiß ich denn, nach welchem? Jetzt werden sie bis zum Abend einander anschreien. Ich liebe es, die Schafsköpfe in Bewegung zu setzen in allen Schichten der Gesellschaft. Da steht auch noch ein Tölpel, dieser Bauer da. Merke dir, man sagt: ›Es gibt nichts Dümmeres als einen dummen Franzosen.« Aber auch der russische Gesichtsausdruck verrät sich. Nun, steht nicht bei dem da im Gesicht geschrieben, daß er ein Dummkopf ist, bei dem Bauern da, wie?«

»Laß ihn in Ruhe, Kolja, laß uns vorübergehen!«

»Um keinen Preis werde ich ihn ungeschoren lassen, ich bin jetzt in Laune gekommen. Heda! Guten Tag, Bauer!«

Ein kräftiger Bauer, der langsam vorüberging und wohl schon getrunken hatte, mit rundem, einfachem Gesicht und graumeliertem Bart, erhob den Kopf und blickte das Bürschchen an.

»Nun, guten Tag, wenn du nicht Spaß machst«, gab er langsam zur Antwort.

»Wenn ich aber Spaß mache?« lachte Kolja.

»Wenn du aber Spaß machst, so tue du es nur, Gott mit dir! Das hat nichts zu sagen, das darf man. Es ist das immer erlaubt, daß man Spaß macht.«

»Verzeih, Bruder, ich machte mich lustig über dich.«

»Nun, und Gott verzeihe dir!«

»Verzeihst denn du mir?«

»Gar sehr verzeihe ich. Geh deiner Wege!«

»Sieh mal an, du bist ja, ja, du bist am Ende gar noch ein kluger Bauer?«

»Klüger als du«, antwortete der Bauer unerwartet und ernst wie bisher.

»Doch wohl kaum«, sprach Kolja und wurde etwas verlegen.

»Ich sage die Wahrheit.«

»Aber am Ende ist es gar auch so.«

»So ist es, Bruder.«

»Leb wohl, Bauer!«

»Leb wohl!«

»Es gibt verschiedenerlei Bauern«, bemerkte Kolja zu Smurow nach einigem Schweigen. »Woher hätte ich denn wissen können, daß ich mit einem gescheiten Kerl anbändelte? Ich bin immer bereit, die Klugheit im Volk anzuerkennen.«

In der Ferne auf der Kirchenuhr schlug es halb zwölf. Die Knaben fingen an sich zu beeilen, und den übrigens noch ziemlich langen Weg bis zur Wohnung des Stabskapitäns Snegirjow gingen sie rasch und schon fast ohne miteinander zu sprechen.

Etwa zwanzig Schritte vor dem Haus blieb Kolja stehen und befahl Smurow voranzugehen und ihm Karamasow hierher herauszurufen.

»Man muß vorher einander beschnuppern«, bemerkte er zu Smurow.

»Ja, weshalb soll ich ihn denn herausrufen?« wollte Smurow entgegnen. »Geh du doch so hinein, man wird sich furchtbar über dich freuen! Aber sonst, wie willst du

denn draußen in der Kälte seine Bekanntschaft machen?«

»Das weiß ich schon, weshalb ich es nötig habe, daß er hierher in den Frost herauskommt«, schnitt ihm despotisch Kolja das Wort ab (was er diesen »Kleinen« gegenüber gar sehr zu tun liebte), und Smurow lief, seinen Befehl auszuführen.

IV. *Schutschka*

Kolja lehnte sich mit ernstem Gesichtsausdruck an den Zaun und begann die Ankunft Aljoschas zu erwarten. Ja, ihm wünschte er längst schon zu begegnen. Er hatte über ihn viel von den Knaben gehört, doch hatte er bis dahin immer eine verächtlich gleichgültige Miene zur Schau getragen, wenn man ihm von Aljoscha erzählte, er kritisierte ihn sogar in solchen Augenblicken. Insgeheim wünschte er aber gar sehr seine Bekanntschaft zu machen. In allem, was man ihm von Aljoscha erzählt hatte, war irgend etwas, was ihn sympathisch berührte und ihn anzog. So war denn der gegenwärtige Augenblick ein wichtiger für ihn; zunächst war es nötig, sich nicht zu blamieren, Unabhängigkeit zu beweisen. Sonst wird es Aljoscha in den Sinn kommen, daß ich dreizehn Jahre alt bin, und er wird mich dann für gerade so einen kleinen Jungen halten, wie auch jene sind. Und was sind ihm denn eigentlich diese kleinen Jungen? Das werde ich ihn fragen, wenn ich ihm nähertrete. Dumm ist es aber gleichwohl, daß ich von so kleinem Wuchs bin. Tusikow ist jünger als ich, dabei aber um einen halben Kopf größer. Das Gesicht ist übrigens bei mir gescheit, ich bin nicht hübsch, ich weiß, daß ich häßlich bin von Angesicht, mein Gesicht ist aber klug. Man muß sich auch nicht allzusehr aussprechen, denn sonst gibt es gleich Umarmungen, und er wird auch glauben . . . Pfui! Wie eklig das sein wird, wenn er das glauben wird!

In solcher Aufregung war Kolja, und dabei bemühte er sich aus aller Kraft, die Miene größter Unabhängigkeit aufzusetzen. Die Hauptsache: ihn ärgerte sein kleiner Wuchs; nicht so sehr sein »ekliges« Gesicht wie sein Wuchs. Zu Hause in einer Ecke war an der Wand schon vom vorigen Jahr an mit Bleistift ein Strich gezogen, durch den er seinen Wuchs bezeichnet hatte, und von da an ging er alle zwei Monate, jedesmal in großer Erregung, dahin, um sich wiederum zu messen, wieviel er gewachsen war. Aber o weh! Er wuchs sehr wenig, und das brachte ihn bisweilen geradezu zur Verzweiflung. Was aber sein Gesicht betraf, so war es durchaus nicht »eklig«, im Gegenteil ganz hübsch, weiß und bleich mit Sommersprossen. Seine grauen, nicht großen, aber lebhaften Äuglein schauten kühn drein und leuchteten häufig vor Empfindung. Seine Backenknochen waren etwas breit, die Lippen klein, nicht sehr dick, aber hübsch. Seine Nase war klein, entschieden eine Stülpnase, und: »Völlig eine Stumpfnase, durchaus eine Stumpfnase!« flüsterte Kolja für sich, wenn er in den Spiegel sah, und er ging dann immer verdrießlich vom Spiegel fort. »Ja, das Gesicht wird wohl auch kaum klug sein!« dachte er bisweilen, indem er sogar auch daran zweifelte. Man muß übrigens nicht annehmen, daß die Sorge um sein Gesicht und seinen Wuchs seine ganze Seele erfüllt habe. Im Gegenteil! Wie peinlich ihm auch die Augenblicke vor dem Spiegel waren, er vergaß sie stets wieder rasch und sogar auf lange, »indem er sich völlig den Ideen und dem tatsächlichen Leben hingab«, wie er selber seine Tätigkeit zu bezeichnen pflegte.

Aljoscha erschien bald und ging rasch auf Kolja zu; schon auf wenige Schritte Entfernung bemerkte dieser, daß Aljoscha eine ganz frohe Miene zur Schau trug.

»Ist er wirklich so froh über mich?« dachte Kolja mit Vergnügen. – Bei dieser Gelegenheit wollen wir übrigens bemerken, daß Aljoscha sich sehr verändert hatte seit der Zeit, daß wir ihn verließen: er trug keine Kutte mehr,

vielmehr einen gutsitzenden Rock, einen runden weichen Hut, und seine Haare waren kurz geschnitten. Dies alles hatte ihn sehr verschönt, und er hatte durchaus das Ansehen eines netten Burschen. Sein hübsches Gesicht hatte stets einen heiteren Ausdruck gehabt, aber diese Heiterkeit war ganz still und ruhig. Zu Koljas Staunen war Aljoscha zu ihm gerade so herausgekommen, wie er im Zimmer gesessen hatte: ohne Mantel, er hatte sich augenscheinlich beeilt. Er streckte ohne weiteres Kolja seine Hand hin.

»Da sind Sie denn endlich auch, wie haben wir alle Sie erwartet!«

»Es gab Gründe, von denen Sie sogleich erfahren werden. Auf jeden Fall bin ich froh, Ihre Bekanntschaft zu machen. Längst habe ich die Gelegenheit dazu erwartet und viel von Ihnen gehört«, murmelte etwas außer Atem Kolja.

»Ja, wir wären wohl auch so miteinander bekannt geworden, auch ich habe viel von Ihnen gehört, hier aber, gerade hierher sind Sie zu spät gekommen.«

»Sagen Sie doch, wie steht es denn hier?«

»Iljuscha geht es sehr schlecht, er wird zweifellos sterben.«

»Was sagen Sie da? Gestehen Sie, daß die Medizin ein Schwindel ist, Karamasow!« rief Kolja mit Feuer aus.

»Iljuscha fragte häufig, sehr häufig nach Ihnen, sogar, wissen Sie, im Schlaf, wenn er phantasierte. Es geht daraus hervor, daß Sie ihm sehr, sehr teuer waren, vordem . . . bis zu jenem Vorfall . . . mit dem Messerchen. Da ist aber auch noch eine Ursache . . . Sagen Sie, ist dies Ihr Hund?«

»Ja, er heißt Pereswon.«

»Nicht aber Schutschka?« Und Aljoscha schaute Kolja betrübt in die Augen. »Jener ist also wirklich verschwunden?«

»Ich weiß, daß Sie alle Schutschka haben möchten, ich hörte alles«, und Kolja lächelte rätselhaft. »Hören Sie,

Karamasow, ich werde Ihnen die ganze Sache aufklären und hauptsächlich das, weswegen ich gekommen bin; deshalb habe ich Sie auch herausgerufen, um Ihnen im voraus diesen ganzen Streich zu erklären, noch bevor wir eintreten werden«, begann er lebhaft. »Sehen Sie, Karamasow, im Frühjahr trat Iljuscha in die Vorbereitungs-klasse ein. Nun, es ist bekannt, was unsere Vorbereitungs-klasse ist: kleine Jungen, Kinder. Iljuscha begannen sie denn auch sogleich schon zu necken. Ich sitze zwei Klassen höher und, versteht sich, ich sehe aus der Ferne zu, von der Seite. Ich sehe, der Knabe ist klein, schwächlich, aber er fügt sich nicht, er rauft sogar mit ihnen, er ist stolz, seine Äuglein leuchten: solche Burschen liebe ich. Sie aber necken ihn nur noch um so mehr. Die Hauptsache: er hatte damals ein schlechtes Mäntelchen, die Hosen ziehen sich nach oben, die Stiefel haben Hunger. Sie neckten ihn denn auch deswegen. Sie erniedrigen ihn. Nun, das liebe ich schon gar nicht, sogleich trat ich für ihn ein und gab »Extrapfeffer«. Ich schlage sie, ja, und sie vergöttern mich, wissen Sie das, Karamasow?« prahlte Kolja in seinem Drang, sich mitzuteilen. »Ja, und überhaupt liebe ich das Kindervolk. Auch jetzt sitzen bei mir zu Hause zwei Nestlinge mir auf dem Hals, sie haben mich sogar heute aufgehalten. So hörten sie denn auf, Iljuscha zu schlagen, und ich nahm ihn unter meinen Schutz. Ich sehe, der Knabe ist stolz, dieses sagte ich Ihnen schon, daß er stolz ist; schließlich aber ergab er sich mir sklavisch, erfüllte meine geringsten Befehle, hört auf mich wie auf Gott, ist bestrebt, mir nachzueifern. In den Pausen zwischen dem Unterricht kommt er sogleich schon zu mir, und wir gehen zusammen. Sonntags ebenso. Bei uns im Gymnasium lacht man darüber, wenn ein älterer Knabe auf einem solchen Fuße steht mit einem kleineren; das ist aber nur ein Vorurteil. So mag ich es nun einmal, und damit basta, nicht wahr? Ich lehre ihn, entwickle ihn – weshalb, sagen Sie mir doch, kann ich ihn nicht entwickeln, wenn er mir gefällt?

Sehen Sie, gerade Sie selber, Karamasow, haben sich mit allen diesen Nestlingen angefreundet, das heißt doch, Sie wollen einwirken auf die junge Generation, sie entwickeln, ihr nützlich sein? Und ich gestehe es, dieser Zug in Ihrem Charakter, den ich vom Hörensagen erfuhr, hat mich am allermeisten interessiert. Übrigens zur Sache: ich bemerke also, daß sich in dem Knaben eine gewisse Gefühlsseligkeit, Sentimentalität entwickelt, ich aber, wissen Sie, bin ein entschiedener Feind aller kälberner Zärtlichkeiten vom Tag meiner Geburt an. Und dazu noch der Widerspruch: er ist stolz, mir aber sklavisches ergeben – sklavisches ergeben, und dabei plötzlich funkeln seine Äuglein, und er will sogar nicht einmal mir beistimmen, er streitet, will nicht nachgeben. Ich spreche bisweilen mancherlei Gedanken aus. Nicht, daß er nicht einverstanden wäre mit ihnen, ich sehe vielmehr ganz einfach, daß er sich persönlich gegen mich auflehnt, weil ich auf seine Zärtlichkeiten nur mit Kälte antworte. Und da, um ihn auf die Probe zu stellen, werde ich immer kälter, je zärtlicher er ist, absichtlich tue ich das, gerade so ist meine Überzeugung. Ich hatte die Absicht, seinen Charakter zu bilden, ihn auszugleichen, einen Menschen aus ihm zu machen . . . nun, und da . . . Sie verstehen mich natürlich, wenn ich auch nur Andeutungen mache. Plötzlich bemerke ich, er ist einen Tag, den nächsten, den übernächsten verstört, er grämt sich, aber schon nicht mehr über Zärtlichkeiten, vielmehr über etwas anderes, was stärker und höher ist. Ich denke, was ist denn da für eine Tragödie? Ich dringe in ihn und erfahre folgendes: Er war irgendwie mit Smerdjakow, dem Diener Ihres verstorbenen Vaters (der damals noch lebte), zusammengekommen, und der hatte ihn, das Dummköpfchen, einen dummen Streich gelehrt, das heißt einen viehischen Streich, einen gemeinen Streich – ein Stück Brot zu nehmen, das Weiche aus ihm, eine Stecknadel hineinzustecken und es irgendeinem Hofhund hinzuwerfen, von denen, die aus Heißhunger den Bissen verschlin-

gen, ohne ihn zu kauen – und dann zuzuschauen, was daraus wird. Da hatten sie denn auch einen solchen Bissen hergestellt und ihn dieser selben struppigen Schuschka hingeworfen, über die jetzt ein solcher Lärm gemacht wird. Es war dies ein Hund aus einem solchen Hof, wo man ihn ganz einfach nicht fütterte, und darum bellt er denn auch den ganzen Tag. (Lieben Sie dieses dumme Bellen, Karamasow? Ich kann es nicht ausstehen.) Dieser Hund stürzte sich denn auch nur so auf den Bissen, verschlang ihn und fing dann an zu winseln. Er drehte sich im Kreis herum und fing an zu laufen, zu laufen, und winselte immerzu, und entschwand – so pflegte es mir Iljuscha selber zu erzählen. Er berichtet mir und weint dabei – er weint, umarmt mich und schluchzt: ›Er läuft und winselt, er läuft und winselt‹ – nur dies allein wiederholt er immerzu; dies Bild hatte den größten Eindruck auf ihn gemacht. Nun, ich sehe, das sind Gewissensbisse. Ich nahm die Sache ernst. Ich wollte, und das ist die Hauptsache, ihm auch für das Frühere eine Lehre geben, so daß ich, ich gestehe das ein, dort nicht ganz aufrichtig war, mich so stellte, als ob ich einen solchen Unwillen empfinde, wie ich ihn vielleicht überhaupt gar nicht empfand: ›Du‹, sage ich, ›hast etwas Niedriges begangen, du bist ein Schuft, ich werde natürlich das nicht ausposaunen, aber vorerst will ich mit dir nichts zu tun haben. Ich werde diese Sache bedenken und dich durch Smurow wissen lassen (das ist ja dieser selbe Junge, der gerade eben mit mir kam, und der mir stets ergeben war): ob ich hinfort die Beziehungen mit dir aufrechterhalten, oder ob ich dich als einen Schuft auf ewig aufgeben werde.‹ Dies hat einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht. Ich gestehe es, ich habe damals schon gefühlt, daß ich vielleicht zu streng gewesen bin; was soll man aber machen, so war nun einmal mein damaliger Gedanke. Tags darauf schickte ich Smurow zu ihm und lasse durch ihn Iljuscha wissen, daß ich mit ihm weiter ›nicht spreche‹, so sagt man nämlich bei uns, wenn

zwei Kameraden den Verkehr miteinander aufgeben. Das Geheimnis liegt darin, daß ich ihn im ganzen nur wenige Tage mir fernhalten, darauf aber, wenn ich seine Reue sähe, ihm wieder meine Hand hinstrecken wollte. Das war mein fester Entschluß. Was glauben Sie aber? Er hörte den Smurow an, und plötzlich funkelten seine Augen. »Sage«, schrie er, »in meinem Namen Krasotkin, daß ich nun allen Hunden Bissen mit Stecknadeln drin hinwerfen werde, allen, allen!« Ach, denke ich, ein Geist der Unabhängigkeit hat sich erhoben, man muß ihn ausräuchern, und ich begann ihm völlige Verachtung zu zeigen, bei jeder Begegnung wende ich mich zur Seite, oder lächle ironisch. Und da ereignet sich denn auch gerade jener Vorfall mit seinem Vater, erinnern Sie sich, dem »Badebast? Sie werden begreifen, daß er auf diese Weise schon von vornherein zu furchtbarer Erregung geneigt war. Als aber die Buben sahen, daß ich ihn verlassen hatte, stürzten sie sich auf ihn und neckten ihn: »Badebast! Badebast!« Da begannen denn auch gerade jene Schlachten, die ich furchtbar bedaure, weil man ihn, so scheint es, damals einmal verprügelte, daß es ihm sehr weh tat. Da stürzte er sich denn einmal auf dem Hof nach Beendigung des Unterrichts auf alle, ich aber stehe gerade zehn Schritt entfernt und blicke auf ihn. Und, ich schwöre es, ich entsinne mich nicht, daß ich damals lächelte, im Gegenteil, er fing damals an, mir gar sehr leid zu tun, und noch einen Augenblick, und ich hätte mich auf seine Gegner gestürzt, um ihn zu verteidigen. Plötzlich begegnete er meinem Blick: was ihm dabei schien – ich weiß es nicht, er nahm aber sein Federmesser heraus, warf sich auf mich und stieß es mir in die Hüfte, sehen Sie, hier am rechten Bein. Ich rührte mich nicht, ich gestehe es, ich bin bisweilen tapfer, Karamasow, ich schaute nur mit Verachtung auf ihn, als ob ich ihm durch meinen Blick sagen wollte: »Willst du das nicht etwa noch einmal tun für meine ganze Freundschaft, ich stehe dir zur Verfügung!« Er aber stieß nicht ein zweites Mal zu, er

hielt nicht an sich, er hatte sich ganz erschreckt, er warf das Messerchen fort, brach in lautes Weinen aus und fing an zu laufen. Ich habe ihn natürlich nicht angezeigt und auch allen andern zu schweigen befohlen, damit es nicht bis zur Obrigkeit dringe; sogar meiner Mutter habe ich es erst dann gesagt, als alles verheilt war, ja, und es war auch weiter nichts als eine Kratzwunde. Darauf höre ich, an demselben Tag hat er sich aufs Steinwerfen verlegt und Sie in den Finger gebissen – aber, Sie verstehen doch, in welchem Zustand er damals war! Nun, was ist denn da zu machen? Ich handelte dumm. Als er erkrankte, kam ich nicht zu ihm, um ihm zu verzeihen, das heißt, um mich mit ihm auszusöhnen. Jetzt bereue ich dies. Da spielten aber bei mir schon ganz besondere Absichten mit. Nun, da haben Sie denn auch diese ganze Geschichte . . . nur scheint es, ich habe es dumm gemacht . . .«

»Ach, wie schade ist es«, rief erregt Aljoscha aus, »daß ich diese Ihre Beziehungen zu ihm nicht früher wußte, sonst wäre ich ja selber längst schon zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mit mir zusammen zu ihm zu gehen. Glauben Sie, im Fieber, in der Krankheit hat er von Ihnen phantasiert. Und ich wußte gar nicht, daß Sie ihm teuer sind! Und Sie haben wirklich, wirklich nicht diese Schuschka ausfindig gemacht? Sein Vater und alle Knaben haben in der ganzen Stadt nach ihr gesucht. Glauben Sie mir, so krank, wie er ist, er hat unter Tränen schon dreimal in meiner Gegenwart wiederholt: ›Da bin ich denn jetzt deshalb krank, Vater, weil ich damals Schuschka getötet habe, da hat mich Gott gestraft!‹ Man bringt ihn gar nicht von diesem Gedanken ab. Wenn man nur jetzt diese Schuschka ausfindig machen und sie ihm zeigen würde, so daß er erkennen müßte, daß sie damals nicht draufging, vielmehr lebt, so würde er, scheint mir, vor Freude auferstehen. Wir alle haben auf Sie gehofft.«

»Sagen Sie, wie kamen Sie denn dazu, zu hoffen, daß ich

Schutschka finden werde, das heißt, daß gerade ich das sein werde?« fragte Kolja mit außerordentlicher Neugierde. »Weshalb haben Sie denn da gerade auf mich gerechnet, und nicht auf einen andern?«

»Es ging da das Gerücht, daß Sie den Hund suchen, und daß, wenn Sie ihn gefunden haben, Sie ihn bringen werden. Smurow hat irgend etwas in dieser Art gesagt. Die Hauptsache: wir alle bemühen uns, ihn zu überzeugen, daß Schutschka noch lebt, daß man sie irgendwo gesehen habe. Die Knaben haben ihm von irgendwoher ein lebendes Häschen gebracht, er sah es nur an, lächelte kaum merklich und bat, man möchte es freilassen. Das haben wir denn auch getan. Eben erst kam sein Vater zurück und brachte ihm einen kleinen Bullenbeißer, er hat ihn ebenfalls irgendwoher bekommen, er glaubte ihn damit zu trösten, es traf nur, so scheint es, das Gegenteil ein . . .«

»Sagen Sie noch eines, Karamasow: was ist denn sein Vater für ein Mensch? Ich kenne ihn, was ist er aber Ihrer Meinung nach: ein Hanswurst, ein Bajazzo?«

»Ach nein, es gibt Leute, die tief empfinden, aber irgendwie niedergedrückt sind. Ihr Narrentum ist bei ihnen etwas in der Art einer bösen Ironie denen gegenüber, denen sie es nicht wagen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen aus langdauernder, erniedrigender Schüchternheit vor ihnen. Glauben Sie, Krasotkin, daß ein solches Narrentum bisweilen außerordentlich tragisch ist. Für ihn hat sich jetzt alles, was auf Erden ist, in Iljuscha vereinigt, und wenn der stirbt, wird er entweder vor Gram verrückt werden oder Selbstmord verüben. Ich bin fast davon überzeugt, wenn ich ihn jetzt anblicke!«

»Ich verstehe Sie, Karamasow, ich sehe, Sie kennen die Menschen«, fügte eindringlich Kolja hinzu.

»Als ich Sie aber mit dem Hund sah, da habe ich denn auch geglaubt, Sie hätten da jene Schutschka gebracht!«

»Warten Sie, Karamasow, vielleicht werden wir sie auch ausfindig machen, dieser da aber – das ist Pereswon. Ich werde ihn jetzt ins Zimmer lassen und vielleicht Iljuscha

damit mehr erheitern als mit dem kleinen Bullenbeißer. Warten Sie, Karamasow, Sie werden irgend etwas sogleich erfahren. Ach, mein Gott, was halte ich Sie denn auf!« rief plötzlich lebhaft Kolja. »Sie sind ohne Mantel bei solcher Kälte, und ich halte Sie dabei auf; sehen Sie, sehen Sie, was ich für ein Egoist bin! Oh, alle sind wir Egoisten, Karamasow!«

»Seien Sie unbesorgt, es ist zwar wirklich kalt, ich neige aber nicht zu Erkältungen. Gehen wir gleichwohl. Wie heißen Sie übrigens? Ich weiß, daß Sie Kolja heißen, wie aber weiter?«

»Nikolai, Nikolai Iwanowitsch Krasotkin, oder wie man offiziell sagt: Krasotkin, der Sohn« – und Kolja lächelte aus irgendeinem Grund und fügte plötzlich hinzu: »Ich hasse natürlich meinen Namen Nikolai.«

»Weshalb denn?«

»Das ist trivial, bürokratisch . . .«

»Sind Sie dreizehn Jahre alt?« fragte Aljoscha.

»Das heißt vierzehn, in zwei Wochen vierzehn, sehr bald. Ich gestehe Ihnen im voraus eine Schwäche ein, Karamasow, das sollen Sie so schon wissen, bei der ersten Bekanntschaft, damit Sie sogleich meinen ganzen Charakter erkennen: ich hasse es, wenn man mich nach meinem Alter fragt, das ist schon mehr als Haß . . . Und schließlich ist es zum Beispiel Verleumdung, daß ich in der vergangenen Woche mit den Vorbereitungsschülern Räuber gespielt haben soll. Daß ich spielte – das ist Tatsache, daß ich aber für mich spielte, um mir selber Vergnügen zu bereiten, das ist entschieden Verleumdung. Ich habe Veranlassung zu glauben, daß dies auch Ihnen zu Ohren gekommen ist, ich habe aber nicht für mich gespielt, vielmehr für die Kinder, weil die ohne mich sich gar nichts auszudenken vermochten. Und da erzählt man bei uns immer Unsinn. Das ist eine Stadt der Klatscherei, ich versichere es Ihnen.«

»Aber wenn Sie auch für Ihr Vergnügen gespielt hätten, was wäre denn da dabei?«

»Nun für mich . . . Sie werden doch nicht Pferdchen spielen?«

»Ach! So urteilen Sie«, und Aljoscha lächelte. »Ins Theater fahren zum Beispiel auch Erwachsene, im Theater stellt man aber gleichfalls Abenteuer aller möglichen Helden dar, bisweilen gleichfalls mit Räubern und mit Krieg – ist das denn nicht ganz das gleiche, in seiner Art natürlich? Das Kriegsspiel aber bei den jungen Leuten, in der Schulpause, oder hier das Räuberspiel – das ist doch gleichfalls eine entstehende Kunst, ein Bedürfnis nach Kunst, das sich in der jungen Seele geltend macht; diese Spiele kommen bisweilen besser heraus als die Aufführungen im Theater. Der Unterschied liegt nur darin, daß man ins Theater fährt, um sich die Schauspieler anzusehen, während hier die jungen Leute selber Schauspieler sind. Das ist aber nur natürlicher.«

»So glauben Sie? Das ist Ihre Überzeugung?« Kolja sah ihn starr an. »Wissen Sie, Sie haben da einen ganz merkwürdigen Gedanken ausgesprochen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, werde ich in dieser Richtung mein Hirn in Bewegung setzen. Ich gestehe es, ich habe erwartet, daß man von Ihnen irgend etwas lernen könne. Ich kam, um bei Ihnen zu lernen, Karamasow«, schloß Kolja mit eindringlicher und expansiver Stimme.

»Und ich bei Ihnen«, meinte Aljoscha lächelnd und drückte ihm die Hand.

Kolja war außerordentlich zufrieden mit Aljoscha. Vor allem machte es auf ihn Eindruck, daß Aljoscha sich mit ihm durchaus auf eine Stufe stellte, und daß er mit ihm sprach wie mit dem »Allererwachsensten«.

»Ich werde Ihnen sogleich ein Kunststück zeigen, Karamasow, ebenfalls eine Theatervorstellung«, und er lachte nervös. »Ich bin auch in dieser Absicht gekommen.«

»Gehen wir erst nach links zu den Hausleuten, dort lassen alle ihre Mäntel zurück, weil es im Zimmer eng und heiß ist.«

»Oh, ich gehe ja nur für einen Augenblick hinein, ich

werde im Mantel hineingehen und so sitzen. Pereswon wird hierbleiben und sterben: »Hierher, Pereswon, leg dich hin und stirb!« Sehen Sie, da ist er denn auch gestorben. Ich aber werde erst hineingehen, mir die Sachlage ansehen und dann, wenn es nötig sein wird, werde ich pfeifen: »Hierher, Pereswon!«, und Sie werden sehen, er wird sogleich herbeifliegen wie ein Besessener. Smurow darf nur nicht vergessen, in diesem Augenblick die Tür zu öffnen. Ich werde schon die entsprechenden Vorkehrungen treffen, und Sie werden das Kunststück sehen!«

V. *Am Bettchen des Iljuscha*

In dem uns bereits bekannten Zimmer, wo die Familie des uns ebenfalls schon bekannten pensionierten Stabskapitäns Snegirjow hauste, war es in diesem Augenblick schwül und eng, weil sich da zahlreicher Besuch eingefunden hatte. Mehrere Knaben saßen diesmal bei Iljuscha, und obgleich alle, wie auch Smurow, bereit waren, in Abrede zu stellen, daß Aljoscha sie mit Iljuscha versöhnt und hierher geführt habe, war dem doch so. Seine ganze Kunst bestand aber in diesem Fall nur darin, daß er sie, einen nach dem andern, zu Iljuscha hinführte, ohne »kälberne Zärtlichkeiten«, vielmehr wie ganz unabsichtlich und rein zufällig. Iljuscha aber brachte dies eine große Erleichterung in seinem Leiden. Als er die fast zärtliche Freundschaft und Teilnahme aller dieser Knaben sah, seiner früheren Feinde, war er sehr gerührt. Einzig und allein Krasotkin fehlte noch, und das lastete auf seinem Herzen wie ein furchtbarer Druck. Denn wenn in den bitteren Erinnerungen des Iljuschetschka etwas am allerbittersten war, so war das eben gerade jene ganze Episode mit Krasotkin, der sein einziger Freund und Beschützer gewesen war, und auf den er sich damals mit seinem Messerchen gestürzt hatte. So dachte auch der kluge Knabe Smurow (er war zuerst gekommen, sich

mit Iljuscha zu versöhnen). Krasotkin selber aber pflegte jedesmal, wenn Smurow nur von weitem darauf anspielte, daß Aljoscha zu ihm »in einer Angelegenheit« kommen wolle, sogleich abzubrechen und den Plan zu vereiteln, indem er Smurow beauftragte, auf der Stelle »Karamasow mitzuteilen, er wisse selber, was er zu tun habe, er bitte ihn gar nicht um seinen Rat«, und wenn er zu dem Knaben gehen werde, so wisse er schon selber, wann er zu gehen habe, denn er habe schon »seine Berechnung« dabei. Das war schon zwei Wochen vor diesem Sonntag der Fall gewesen. Deshalb war denn auch Aljoscha nicht selber zu ihm gekommen, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen war. Wenn er übrigens auch damit gewartet hatte, so hatte er gleichwohl Smurow noch zweimal zu Krasotkin geschickt. Diese beiden Male hatte aber schon Krasotkin mit der allerungeduldigsten und herbsten Absage geantwortet, wobei er Aljoscha wissen ließ, daß, wenn der selber zu ihm kommen werde, er dann deswegen niemals zu Iljuscha gehen werde, und man möchte ihn nicht weiter damit belästigen. Sogar bis zu diesem letzten Tag hatte Smurow nicht gewußt, daß Kolja beschlossen hatte, sich an diesem Morgen zu Iljuscha zu begeben, und erst als Kolja am Abend vorher von Smurow Abschied nahm, hatte er ihm plötzlich schroff erklärt, er soll ihn morgen früh zu Hause erwarten, denn er werde mit ihm zu Snegirjows gehen, er solle es indes nicht wagen, irgendwen von seiner Ankunft zu benachrichtigen, da er überraschen wolle. Smurow war gehorsam. Der Gedanke daran, daß er die verschwundene Schutschka mit sich bringen werde, kam Smurow auf Grund einiger Worte, die Krasotkin einst flüchtig hingeworfen hatte, »daß sie alle Esel seien, wenn sie nicht einmal einen Hund ausfindig machen können, wenn der nur am Leben ist«. Als dann aber Smurow den rechten Zeitpunkt erwartet und Krasotkin eine schüchterne Andeutung gemacht hatte von dem, was er hinsichtlich des Hundes erraten habe, war der plötzlich furchtbar böse

geworden: »Was werde ich denn für ein Esel sein und fremde Hunde in der ganzen Stadt suchen, wenn ich meinen Pereswon habe? Und kann man denn annehmen, daß ein Hund leben geblieben sei, nachdem er eine Stecknadel verschlungen habe? Kälberne Zärtlichkeiten, weiter nichts!«

Währenddessen waren es aber schon zwei Wochen her, daß Iljuscha sich nicht mehr von seinem Bettchen erhoben hatte, das in der Ecke stand, bei den Heiligenbildern. In die Schule war er aber nicht mehr gekommen gerade von jenem Tag an, als er Aljoscha begegnet war und ihn in den Finger gebissen hatte. Er war übrigens auch gerade von diesem Tag an erkrankt. Freilich vermochte er noch etwa einen Monat lang bisweilen irgendwie durchs Zimmer und ins Vorzimmer zu gehen, wenn er sich hier und da einmal von seinem Bettchen erhoben hatte. Schließlich hatte er aber alle Kraft verloren, so daß er sich ohne Hilfe des Vaters gar nicht bewegen konnte. Sein Vater bebte für ihn, er hörte sogar fast ganz auf zu trinken, er hatte fast seinen Verstand verloren aus Angst, daß sein Knabe sterben werde, und es kam häufig vor, besonders wenn er wieder einmal Iljuscha unter dem Arm im Zimmer herumgeführt und ihn wieder in sein Bettchen gelegt hatte, daß er plötzlich in den Vorraum lief, in einer finsternen Ecke sich mit der Stirn an die Wand lehnte und in ein ganz hellkreischendes, erschütterndes Schluchzen ausbrach, wobei er sich alle Mühe gab, seine Stimme zu beherrschen, damit Iljuschetschka sein Weinen nicht höre. Wenn er dann aber wieder ins Zimmer zurückkehrte, begann er gewöhnlich seinen teuren Knaben mit irgend etwas zu zerstreuen oder zu trösten: er erzählte ihm dann Märchen und kleine Geschichten zum Lachen, oder er stellte verschiedene lächerliche Menschen dar, denen er irgendwann begegnet war; sogar den Tieren machte er nach, wie lächerlich sie brüllen oder schreien. Iljuscha liebte es indes ganz und gar nicht, wenn der Vater Grimassen schnitt und einen Narren aus

sich machte. Wenn der Knabe sich auch Mühe gab, nicht merken zu lassen, daß ihm dies unangenehm sei, so gestand er sich doch ein, und sein Herz tat ihm dabei weh, daß sein Vater in der Gesellschaft erniedrigt sei, und immerfort, ohne sich davon losmachen zu können, erinnerte er sich an den »Badebast« und an jenen »furchtbaren Tag«. Ninotschka, die lahme, stille und sanfte Schwester des Iljuschetschka, konnte es gleichfalls nicht leiden, wenn der Vater Grimassen schnitt (was aber Warwara Nikolajewna anbetrifft, so war die schon längst nach Petersburg abgereist, um Kurse zu besuchen), dafür ergötzte sich aber das schwachsinnige Mütterchen gar sehr daran und lachte aus vollem Herzen, wenn ihr Gatte bisweilen anfang, irgend etwas darzustellen, oder irgendwelche lächerliche Bewegungen auszuführen. Und nur damit allein konnte man sie trösten, die ganze übrige Zeit brummte und weinte sie ununterbrochen darüber, daß sie jetzt alle vergessen hätten, daß sie niemand mehr achte, daß man sie beleidige und so weiter, und so weiter. In den allerletzten Tagen war es aber so, als ob auch sie sich plötzlich völlig verändert habe. Sie begann häufig in das Eckchen nach Iljuscha zu schauen, und dann verfiel sie in Gedanken. Sie wurde viel schweigsamer, stiller, und wenn sie einmal zu weinen anfang, so geschah das leise, damit man es nicht hören solle. Der Stabskapitän bemerkte diese Veränderung an ihr in bitterer Ratlosigkeit. Der Besuch der Knaben hatte ihr anfangs nicht gefallen und sie nur erzürnt; dann aber begannen die lustigen Schreie und Erzählungen der Knaben auch sie zu zerstreuen und gefielen ihr schließlich so, daß, wenn diese Knaben nicht da waren, sie furchtbare Langeweile empfand. Wenn aber die Kinder etwas erzählten oder zu spielen begannen, so lachte sie und schlug in die Hände. Manche von ihnen rief sie zu sich und küßte sie. Den Knaben Smurow hatte sie besonders lieb gewonnen. Was aber den Stabskapitän anbetrifft, so erfüllte der Besuch der Knaben, die Iljuscha zu

erheitern kamen, ganz von Anfang an seine Seele mit begeisterter Freude und sogar mit der Hoffnung, daß Iljuscha jetzt aufhören werde, bekümmert zu sein, und er darum vielleicht rascher genesen werde. Er zweifelte bis zur allerletzten Zeit, ungeachtet aller seiner Angst für Iljuscha, keinen einzigen Augenblick daran, daß sein Knabe plötzlich gesunden werde. Er empfing die kleinen Gäste mit Ehrfurcht, machte sich um sie zu schaffen, erwies ihnen Gefälligkeiten, war bereit, sie auf dem Rücken zu tragen, und begann dies auch zu tun; Iljuscha mißfielen aber diese Spiele, und darum hörte man damit auf. Er fing an, für die Kinder Süßigkeiten zu kaufen, Pfefferkuchen, Nüsse, er bewirtete sie mit Tee und strich selber die Butterbrote. Man muß dabei bemerken, daß ihm diese ganze Zeit hindurch das Geld nicht ausging. Die zweihundert Rubel von Katarina Iwanowna hatte er genau so angenommen, wie das Aljoscha vorausgesagt hatte. Danach aber hatte Katarina Iwanowna, als sie Näheres erfahren hatte über des Stabskapitäns Verhältnisse und die Krankheit des Iljuscha, selber seine Wohnung besucht, sich mit der ganzen Familie bekanntgemacht und es sogar fertiggebracht, die schwachsinnige Frau des Stabskapitäns zu bezaubern. Von da an war ihre Hand nicht müde geworden zu geben, und der Stabskapitän, niedergedrückt von Entsetzen bei dem Gedanken, daß sein Sohn sterben werde, vergaß seine früheren Ehrenbedenken und nahm demütig die Almosen an. Diese ganze Zeit über besuchte im Auftrag von Katarina Iwanowna Doktor Herzenstube den Kranken beständig und genau einen Tag über den andern, es kam aber wenig bei seinen Besuchen heraus, und er stopfte ihn geradezu mit Arzneien voll. Dafür erwartete man aber an diesem Tag, das heißt an diesem Sonntagmorgen, beim Stabskapitän einen neuen Doktor, der aus Moskau gekommen war und in Moskau für eine Berühmtheit galt. Ihn hatte für viel Geld Katarina Iwanowna besonders aus Moskau verschrieben – nicht freilich für Ilju-

schetschka, vielmehr zu einem andern Zweck, von dem weiter unten an anderer Stelle die Rede sein wird. Da nun aber dieser Doktor schon einmal gekommen war, so bat sie ihn auch, Iljuschetschka zu besuchen, und davon war der Stabskapitän im voraus benachrichtigt worden. Daß aber Kolja Krasotkin kommen werde, das ahnte er durchaus nicht, wenn er auch längst schon wünschte, es möchte doch endlich einmal dieser Knabe kommen, um den sich sein Iljuschetschka so quälte. In demselben Augenblick, als Krasotkin die Tür öffnete und ins Zimmer trat, drängten sich gerade alle, der Stabskapitän und die Knaben, um das Bett des Kranken und betrachteten einen winzigen Bullenbeißer, den man eben erst gebracht hatte, und der erst gestern geboren, aber schon eine Woche früher von dem Stabskapitän bestellt worden war, um Iljuschetschka zu zerstreuen und zu trösten, da der sich immer noch grämte um die entschwundene und natürlich schon zugrundegegangene Schutschka. Iljuschka hatte es schon vor drei Tagen gehört und wußte, daß man ihm ein kleines Hündchen schenken werde und kein einfaches, vielmehr einen echten Bullenbeißer (das war natürlich furchtbar wichtig), und wenn er auch jetzt aus Feingefühl so tat, als ob er froh sei über dies Geschenk, so sahen doch alle, der Vater und die Knaben, deutlich, daß das neue Hündchen vielleicht nur noch heftiger in seinem kleinen Herzen die Erinnerung wachrief an die unglückliche Schutschka, die er so gequält hatte. Das Hündchen lag neben ihm und krabbelte herum, und er lächelte krankhaft und streichelte es mit seinem dünnen, bleichen, ausgetrockneten Händchen: es war sogar zu sehen, daß das Hündchen ihm gefiel, aber . . . Schutschka war es gleichwohl nicht; wenn es aber Schutschka und dies Hündchen in einem wäre, dann wäre es ein volles Glück!

»Krasotkin!« rief plötzlich einer von den Knaben, der zuerst gesehen hatte, wie Kolja eintrat. Es entstand eine heftige Bewegung, die Knaben gingen auseinander und

stellten sich zu beiden Seiten des Bettchens, so daß sie plötzlich Iljuschetschka ganz sehen ließen. Der Stabskapitän stürzte eifrig Kolja entgegen:

»Bitte . . . bitte . . . teurer Gast!« lispelte er ihm zu. »Iljuschetschka, Herr Krasotkin ist zu dir gekommen . . .«

Krasotkin gab ihm rasch die Hand und bewies sogleich auch seine außerordentliche Kenntnis des gesellschaftlichen Anstandes. Er wandte sich auf der Stelle an die auf ihrem Sessel sitzende Frau des Stabskapitäns (die gerade in diesem Augenblick furchtbar unzufrieden war und darüber brummte, daß die Knaben das Bettchen des Iljuscha verdeckt hatten und sie nicht auf das neue Hündchen schauen ließen) und machte ihr eine außerordentlich höfliche Verbeugung, dann aber wandte er sich an Ninotschka und verneigte sich ganz ebenso vor ihr, als einer Dame. Diese Höflichkeit machte auf die kranke Dame einen außerordentlich günstigen Eindruck.

»Da sieht man auch sogleich, daß dies ein guterzogener junger Mensch ist«, sprach sie laut, indem sie die Hände ausbreitete. »Was aber unsere übrigen Gäste anbetrifft, so kommen sie einer auf dem andern herein.«

»Wie denn, Mütterchen, einer auf dem andern, wie ist denn das so?« murmelte der Stabskapitän, wenn auch freundlich, so doch ein wenig für das »Mütterchen« fürchtend.

»Aber so kommen sie auch herein. Im Vorraum setzt sich einer dem andern auf die Schulter, ja, und tritt rittlings bei einer vornehmen Familie ein. Was ist das denn für ein Gast?«

»Ja, wer denn, wer denn, Mütterchen, ist so gekommen, wer denn?«

»Ja, siehst du, dieser Knabe ist heute auf diesem hereingeritten gekommen, und jener auf diesem . . .«

Aber Kolja stand schon beim Bettchen des Iljuscha. Der Kranke war sichtlich bleich geworden. Er hatte sich auf seinem Bettchen erhoben und blickte eindringlich auf

Kolja. Der hatte seinen kleinen Freund von früher schon zwei Monate nicht gesehen, und so stand er denn völlig erschüttert vor ihm: er hatte sich gar nicht vorstellen können, daß er ein so abgezehrtes und gelbgewordenes Gesichtchen sehen werde, so in Fieberhitze brennende Augen, die aussahen, als seien sie furchtbar groß geworden, solche hagere Händchen. Mit kummervollem Stauen sah er, daß Iljuscha so tief und oft atme, und daß seine Lippen so ausgetrocknet waren. Er ging zu ihm hin, gab ihm die Hand und war fast völlig verlegen geworden, als er sprach:

»Nun, wie denn, Alter . . . wie geht es dir?«

Aber seine Stimme stockte, seine Ungezwungenheit verlor sich, es war, als ob sein Gesicht sich plötzlich verziehe, und irgend etwas um seine Lippen zittere. Iljuscha lächelte ihm krankhaft zu und fand immer noch nicht die Kraft, ein Wort zu sagen. Kolja erhob plötzlich die Hand und streichelte aus irgendeinem Grund Iljuscha über die Haare.

»Das ist nichts!« lispelte er ihm leise zu, sei es, daß er ihn ermutigen wollte, sei es, daß er selber nicht wußte, weshalb er dies sagte. Wohl eine Minute schwiegen sie wiederum.

»Was hast du denn da für ein neues Hündchen?« fragte plötzlich Kolja mit der allergefühllosesten Stimme.

»Ja . . . a . . . a«, flüsterte Iljuscha keuchend und gedehnt.

»Die Nase ist schwarz, das heißt, er gehört zu den bösen, den Kettenhunden«, bemerkte gewichtig und bestimmt Kolja, gleich als ob sich jetzt alles gerade um das Hündchen drehe und seine schwarze Nase. Die Hauptsache lag aber darin, daß er sich immer noch aus aller Kraft bemühte, in sich die Rührung zu unterdrücken, um nicht in Weinen auszubrechen, wie ein »Kleiner«, und noch immer vermochte er sie nicht zu unterdrücken.

»Wenn er heranwächst, wird man ihn an die Kette legen müssen, ich weiß es schon.«

»Er wird groß werden!« rief ein Knabe aus dem Haufen.
»Das versteht sich, ein Bullenbeißer ist ein großer Hund, siehst du, so groß etwa wie ein Kalb«, erschallten plötzlich einige Stimmchen.

»Wie ein Kalb, wie ein richtiges Kalb«, beeilte sich der Stabskapitän zuzustimmen. »Absichtlich habe ich einen solchen ausgesucht, den aller-allerbösesten, und auch seine Eltern sind so groß und die allerbösesten, sehr, so groß vom Boden aus . . . Setzen Sie sich doch, sehen Sie hier, auf das Bettchen des Iljuscha, oder hier auf die Bank! Ich bitte darum, teurer, langerwarteter Gast . . . Mit Alexej Fjodorowitsch geruhten Sie zu kommen?«

Krasotkin setzte sich auf das Bettchen, Iljuscha zu Füßen. Wenn er sich auch vielleicht unterwegs vorbereitet hatte, womit er das Gespräch ungezwungen beginnen wollte, so hatte er jetzt entschieden den Faden verloren.

»Nein . . . ich bin mit Pereswon . . . Ich habe jetzt einen solchen Hund. Das ist ein slawischer Name. Dort wartet er . . . wenn ich pfeife, wird er hereinfliegen . . . Auch ich habe einen Hund mitgebracht«, wandte er sich plötzlich an Iljuscha. »Erinnerst du dich, Alter, an Schutschka?« Die Frage traf den Kranken wie ein plötzlicher Schlag vor die Stirn.

Iljuscha verzog sein Gesichtchen. Er schaute mit leidendem Blick auf Kolja. Aljoscha, der bei der Tür stand, runzelte die Stirn und wollte Kolja heimlich einen Wink geben, daß er nicht von Schutschka sprechen solle; der aber bemerkte das nicht oder wollte es nicht bemerken.

»Wo ist denn . . . Schutschka?« fragte Iljuscha mit stockendem Stimmchen.

»Nun, Bruder, deine Schutschka – pfui! Entschwunden ist deine Schutschka.«

Iljuscha verstummte, blickte aber noch einmal durchdringend auf Kolja. Aljoscha fing einen Blick des Kolja auf und winkte ihm wieder aus allen Kräften; jener aber wandte wiederum seinen Blick zur Seite und gab sich den Anschein, als habe er es auch jetzt nicht bemerkt.

»Irgendwohin ist sie gelaufen und verlorengegangen. Wie sollte sie nicht verlorengehen nach einem solchen Zubiß«, peinigte ihn Kolja mitleidlos, und dabei war es, als ob er selber aus irgendeinem Grund zu keuchen beginne. »Ich habe dafür Pereswon . . . Der Name ist slawisch . . . Ich habe ihn zu dir gebracht . . .«

»Das ist nicht nötig!« sprach plötzlich Iljuschetschka.

»Nein, nein, das ist nötig, schau ihn unbedingt an . . . Du wirst dich erheitern. Ich habe ihn absichtlich gebracht . . . er ist ebenso struppig wie auch jene . . . Sie erlauben, Gnädige, daß ich meinen Hund hierher rufe?« wandte er sich plötzlich an Frau Snegirjow in einer schon völlig unverständlichen Aufregung.

»Nicht nötig, nicht nötig!« rief Iljuscha aus, mit einem Ausdruck des Kammers in der Stimme. In seinen Augen brannte ein Vorwurf.

»Sie sollten . . .«, sprach plötzlich der Stabskapitän und riß sich auf einmal los von der Truhe bei der Mauer, auf die er sich gerade gesetzt hatte. »Sie sollten . . . zu einer andern Zeit . . .«, lispelte er; Kolja aber war nicht zurückzuhalten, und rasch rief er Smurow zu: »Smurow, öffne die Tür!« Und kaum war das geschehen, so pffte er, und Pereswon rannte eilig ins Zimmer.

»Spring, Pereswon! Mach ein Männchen! Mach ein Männchen!« brüllte Kolja. Er sprang von seinem Platz auf, und der Hund stellte sich auf seine Hinterbeine und schleppte sich so gerade zum Bettchen des Iljuscha. Da ereignete sich etwas, was niemand erwartet hatte: Iljuscha erzitterte, und plötzlich riß er sich mit aller Kraft ganz nach vorn, beugte sich zu Pereswon und blickte wie ersterbend auf ihn:

»Das ist . . . Schuttschka!« schrie er plötzlich mit einem Stimmchen, das vor Leiden und Glück stockte.

»Was hast du denn geglaubt, wer es sonst sei?« brüllte mit gellender, glücklicher Stimme aus aller Kraft Krasotkin; er beugte sich zu dem Hund nieder, umfaßte ihn und hob ihn zu Iljuscha empor.

»Schau her, Alter, siehst du das schiefe Auge und das gespaltene linke Ohr, das sind ganz genau die Merkmale, von denen du mir erzähltest. Ich habe ihn denn auch nach diesen Merkmalen ausfindig gemacht. Damals schon machte ich ihn ausfindig, bald danach. Er gehörte ja niemandem, er gehörte ja niemandem!« erklärte er, wobei er sich rasch an den Stabskapitän wandte, an seine Gattin, an Aljoscha und dann wiederum an Iljuscha. »Er war bei den Fjedotows auf dem Hof, hatte sich eben erst da eingelebt, aber die fütterten ihn nicht, er ist ja ein zugelaufener Hund, er ist aus dem Dorf zugelaufen . . . Ich habe ihn auch ausfindig gemacht . . . Siehst du, Alter, er hat demnach damals deinen Bissen gar nicht verschlungen. Wenn er ihn verschlungen hätte, so wäre er natürlich schon verreckt, das wäre ja natürlich schon so! Das bedeutet demnach, es gelang ihm, den Bissen auszuspucken, er lebt jetzt. Du hast aber gar nicht bemerkt, daß er den Bissen ausspuckte. Er spuckte ihn aus, stach sich aber gleichwohl dabei in die Zunge, deshalb hat er denn auch damals gewinselt. Er lief und winselte. Du hast aber auch geglaubt, er habe den Bissen völlig verschlungen. Er mußte wohl sehr winseln, denn der Hund hat sehr zarte Haut im Maul . . . eine zartere als der Mensch, eine bei weitem zartere!« rief Kolja ungestüm aus, und sein Gesicht flammte und leuchtete vor Entzücken.

Iljuscha aber konnte nicht einmal sprechen. Er schaute auf Kolja mit seinen großen Augen, und es war, als ob sie furchtbar hervorgetreten wären. Er hielt seinen Mund geöffnet und war weiß wie Leinwand. Und wenn der nichtsahnende Kolja nur gewußt hätte, wie qualvoll und tödlich ein solcher Augenblick auf die Gesundheit des kranken Knaben wirken konnte, so hätte er um nichts in der Welt sich entschlossen, einen solchen Streich loszulassen, wie er es getan hatte. Von denen aber, die da im Zimmer waren, begriff dies vielleicht nur einer, Aljoscha. Was dagegen den Stabskapitän anbetrifft, so war es, als

ob der sich durchaus in den allerkleinsten Knaben verwandelt habe.

»Schutschka! So ist das also Schutschka?« schrie er immer wieder mit seliger Stimme. »Iljuschetschka, das ist ja Schutschka, deine Schutschka! Mütterchen, das ist ja Schutschka!« Fast hätte er geweint.

»Und ich habe es nicht erraten?« rief betrübt Smurow.

»Nun ja, ich sagte, Krasotkin werde Schutschka finden, und da hat er sie denn auch gefunden!«

»Da hat er sie denn auch gefunden!« ließ sich noch irgendwer freudig vernehmen.

»Krasotkin ist ein Teufelskerl!« erklang ein drittes Stimmchen.

»Ein Teufelskerl! Ein Teufelskerl!« schrien alle Knaben und begannen in die Hände zu klatschen.

»So haltet doch ein, haltet doch ein!« bemühte sich Krasotkin alle zu überschreien. »Ich werde euch erzählen, wie das war; die Sache liegt nur darin, wie das war, und in nichts anderem! Ich hatte ihn also ausfindig gemacht, zu mir geschleppt und ihn sogleich auch schon versteckt, das Haus verschlossen, und ihn niemandem gezeigt bis zum allerletzten Tag. Nur Smurow allein erfuhr von ihm, vor zwei Wochen, ich versicherte ihm aber, das sei Pereswon, und er erriet es nicht; in der Zwischenzeit lehrte ich Schutschka alle Künste, seht nur, seht nur, was für Kunststücke er kennt. Dazu habe ich ihn aber abgerichtet, um ihn schon dressiert und aufgefüttert zu dir zu bringen. Sieh mal an, so sollte das heißen, Alter, was jetzt aus deiner Schutschka geworden ist! Ja, haben Sie nicht irgendein Stückchen Fleisch, er wird Ihnen sogleich ein solches Kunststück zeigen, daß Sie vor Lachen umfallen werden – ein Stückchen Fleisch, nun, haben Sie das wirklich nicht?«

Der Stabskapitän stürzte voll Eifer durch den Vorraum in das Zimmer zu den Hausleuten, wo auch das Essen für den Stabskapitän bereitet wurde. Kolja aber, der, um nicht die kostbare Zeit zu verlieren, furchtbar eilte, rief

dem Pereswon zu: »Stirb!« Und der drehte sich plötzlich um, legte sich auf den Rücken und lag da wie tot, unbeweglich, seine vier Pfoten nach oben. Die Knaben lachten, Iljuscha schaute zu mit seinem früheren leidenden Lächeln; am allerbesten aber gefiel es dem Mütterchen, daß Pereswon gestorben sei. Sie lachte laut über den Hund und begann mit den Fingern zu schnalzen und zu rufen: »Pereswon, Pereswon!«

»Um keinen Preis wird er sich erheben, um keinen Preis«, schrie Kolja siegesgewiß und in gerechtem Stolz, »wenn auch die ganze Welt schreien würde; jetzt aber werde ich ihn rufen, und er wird in einem Augenblick aufspringen! Hierher, Pereswon!«

Der Hund sprang auf und begann vor Freude winselnd herumzuhüpfen. Der Stabskapitän kam mit einem Stück Fleisch hereingelaufen.

»Ist es nicht zu heiß?« erkundigte sich eilig und geschäftig Kolja, als er das Fleisch in Empfang nahm. »Nein, es ist nicht heiß, die Hunde lieben nämlich nichts Heißes. Schaut denn alle her! Iljuschetschka, schau her, schau doch her, Alter, was schaust du denn nicht her? Ich habe ihn hergebracht, er aber sieht nicht einmal zu!«

Das neue Kunststück bestand darin, daß man dem unbeweglich stehenden und seine Nase hervorstreckenden Hund gerade auf sie ein leckeres Stück Fleisch legte. Der unglückliche Köter mußte damit so lange stehen, als es sein Herr befahl, er durfte sich nicht regen und rühren, dauerte es auch eine halbe Stunde. Diesmal hielt man aber den Pereswon nur einen ganz kleinen Augenblick in dieser Stellung.

»Nimm!« rief Kolja, und in einem Augenblick flog das Stück Fleisch von der Nase des Pereswon in seinen Mund. Das Publikum äußerte natürlich sein entzücktes Staunen.

»So sind Sie denn wirklich, wirklich nur deshalb die ganze Zeit nicht gekommen, um den Hund abzurichten?« rief Aljoscha unwillkürlich vorwurfsvoll aus.

»Gerade deshalb!« sprach Kolja in größter Ahnungslosigkeit. »Ich wollte ihn in seinem ganzen Glanz zeigen.«
»Pereswon! Pereswon!« rief Iljuscha und schnalzte mit seinen dünnen Fingerchen, indem er dem Hund winkte.
»Ja, weshalb rufst du ihn? Er selber soll zu dir auf dein Bett springen. Hierher, Pereswon!« und Kolja schlug mit der Handfläche auf das Bett, und wie ein Pfeil flog Pereswon zu Iljuscha. Der umschlang heftig seinen Kopf mit beiden Armen, und Pereswon leckte ihm dafür augenblicklich die Wange. Iljuscha schmiegte sich an ihn, streckte sich auf seinem Bettchen aus und verbarg in seinem struppigen Fell sein Gesicht vor allen.

»Mein Gott, mein Gott!« schrie der Stabskapitän. Kolja setzte sich wiederum auf das Bett zu Iljuscha.

»Iljuscha, ich kann dir noch ein Stückchen zeigen. Ich habe dir ein Kanönchen gebracht. Erinnerst du dich, ich habe dir noch damals von diesem Kanönchen erzählt, du aber sagtest: ›Ach, wie gern möchte auch ich es anschauen!‹ Nun siehst du, da habe ich es denn jetzt auch gebracht.«

Und Kolja zog eiligst aus der Tasche sein bronzenes Kanönchen. Er beeilte sich deshalb, weil er schon selber sehr glücklich war: zu anderer Zeit würde er gewartet haben, bis der Effekt sich gelegt habe, den der Pereswon erregt hatte, jetzt aber eilte er und vergaß jede Zurückhaltung: »So schon seid ihr glücklich, da sollt ihr denn noch mehr Glück haben!« Selber war er schon ganz wie berauscht.

»Schon längst habe ich dieses Dingchen beim Beamten Morosow mir angesehen – für dich, Alter, für dich. Es stand bei ihm ohne Zweck, von seinem Bruder war es ihm geblieben, ich habe es umgetauscht gegen ein Büchelchen aus Vaters Bücherschrank: ›Der Verwandte Mohammeds oder die heilsame Dummheit‹. Hundert Jahre ist dies Büchlein alt, ein leichtsinniges Büchlein, in Moskau erschien es, als es noch keine Zensur gab, Morosow ist aber ein Liebhaber solcher Dinge. Er hat noch gedankt . . .«

Das Kanönchen hielt Kolja vor allen in der Hand, so daß alle es sehen und sich daran erfreuen konnten.

Iljuscha erhob sich, und indem er immer noch mit der rechten Hand den Pereswon umarmte, schaute er mit Entzücken auf das Spielzeug. Der Effekt erreichte einen hohen Grad, als Kolja erklärte, er habe auch Pulver, und daß man sogleich auch schießen könne, »wenn dies nur die Damen nicht beunruhigt«. Mütterchen bat auf der Stelle, man möchte sie näher auf das Spielzeug sehen lassen, was auch sogleich geschah. Das bronzene Kanönchen auf Rädern gefiel ihr sehr, und sie begann es auf ihren Knien zu rollen. Auf die Bitte um Erlaubnis zu schießen, antwortete sie mit der vollsten Einwilligung, ohne indessen zu begreifen, wonach man sie fragte. Kolja zeigte Pulver und Schrot. Der Stabskapitän als ehemaliger Soldate machte sich selber ans Laden, wobei er die aller kleinste Portion Pulver einschüttete, und er bat, man möchte ein anderes Mal mit Schrot schießen. Die Kanone stellte man auf den Boden, mit der Mündung nach einer Stelle, wo sich niemand befand, steckte in das Zündloch drei Pulverkörnchen und zündete mit einem Streichholz an. Ein tadelloser Schuß ging los. Mütterchen fuhr zwar zusammen, brach aber sogleich schon vor Freude in Lachen aus. Die Knaben schauten in stummem Entzücken zu, am allerseligsten aber war der Stabskapitän. Kolja hob das Kanönchen vom Boden auf und schenkte es Iljuscha, zugleich mit Schrot und Pulver.

»Das ist für dich, für dich! Längst bereitete ich es vor!« wiederholte er noch einmal, auf dem Gipfel des Glücks.

»Ach, schenken Sie es mir! Nein, geben Sie das Kanönchen lieber mir!« begann plötzlich ganz wie ein kleines Kind das »Mütterchen« zu bitten. Ihr Gesicht drückte verdrießliche Unruhe aus vor Angst, daß man es ihr nicht schenken werde. Kolja wußte nicht, was zu tun. Der Stabskapitän wurde unruhig.

»Mütterchen! Mütterchen!« Und er sprang zu ihr hin.

»Das Kanönchen gehört dir, es gehört dir, möge es sich

auch bei Iljuscha befinden. Denn man hat es ihm geschenkt, es gehört aber gleichwohl dir. Iljuschetschka wird es dir immer zum Spielen geben. Möge es euch beiden gehören, euch beiden . . .«

»Nein, ich will nicht, daß es allen gehöre, es soll mir allein gehören, und nicht Iljuscha«, fuhr das Mütterchen fort, indem es schon Anstalten machte, völlig in Tränen auszubrechen.

»Mutter, nimm es dir, da, nimm es dir!« rief plötzlich Iljuscha. »Krasotkin, kann ich es der Mutter schenken?« wandte er sich plötzlich mit flehender Miene an Krasotkin, gleich als ob er fürchte, er möchte böse werden, daß er sein Geschenk einem andern schenke.

»Das kannst du ruhig!« erklärte sogleich Krasotkin, und er nahm das Kanönchen aus den Händen des Iljuscha und übergab es selber dem »Mütterchen« mit der allerhöflichsten Verbeugung. Die brach sogar in Tränen aus vor Rührung.

»Iljuschetschka, mein Lieber, da sieht man, wer sein Mütterchen liebt!« rief sie gerührt aus und begann sogleich wieder die Kanone auf ihren Knien zu rollen.

»Mütterchen, laß dir das Händchen küssen!« rief ihr Gatte, sprang zu ihr hin und führte sogleich seine Absicht aus.

»Und wer noch der liebste junge Mann von allen ist, das ist dieser gute Knabe da!« sprach die dankbare Dame, indem sie auf Krasotkin hinwies.

»Pulver aber werde ich dir, Iljuscha, jetzt soviel du willst bringen: wir machen jetzt selber Pulver. Borowikow hat die Zusammensetzung erfahren: vierundzwanzig Teile Salpeter, zehn Teile Schwefel und sechs Teile Birkenkohle, alles zusammen fein zerstoßen, dann Wasser eingießen, zu einem Brei rühren und darauf durch eine Trommelhaut durchreiben – das ist dann Pulver.«

»Mir hat schon Smurow von eurem Pulver erzählt, nur sagt Papa, das sei nicht wirkliches Pulver«, bemerkte Iljuscha.

»Wie denn nicht wirkliches?« Kolja wurde rot. »Bei uns brennt es. Ich weiß übrigens nicht . . .«

»Nein, ich meine gar nichts«, sprach der Stabskapitän, und er sprang plötzlich mit schuldiger Miene auf. »Frei-lich sagte ich, daß das wirkliche Pulver nicht so zubereitet wird, das hat aber nichts zu bedeuten, man kann es auch so machen.«

»Ich weiß es nicht. Sie wissen es besser. Wir haben es in einer steinernen Pomadenbüchse angezündet, es hat herrlich gebrannt, ganz ist es verbrannt, nur ein ganz klein wenig Asche ist geblieben. Aber das ist ja nur Pulverbrei, wenn man es aber durch eine Haut durchreibt . . . Aber übrigens wissen Sie das besser, ich weiß es nicht . . . Den Bulkin aber hat sein Vater durchgeprügelt wegen unseres Pulvers, hast du es gehört?« wandte er sich plötzlich an Iljuscha.

»Ich hörte es«, antwortete Iljuscha. Mit unendlichem Interesse und Entzücken hörte er Kolja zu.

»Wir haben eine ganze Flasche Pulver zubereitet, er hielt sie auch unter seinem Bett. Sein Vater sah es. ›Sie kann‹, spricht er, ›explodieren!‹ Ja, und da hat er ihn dann auch gleich durchgeprügelt. Er wollte sich im Gymnasium über mich beklagen. Jetzt läßt man ihn nicht mit mir umgehen, jetzt läßt man niemanden mit mir umgehen. Smurow hat man es auch verboten, bei allen habe ich mich berühmt gemacht – man sagt, ich sei ›ein verzweifelter Bursche‹«, sprach Kolja mit verächtlichem Lächeln. »Das alles hat hier mit der Eisenbahn angefangen.«

»Ach, wir haben auch von diesem Streich von Ihnen gehört!« rief der Stabskapitän aus. »Wie haben Sie denn da liegen können? Haben Sie sich denn auch wirklich ganz und gar nicht erschreckt, als Sie unter dem Zug lagen? War Ihnen nicht furchtbar zumute?«

Der Stabskapitän kroch furchtbar vor Kolja.

»Gar nicht besonders!« äußerte sich Kolja so obenhin. »Meinen Ruf hat hier mehr als alles andere diese ver-

fluchte Gans verdorben«, wandte er sich wiederum an Iljuscha. Wenn er aber auch bei seinem Erzählen eine unbefangene Miene annehmen wollte, so konnte er doch noch immer nicht mit sich fertig werden und verfiel immer wieder in einen falschen Ton.

»Ach, ich habe auch von der Gans gehört!« bemerkte Iljuscha mit strahlendem Lächeln. »Man hat es mir erzählt, ja, und ich verstand es nicht; hat man dich denn wirklich beim Richter abgeurteilt?«

»Dies ist der allerhirnloseste Streich, der allernichtigste, aus dem man, wie bei uns üblich, einen Elefanten gemacht hat«, begann Kolja ungezwungen. »Da bin ich einmal hier über den Platz gegangen, als man gerade Gänse vorbeitrieb. Ich blieb stehen und sehe mir die Gänse an. Plötzlich schaut mich ein hiesiger Bursche – Wischnjakow, er dient jetzt bei Plotnikows als Laufbursche – an, ja, und er spricht: ›Du da, was guckst du denn da auf die Gänse?‹ Ich blicke auf ihn: eine dumme runde Fratze, der Bursche ist zwanzig Jahre alt. Ich, wissen Sie, verschmähe niemals das Volk. Ich liebe es, mit dem Volk zu sprechen . . . Wir haben uns vom Volk entfernt – das ist ein Axiom. Sie geruhen, scheint es, zu lachen, Karamasow?«

»Nein, Gott behüte, ich höre Ihnen sehr aufmerksam zu«, sprach Aljoscha mit der allerunschuldigsten Miene, und der argwöhnische Kolja beruhigte sich sogleich.

»Meine Theorie, Karamasow, ist klar und einfach«, begann er wiederum rasch und freudig. »Ich glaube an das Volk und bin immer froh, ihm Gerechtigkeit werden zu lassen, aber ich verwöhne es durchaus nicht, das ist sine qua . . . Ja, ich erzähle doch von der Gans. Da wende ich mich also an diesen Dummkopf und antworte ihm: ›Ich denke gerade darüber nach, woran die Gans denkt.‹ Er blickt ganz dumm auf mich: ›Woran‹, spricht er, ›denkt denn die Gans?‹ ›Aber siehst du denn‹, spreche ich, ›da steht ein Karren mit Hafer. Aus einem Sack fällt der Hafer heraus, und die Gans hat ihren Hals gerade unter

das Rad gereckt und pickt die Körner auf – siehst du es?«
»Dies sehe ich durchaus«, spricht er. »Nun also, siehst du«,
spreche ich: »wenn du diesen selben Karren jetzt ein ganz
klein wenig vorwärts bewegst – wirst du der Gans mit
dem Rad den Hals abschneiden oder nicht?« »Zweifellos«,
spricht er, »wird das Rad ihr den Hals abschneiden«,
selber aber grinst er schon über das ganze Gesicht, so ist
er auch ganz wie zerschmolzen. »Nun, so laßt uns denn
ans Werk gehen, Bursche«, spreche ich, »los!« »Los!« spricht
er. Und nicht lange brauchten wir zu wirtschaften: er
stand gerade so unauffällig bei dem Zügel des Pferdes, ich
aber stehe von der Seite, um die Gans dahin zu treiben.
Der Bauer hatte aber um diese Zeit den Mund aufge-
sperrt, er sprach mit irgendwem, so daß ich die Gans
auch gar nicht zu lenken brauchte: ganz von selber
streckte sie ihren Hals nach dem Hafer aus, unter den
Karren, gerade unter dem Rad. Ich zwinkerte dem Bur-
schen zu, er zog an, und krach! war der Gans der Hals
entzwei geschnitten. Nun, und da mußten uns denn auch
gerade in diesem Augenblick alle Bauern erblicken, und
sie brüllten auf der Stelle: »Das hast du absichtlich getan!«
»Nein, nicht absichtlich!« »Doch, absichtlich!« Nun, sie
schrien: »Zum Friedensrichter!« und ergriffen auch mich:
»Auch du bist wohl dabei gewesen, du hast dabei gehol-
fen, dich kennt der ganze Markt!« Tatsächlich kennt
mich auch aus irgendeinem Grund der ganze Markt«,
fügte Kolja stolz hinzu. »So zogen wir denn alle zum
Friedensrichter, man trägt auch die Gans hinein. Ich
schaue hin, mein Bursche hat Angst bekommen und zu
brüllen angefangen, wahrhaftig, er weint wie ein Weib.
Der Viehhändler aber schreit: »Auf diese Weise kann
man soviel man will von ihnen, den Gänsen, toddrücken.«
Nun, versteht sich, es sind Zeugen zur Stelle. Der Frie-
densrichter entschied sogleich: für die Gans ist dem
Händler ein Rubel zu geben, die Gans möge aber der
Bursche für sich nehmen. Ja, und daß man sich nicht
mehr solche Streiche erlaube. Der Bursche heult aber

immer noch wie ein Weib: »Das habe nicht ich getan«, spricht er, »dazu hat er mich verleitet« – ja, und er zeigt auf mich. Ich antworte in aller Kaltblütigkeit, daß ich ihn keineswegs verleitet habe, daß ich nur den Grundgedanken geäußert und davon nur wie von einem Plan gesprochen habe. Der Friedensrichter Nephedow lachte, ja, und war dann sogleich auf sich selber böse darüber, daß er gelacht hatte: »Ich werde Sie«, spricht er, »sogleich Ihrer Obrigkeit anzeigen, damit Sie sich hinfort nicht mehr mit solchen Plänen abgeben, statt hinter den Büchern zu sitzen und Ihre Aufgaben zu lernen!« Der Obrigkeit hat er mich aber doch nicht angezeigt, das war nur ein Scherz; die Sache trug sich indes tatsächlich herum und erreichte die Ohren der Obrigkeit: diese Ohren da sind ja bei uns lang! Besonders erzürnt war der Klassiker Kolbasnikow, ja, und Dardanelow ist wiederum für mich eingetreten. Kolbasnikow ist aber jetzt bei uns auf alle böse wie ein grüner Esel. Du, Iljuscha, hast du gehört, er hat ja geheiratet, er nahm bei den Michailows eine Mitgift von tausend Rubel, die Braut aber ist eine Vogelscheuche von erster Hand und letzter Stufe. Die in der dritten Klasse haben denn auch sogleich schon ein Epigramm verfaßt:

»Es erstaunte die Drittklässler die seltsame Kunde,
Daß Kolbasnikow heiratet, der üble Kunde.«

Nun, und dann weiter, es ist sehr lächerlich, ich werde es dir später erzählen. Über Dardanelow sage ich nichts: er ist ein Mann mit Kenntnissen. Solche schätze ich, und ganz und gar nicht deswegen, daß er für mich eintrat.« »Gleichwohl hast du ihn in Verlegenheit gesetzt mit der Frage, wer Troja gegründet hat!« mischte sich plötzlich Smurow ein, der in diesem Augenblick auf Krasotkin entschieden stolz war. Gar zu sehr hatte ihm die Geschichte von der Gans gefallen.

»Haben Sie ihn so auch wirklich in Verlegenheit gesetzt?« ergriff schmeichlerisch der Stabskapitän das Wort. »Das heißt hinsichtlich dessen, wer Troja gegrün-

det hat? Das haben wir schon gehört, daß Sie ihn in Verlegenheit setzten. Iljuschetschka hat es mir damals schon erzählt . . .«

»Vater, er weiß alles, mehr als alle weiß er bei uns!« mischte sich auch Iljuschetschka ein. »Er sagt ja nur so, daß er ein solcher sei, er ist dabei aber der erste Schüler bei uns in allen Fächern . . .«

Mit grenzenlosem Glück blickte Iljuscha auf Kolja.

»Nun, das von Troja ist Unsinn, Nichtigkeiten. Ich selber halte diese Frage für nichtig«, äußerte sich Kolja mit stolzer Bescheidenheit. Er hatte schon völlig den richtigen Ton zu finden vermocht, obgleich er übrigens in einiger Unruhe war: er fühlte, daß er sich in großer Aufregung befinde, und daß er zum Beispiel das von der Gans schon allzu sehr aus vollem Herzen erzählt habe; dabei hatte aber Aljoscha die ganze Zeit der Erzählung über geschwiegen und war ernst geblieben, und da fing es denn allmählich an, dem ehrgeizigen Knaben über das Herz zu kribbeln: Schweigt er nicht etwa deswegen, weil er mich verachtet, indem er glaubt, ich erstrebe sein Lob? In solchem Fall, wenn er sich erkühnt, dies zu denken, dann werde ich . . . »Ich halte diese Frage entschieden für nichtig«, bemerkte er noch einmal stolz.

»Ich weiß aber, wer Troja gegründet hat«, sprach plötzlich völlig unerwartet ein Knabe, der bis dahin fast noch gar nichts gesagt hatte. Er war schweigsam und augenscheinlich schüchtern, sehr hübsch, elf Jahre alt und hieß Kartaschew. Er saß ganz bei der Tür. Kolja schaute ihn erstaunt und mit Wichtigkeit an. Die Sache war nämlich die, daß die Frage: »Wer hat eigentlich Troja gegründet?« entschieden in allen Klassen zu einem Geheimnis geworden war, und daß man bei Smaragdown nachlesen mußte, um es zu durchdringen. Den Smaragdown besaß aber niemand außer Kolja. Und da hatte denn einmal der Knabe Kartaschew ganz im stillen, als sich Kolja weggewandt hatte, rasch den Smaragdown aufgeschlagen, der unter den Büchern des Kolja lag, und er war

dabei auf die Stelle gestoßen, wo von den Gründern Trojas die Rede ist. Es hatte sich dies schon vor ziemlich langer Zeit zugetragen. Kartaschew war aber noch immer zu verlegen und konnte sich nicht entschließen, öffentlich kundzugeben, daß er wisse, wer Troja gegründet habe, da er fürchtete, es möchte irgend etwas dabei herauskommen, und es möchte ihn Kolja dafür irgendwie in Verlegenheit setzen. Jetzt aber hatte er aus irgendeinem Grund nicht an sich gehalten und es gesagt. Ja, und lange schon verlangte ihn danach.

»Nun, wer hat es denn gegründet?« wandte sich an ihn hochmütig und von oben herab Kolja, der schon an seinem Gesicht erraten hatte, daß er es tatsächlich wisse, und sich natürlich sogleich schon auf alle Folgen vorbereitet hatte. In der allgemeinen Stimmung trat das ein, was man eine Dissonanz nennt.

»Troja gründeten Teukros, Dardanos, Iljus und Tros«, sprach sogleich, jedes Wort für sich betonend, der Knabe und war in einem Augenblick im ganzen Gesicht so rot geworden, daß es einem weh tat, ihn anzusehen. Die Knaben blickten ihm aber alle gerade ins Gesicht, eine ganze Minute blickten sie auf ihn, und dann wandten sich plötzlich alle diese starrblickenden Augen zu Kolja hin. Der maß immer noch mit verächtlicher Kaltblütigkeit den frechen Knaben mit seinem Blick.

»»Das heißt, wie haben sie es denn da gegründet?« war er endlich so gnädig zu sprechen. »Ja, und was heißt denn überhaupt, eine Stadt oder einen Staat zu gründen? Was haben sie denn getan: sind sie gekommen und haben sie jeder einen Ziegel gelegt, so etwa?«

Ein Gelächter erschallte. Der schuldige Knabe war dunkelrot geworden. Er schwieg, er war nahe daran, in Weinen auszubrechen. Kolja hielt ihn so noch etwa eine Minute: »Um über solche historische Begebenheiten zu sprechen, wie die Gründung von Nationalitäten, muß man vor allem verstehen, was das bedeutet«, sprach er, jedes Wort betonend, zu strenger Belehrung. »Ich messe

übrigens allen diesen Weibergeschichten keinerlei Bedeutung bei, ja, und überhaupt achte ich die Weltgeschichte nicht allzusehr«, fügte er plötzlich so obenhin hinzu, indem er sich schon an alle überhaupt wandte.

»Das sagen Sie von der Weltgeschichte?« erkundigte sich der Stabskapitän mit einem ganz plötzlichen Schrecken.

»Ja, von der Weltgeschichte. Das ist die Erforschung einer Reihe menschlicher Dummheiten und weiter nichts. Ich achte nur die Mathematik und die Naturwissenschaften«, prahlte Kolja und blickte flüchtig auf Aljoscha: nur seine Meinung fürchtete er hier. Aljoscha schwieg aber noch immer und war ernst wie vorher. Wenn nur Aljoscha sogleich irgend etwas gesagt hätte, so hätte es dabei auch sein Bewenden gehabt, Aljoscha schwieg aber, »sein Schweigen könnte verächtlich sein«, und Kolja geriet schon völlig in Wut.

»Überhaupt jetzt diese klassischen Sprachen bei uns: eine einzige Verrücktheit und weiter nichts . . . Sie sind wiederum, scheint es, nicht einverstanden mit mir, Karamasow?«

»Nicht einverstanden!« Und Aljoscha lächelte gemessen.

»Die klassischen Sprachen, wenn Sie meine ganze Meinung über sie wissen wollen, das ist eine polizeiliche Maßnahme, das ist es, wofür sie einzig und allein eingeführt wurden«, und allmählich geriet Kolja plötzlich wiederum ins Keuchen. »Sie wurden eingeführt, weil sie langweilig sind, und weil sie die Fähigkeiten abstumpfen. Es war so schon langweilig, wie soll man es denn da machen, damit es noch langweiliger werde? Es war so schon unsinnig, wie soll man es denn da machen, damit es noch widersinniger werde? Und da hat man denn die klassischen Sprachen ausgedacht. Das ist denn auch meine ganze Meinung über sie, und ich hoffe, daß ich sie niemals ändern werde«, schloß Kolja scharf. Auf seinen beiden Wangen zeigte sich je ein roter Flecken.

»Das ist wahr«, bestätigte plötzlich mit gellender und überzeugter Stimme Smurow, der fleißig zugehört hatte.

»Er selber ist dabei aber der Erste in der lateinischen Sprache!« schrie plötzlich aus dem Haufen ein Knabe.

»Ja, Vater, das sagt er so, und dabei ist er selber der Erste in der Klasse im Lateinischen«, ließ sich auch Iljuscha vernehmen.

»Was hat das denn zu sagen?« Kolja hielt es für nötig, sich zu verteidigen, obgleich ihm auch dies Lob sehr angenehm war. »Lateinisch büffle ich, weil es nötig ist, weil ich meiner Mutter versprochen habe, das Gymnasium zu beenden, und man meiner Ansicht nach das, an was man sich einmal heranmachte, auch schon gut machen muß; in meiner Seele verachte ich aber tief den Klassizismus und diese ganze Niedertracht . . . Sind Sie nicht einverstanden, Karamasow?«

»Nun weshalb aber »Niedertracht«?« lächelte wiederum Aljoscha.

»Ja, erbarmen Sie sich doch, die Klassiker sind ja sämtlich in alle Sprachen übersetzt, demnach war ihnen das Latein durchaus nicht nötig zum Erlernen der Klassiker, vielmehr einzig und allein für politische Maßnahmen und zur Abstumpfung der Fähigkeiten. Wie, ist das denn nicht Niedertracht?«

»Nun, wer hat Sie denn das alles gelehrt?« rief endlich, endlich Aljoscha erstaunt aus.

»Erstens kann ich das auch selber verstehen, ohne Lehrer, und zweitens, wissen Sie, daß gerade ganz dasselbe, was ich Ihnen soeben über die übersetzten Klassiker auseinandersetze, laut vor der ganzen dritten Klasse der Lehrer Kolbasnikow selber gesagt hat . . .«

»Der Doktor ist gekommen!« rief plötzlich Ninotschka, welche die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

Tatsächlich war die der Frau Chochlakow gehörige Equipage am Tor vorgefahren. Der Stabskapitän, der den ganzen Morgen über den Doktor erwartet hatte, stürzte kopfüber zum Tor hin, um ihn zu empfangen.

»Mütterchen« machte sich in Ordnung und setzte eine gewichtige Miene auf. Aljoscha ging zu Iljuscha hin und

begann ihm die Kissen zurechtzuschieben. Ninotschka schaute von ihrem Stuhl aus unruhig zu, wie er das Bettchen herrichtete. Die Knaben verabschiedeten sich rasch, einige von ihnen versprachen, am Abend wiederzukommen. Kolja rief Pereswon, und der sprang vom Bett herunter.

»Ich werde nicht weggehen, nicht weggehen!« sprach Kolja zu Iljuscha. »Ich werde im Vorraum warten und wiederkommen, wenn der Doktor wegfährt, ich werde mit Pereswon kommen.«

Aber der Doktor trat schon herein – eine gewichtige Figur im Bärenpelz, mit langem, dunklem Backenbart und glänzend ausrasiertem Kinn. Als er die Schwelle übertreten hatte, blieb er plötzlich stehen, als ob er verblüfft sei: es schien ihm so, als sei er nicht an die richtige Stelle gekommen: »Was ist das? Wo bin ich denn?« murmelte er, ohne den Pelz von den Schultern zu nehmen und ohne seine feine Bisammütze abzunehmen. Die vielen Menschen, die Armut des Zimmers, die in der Ecke auf einer Schnur aufgehängte Wäsche, das alles verwirrte ihn. Der Stabskapitän bückte sich vor ihm in den Staub. »Sie sind hier, hier«, murmelte er in sklavischer Ergebenheit. »Sie sind hier bei mir, Sie wollten zu mir.«

»Snegirjow?« fragte gewichtig und laut der Doktor, »Herr Snegirjow – das sind Sie?«

»Das bin ich!«

»Ah!«

Der Doktor schaute sich noch einmal mit Ekel im Zimmer um und warf den Pelz ab. Allen fiel der wichtige Orden am Hals in die Augen. Der Stabskapitän fing im Flug den Pelz auf, und der Doktor nahm seine Mütze ab.

»Wo ist denn der Patient?« fragte er laut und dringend.

VI. *Frühreife*

»Was glauben Sie wohl, was wird der Doktor ihm sagen?« flüsterte Kolja rasch. »Was ist das übrigens für eine widerliche Fratze, nicht wahr? Nicht ausstehen kann ich die Medizin!«

»Iljuscha wird sterben. Das ist, scheint mir, schon gewiß«, antwortete kummervoll Aljoscha.

»Schelme! Die Medizin ist ein Betrug! Ich bin indes froh, daß ich Ihre Bekanntschaft machte, Karamasow. Ich wollte Sie längst schon kennenlernen. Schade nur, daß wir bei einer so traurigen Gelegenheit einander begegneten.«

Kolja verlangte es gar sehr danach, etwas zu sagen, was noch feuriger sei, noch expansiver, es war aber, als ob er sich irgendwie geniert fühle. Aljoscha bemerkte das, lächelte und drückte ihm die Hand.

»Längst lernte ich in Ihnen ein seltenes Wesen verehren«, murmelte wiederum Kolja, indem er sich verwirrte und den Faden verlor. »Ich hörte, daß Sie Mystiker sind und im Kloster waren. Ich weiß, daß Sie Mystiker sind, aber . . . dies hat mich nicht irregemacht. Die Berührung mit der Wirklichkeit wird Sie schon ausheilen . . . Mit Charakteren wie dem Ihrigen ist es nicht anders.«

»Was nennen Sie denn Mystiker? Wovon denn heilen?« fragte etwas erstaunt Aljoscha.

»Nun, da ist Gott und das übrige.«

»Wie das, glauben Sie denn nicht an Gott?«

»Im Gegenteil, ich habe nichts gegen Gott. Natürlich, Gott ist nur eine Hypothese . . . aber . . . ich gestehe, daß er nötig ist für die Ordnung . . . für die Weltordnung und so weiter . . . und wenn er nicht wäre, so müßte man ihn ausdenken«, fügte Kolja hinzu, indem er anfang zu erröten. Es kam ihm plötzlich so vor, als ob Aljoscha sogleich glauben werde, er wolle seine Erkenntnisse zur Schau stellen und zeigen, was er für ein »Großer« sei. »Ich will aber durchaus nicht vor ihm meine Erkenntnisse zur

Schau tragen«, dachte Kolja mit Unwillen, und es war ihm plötzlich furchtbar verdrießlich zumute.

»Ich gestehe, ich kann es nicht ausstehen, mich in alle diese Streitigkeiten einzulassen«, schnitt er das Gespräch ab. »Man kann ja auch ohne an Gott zu glauben die Menschen lieben, wie meinen Sie? Voltaire hat doch auch nicht an Gott geglaubt, dabei aber doch die Menschen geliebt?« (»Wiederum, wiederum!« dachte er bei sich.)

»Voltaire hat an Gott geglaubt, aber es scheint, wenig, und es scheint, er hat auch die Menschheit wenig geliebt«, sprach leise, gehalten und völlig natürlich Aljoscha, so, als ob er mit einem Menschen spreche, der ihm an Jahren gleich oder sogar überlegen sei. Auf Kolja machte gerade diese scheinbare Unsicherheit Aljoschas besonderen Eindruck in Hinsicht auf seine Meinung über Voltaire, und daß es so war, als ob er gerade ihm, dem kleinen Kolja, diese Frage zur Entscheidung gebe.

»Haben Sie denn Voltaire gelesen?« schloß Aljoscha.

»Nicht, daß ich ihn gelesen hätte . . . Ich habe übrigens »Candide« gelesen in russischer Übersetzung . . . in einer alten, miserabeln Übersetzung, einer lächerlichen . . .« (»Wiederum! Wiederum!«)

»Haben Sie ihn denn auch verstanden?«

»O ja, alles . . . das heißt . . . weshalb glauben Sie denn, daß ich ihn nicht verstanden habe? Da sind natürlich viele Zweideutigkeiten . . . Ich bin aber wohl imstande zu begreifen, daß das ein philosophischer Roman ist und geschrieben wurde, um eine Idee durchzuführen . . .«

Kolja geriet schon völlig in Verwirrung. »Ich bin Sozialist, Karamasow, ich bin ein unverbesserlicher Sozialist«, brach er plötzlich ab, ohne jeden rechten Grund.

»Sozialist?« Aljoscha lachte. »Ja, wann haben Sie denn dazu die Zeit gefunden? Sie sind ja erst dreizehn Jahre alt, scheint es?« Kolja zuckte zusammen.

»Erstens nicht dreizehn, vielmehr vierzehn, in zwei Wochen vierzehn«, explodierte er nur so. »Zweitens aber verstehe ich durchaus nicht, was da mein Alter zu bedeu-

ten hat! Es handelt sich darum, was meine Überzeugungen sind, nicht aber, wie alt ich bin, nicht wahr?«

»Wenn Sie älter sein werden, so werden Sie selber erkennen, welche Bedeutung das Alter für die Überzeugung hat. Mir schien es zudem, daß Sie nicht Ihre Worte reden«, antwortete bescheiden und ruhig Aljoscha. Kolja unterbrach ihn aber heftig. »Erlauben Sie einmal, Sie wollen Gehorsam und Mystizismus. Gestehen Sie aber ein, daß zum Beispiel der Christenglauben nur den Reichen und Mächtigen dazu gedient hat, die untere Klasse in Sklaverei zu halten, nicht wahr?«

»Ach, ich weiß, wo Sie das gelesen haben, und Sie hat zweifellos irgendwer unterrichtet!« rief Aljoscha aus.

»Erlauben Sie, weshalb soll ich das denn durchaus gelesen haben? Auch hat mich ganz und gar niemand unterrichtet. Ich kann ja auch selber . . . Und wenn Sie wollen, bin ich nicht gegen Christus. Das war eine durchaus humane Persönlichkeit, und würde er in unserer Zeit leben, so würde er sich geradeswegs den Revolutionären anschließen und – vielleicht – eine hervorragende Rolle spielen . . . Das sogar zweifellos.«

»Aber wo nur, wo nur haben Sie das aufgeschnappt! Mit was für einem Dummkopf haben Sie sich da eingelassen?« rief Aljoscha aus.

»Erlauben Sie, die Wahrheit kann man nicht verbergen. Ich spreche natürlich aus einer bestimmten Veranlassung häufig mit Herrn Rakitin, aber . . . Dies hat schon der alte Belinski, sagt man, ausgesprochen.«

»Belinski? Ich entsinne mich nicht daran. Er hat dies nirgends geschrieben.«

»Wenn er es nicht niedergeschrieben hat, so sagt man, hat er es ausgesprochen. Ich habe dies gehört von einem . . . übrigens, der Teufel . . .«

»Haben Sie denn Belinski gelesen?«

»Sehen Sie . . . nein . . . ich habe ihn nicht völlig gelesen, aber . . . diesen Abschnitt über Tatjana, weshalb sie nicht mit Onegin ging, habe ich gelesen . . .«

»Wie denn: nicht mit Onegin ging? Ja, verstehen Sie denn dies schon wirklich . . .?«

»Erlauben Sie, Sie halten mich, scheint es, für den Knaben Smurow«, lächelte gereizt Kolja. »Im übrigen glauben Sie bitte nicht, daß ich schon ein solcher Revolutionär bin. Ich bin sehr oft nicht einverstanden mit Herrn Rakitin. Wenn ich das über Tatjana sagte, so bin ich doch durchaus nicht für die Frauenemanzipation. Ich erkenne an, daß die Frau ein untergeordnetes Wesen ist und gehorchen muß. ›Les femmes tricotent‹, wie Napoleon sagte.« Und Kolja lächelte aus irgendeinem Grund. »Und wenigstens hierin teile ich völlig die Überzeugung jenes pseudogroßen Mannes. Ich halte zum Beispiel gleichfalls dafür, daß aus dem Vaterland nach Amerika zu flüchten eine Niedrigkeit ist, schlimmer als eine Niedrigkeit – eine Dummheit. Weshalb denn nach Amerika, da man doch auch bei uns viel Nutzen für die Menschheit bringen kann? Gerade jetzt. Eine ganze Masse fruchtbarer Tätigkeit bietet sich. So habe ich denn auch geantwortet.«

»Wie denn geantwortet? Wem denn? Hat Sie denn schon irgendwer aufgefordert, nach Amerika zu fahren?«

»Ich gestehe, man reizte mich dazu an, ich lehnte es aber ab. Dies, versteht sich, unter uns, Karamasow, hören Sie, niemandem ein Wort davon! Das sage ich nur Ihnen. Ich wünsche durchaus nicht in die Krallen der Dritten Abteilung* zu fallen und Stunden zu nehmen an der Kettenbrücke:

»Du wirst dich entsinnen des Baues
Bei jener Brücke der Ketten.«

Entsinnen Sie sich? Herrlich! Weshalb lachen Sie denn? Glauben Sie schon nicht etwa, daß ich Ihnen alles vorlog.« (»Wie aber, wenn er erfahren wird, daß bei mir im Bücherschrank des Vaters überhaupt nur diese eine Nummer der ›Glocke‹ liegt, und ich weiter gar nichts davon gelesen habe?« dachte flüchtig, aber mit Beben Kolja.)

* Die Abteilung für politische Polizei am Ministerium des Innern.

»Ach nein, ich lache nicht und glaube auch durchaus nicht, daß Sie mir etwas vorgelogen haben. Das ist es ja gerade, daß ich das nicht glaube, weil dieses alles, o weh, die tatsächliche Wahrheit ist! Nun sagen Sie, den Puschkin haben Sie aber gelesen, den ›Onegin‹ meine ich . . . Sie haben ja soeben von Tatjana gesprochen?«

»Nein, noch habe ich ihn nicht gelesen, ich will ihn aber lesen. Ich habe keine Vorurteile, Karamasow. Ich will diese und jene Partei anhören. Weshalb haben Sie gefragt?«

»Nur so.«

»Sagen Sie, Karamasow, Sie verachten mich furchtbar?« sprach plötzlich Kolja und richtete sich ganz gerade vor Aljoscha auf, gleich als ob er sich in Position stellen wolle.

»Seien Sie so gütig, ohne Umschweife!«

»Ich verachte Sie?« Aljoscha schaute ihn erstaunt an.

»Ja, weswegen nur? Es tut mir nur leid, daß eine so treffliche Natur, wie die Ihrige, die noch gar nicht angefangen hat zu leben, schon verdorben ist durch allen diesen rohen Unsinn.«

»Um meine Natur sorgen Sie sich nicht«, unterbrach ihn nicht ohne Selbstzufriedenheit Kolja. »Daß ich aber argwöhnisch bin, ist nun einmal so. Dumm argwöhnisch. Roh argwöhnisch. Sie haben soeben gelächelt, und da hat es mir denn auch schon geschienen, als ob Sie . . .«

»Ach, ich lächelte über etwas ganz anderes. Sehen Sie, worüber ich lächelte: ich las unlängst das Urteil eines ausländischen Deutschen, der in Rußland gelebt hatte, über unsere jetzige lernende Jugend: ›Zeigen Sie – schreibt er – einem russischen Schüler eine Karte des Sternenhimmels, von der er bis jetzt noch durchaus keinen Begriff hatte, und er wird Ihnen schon am nächsten Morgen diese Karte verbessert zurückgeben.‹ Keinerlei Kenntnisse und eine zügellose Selbstüberzeugtheit – das ist es, was der Deutsche von dem russischen Schüler sagen wollte.«

»Ach, das ist ja durchaus richtig!« lachte plötzlich Kolja.

»Durchaus richtig, ganz genau so! Bravo, Deutscher! Indessen der Deutsche hat nicht die gute Seite betrachtet, wie glauben Sie wohl? Selbstüberzeugtheit – das mag so sein; das kommt von der Jugend, das wird sich ausgleichen, wenn es nur nötig ist, daß es sich ausgleicht, dafür aber auch der Geist der Unabhängigkeit fast schon von Kind an, dafür die Kühnheit des Gedankens und der Überzeugung, nicht aber ihr Kriechen vor den Autoritäten . . . Aber trotzdem hat es der Deutsche schön gesagt! Bravo, Deutscher! Wenn man auch gleichwohl die Deutschen erdrosseln muß. Mögen sie auch stark in den Wissenschaften sein, man muß sie aber gleichwohl erdrosseln . . .«

»Warum denn erdrosseln?« lachte Aljoscha.

»Nun, ich habe vielleicht gelogen, ich gestehe es ein. Ich bin manchmal ein furchtbares Kind, und wenn ich mich über etwas freue, so halte ich nicht an mich und bin bereit, Unsinn zu erlügen. Hören Sie, wir schwatzen da beide über Nichtigkeiten, dieser Doktor ist da aber schon etwas lange steckengeblieben. Übrigens untersucht er dort vielleicht auch das ›Mütterchen‹ und jene lahme Ninotschka. Wissen Sie, diese Ninotschka hat mir gefallen. Sie hat mir plötzlich zugeflüstert, als ich eintrat: ›Weshalb sind Sie denn nicht früher gekommen?‹ Und mit solchem Vorwurf in der Stimme! Mir scheint es, sie ist furchtbar gut und bedauernswert!«

»Ja! Ja! Jetzt werden Sie öfters kommen und erkennen, was das für ein Wesen ist. Es ist Ihnen sehr nützlich, gerade solche Geschöpfe kennenzulernen, damit Sie auch noch lernen, viel anderes zu schätzen, was Sie gerade aus der Bekanntschaft mit solchen Geschöpfen erfahren werden«, bemerkte mit Feuer Aljoscha. »Das wird Sie mehr als alles andere umändern.«

»Oh, wie ich es bedauere und mich selber dafür ausschelte, daß ich nicht früher kam!« rief Kolja mit einem Gefühl der Bitterkeit aus.

»Ja, sehr schade. Sie sahen selber, welch einen erfreuen-

den Eindruck Sie auf den armen Kleinen machten! Und wie er sich grämte, als er Sie erwartete!«

»Sprechen Sie mir nicht davon! Sie zerreißen mir das Herz. Ich muß aber übrigens zur Sache sprechen. Ich kam nicht aus Eigenliebe hierher, aus egoistischer Eigenliebe und niederträchtiger Herrschsucht, von der ich mich niemals befreien kann, obgleich ich mein ganzes Leben hindurch zurechtzubiegen suche. Ich sehe das jetzt, daß ich in vielem ein Schurke bin, Karamasow!«

»Nein, Sie sind eine treffliche Natur, wenn auch verdorben, und ich begreife nur allzusehr, weshalb Sie einen solchen Einfluß auf diesen edlen und krankhaft eindrucksvollen Knaben haben konnten!« antwortete mit Wärme Aljoscha.

»Und das sagen Sie mir?« rief Kolja aus. »Ich aber, stellen Sie es sich nur vor, ich glaubte – ich habe es schon einige Male gerade jetzt, wo ich hier bin, geglaubt, daß Sie mich verachten! Wenn Sie aber nur wüßten, wie ich Ihre Meinung schätze!«

»Sind Sie aber wirklich so mißtrauisch? In solchem Alter! Nun, stellen Sie sich aber einmal vor, ich dachte gerade noch vorhin im Zimmer, als ich auf Sie schaute, während Sie erzählten, daß Sie sehr argwöhnisch sein müßten.«

»Sie haben es schon gedacht? Was haben Sie aber gleichwohl für Augen, sehen Sie, sehen Sie! Ich wette, daß dies an der Stelle war, als ich von der Gans erzählte. Mir kam es gerade an dieser Stelle so vor, als ob Sie mich tief verachten deswegen, daß ich mich bestrebe, mich als einen forschen Kerl hinzustellen, und ich habe Sie sogar plötzlich dafür gehaßt und angefangen, Albernheiten zu sprechen. Dann ist es mir so vorgekommen (das war schon soeben hier) an der Stelle, als ich sagte: ›Wenn es keinen Gott gebe, so müßte man ihn ausdenken‹, als sei ich schon allzusehr beflissen, meine Bildung zur Schau zu tragen, um so mehr, als ich diese Phrase in einem Buch gelesen hatte. Aber ich schwöre es, ich tat dies nicht aus Eitelkeit, vielmehr nur so, gleichsam vor Freude . . . ob-

gleich das ein schmachvoller Zug ist, wenn der Mensch vor Freude allen an den Hals springt. Ich weiß das. Dafür bin ich aber jetzt auch überzeugt, daß Sie mich nicht verachten, ich mir vielmehr dies alles nur selber ausdachte. Oh, Karamasow, ich bin tief unglücklich! Ich stelle mir oft Gott weiß wie vor, daß alle über mich lachen, die ganze Welt, und dann bin ich, dann bin ich einfach bereit, die ganze Ordnung der Dinge zu vernichten!«

»Und dann quälen Sie Ihre Umgebung«, lächelte Aljoscha.

»Und dann quäle ich meine Umgebung, besonders meine Mutter. Karamasow, sagen Sie, bin ich jetzt sehr lächerlich?«

»Denken Sie doch gar nicht an dieses, denken Sie überhaupt nicht daran!« rief Aljoscha aus. »Ja, und was ist denn das überhaupt, »lächerlich? Kommt einem denn nicht immer wieder ein Mensch lächerlich vor, oder ist er es auch? Zudem haben auch heute fast alle Leute mit Fähigkeiten die Furcht, lächerlich zu sein, und dadurch sind sie unglücklich. Mich erstaunt nur, daß Sie dies so früh schon zu fühlen begannen, wenn ich dies übrigens auch schon längst bemerkte, und nicht bei Ihnen allein. Heutzutage haben sogar fast schon die Kinder angefangen, hieran zu leiden. Das ist fast eine Verrücktheit. In dieser Selbstliebe hat sich der Teufel verkörpert und hat sich in diese ganze Generation eingeschlichen, eben der Teufel«, fügte Aljoscha hinzu, ohne im geringsten zu lachen, wie es Kolja dachte, der ihn starr ansah. »Sie sind so wie alle«, schloß Aljoscha, »das heißt, wie sehr viele, man muß aber nur nicht so sein wie alle, das ist es.«

»Sogar nicht einmal in Hinsicht darauf, daß alle so sind?«

»Ja, auch nicht in Hinsicht darauf, daß alle so sind. Sie allein, werden Sie nicht ein solcher! Sie sind auch in der Tat nicht so wie alle: Sie haben sich ja jetzt nicht geschämt einzugestehen, daß Sie schlecht und sogar lächer-

lich seien. Wer gesteht dies aber heute ein? Niemand, ja, und man hat sogar aufgehört, ein Bedürfnis zu empfinden nach Selbstverurteilung. Seien Sie aber nicht so wie alle; wenn Sie auch nur allein kein solcher bleiben, seien Sie es gleichwohl nicht.«

»Herrlich! Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie haben die Fähigkeit zu trösten. Oh, wie strebte ich zu Ihnen hin, Karamasow, wie lange suche ich schon Ihnen zu begegnen! Haben wirklich auch Sie gleichfalls an mich gedacht? Vorhin sagten Sie, daß auch Sie an mich gedacht haben!«

»Ja, ich hörte von Ihnen und dachte gleichfalls an Sie . . . und wenn auch zum Teil die Selbstliebe Sie veranlaßte, jetzt hiernach zu fragen, so hat das nichts zu bedeuten.«

»Wissen Sie, Karamasow, unsere Auseinandersetzung gleicht einer Liebeserklärung«, sprach Kolja mit einer ganz schwachgewordenen und schamvollen Stimme.

»Ist das nicht lächerlich, nicht lächerlich?«

»Ganz und gar nicht lächerlich, ja, und wenn es auch lächerlich wäre, so hätte dies nichts zu bedeuten, weil es schön ist«, lächelte heiter Aljoscha.

»Wissen Sie aber, Karamasow, gestehen Sie es nur ein, daß es auch Ihnen selber jetzt ein wenig schamvoll mit mir ist . . . Ich sehe es an Ihren Augen . . .«, sprach Kolja schalkhaft, aber mit einem ganz glücklichen Lächeln.

»Weshalb denn aber schamvoll?«

»Aber weshalb sind Sie denn rot geworden?«

»Ja, das haben Sie so gemacht, daß ich rot wurde«, lächelte Aljoscha, und tatsächlich war er ganz rot geworden. »Nun ja, ein wenig schamhaft, Gott weiß, weshalb, ich weiß nicht, weshalb, ich weiß es nicht . . .«, murmelte er, wobei er sogar fast verlegen wurde.

»Oh, wie liebe und schätze ich Sie in diesem Augenblick, eben dafür, daß es auch Ihnen irgendwie schamvoll mit mir ist! Denn auch Sie sind so wie ich!« rief Kolja in entschiedenem Entzücken aus. Seine Wangen brannten, seine Augen leuchteten.

»Hören Sie, Kolja, Sie werden übrigens auch sehr unglücklich im Leben sein«, sprach plötzlich aus irgendeinem Grund Aljoscha.

»Ich weiß es, ich weiß es. Wie Sie dies alles im voraus wissen!« bestätigte sogleich schon Kolja.

»Aber im ganzen werden Sie gleichwohl das Leben segnen!«

»Ja, so ist es! Hurra! Sie sind ein Prophet! Oh, wir werden uns vertragen, Karamasow. Wissen Sie, mich entzückt am allermeisten, daß Sie mit mir völlig wie mit Ihresgleichen umgehen. Wir sind aber nicht gleich, nicht gleich, Sie stehen höher! Wir werden uns aber vertragen. Wissen Sie, ich sagte mir diesen ganzen letzten Monat: »Entweder werden wir sogleich Freunde werden für ewig, oder nach dem ersten Begegnen werden wir auseinandergehen als Feinde bis zum Grab!«

»Und als Sie so sprachen, haben Sie mich natürlich schon geliebt!« lachte heiter Aljoscha.

»Ich habe Sie geliebt, furchtbar habe ich Sie geliebt, ich liebte Sie und dachte an Sie! Und wie wissen Sie dies alles im voraus? Bah, da ist auch der Doktor. Mein Gott, was wird er denn sagen? Sehen Sie nur, was für ein Gesicht er macht!«

VII. *Iljuscha*

Als der Doktor aus dem Zimmer trat, war er schon wiederum in seinen Pelz gehüllt und trug die Mütze auf dem Kopf. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob er erzürnt sei, sich ekele und immer fürchte, sich an irgend etwas schmutzig zu machen. Er warf einen flüchtigen Blick über den Vorraum und schaute dabei Aljoscha und Kolja streng an. Aljoscha winkte aus der Tür heraus dem Kutscher, und die Equipage, die den Doktor gebracht hatte, fuhr vor. Der Stabskapitän kam beflissen dem Doktor nachgegangen; gebückt, fast als ob er sich ent-

schuldige, hielt er ihn auf, zu einem letzten Wort. Das Gesicht des Armen war wie niedergeschmettert, sein Blick entsetzt:

»Euer Exzellenz, Euer Exzellenz . . . ist es denn wirklich so?« begann er nur eben, und er sprach nicht zu Ende, er rang nur in Verzweiflung die Hände, wenn er auch immer noch mit einem letzten Flehen auf den Doktor blickte, gleich als ob tatsächlich von einem Wort, das der Doktor jetzt spreche, die Verurteilung des armen Knaben aufgehoben werden könnte.

»Was ist denn da zu machen? Ich bin nicht Gott«, sprach in nachlässigem, wenn auch aus Gewohnheit belehrendem Ton der Doktor.

»Doktor . . . Euer Exzellenz . . . und wird das bald sein, bald?«

»Seien Sie auf alles gefaßt«, bemerkte der Doktor, jede Silbe betonend; er senkte den Blick und wollte gerade über die Schwelle zur Equipage hinschreiten.

»Euer Exzellenz, um Christi willen!« mit diesen Worten hielt ihn noch einmal der Stabskapitän auf: »Euer Exzellenz . . . ! So wird ihn denn nichts, wirklich nichts, durchaus nichts mehr retten?«

»Nicht von mir hängt dies jetzt ab«, sprach der Doktor ungeduldig, »indes, hm« – er blieb plötzlich stehen – »wenn Sie zum Beispiel . . . Ihren Kranken sogleich und ohne im geringsten zu zögern« (diese letzten Worte sprach der Doktor nicht gerade streng, vielmehr fast wütend aus, so daß der Stabskapitän sogar zusammenfuhr) »nach Syrakus schicken könnten, so könnte . . . infolge der neuen günstigen klimatischen Verhältnisse . . . es vielleicht eintreten . . .«

»Nach Syrakus!« schrie der Stabskapitän, als ob er noch nichts begreife.

»Syrakus – das ist in Sizilien«, mischte sich plötzlich mit lauter Stimme Kolja ein, wie um die Worte des Doktors zu erklären. Der Doktor sah ihn an.

»Nach Sizilien! Väterchen, Euer Exzellenz«, der Stabs-

kapitän kam völlig außer Fassung. »Ja, Sie haben doch gesehen!« und er fuhr mit beiden Armen im Kreis umher, indem er auf die Einrichtung des Zimmers hinwies, »aber das Mütterchen, aber die Familie?«

»Nun, die Familie geht nicht nach Sizilien, Ihre Familie muß vielmehr nach dem Kaukasus, im Vorfrühling . . . Ihre Tochter nach dem Kaukasus, Ihre Gattin aber . . . muß zunächst in Rücksicht auf ihren Rheumatismus ebenfalls im Kaukasus eine Badekur durchmachen . . . und sogleich danach muß man sie nach Paris bringen, in das Krankenhaus des Psychiaters Lepelletier, ich könnte einen Zettel an ihn mitgeben, und dann . . . könnte es vielleicht so geschehen, daß . . .«

»Doktor, Doktor! Ja, Sie sehen doch!« Und der Stabskapitän rang wieder die Hände, indem er in Verzweiflung auf die nackten Balkenwände des Vorraums hinwies.

»Ach, das ist nicht mehr meine Sache«, lächelte der Doktor. »Ich sagte nur das, was die Wissenschaft auf Ihre Frage nach den letzten Mitteln antworten kann, das andere aber . . . zu meinem Bedauern . . .«

»Seien Sie nur unbesorgt, Arzt, mein Hund wird Sie nicht beißen«, mischte sich Kolja mit lauter Stimme ein, als er den etwas unruhigen Blick des Doktors nach dem Pereswon hin, der auf der Schwelle stand, bemerkte. Etwas wie ein klein wenig Wut klang in der Stimme des Kolja. Das Wort »Arzt« statt »Doktor« hatte er aber absichtlich, und wie er später selber erklärte, »um zu beleidigen«, gebraucht.

»Was ist das?« fragte der Doktor und warf seinen Kopf zurück, indem er Kolja erstaunt anschaute. »Wer ist denn das?« wandte er sich plötzlich an Aljoscha, gleich als ob er von dem Rechenschaft verlange.

»Das ist der Besitzer des Pereswon, Arzt, beunruhigen Sie sich nicht hinsichtlich meiner Persönlichkeit«, bemerkte wiederum Kolja.

»Swon?« sprach der Doktor, da er nicht begriffen hatte, was Pereswon bedeutet.

»Nur weiß man nicht, von woher es erschallt. Leben Sie wohl, Arzt, wir werden uns in Syrakus wiedersehen.«

»Wer ist das? Wer? Wer?« sprach plötzlich der Doktor in furchtbarem Zorn.

»Das ist ein hiesiger Schüler, Herr Doktor, er ist ein ausgelassener Strick, beachten Sie ihn doch nicht«, sprach Aljoscha rasch mit finsterner Miene. »Kolja, schweigen Sie!« rief er Krasotkin zu. »Man muß ihn nicht beachten«, wiederholte er schon etwas ungeduldiger.

»Prügeln, prügeln muß man ihn, prügeln!« brüllte der Doktor, der schon aus irgendeinem Grund allzusehr in Wut geraten war, und er stampfte gerade mit dem Fuß auf.

»Wissen Sie aber, Arzt, der Pereswon da bei mir wird am Ende gar doch noch beißen!« sprach Kolja mit zitterndem Stimmchen. Er war bleich geworden, und seine Augen funkelten. »Hierher, Pereswon!«

»Kolja, wenn Sie nur noch ein Wort sagen, so werde ich auf ewig mit Ihnen brechen!« schrie Aljoscha gebieterisch.

»Arzt, es gibt nur ein Geschöpf auf der ganzen Welt, das Nikolai Krasotkin befehlen kann« (Kolja deutete auf Aljoscha): »ihm füge ich mich, leben Sie wohl!«

Er stürzte von seinem Platz fort, öffnete die Tür und ging rasch ins Zimmer. Pereswon stürzte ihm nach. Der Doktor stand etwa noch fünf Sekunden wie erstarrt, indem er Aljoscha anschaute, dann spuckte er plötzlich aus und ging rasch zur Equipage, wobei er laut wiederholte:

»Dies, dies, dies, ich weiß nicht, was das ist!« Der Stabskapitän stürzte herbei, um ihm behilflich zu sein, in den Wagen zu steigen. Aljoscha ging hinter Kolja her ins Zimmer. Der stand schom beim Bettchen des Iljuscha. Iljuscha hielt ihn an der Hand und rief seinen Vater. Nach einer Minute kehrte auch der Stabskapitän zurück.

»Vater, Vater, komm hierher . . . wir . . .«, lispelte nur eben Iljuscha in außerordentlicher Erregung und augen-

scheinlich außerstande fortzufahren; plötzlich warf er seine beiden abgezehrten Ärmchen nach vorn und umarmte, so fest er nur konnte, beide zusammen, Kolja und den Stabskapitän, indem er sie in einer Umarmung vereinte und sich selber an sie anschmiegte. Der Stabskapitän erbehte plötzlich nur so vor lautlosem Schluchzen, auch Kolja zitterten die Lippen und das Kinn.

»Vater, Vater! Wie ist es mir leid um dich, Vater!« stöhnte bitter Iljuscha hervor.

»Iljuschetschka . . . Täubchen . . . der Doktor sagte . . . du wirst gesund, wir werden glücklich sein . . . der Doktor . . .«, wollte gerade der Stabskapitän sprechen.

»Ach, Vater! Ich weiß ja, was dir der neue Doktor über mich gesagt hat . . . Ich habe es ja gesehen!« rief Iljuscha aus, und wiederum preßte er aus aller Kraft die beiden an sich, wobei er sein Gesicht an der Schulter des Vaters verbarg.

»Vater, weine nicht . . . wenn ich aber sterbe, so nimm dir einen guten Knaben, einen andern . . . selber wähle ihn dir aus ihnen aus, aus ihnen allen, einen guten Knaben, nenne ihn Iljuscha und liebe ihn statt meiner . . .«

»Schweig, Alter, du wirst genesen!« rief plötzlich Krasotkin so, als ob er zornig geworden sei.

»Mich aber, Vater, mich vergiß niemals«, fuhr Iljuscha fort. »Komm zu mir nach meinem Grab . . . Ja, das ist es, Vater, beerdige mich bei unserem großen Stein, zu dem wir spazierenzugehen pflegten, und komme dann am Abend zu mir mit Krasotkin . . . Auch Pereswon . . . Ich aber werde euch erwarten . . . Vater, Vater!«

Seine Stimme stockte, alle drei standen einander umarmend da und schwiegen schon. Es weinte leise auf ihrem Stuhl auch Ninotschka, plötzlich ergoß sich auch Mütterchen in Tränen, als sie alle weinend erschaut hatte.

»Iljuschetschka, Iljuschetschka!« rief sie aus. Krasotkin befreite sich plötzlich aus der Umarmung des Iljuscha.

»Leb wohl, Alter, mich erwartet meine Mutter zum Mittagessen«, sprach er rasch. »Wie schade, daß ich ihr

nichts gesagt habe! Sie wird sehr in Unruhe sein . . . Aber nach dem Mittagessen komme ich sogleich zu dir, für den ganzen Tag, für den ganzen Abend, und so viel werde ich dir erzählen, so viel werde ich dir erzählen. Auch Pereswon werde ich bringen, jetzt werde ich ihn aber mit mir nehmen, weil er ohne mich zu winseln beginnen und dich stören wird. Auf Wiedersehn!«

Und er lief in den Vorraum hinaus. Er wollte nicht zu weinen anfangen, aber im Vorraum brach er gleichwohl in Tränen aus. In solchem Zustand fand ihn Aljoscha.

»Kolja, Sie müssen unbedingt Ihr Wort halten und kommen, sonst wird er sich furchtbar grämen«, sprach Aljoscha eindringlich.

»Unbedingt! Oh, wie verfluche ich mich, daß ich nicht früher kam«, murmelte Kolja weinend und schon ohne sich dessen zu schämen. In diesem Augenblick kam plötzlich der Stabskapitän förmlich aus dem Zimmer gesprungen und schloß sogleich hinter sich die Tür. Sein Gesicht war ekstatisch, seine Lippen zitterten. Er stand vor den beiden jungen Leuten und warf beide Arme empor:

»Ich will keinen guten Knaben! Ich will keinen andern Knaben!« flüsterte er, wild mit den Zähnen knirschend.

»Wenn ich dich vergessen werde, Jerusalem, so möge mich . . .«

Er sprach nicht zu Ende, gleich als ob ihm der Atem ausgegangen wäre, und fiel kraftlos vor der hölzernen Bank auf die Knie. Mit beiden Armen stützte er seinen Kopf auf und begann zu schluchzen, wobei er ganz albern kreischte und sich aus aller Kraft zusammennahm, damit man sein Kreischen drinnen nicht hören solle. Kolja sprang auf die Straße.

»Leben Sie wohl, Karamasow! Werden Sie kommen?« schrie er rasch und zornig Aljoscha an.

»Am Abend werde ich unbedingt kommen.«

»Was hat er denn da von Jerusalem gesprochen . . . Was ist das noch?«

»Das ist aus der Bibel: ›Wenn ich dich vergessen werde, Jerusalem« – das heißt, wenn ich alles vergessen werde, was mir am teuersten ist, wenn ich ihm irgend etwas vorziehen werde, ja, dann möge mich niederschmettern . . .«

»Ich verstehe, genug! Kommen Sie doch auch selber! Hierher, Pereswon!« rief er schon völlig wütend dem Hund zu, und mit großen, raschen Schritten ging er nach Hause.

ELFTES BUCH DER BRUDER IWAN FJODOROWITSCH

I. *Bei Gruschenka*

Aljoscha schritt zum Kirchenplatz, ins Haus der Kaufmannswitwe Morosow, zu Gruschenka. Die hatte bereits früh am Morgen Fenja zu ihm gesandt mit der dringenden Bitte, bei ihr vorzusprechen. Aljoscha fragte Fenja aus und erfuhr, daß ihre Herrin sich noch vom gestrigen Tag an in einer heftigen und besonderen Aufregung befinde. Im ganzen Verlauf dieser zwei Monate seit der Festnahme des Mitja war Aljoscha häufig ins Haus der Morosow gekommen, sowohl aus eigenem Antrieb wie im Auftrag des Mitja. Drei Tage nach Mitjas Festnahme war Gruschenka heftig erkrankt, und sie war fast fünf Wochen krank gewesen. Eine Woche davon hatte sie sogar ohne Besinnung gelegen. Ihr Gesicht hatte sich sehr verändert, es war hager und gelb geworden, obgleich sie schon seit zwei Wochen ausgehen durfte. Nach Aljoschas Ansicht war aber ihr Gesicht noch anziehender als vordem, und er liebte es, wenn er bei ihr eintrat, ihrem Blick zu begegnen. Es war, als ob sich etwas in ihm gefestigt habe, etwas Bestimmtes und Durchgeistigtes. Es hatte sich eine Art geistiger Umwandlung in ihr vollzogen. Sie trug eine unerschütterliche, demütige, aber gütige und unwandelbare Entschlossenheit zur Schau. Zwischen ihren Augenbrauen auf der Stirn hatte sich eine kleine senkrechte Falte gebildet, die ihrem lieben Gesicht den Ausdruck einer sich in sich selber versenkenden Nachdenklichkeit gab, die sogar auf den ersten Blick fast rauh anmutete. Von der früheren Launenhaftigkeit war zum Beispiel auch keine Spur geblieben. Seltsam berührte es Aljoscha, daß ungeachtet allen Unglücks, das über das

arme Weib hereingebrochen war (war doch ihr Bräutigam, im Verdacht, ein furchtbares Verbrechen begangen zu haben, festgenommen worden, fast in demselben Augenblick, als sie seine Braut wurde!), ungeachtet ihrer darauffolgenden Krankheit und der ihr in der Zukunft drohenden, fast unabwendbaren Entscheidung des Gerichts sie gleichwohl ihre frühere jugendliche Heiterkeit nicht verloren hatte. In ihren vordem so stolzen Augen leuchtete jetzt eine gewisse Sanftmut, obgleich . . . obgleich übrigens diese Augen bisweilen gleichwohl leuchteten in einem unheilvollen Feuerchen, wenn sie eine Sorge von früher überkam, die in ihrem Herzen nicht nur nicht betäubt war, vielmehr drückender lastete als vordem. Der Gegenstand dieser Sorge war immer der gleiche: Katarina Iwanowna, deren sich Gruschenka, als sie noch krank lag, sogar im Fiebertraum erinnert hatte. Aljoscha begriff, daß Gruschenka furchtbar eifersüchtig auf sie sei wegen des Mitja, des Arrestanten Mitja, ungeachtet dessen, daß ihn Katarina Iwanowna kein einziges Mal im Gefängnis besucht hatte, obgleich sie das durchaus jederzeit hätte tun können. Alles dies gestaltete sich für Aljoscha zu einem ganz schwierigen Rätsel, denn Gruschenka schüttete nur ihm allein ihr Herz aus und bat ihn beständig um Rat, er aber war bisweilen gar nicht imstande, ihr irgend etwas zu raten.

Bekümmert betrat er ihre Wohnung. Sie war schon zu Hause. Vor einer halben Stunde war sie von Mitja zurückgekehrt, und schon allein aus der heftigen Bewegung, mit der sie sich von ihrem Sessel hinter dem Tisch erhob und ihm entgegenkam, schloß er, daß sie ihn in großer Ungeduld erwartet hatte. Auf dem Tisch lagen Spielkarten, und sie waren gerade ausgegeben worden für das Spiel »Dummköpfchen«. Auf dem Lederdiwan, an der andern Seite des Tisches, war ein Bett gerichtet, und auf dem lag halbaufgerichtet, in Schlafrock und Schlafmütze, Maximow, augenscheinlich krank und schwach geworden; wenn er auch immer noch süßlich

lächelte. Seit nämlich dieses heimatlose alte Männchen damals, schon vor zwei Monaten, mit Gruschenka aus Mokroje gekommen war, war er auch ununterbrochen bei ihr und an ihrer Seite geblieben. Als er damals mit ihr in Schnee und Regen gekommen war, hatte er sich, durchnäßt und erschreckt, auf den Diwan gesetzt und sie schweigend angesehen mit einem schüchternen, bittenden Lächeln. Gruschenka war furchtbar bekümmert, und in schon beginnendem Fieber hatte sie ihn die erste halbe Stunde nach ihrer Ankunft fast vergessen über verschiedenen Sorgen, aber plötzlich schaute sie ganz eindringlich auf ihn: er grinste ihr kläglich und verloren ins Gesicht. Sie rief Fenja und befahl, ihm zu essen zu geben. Diesen ganzen Tag hatte er auf seinem Platz gesessen, fast ohne sich zu rühren; als es aber dunkel wurde und man die Läden schloß, fragte Fenja ihre Herrin:

»Wie denn, Fräulein, wird er denn zur Nacht bleiben?«

»Ja, mach ihm ein Bett zurecht auf dem Diwan«, antwortete Gruschenka.

Als ihn Gruschenka genauer ausfragte, erfuhr sie von ihm, daß er sich gerade jetzt tatsächlich durchaus nirgends zu lassen wußte, und daß »Herr Kalganow, mein Wohltäter, mir geradezu erklärt hatte, daß er mich schon nicht mehr mit sich nehmen werde, und mir fünf Rubel geschenkt hat.«

»Nun, Gott mit dir, so bleibe denn«, entschied Gruschenka in ihrem Kummer, wobei sie ihm mitleidsvoll zulächelte. Der Greis zuckte bei ihrem Lächeln zusammen, seine Lippen zitterten, und Tränen des Dankes traten ihm in die Augen. So war denn auch von der Zeit an der vagabundierende Schmarotzer bei ihr geblieben. Sogar während ihrer Krankheit hatte er nicht das Haus verlassen. Fenja und ihre Mutter, die Köchin der Gruschenka, hatten ihn nicht weggejagt, vielmehr damit fortgefahren, ihm zu essen zu geben und ihm das Bett auf dem Diwan zu richten. In der Folge hatte sich Gru-

schenka sogar an ihn gewöhnt, und als sie von Mitja zurückkehrte, den sie sogleich zu besuchen begann, als sie sich kaum eben erst erholt hatte, sogar noch bevor sie vollständig gesund geworden war, hatte sie sich, um ihren Gram zu vergessen, sogleich hingesezt und mit »Maximuschka« über allerlei Nichtigkeiten zu sprechen begonnen, um nur nicht an ihren Kummer zu denken. Es erwies sich, daß das alte Männchen bisweilen auch irgend etwas zu erzählen verstand, so daß er ihr endlich sogar ganz unentbehrlich geworden war. Außer Aljoscha, der sie indes nicht jeden Tag besuchte und immer nur auf kurze Zeit, empfing Gruschenka fast niemanden. Ihr Greis aber, der Kaufmann, lag zu dieser Zeit danieder, »er war im Fortgehen«, wie man in der Stadt sagte, und tatsächlich starb er nur eine Woche nach der Gerichtssitzung, die Mitja galt. Drei Wochen vor seinem Tod, als er schon sein nahes Ende fühlte, rief er endlich seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern zu sich nach oben und befahl ihnen, ihn nicht mehr zu verlassen. Von diesem Augenblick an hatte er seinen Dienern streng befohlen, Gruschenka überhaupt nicht mehr hereinzulassen, und wenn sie kommen werde, ihr zu sagen: »Er befiehlt, sozusagen, Sie möchten lange in Freuden leben und ihn völlig vergessen.« Gruschenka schickte indes gleichwohl ihr Mädchen, um sich fast jeden Tag nach seiner Gesundheit zu erkundigen.

»Endlich ist er gekommen!« rief sie, warf die Karten weg und begrüßte voller Freude Aljoscha. »Maximuschka hat mich aber so erschreckt, er behauptete, daß du am Ende gar schon überhaupt nicht kommen werdest. Ach, wie habe ich dich nötig! Setze dich an den Tisch: nun, was willst du, Kaffee?«

»Ja, ich habe nichts dagegen«, sprach Aljoscha, während er sich an den Tisch setzte. »Ich bin ganz ausgehungert.« »So, so! Fenja, Fenja, Kaffee!« rief Gruschenka. »Er kocht bei mir schon lange, dich erwartet er, ja, und die Pasteten bringe her, ja, und daß sie heiß sind! Nein,

warte, Aljoscha, mit diesen Pasteten hat es heute bei mir ein Donnerwetter gegeben. Ich brachte sie ihm in das Gefängnis, er aber, stell dir nur vor, warf sie mir vor die Füße, und so hat er sie denn auch nicht gegessen. Eine von diesen Pasteten hat er tatsächlich auf den Boden geworfen und zertreten. Ich sagte denn auch: »Ich werde sie beim Wächter zurücklassen; wenn du sie aber nicht bis zum Abend essen wirst, so heißt das, du nährst dich von hinterlistiger Bosheit!« Mit diesen Worten bin ich denn auch weggegangen. Wir haben uns ja wiederum verzankt, kannst du dir das vorstellen? Sobald ich ihn nur besuche, so zanken wir uns auch sogleich schon.«

Gruschenka sprudelte in ihrer Aufregung dies alles auf einmal hervor. Maximow aber, der sogleich schon bange geworden war, lächelte mit gesenkten Äuglein.

»Worüber habt ihr euch denn diesmal gestritten?« fragte Aljoscha.

»Ja, ich habe das schon ganz und gar nicht erwartet! Stelle dir vor, er war eifersüchtig auf den »Früheren«. »Weshalb unterhältst du ihn denn, sozusagen? Du hast ja, heißt es, damit begonnen, ihn zu unterhalten?« Immer ist er eifersüchtig, immer ist er eifersüchtig auf mich. Sogar wegen des Kusma ist er einmal in der vorigen Woche eifersüchtig gewesen!«

»Ja, aber er wußte doch von dem »Früheren?«

»Nun, denk dir nur. Ganz von Anfang an bis zum heutigen Tag wußte er es, aber heute stand er plötzlich auf und begann zu schimpfen. Es ist schmachlich, auch nur zu wiederholen, was er sagte. Der Dummkopf! Rakitka ist zu ihm gekommen, als ich ihn verließ. Vielleicht ist es gerade Rakitka, der ihn auch aufhetzt, wie? Wie glaubst du wohl?« fügte sie, wie den Faden verlierend, hinzu.

»Er liebt dich, das ist es, er liebt dich sehr. Aber jetzt ist er gerade auch noch besonders erregt.«

»Wie sollte er auch nicht erregt sein, morgen wird man ihn ja richten! Und ich kam ja auch gerade in der Absicht, ihm in Hinsicht darauf, was morgen sein wird,

mein Wort zu sagen, denn Aljoscha, es ist mir ja furchtbar, auch nur daran zu denken, was morgen sein wird! Du sagst da, er sei aufgeregt, ja, aber ich, wie bin ich es erst! Und er spricht von dem Polen! Was für ein Dummkopf! Wegen des Maximuschka hier ist er hoffentlich doch nicht eifersüchtig!«

»Meine Gattin war gleichfalls sehr eifersüchtig auf mich«, fügte Maximow sein Wörtchen ein.

»Nun schon auf dich!« lachte wider ihren Willen Gruschenka. »Weswegen soll man denn auf dich eifersüchtig sein?«

»Wegen der Dienstmädchen!«

»Ach, schweige, Maximuschka, nicht nach Lachen steht mir jetzt der Sinn, sogar Unwillen erfaßt mich. Auf die Pasteten stiere nicht hin, ich werde sie nicht geben, es schadet dir, und den ›Balsam‹ werde ich gleichfalls nicht geben. Auch mit ihm muß ich mich plagen; es ist so, als ob bei mir ein Asyl wäre, tatsächlich«, lächelte sie.

»Ich bin Ihrer Wohltaten gar nicht wert, ich bin nichtig«, sprach mit tränendem Stimmchen Maximow. »Es wäre besser, Sie sparten Ihre Wohltaten für die, die nützlicher sind als ich.«

»Ach, jeder ist nützlich, Maximuschka; und woher soll man denn wissen, wer nützlicher ist als der andere? Wenn doch dieser Pole überhaupt nicht da wäre, Aljoscha, es ist ihm ja gleichfalls heute eingefallen, krank zu werden. Ich war auch bei ihm. So werde ich jetzt auch absichtlich ihm die Pasteten schicken, ich hatte ihm keine geschickt, Mitja aber beschuldigte mich dessen, jetzt schicke ich sie ihm, so werde ich es jetzt absichtlich tun, absichtlich! Ach, da ist auch Fenja mit einem Brief! Nun, so ist es auch, wiederum von den Polen, wiederum bitten sie um Geld!«

Pan Musjalowitsch hatte tatsächlich einen außerordentlich langen und seiner Gewohnheit nach hochtrabenden Brief geschickt, worin er bat, ihm drei Rubel zu leihen. Dem Brief war eine Empfangsbestätigung beigelegt, die

zugleich auch die Verpflichtung enthielt, im Verlauf von drei Monaten zu zahlen; die Quittung hatte auch Pan Wrublewski unterschrieben. Schon viele solche Briefe und immer mit denselben Quittungen hatte Gruschenka von ihrem »Früheren« erhalten. Das hatte sogleich nach Gruschenkas Genesung begonnen, vor nunmehr zwei Wochen. Sie wußte indes, daß beide polnische Herren auch während ihrer Krankheit öfters gekommen waren, um sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen. Der erste Brief, den Gruschenka empfangen hatte, war lang, auf einem Briefbogen von großem Format geschrieben, mit einem großen Familienwappen gesiegelt und furchtbar dunkel und schwülstig, so daß Gruschenka ihn nur zur Hälfte las und ihn dann wegwarf, ohne irgend etwas verstanden zu haben. Ja, und auch nicht nach Briefen stand ihr damals der Sinn. Diesem ersten Brief war am andern Tag ein anderer gefolgt, worin Pan Musjalowitsch bat, ihm zweitausend Rubel zu leihen, auf die aller kürzeste Frist. Auch diesen Brief ließ Gruschenka unbeantwortet. Darauf folgte schon eine ganze Reihe Briefe, jeden Tag einer, alle ebenso gewichtig und schwülstig, nur daß die erbetene Summe allmählich abnahm und bis auf hundert Rubel sank, auf fünfundzwanzig, auf zehn, und endlich empfing Gruschenka plötzlich einen Brief, worin beide polnische Herren nur um einen Rubel baten und eine Quittung beilegten, auf der auch beide unterschrieben hatten. Da begann denn Gruschenka plötzlich Mitleid zu empfinden, und sie lief, als es Abend wurde, selber zu dem Pan. Sie fand beide Polen in furchtbarer Armut, fast als Bettler, ohne Essen, ohne Heizung, ohne Zigaretten, ihrer Wirtin verschuldet. Die zweihundert Rubel, die sie in Mokraje Mitja abgewonnen hatten, waren rasch irgendwohin verschwunden. Es erstaunte indes Gruschenka, daß die beiden polnischen Herren sie mit hochnäsiger Gewichtigkeit und Unabhängigkeit empfingen, nach der strengsten Etikette und mit aufgeblasenen Redensarten. Gruschenka brach nur

in Lachen aus und gab ihrem »Früheren« zehn Rubel. Schon gleich damals hatte sie lachend Mitja hiervon erzählt, und der war durchaus nicht eifersüchtig geworden. Von da an hatten sich aber die polnischen Herren an Gruschenka angeklammert und bombardierten sie täglich mit Briefen und der Bitte um Geld, und jene sandte ihnen jedesmal ein wenig. Und da war es plötzlich heute Mitja in den Kopf gekommen, heftige Eifersucht zu zeigen!

»Ich Schafskopf, bin auch zu ihm hingelaufen, alles in allem nur auf einen Augenblick, als ich zu Mitja ging, weil auch er erkrankt war, ich meine, der Pan, mein »Früherer«, begann wiederum Gruschenka, unruhig und hastig. »Ich erzähle das lachend Mitja: »Stell dir vor«, sage ich, »meinem Polen fiel es ein, mir zur Gitarre die früheren Lieder zu singen, er glaubt wohl, ich werde mich erweichen lassen und ihn heiraten.« Mitja aber ist nur so aufgesprungen und hat geschimpft . . . Also zum Trotz werde ich den polnischen Herren die Pasteten senden! Fenja, wie, haben sie da wieder jenes kleine Mädchen geschickt? So gib ihr denn diese drei Rubel, ja, und zehn Stück Pasteten wickle ihnen in Papier ein und laß es ihnen bringen! Du aber, Aljoscha, erzähle unbedingt Mitja, daß ich ihnen Pasteten geschickt habe!«

»Um keinen Preis werde ich es erzählen«, entgegnete lächelnd Aljoscha.

»Ach, du glaubst wohl, er quäle sich; er hat ja da absichtlich Eifersucht gezeigt, es ist ihm selber aber ganz gleichgültig«, sprach bitter Gruschenka.

»Wie denn das absichtlich?« fragte Aljoscha.

»Wie dumm du bist, Aljoschenka, das ist es, gar nichts verstehst du da bei all deinem Verstand, das ist es. Nicht das kränkt mich ja, daß er auf eine solche, wie ich es bin, eifersüchtig war, es würde mich ganz im Gegenteil kränken, wenn er ganz und gar nicht eifersüchtig wäre. Ich bin nun einmal so, Eifersucht nehme ich nicht übel, ich habe selber ein grausames Herz, ich selber bin eifersüch-

tig. Es kränkt mich nur das eine, daß er mich überhaupt nicht liebt und jetzt absichtlich Eifersucht zeigte, das ist es. Bin ich denn blind, sehe ich es denn nicht? Er spricht mir plötzlich sogleich auch schon von ihr, von der Katka: »eine solche ist sie und eine solche; einen Arzt hat sie aus Moskau für mich verschrieben für das Gericht; um mich zu retten, hat sie gleichfalls den allerersten Advokaten kommen lassen, den allergelehrtesten.« Das heißt doch, er liebt sie, wenn sogar er anfing, sie mir ins Gesicht zu loben – was für ein schamloser Wicht! Vor mir ist er selber schuldig, darum hat er sich denn auch an mich gehängt, um mich noch vor ihm schuldig zu machen, ja, und auch auf mich allein alle Schuld abzuladen: »Du, so soll das heißen, bist vor mir mit dem Polen gewesen, so ist denn auch mir jetzt dies mit Katka erlaubt.« Das ist es, worum es sich handelt! Auf mich, auf mich allein will er alle Schuld abwälzen. Absichtlich hat er Handel gesucht, absichtlich, ich sage dir, nur werde ich . . .«

Gruschenka sprach nicht aus, was sie tun werde, sie bedeckte die Augen mit ihrem Taschentuch und brach in furchtbares Schluchzen aus.

»Katarina Iwanowna liebt er gar nicht«, sprach mit Bestimmtheit Aljoscha.

»Nun, ob er sie liebt oder nicht, das werde ich selber bald erfahren«, entgegnete mit einem drohenden Klang in der Stimme Gruschenka, indem sie das Tuch von ihren Augen nahm. Ihr Gesicht war ganz entstellt. Aljoscha sah mit Kummer, wie ihr Ausdruck plötzlich aus einem sanften und stillheiteren zu einem trotzigem und bösen geworden war.

»Nun genug von diesen Dummheiten!« brach sie plötzlich ab. »Durchaus nicht deshalb habe ich dich gerufen. Aljoscha, mein Täubchen, morgen, was wird morgen sein? Das ist es ja, was mich quält! Und es quält auch nur mich allein! Ich blicke auf alle, niemand denkt auch nur daran, niemand hat irgend etwas damit zu schaffen. Denkst du wenigstens daran? Morgen wird man ihn ja

richten! Erzähl du es mir, wie wird man ihn denn morgen richten? Es hat ja da der Diener, der Diener hat doch den Mord begangen, der Diener! Mein Gott! Wird man ihn denn wirklich an Stelle des Dieners verurteilen, und wird denn auch niemand für ihn eintreten? Man hat ja jenen Diener überhaupt nicht beunruhigt, wie?»

»Man hat ihn streng verhört«, bemerkte Aljoscha in Gedanken. »Aber alle schlossen, daß nicht er es sei. Jetzt liegt er sehr krank danieder. Von jener Zeit an ist er krank, von jenem Fallsuchtsanfall an. Er ist tatsächlich krank«, fügte Aljoscha hinzu.

»Mein Gott, ja, möchtest du nur selber zu jenem Anwalt gehen und ihm Auge in Auge die Sache erzählen. Man hat ihn ja aus Petersburg, so sagt man, für dreitausend Rubel verschrieben.«

»Da haben wir zu dritt Dreitausend gegeben: ich, Bruder Iwan und Katarina Iwanowna; den Doktor aber hat sie schon allein aus Moskau für zweitausend Rubel verschrieben. Der Advokat Fetjukowitsch würde mehr verlangt haben, ja, aber dieser Fall ist in ganz Rußland bekannt geworden, in allen Zeitungen und Zeitschriften spricht man von ihm, darum hat sich denn auch Fetjukowitsch bereit erklärt, mehr um des Ruhmes willen zu kommen, weil dies schon ein gar zu berühmter Fall geworden ist. Ich habe ihn gestern gesehen.«

»Nun, und was denn? Hast du mit ihm gesprochen?« fuhr hastig Gruschenka dazwischen.

»Er hörte mich an und sagte gar nichts. Er sagte, er habe sich schon eine ganz bestimmte Meinung darüber gebildet. Er versprach indes meine Worte in Erwägung zu ziehen.«

»Wie das in Erwägung zu ziehen? Ach, sie sind Betrüger! Sie werden ihn zugrunde richten! Nun, aber den Doktor, weshalb hat denn jene den Doktor kommen lassen?«

»Als Sachverständigen. Sie wollen beweisen, daß der Bruder verrückt sei und in gestörtem Zustand den Mord begangen habe, ohne bei klarem Bewußtsein zu sein«,

sprach leise lächelnd Aljoscha. »Nur ist mein Bruder damit nicht einverstanden.«

»Ach ja, das ist aber doch die Wahrheit, wenn er den Mord wirklich begangen hätte. Gestört war er damals, völlig gestört, und da bin ich, ich Nichtswürdige, daran schuld! Nur daß er ja den Mord tatsächlich gar nicht begangen hat, er hat ihn nicht begangen! Und dabei weisen alle auf ihn hin, alle meinen, daß er den Mord begangen habe, die ganze Stadt. Sogar Fenja, auch die hat derartige Aussagen gemacht, daß es so herauskommt, als habe er den Mord begangen. Und im Kaufladen! Und jener Beamte! Und vordem im Wirtshaus hat man es ja von ihm selber gehört! Alle, alle sind gegen ihn, sie schreien nur so im Chor.«

»Ja, die Aussagen gegen ihn haben sich furchtbar vermehrt«, bemerkte düster Aljoscha.

»Aber jener Grigori da, Grigori Wassiljewitsch meine ich, besteht ja auf dem Seinigen, daß die Tür geöffnet war, versteift sich darauf, daß er es so gesehen habe, man wird ihn nicht davon abbringen; ich bin zu ihm hingelaufen, selber habe ich mit ihm gesprochen. Er schimpft noch dazu!«

»Ja, dies ist vielleicht die allerbelastendste Aussage gegen den Bruder«, sprach Aljoscha.

»Was aber das anbetrifft, daß Mitja gestört sei, so ist er auch jetzt genau so«, begann plötzlich Gruschenka mit einer ganz besonders bekümmerten und geheimnisvollen Miene. »Weißt du, Aljoscha, längst schon wollte ich dir davon erzählen: Ich gehe jeden Tag zu ihm und bin einfach erstaunt. Sage du mir, wie du glaubst: wovon hat er da jetzt immer zu sprechen angefangen? Er fängt an zu sprechen, zu sprechen, nichts vermag ich zu verstehen, ich denke, er spricht da von etwas Gescheitem, nun, ich bin ja eine Dumme, ich kann es nicht verstehen, denke ich; nur begann er mir plötzlich von einem Kind zu sprechen, das heißt von irgendeinem Kindchen: ›Weshalb‹, so sagt er, ›ist so arm das Kindchen? Für dieses

Kindchen werde ich jetzt auch nach Sibirien wandern, den Mord habe ich nicht begangen, ich muß aber nach Sibirien gehen!« Was bedeutet denn das? Was ist das denn für ein Kindchen? – Nicht das geringste habe ich davon begriffen. Nur bin ich in Weinen ausgebrochen, als er dies sagte, weil er dies schon gar zu schön gesagt hatte, er selber weint, auch ich begann zu weinen, auch hat er mich plötzlich geküßt und mit der Hand bekreuzt. Was ist denn das, Aljoscha, sage du es mir, was bedeutet dieses Kindchen?«

»Da hat sich aus irgendeinem Grund Rakitin daran gewöhnt, ihn zu besuchen«, sprach lächelnd Aljoscha.

»Übrigens . . . dies stammt nicht von Rakitin. Ich war gestern nicht bei ihm, heute aber werde ich hingehen.«

»Nein, das ist nicht Rakitka, da verwirrt ihn sein Bruder Iwan Fjodorowitsch, der pflegt ja zu ihm zu gehen, das ist es . . .«, sprach Gruschenka, und plötzlich war es, als ob sie verlegen geworden sei. Aljoscha blickte auf sie, wie vom Blitz getroffen.

»Wie denn das? Ja, ist er denn zu ihm gekommen? Mitja hat mir doch selber gesagt, Iwan habe ihn kein einziges Mal besucht!«

»Nun . . . Nun, was bin ich doch für eine! Ich habe mich verplaudert!« rief Gruschenka in zunehmender Verlegenheit, sie war plötzlich ganz rot geworden. »Halt, Aljoscha, schweige, so soll es denn schon sein, wenn ich mich schon einmal verplauderte, so will ich auch die ganze Wahrheit sagen: er war zweimal bei ihm, das erste Mal war er gerade eben erst angekommen – er war ja damals sogleich aus Moskau herbeigeeilt, noch bevor ich mich krank niederlegen mußte, zum zweiten Mal war er vor einer Woche gekommen. Er wollte aber nicht, daß Mitja dir darüber erzähle, er wollte es durchaus nicht, ja, und niemandem durfte er es sagen, er kam insgeheim.« Aljoscha saß in tiefer Versunkenheit und dachte über irgend etwas nach. Diese Nachricht hatte ihn sichtlich erschüttert.

»Bruder Iwan spricht nicht mit mir über die Angelegenheit des Mitja«, sprach er gedehnt. »Ja, und überhaupt spricht er mit mir sehr wenig diese ganzen zwei Monate hindurch; wenn ich ihn aber besuchte, schien er immer unzufrieden über mein Kommen, so daß ich schon drei Wochen überhaupt nicht mehr zu ihm gehe. Hm . . . Wenn er vor einer Woche dort war, dann . . . in dieser Woche ist tatsächlich in Mitja eine gewisse Veränderung vor sich gegangen . . .«

»So ist es, so ist es!« ergriff plötzlich Gruschenka das Wort. »Sie haben ein Geheimnis miteinander, sie hatten ein Geheimnis! Mitja sagte mir selber, es sei ein Geheimnis, und weißt du, ein solches Geheimnis, daß Mitja sich gar nicht darüber beruhigen kann. Aber er war ja vor dem so heiter, ja, er ist auch jetzt noch heiter, nur, weißt du, wenn er anfängt so den Kopf zu schütteln, ja, und im Zimmer auf und ab zu gehen und hier mit diesem rechten Finger sich hier an der Schläfe die Haare zu zupfen, dann weiß ich auch schon, daß ihm irgend etwas auf der Seele liegt, das ihm keine Ruhe gibt . . . ich weiß es schon! Sonst war er aber heiter; ja, und auch heute war er es!«

»Du hast aber gesagt: er sei aufgeregt gewesen!«

»Ja, er war auch aufgeregt, ja, und dabei heiter. Er war auch ganz aufgeregt, ja, aber nur für einen Augenblick, dann aber heiter, darauf aber plötzlich wiederum aufgeregt. Und weißt du, Aljoscha, immer wundere ich mich über ihn: etwas so Entsetzliches steht ihm bevor, und dabei lacht er sogar bisweilen über solche Nichtigkeiten, ganz als ob er ein kleines Kind sei.«

»Ist das auch richtig, daß er verbot, mir von Iwan zu erzählen? So hat er denn auch gesagt: sprich nicht?«

»Ja. Dich nämlich, das ist die Hauptsache, fürchtet er, Mitja, meine ich. Deshalb ist dort ein Geheimnis, er selber sagte das . . . Aljoscha, Täubchen, gehe hin und bringe heraus, was sie da für ein Geheimnis untereinander haben, ja, und dann komme es mir zu sagen« – und

Gruschenka stürzte flehend zu ihm hin. »Entscheide du über mich Arme, damit ich schon mein verfluchtes Schicksal erkenne! Dazu habe ich dich auch gerufen.«

»Du meinst, daß dies irgend etwas sei, was dich anbetrifft? Wenn dem aber so wäre, dann hätte er vor dir überhaupt nicht über das Geheimnis gesprochen.«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht will er es gerade mir auch sagen, ja, und er wagt es nur nicht. Er bereitet mich vor. Ein Geheimnis, so soll das heißen, liegt vor, was für eins aber – das sagte er nicht.«

»Was meinst denn du selber?«

»Was ich glaube? Für mich ist das Ende gekommen, das ist es, was ich glaube. Das Ende haben mir alle drei vorbereitet, denn dort ist Katka im Spiel. Das alles ist Katka, von ihr kommt er auch. ›Eine solche ist sie, und eine solche!‹ Das heißt doch, da bin ich nicht eine solche. Das sagt er im voraus, im voraus bereitet er mich vor. Mich zu verlassen hat er sich ausgedacht, das ist auch hier das ganze Geheimnis! Zu dritt haben sie das auch ausgedacht – Mitja, Katka, ja, und Iwan Fjodorowitsch. Aljoscha, längst schon wollte ich dich fragen: vor einer Woche eröffnet er mir plötzlich auch, Iwan sei wohl in Katka verliebt, weil er sie so häufig besuche. Hat er mir da die Wahrheit gesagt oder nicht? Sprich die volle Wahrheit, foltere mich nur!«

»Ich werde dir nichts vorlügen. Iwan ist in Katarina Iwanowna nicht verliebt, so glaube ich.«

»Nun, so habe auch ich damals geglaubt! Er lügt mir da etwas vor, der Schamlose, das ist es! Und er zeigte jetzt Eifersucht auf mich, um nachher auf mich die ganze Schuld abzuwälzen. Er ist ja ein Dummkopf, er versteht ja gar nicht, etwas zu verheimlichen, er ist ja so offen . . . Nur werde ich ihm, ich werde ihm! – ›Du‹, spricht er, ›du glaubst, daß ich den Mord begangen habe!‹ – Das sagt er gerade mir, gerade mir, da macht er mir gerade einen solchen Vorwurf! Gott mit ihm! Nun, warte nur, schlecht wird das Katka bekommen von mir aus, vor Gericht,

meine ich! Ich werde dort ein einziges solches Wörtchen sagen . . . Ich werde dort schon alles sagen!«

Und wiederum fing sie bitterlich zu weinen an.

»Hör einmal, was ich dir mit Bestimmtheit eröffnen kann, Gruschenka«, sprach Aljoscha, indem er sich erhob. »Erstens, daß er dich liebt, mehr als alles auf der Welt, und dich allein, das glaube mir. Ich weiß es. Ich weiß es schon. Zweitens will ich dir sagen, daß ich nicht gewillt bin, ihm das Geheimnis zu entlocken; wenn er es mir aber heute selber mitteilen wird, so werde ich ihm gleich sagen, daß ich mich verpflichtete, es dir wiederzusagen. Dann werde ich heute noch zu dir kommen und es dir sagen. Nur . . . scheint mir . . . da ist auch gar keine Spur von Katarina Iwanowna, dieses Geheimnis betrifft vielmehr etwas ganz anderes. Und das ist schon ganz bestimmt so. Und es sieht ganz und gar nicht danach aus, als ob es sich hier um Katarina Iwanowna handle, so scheint mir. Vorderhand aber lebe wohl!«

Aljoscha drückte ihr die Hand. Gruschenka weinte immer noch. Er sah, daß sie seinen Tröstungen gar wenig Glauben schenkte, aber auch das war ihr schon wohlthuend, daß sie ihren Schmerz wenigstens erleichtert, sich ausgesprochen hatte. Es tat ihm leid, sie in einem solchen Zustand zu verlassen. Er war aber in Eile. Er hatte noch vieles zu tun.

II. *Das kranke Füßchen*

Seine erste Angelegenheit hatte er im Haus der Frau Chochlakow zu erledigen, und er eilte dahin, um dort möglichst rasch fertig zu werden und nicht zu spät zu Mitja zu kommen. Bereits drei Wochen kränkelte Frau Chochlakow: aus irgendeinem Grund war ihr der Fuß geschwollen, und wenn sie auch nicht zu Bett lag, so ruhte sie gleichwohl in einem reizenden, aber durchaus wohlanständigen Negligé halbausgestreckt in ihrem Boudoir auf dem Sofa. Aljoscha hatte da einmal für sich

mit unschuldigem Lächeln bemerkt, daß Frau Chochlakow, ungeachtet ihrer Krankheit, fast sich auszuputzen begonnen habe: es kamen da allerhand Spitzenhäubchen, Bänderchen, Morgenkleider zum Vorschein, und er erriet sogar bisweilen den Zusammenhang, wenn er auch diese Gedanken als müßig von sich zu weisen pflegte. Die letzten zwei Monate begann unter ihren übrigen Gästen auch der junge Perchotin Frau Chochlakow zu besuchen. Aljoscha war schon vier Tage nicht dort gewesen, und als er das Haus betrat, wollte er gleich zu Lisa hingehen, denn zu ihr war auch sein Gang: erst gestern hatte ja Lisa ihr Mädchen zu ihm geschickt mit der dringenden Bitte, er möchte sogleich zu ihr kommen »aus einem sehr wichtigen Anlaß«, und das erregte aus gewissen Gründen Aljoschas Interesse. Während aber das Mädchen zu Lisa ging, ihn anzumelden, hatte Frau Chochlakow schon von irgendwem von seiner Ankunft erfahren und schickte sogleich, ihn zu sich zu bitten: »nur auf einen Augenblick«. Aljoscha entschied, es sei besser, schon zuerst die Bitte der Mutter zu erfüllen, denn die werde sonst jeden Augenblick zu Lisa hinsenden, während er bei der sitzen werde. Frau Chochlakow lag auf der Chouchette, und es war, als sei sie besonders feierlich angezogen, und sie war dabei offensichtlich in einer außerordentlichen nervösen Erregung. Sie empfing Aljoscha mit Ausrufen des Entzückens.

»Eine Ewigkeit, eine Ewigkeit, eine ganze Ewigkeit habe ich Sie nicht gesehen! Eine ganze Woche, erbarmen Sie sich! ach! - übrigens waren Sie erst vor vier Tagen hier, am Mittwoch. Sie wollen zu Lisa, ich bin überzeugt, daß Sie geradewegs zu ihr gehen wollten, auf den Fußspitzen, damit ich es nicht hören solle. Lieber, lieber Alexej Fjodorowitsch, wenn Sie nur wüßten, was sie mir für Sorgen macht! Doch davon später. Das ist zwar das Allerwichtigste, aber davon später. Lieber Alexej Fjodorowitsch, ich vertraue Ihnen völlig meine Lisa an. Nach dem Tod des Starez Sossima - Herr, gib Ruhe seiner Seele! « (sie

bekreuzte sich), »nach seinem Tod blicke ich auf Sie wie auf einen Mönch strengster Regel, wenn Ihnen auch Ihr neuer Anzug außerordentlich lieb steht. Wo haben Sie denn eigentlich hier einen solchen Schneider aufgetrieben? Aber nein, nein, das ist nicht wichtig, davon später. Verzeihen Sie, daß ich Sie bisweilen Aljoscha nenne, ich bin aber eine alte Frau, mir ist alles erlaubt« und sie lächelte kokett. »Doch davon gleichfalls später. Die Hauptsache ist, daß ich nicht die Hauptsache vergesse. Bitte, erinnern Sie mich selber, sobald ich nur eben ins Schwatzen komme, sagen Sie nur: ›Aber die Hauptsache?‹ Ach, wie soll ich denn überhaupt wissen, was jetzt die Hauptsache ist! Seitdem Lisa ihr kindliches Versprechen an Sie wieder zurücknahm – ihr kindliches Versprechen, Alexej Fjodorowitsch, Sie zu heiraten –, haben Sie natürlich begriffen, daß dies alles nur die kindlich spielende Phantasie eines kranken kleinen Mädchens war, das lange im Liegestuhl hatte sitzen müssen – Gott sei Dank, jetzt geht sie schon. Jener neue Doktor, den Katja aus Moskau verschrieb für diesen Ihren unglücklichen Bruder, den man morgen . . . Nun, was soll man von morgen sprechen! Ich sterbe allein schon bei dem Gedanken an morgen! Hauptsächlich freilich vor Neugierde . . . Mit einem Wort, dieser Doktor war gestern bei uns und sah Lisa . . . Ich habe ihm fünfzig Rubel für den Besuch bezahlt. Aber das alles ist nicht das, wiederum nicht das. Sehen Sie, ich habe jetzt schon völlig den Faden verloren. Ich spute mich. Weshalb spute ich mich eigentlich? Ich weiß es nicht. Es ist furchtbar, wie ich auf einmal gar nichts mehr verstehe. Für mich hat sich alles wie in ein kleines Klümpchen zusammengeballt. Ich fürchte, Sie werden gleich auf und davon springen vor Langerweile, und ich habe Sie eben erst gesehen. Ach, mein Gott! Was sitzen wir denn aber so – und zuerst – Kaffee, Julia, Glafira, Kaffee!« Aljoscha dankte eilig und erklärte, er habe eben erst Kaffee getrunken.

»Bei wem?«

»Bei Agrafena Alexandrowna.«

»Das ist . . . das heißt bei diesem Weib! Ach, das ist sie, die alle zugrunderichtet; aber übrigens, ich weiß es nicht, man sagt, sie wird eine Heilige, wenn das auch etwas reichlich spät ist. Besser wäre es vordem gewesen, als es nötig war; jetzt aber, wie denn, wer hat jetzt etwas davon? Schweigen Sie, schweigen Sie, Alexej Fjodorowitsch, denn ich will so viel sagen, daß ich, scheint es, gar nicht dazu kommen werde, irgend etwas zu sprechen. Dieser furchtbare Prozeß . . . ich werde unbedingt hingehen, ich bereite mich vor, man wird mich im Sessel tragen, und ich kann doch sitzen, mit mir werden Dienstboten sein, und Sie wissen ja, ich bin unter den Zeugen. Wie werde ich sprechen, wie werde ich sprechen! Ich weiß nicht, was ich sagen werde. Man muß ja einen Eid ablegen, so ist es doch, nicht wahr?«

»Ja, ich glaube aber nicht, daß es Ihnen möglich ist, dorthin zu kommen.«

»Ich kann ja sitzen; ach, Sie lenken mich ab! Dieser Prozeß, diese wilde Tat, und dann werden alle nach Sibirien wandern, einige werden dort heiraten, und das alles geht rasch, rasch vor sich, und alles ändert sich, und endlich ist gar nichts mehr, alle sind Greise und schauen ins Grab. Nun, und möge es nur so sein, ich bin müde geworden. Diese Katja – cette charmante personne –, sie hat alle meine Hoffnungen zunichte gemacht: jetzt wird sie einem Ihrer Brüder nach Sibirien nachfahren, Ihr anderer Bruder wird ihr nachfahren und wird in einer Nachbarstadt wohnen, und alle werden sie einander quälen. Mich macht das ganz verrückt, aber die Hauptsache, diese Veröffentlichungen: in allen Zeitungen, in Petersburg und Moskau, hat man es millionenmal geschrieben. Ach ja, stellen Sie sich doch nur vor, auch von mir hat man geschrieben, ich sei »ein lieber Freund« Ihres Bruders; ich will kein häßliches Wort in den Mund nehmen, stellen Sie sich das vor, nun, stellen Sie sich das einmal vor!«

»Das ist nicht möglich! Wo denn und wie hat man das geschrieben?«

»Gleich werde ich es Ihnen zeigen. Gestern habe ich es erhalten – gestern habe ich es auch gleich durchgelesen. Sehen Sie – hier in der Zeitung ›Gerüchte‹, sie erscheint in Petersburg. Diese Zeitung wurde erst in diesem Jahr herausgegeben, ich liebe furchtbar Gerüchte, ich abonnierte, ja, und gerade zu meinem Unglück. Sehen Sie nur, als solche erwiesen sich die ›Gerüchte‹. Sehen Sie hier, hier an dieser Stelle, lesen Sie nur!«

Und sie streckte Aljoscha einen kleinen Zeitungsbogen hin, der unter ihrem Kissen gelegen hatte.

Nicht, daß sie verstört gewesen wäre, es war vielmehr, als sei sie völlig zerschlagen, und vielleicht drehte sich tatsächlich alles in ihrem Kopf zu einem kleinen Kügelchen zusammen.

Die Zeitungsnachricht war außerordentlich charakteristisch und mußte natürlich auf sie sehr empfindlich wirken, sie war aber, zu ihrem Glück, vielleicht gar nicht imstande, sich in diesem Augenblick auf eine einzelne Sache zu konzentrieren, sie vermochte vielmehr in einer Minute sogar die Zeitung zu vergessen und auf etwas ganz anderes überzuspringen. Daß überall in ganz Rußland sich bereits die Kunde von diesem furchtbaren Prozeß verbreitet hatte, das wußte Aljoscha längst schon, und mein Gott, was für Nachrichten und Korrespondenzen, untermischt mit richtigen Meldungen, hatte er schon in diesen zwei Monaten lesen müssen über seinen Bruder, über die Karamasows überhaupt, und sogar über sich selber. In jener Zeitung war sogar berichtet worden, er sei aus Entsetzen nach dem Verbrechen, das an seinem Vater begangen wurde, Mönch strengster Ordnung geworden und habe sich im Kloster eingeschlossen; in einer anderen Zeitung widerrief man dies wiederum und schrieb im Gegenteil, er habe zusammen mit seinem Starez Sossima die Klosterkasse erbrochen, und »sie seien aus dem Kloster entwischt«. Die jetzige

Nachricht in der Zeitung »Gerüchte« aber war überschrieben: »Aus »Viehtreiber« (o weh! so heißt unser Städtchen, lange genug habe ich seinen Namen verheimlicht) zum Prozeß der Karamasow.« Die Mitteilung war kurz, und Frau Chochlakow war direkt überhaupt nicht erwähnt, ja, und alle Namen blieben ungenannt. Es war nur erzählt, daß der Verbrecher, den man sich jetzt vorbereite mit solchem Lärm zu richten, ein Kapitän außer Dienst sei, von frechem Charakter, ein Faulenzer und »Verteidiger der Leibeigenschaft«, der sich beständig mit Liebschaften beschäftigt und besonderen Einfluß ausgeübt habe auf gewisse »in ihrer Einsamkeit sich grämende Damen«. Eine solche Dame, »von den trauernden Witwen«, die sich jung anstellt, obgleich sie schon eine erwachsene Tochter hat, habe sich derart von ihm verführen lassen, daß sie im ganzen nur zwei Stunden, bevor das Verbrechen begangen wurde, ihm dreitausend Rubel angeboten habe unter der Bedingung, daß er sie sogleich nach den Goldgruben entführen solle. Der Unhold habe es aber vorgezogen, lieber seinen Vater zu ermorden und ihn gerade um Dreitausend zu berauben (in der Hoffnung, dies straflos zu tun), als sich nach Sibirien zu schleppen mit den vierzigjährigen Reizen seiner sich langweilenden Dame. Diese in leichtsinnigem Ton geschriebene Korrespondenz endete, wie es sich auch so gehört, in edlem Unwillen über die Unsittlichkeit des Vatemordes und der verflossenen Leibeigenschaft. Aljoscha las das mit Interesse, faltete den Bogen zusammen und gab ihn Frau Chochlakow zurück.

»Nun denn, bin ich das etwa nicht?« lispelte sie wiederum. »Das war ich ja, ich habe ihm ja kaum eine Stunde vorher Goldgruben angeboten, und plötzlich »vierzigjährige Reize! Ja, habe ich es denn unter dieser Bedingung getan? Das hat er absichtlich getan. Verzeihe ihm der ewige Richter wegen der vierzigjährigen Reize, wie auch ich ihm verzeihe, aber das ist ja . . . Sie wissen doch wer? Das ist Ihr Freund Rakitin!«

»Das ist möglich«, sprach Aljoscha; »wenn ich auch nichts davon hörte.«

»Er, er ist es, ganz bestimmt! Ich habe ihn ja aus dem Haus gejagt . . . Sie kennen doch diese ganze Geschichte?«

»Ich weiß, daß Sie ihn wissen ließen, er möchte Sie nicht mehr besuchen, weswegen aber eigentlich – das habe ich . . . wenigstens von Ihnen nicht vernommen.«

»Sie haben es demnach von ihm gehört! Wie denn, schimpft er auf mich, schimpft er gar sehr?«

»Ja, das tut er, aber er schimpft ja auf alle. Weswegen Sie ihm aber den Laufpaß gaben – das habe ich auch von ihm nicht vernommen. Ja, und überhaupt komme ich jetzt sehr selten mit ihm zusammen. Wir sind nicht mehr Freunde.«

»Nun, so will ich Ihnen dies alles eröffnen, und da ist auch gar nichts zu machen, ich bereue es, denn dabei ist etwas, woran ich vielleicht selber schuldig bin. Nur ein kleines, kleines Etwas, das allergeringste, so daß es vielleicht auch überhaupt nicht da ist. Sehen Sie, mein Täubchen« (Frau Chochlakow nahm plötzlich eine ganz spielerische Miene an, und auf ihren Lippen erstrahlte ein liebes, wenn auch rätselhaftes kleines Lächeln), »sehen Sie, ich habe den Verdacht . . . Sie verzeihen mir, Aljoscha, ich bin Ihnen wie eine Mutter . . ., nein, nein, im Gegenteil, ich spreche zu Ihnen jetzt wie zu meinem Vater . . . denn Mutter paßt hier schon ganz und gar nicht . . . Nun, ganz so wie zum Starez Sossima bei der Beichte will ich jetzt zu Ihnen sprechen, und das ist das allerrichtigste, das paßt durchaus. Ich nannte Sie ja auch vorhin einen Mönch strengster Ordnung – nun sehen Sie, dieser arme junge Mensch, Ihr Freund Rakitin (o mein Gott, ich kann ihm ganz einfach nicht zürnen! Ich zürne und erbose mich, aber nicht gar zu sehr), mit einem Wort, diesem leichtsinnigen jungen Menschen kam es plötzlich in den Kopf, stellen Sie sich das nur vor, sich in mich zu verlieben. Ich habe dies nachher, erst nachher

plötzlich bemerkt, keineswegs aber im Anfang, das heißt etwa vor einem Monat; er begann häufiger bei mir zu sein, fast täglich, wenn wir auch schon vordem miteinander bekannt waren. Ich weiß nichts . . . da plötzlich kam es über mich wie eine Erleuchtung, und ich begann es zu meinem Staunen zu bemerken. Sie wissen, ich hatte bereits vor zwei Monaten damit begonnen, jenen bescheidenen, lieben und würdigen jungen Mann zu empfangen: Pjotr Iljitsch Perchotin, der hier Beamter ist. Sie selber sind ihm so oft begegnet. Und nicht wahr: er ist würdig und ernst? Er pflegt einmal in drei Tagen mich zu besuchen, nicht aber jeden Tag (wenn er auch, was mich betrifft, jeden Tag kommen könnte), und er ist immer so gut gekleidet, und überhaupt liebe ich die jungen Leute, Aljoscha, wenn sie Talent haben und bescheiden sind, wie gerade Sie; er aber hat fast einen staatsmännischen Verstand, er spricht so lieb, und ich werde unbedingt, unbedingt mich für ihn verwenden. Das ist ja ein zukünftiger Diplomat! Er hat mich an jenem furchtbaren Tag fast vom Tode errettet dadurch, daß er in der Nacht zu mir kam. Nun, aber Ihr Freund Rakitin kommt immer in solchen Stiefeln und streckt immer die Beine über den Teppich . . . mit einem Wort, er begann mir sogar gewisse Anspielungen zu machen, und einmal, als er sich verabschiedete, drückte er mir plötzlich furchtbar die Hand. Kaum hatte er mir die Hand gedrückt, als plötzlich mein Fuß erkrankte. Er war auch vordem bei mir Pjotr Iljitsch begegnet, und glauben Sie mir, immer stichelt er auf ihn, immer stichelt er und brummt auf ihn wegen irgend etwas. Ich blicke nur auf sie beide, wie sie sich vertragen werden, aber innerlich lache ich. Und da sitze ich denn plötzlich einmal allein, das heißt, ich lag damals bereits, plötzlich liege ich also allein, so kommt auch Michail Iwanowitsch, und stellen Sie sich vor - er bringt Verschen von sich, ganz kurze, auf meinen kranken Fuß, das heißt, er beschrieb in Versen meinen kranken Fuß. Warten Sie einmal, etwa so:

»Dieses Füßchen, dieses Füßchen,
Es erkrankte nur ein bißchen!« –

oder wie es dort – ich kann nämlich durchaus keine Verse behalten – dort bei mir liegt – nein, ich werde es Ihnen später zeigen, es ist reizend, reizend, und wissen Sie, nicht nur von dem Füßchen allein handelt es, es ist vielmehr auch belehrend und hat eine reizvolle Idee, ich habe sie nur vergessen, mit einem Wort, man hätte es geradezu ins Album schreiben können! Nun, ich habe natürlich gedankt, und er war sichtlich geschmeichelt. Ich hatte das kaum getan, als plötzlich auch Pjotr Iljitsch eintritt, Michail Iwanowitsch aber wurde plötzlich finster wie die Nacht. Ich sehe schon, daß Pjotr Iljitsch ihn in irgend etwas gestört hatte, denn Michail Iwanowitsch wollte unbedingt irgend etwas sagen nach diesen Versen (ich hatte es schon vorausgeföhlt), da war aber Pjotr Iljitsch eingetreten. Ich zeige plötzlich auch Pjotr Iljitsch die Verse, ja, und ich sage nicht, wer sie verfaßte. Ich bin aber überzeugt, ich bin fest davon überzeugt, daß er es sogleich erriet, wenn er das auch bis jetzt noch nicht eingesteht, vielmehr sagt, er habe es nicht erraten; das tut er aber absichtlich. Pjotr Iljitsch begann sogleich laut zu lachen und zu kritisieren. »Jämmerlich«, spricht er, »sind diese Verschen, irgendein Seminarist hat sie verbrochen, ja, wissen Sie, mit solcher Frechheit, mit solcher Frechheit! Da ist denn Ihr Freund, statt zu lachen, plötzlich ganz wild geworden . . . Mein Gott, ich dachte, sie werden zu raufen beginnen. »Das habe ich«, spricht er, »geschrieben. Ich«, spricht er, »schrieb sie zum Scherz, weil ich es für eine Niedrigkeit halte, Verse zu schreiben. Nur sind meine Verse gut. Ihrem Puschkin will man, weil er Frauenfüßchen besang, ein Denkmal errichten, meine Verse aber haben eine Richtung. Sie selber aber«, spricht er »sind ein Verteidiger der Leibeigenschaft, Sie«, spricht er, »besitzen keinerlei Humanität, Sie hegen keine von den jetzigen aufgeklärten Empfindungen, Sie hat die Entwicklung gar nicht berührt, Sie«, spricht er, »sind ein

Beamter und nehmen Bestechungsgelder!« Da begann ich schon zu schreien und sie anzuflehen. Aber Pjotr Iljitsch, wissen Sie, ist durchaus nicht blöde, und plötzlich nahm er den allervornehmsten Ton an: er blickt voll Hohn auf ihn, hört ihn an und entschuldigt sich: »Ich«, spricht er, »wußte es nicht. Wenn ich es gewußt hätte, würde ich das nicht gesagt haben, ich würde«, spricht er, »die Verse gelobt haben . . . Die Dichter«, spricht er, »sind alle so reizbar . . .« Mit einem Wort, allerlei solche Verhöhnungen unter der Maske des allerehrbarsten Tones. Das hat er mir später selber erklärt, daß das alles Hohn war, ich aber glaubte, es sei sein Ernst. Nun plötzlich liege ich, wie jetzt vor Ihnen, und denke: wird es vornehm sein oder nicht, wenn ich Michail Iwanowitsch plötzlich wegjage deswegen, weil er ungebührlich meinen Gast anschrie in meinem Haus? Und da, glauben Sie, liege ich mit geschlossenen Augen und denke: wird es vornehm sein oder nicht, ich kann es nicht entscheiden, und quäle mich, quäle mich, und das Herz klopft mir: soll ich schreien oder nicht? Eine Stimme spricht: »Schreie!« Die andere aber: »Nein! Schreie nicht!« Kaum hatte aber diese Stimme gesprochen, als ich plötzlich auch losschrie und in Ohnmacht fiel. Nun, da, versteht sich, entsteht ein Lärm. Ich erhebe mich plötzlich und sage zu Michail Iwanowitsch: »Es ist mir bitter, Ihnen dies kundzugeben, aber ich wünsche Sie nicht mehr in meinem Haus zu empfangen!« So habe ich ihn denn auch weggejagt. Ach, Alexej Fjodorowitsch! Ich weiß selber, daß ich schlecht handelte, ich habe alles erlogen. Ich war überhaupt nicht zornig auf ihn, es hat mir nur plötzlich (und das ist die Hauptsache, daß es plötzlich war) so geschienen, daß dies so schön sein wird, diese ganze Szene . . . Nun, glauben Sie es, diese Szene war gleichwohl natürlich, weil ich sogar in Tränen ausbrach und noch einige Tage danach weinte, dann aber einstmals, plötzlich nachmittags, habe ich auch alles vergessen. Da hat er schon zwei Wochen aufgehört mich zu besuchen,

und ich denke: ›Ja, wird er denn wirklich gar nicht mehr kommen?‹ Dies war noch gestern der Fall, aber plötzlich gegen Abend kommen diese ›Gerüchte‹ an. Ich las und stöhnte. Nun, wer hat das geschrieben? Das hat er getan, er kam damals nach Hause, setzte sich hin – und schrieb es; er schickte es ein – und man druckte es ab. Das ist ja vor zwei Wochen gewesen. Nun, Aljoscha – was spreche ich denn da für dummes Zeug und durchaus nicht das, was nötig ist? Ach, ganz wie von selber spricht es sich!«

›Ich habe es heute furchtbar nötig, noch heute zur rechten Zeit zu meinem Bruder zu kommen‹, lispelte nur eben Aljoscha.

›Ja, gerade, ja gerade dies! Sie haben mich an alles erinnert! Hören Sie, was bedeutet das Wort Affekt?‹

›Was für ein Affekt?‹ fragte staunend Aljoscha.

›Ein gerichtlicher Affekt. Ein solcher Affekt, dessentwegen man alles verzeiht. Was Sie auch getan haben mögen – man wird Ihnen sogleich verzeihen.‹

›Ja, wovon sprechen Sie denn da?‹

›Gerade davon: diese Katja . . . Ach, dieses liebe, liebe Wesen, ich kann nur durchaus nicht herausbringen, in wen sie eigentlich verliebt ist. Unlängst saß sie bei mir, und ich vermochte gar nichts aus ihr herauszulocken. Um so mehr, als sie jetzt selber mit mir so oberflächlich spricht, immer nur von meiner Gesundheit und weiter nichts, und sie nimmt sogar auch einen solchen Ton an, ich habe aber nur gesagt: ›Nun meinetwegen, nun auch Gott mit Ihnen‹ . . . Ach ja, ich wollte doch vom Affekt sprechen: dieser Doktor kam ja an. Sie wissen, daß er ankam? Nun, wie sollten Sie das denn nicht wissen, der Doktor, welcher die Verrückten erkennt. Sie selber haben ihn ja verschrieben, das heißt, nicht Sie, vielmehr Katja! Immer wieder Katja! Nun, so sehen Sie: es sitzt da ein Mensch, der durchaus nicht verrückt ist, nur plötzlich befällt ihn ein Affekt. Er ist bei Besinnung und weiß, was er tut, aber dafür ist er im Affekt. Nun, gerade so hat sich wahrscheinlich mit Dmitri Fjodorowitsch ein Affekt

zugetragen. Als man nur eben die neuen Gerichte einführte, da haben die auch sogleich das mit dem Affekt erkannt. Dies ist eine Wohltat der neuen Gerichte. Dieser Doktor war nun bei mir und fragte mich über jenen Abend aus, auch über die Goldgruben: »Wie war er eigentlich damals? Wie, war er denn nicht im Affekt? Er kam an und schreit: »Geld, Geld, Dreitausend, geben Sie Dreitausend«, darauf aber ging er weg und vollführte den Mord. »Ich will nicht«, spricht er, »ich will nicht töten«, und plötzlich hat er ihn doch getötet. Gerade eben deswegen wird man ihm auch verzeihen, daß er nicht töten wollte, aber gleichwohl den Mord beging.«

»Ja, aber er hat doch gar nicht diesen Mord begangen!« unterbrach sie ein klein wenig scharf Aljoscha. Unruhe und Ungeduld übermannen ihn mehr und mehr.

»Ich weiß es, da vollbrachte jener greise Grigori den Mord . . .«

»Wie denn Grigori?« schrie Aljoscha auf.

»Er, er, das ist Grigori. Wie ihn Dmitri Fjodorowitsch schlug, so lag er auch, darauf stand er aber auf, sieht die Tür offen, ging hin und tötete Fjodor Pawlowitsch.«

»Ja weshalb denn, weshalb denn?«

»Es befiel ihn ein Affekt. Als ihn Dmitri Fjodorowitsch auf den Kopf geschlagen hatte, und er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, kam ein Affekt über ihn: er ging hin und vollführte den Mord. Wenn er aber selber sagt, er habe den Mord nicht begangen, so erinnert er sich vielleicht nicht daran. Nun sehen Sie einmal: besser, viel besser wird es sein, wenn Dmitri Fjodorowitsch den Mord beging. Ja, dies war auch so, wenn ich auch sage, es sei Grigori, so ist das wahrscheinlich doch Dmitri Fjodorowitsch, und dies ist bei weitem, bei weitem besser! Ach, nicht deshalb besser, daß der Sohn den Vater ermordete – ich lobe das nicht, die Kinder sollen im Gegenteil ihre Eltern ehren –, aber nur gleichwohl ist es besser, wenn er es war, denn Sie haben dann auch gar keinen Grund zu weinen, da er ja den Mord beging, ohne bei sich zu sein,

oder besser gesagt: indem er sich an alles entsann und nur nicht wußte, wie sich dies mit ihm ereignet hatte. Nein, mögen sie ihm verzeihen, das ist so human, und man soll die Wohltat der neuen Gerichte erkennen; ich aber wußte das gar nicht, man sagt aber, das sei schon längst so, und wie ich dies gestern erfuhr, da hat mich das so erschüttert, daß ich sogleich schon nach Ihnen schicken wollte; und dann, wenn man ihn freisprechen wird, direkt aus dem Gericht zu mir zum Mittagessen, ich aber werde meine Bekannten einladen, und wir werden auf die neuen Gerichte trinken. Ich glaube nicht, daß er gefährlich ist, zudem werde ich sehr viele Gäste einladen, so daß man ihn immer hinausführen kann, wenn er irgend etwas anstellt; darauf aber kann er irgendwo in einer anderen Stadt Friedensrichter oder irgend etwas sein, weil diejenigen, die selber Unglück ertrugen, besser als alle anderen richten. Aber die Hauptsache: wer ist denn jetzt nicht im Affekt? Sie, ich, alle sind wir im Affekt, und so viel Beispiele gibt es: Es sitzt da ein Mensch, singt eine Romanze, plötzlich hat ihm irgend etwas nicht gefallen, er nahm seine Pistole heraus und tötet den ersten besten, aber nachher verzeihen ihm alle. Ich habe dies unlängst gelesen, und alle Ärzte haben es bestätigt. Die Ärzte bestätigen es jetzt, alles bestätigen sie. Erbarmen Sie sich, bei mir ist Lisa im Affekt, sie hat mich noch gestern zum Weinen gebracht, vorgestern weinte ich ebenfalls, heute habe ich aber erraten, daß dies bei ihr einfach ein Affekt ist. Ach, welchen Kummer bereitet mir Lisa! Ich denke, sie ist völlig gestört. Weshalb hat sie Sie gerufen? Sie hat Sie gerufen, oder sind Sie von selber zu ihr gekommen?»

»Ja, sie hat mich gerufen, und ich werde sogleich zu ihr gehen«, sprach Aljoscha und stand entschlossen auf.

»Ach, lieber, lieber Alexej Fjodorowitsch, da ist vielleicht auch das Allerwichtigste«, rief Frau Chochlakow aus, nachdem sie plötzlich in Tränen ausgebrochen war.

»Gott sieht, daß ich Ihnen aufrichtig Lisa anvertraue,

und das hat nichts zu bedeuten, daß sie Sie rief, ohne es der Mutter zu sagen. Iwan Fjodorowitsch aber, Ihrem Bruder, verzeihen Sie mir, kann ich meine Tochter nicht mit solcher Leichtigkeit anvertrauen, wenn ich ihn auch immer noch für den allerritterlichsten jungen Mann halte. Aber stellen Sie sich nur vor, er war plötzlich gleichfalls bei Lisa, und ich wußte gar nichts davon!«

»Wie? Was? Wann?« rief Aljoscha in furchtbarem Stauen. Er hatte sich schon nicht mehr niedergesetzt und hörte stehend zu.

»Ich werde es Ihnen erzählen, ich habe Sie vielleicht auch gerade dazu gerufen, denn ich weiß schon nicht mehr, wozu ich Sie eigentlich gerufen habe. Also: Iwan Fjodorowitsch war alles in allem nur zweimal bei mir nach seiner Rückkehr aus Moskau, das erste Mal kam er, als Bekannter seinen Besuch zu machen, das andere Mal aber, das war schon unlängst, saß Katja bei mir, und er war gleichfalls gekommen, nachdem er erfahren hatte, daß sie bei mir ist. Ich habe natürlich keinen Anspruch erhoben auf seine häufigen Besuche, da ich wußte, wieviel Laufereien er jetzt auch ohnedies hat, vous comprenez cette affaire et la mort terrible de votre papa, da erfahre ich plötzlich, daß er wieder da war, nur nicht bei mir, sondern bei Lisa. Das war schon vor sechs Tagen, er kam, saß fünf Minuten und ging fort. Ich erfuhr davon ganze drei Tage später durch Glasira, so daß dies mich plötzlich erstaunte. Sogleich rufe ich Lisa, die aber lacht: ›Er dachte wohl, daß Sie noch schlafen, und ging zu mir, um sich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen.‹ Natürlich war es auch so. Nur Lisa, Lisa, o mein Gott, wieviel Kummer sie mir bereitet! Stellen Sie sich vor, plötzlich hat sie nachts – vor vier Tagen, sogleich nachdem Sie das letzte Mal da waren und weggingen – da hat sie plötzlich nachts einen Anfall, Schreie, Winseln, Hysterie! Weshalb befällt mich denn niemals Hysterie? Tags darauf wieder ein Anfall, dann auch am dritten Tag, und dann gestern, und da ist gestern dieser ›Affekt‹. Sie schreit mir nämlich

plötzlich zu: »Ich hasse Iwan Fjodorowitsch, ich verlange, daß Sie ihn nicht mehr empfangen, daß Sie ihm das Haus verbieten!« Ich erstarrte, so unerwartet kam mir das, und ich entgegnete ihr: »Aus welchem Grund werde ich denn einem so würdigen jungen Mann das Haus verbieten, der dazu noch so gebildet und so unglücklich ist?« Denn trotz allem, alle diese Geschichten – das ist doch Unglück, nicht aber Glück, nicht wahr? Sie brach plötzlich in Lachen aus über meine Worte, und wissen Sie, so kränkend war das! Nun, ich bin froh, ich denke, daß ich sie zum Lachen brachte, und die Anfälle jetzt vorübergehen werden, um so mehr, als ich selber Iwan Fjodorowitsch, wegen seiner seltsamen, ohne meine Erlaubnis erfolgten Besuche, das Haus verbieten und Aufklärung von ihm verlangen wollte. Nun ist plötzlich heute morgen Lisa, kaum daß sie aufgewacht war, über Julia böse geworden, und stellen Sie sich nur vor: sie schlug ihr mit der Hand ins Gesicht. Das ist aber doch monströs! Ich rede ja meine Mädchen mit »Sie« an! Und plötzlich, eine Stunde später, umarmt sie Julia und küßt ihr die Füße. Zu mir aber schickte sie und ließ mir sagen, sie werde überhaupt nicht zu mir kommen, und sie wünsche das auch nie mehr in Zukunft zu tun; als ich mich aber selber zu ihr hinschleppte, da stürzte sie sich auf mich, küßte mich und weinte, und so mich küssend, stieß sie mich auch hinaus, ohne ein Wort zu sagen, so daß ich denn auch gar nichts erfuhr. Jetzt, lieber Alexej Fjodorowitsch, beruhen alle meine Hoffnungen auf Ihnen, und natürlich liegt auch das Schicksal meines ganzen Lebens in Ihren Händen: Ich bitte Sie, ganz einfach zu Lisa zu gehen und bei ihr alles zu erfahren, wie Sie es nur allein zu tun verstehen, und dann zu kommen und mir, mir, der Mutter, zu erzählen. Denn, Sie verstehen, ich werde ganz einfach sterben, wenn dies alles noch so weitergeht, oder ich werde aus dem Haus laufen. Ich kann nicht mehr, ich besitze wohl Geduld, ich kann sie aber verlieren, und dann . . . dann wird es Entsetzliches geben. Ach,

mein Gott, endlich Pjotr Iljitsch!« rief plötzlich ganz erstrahlend Frau Chochlakow, als sie Pjotr Iljitsch eintreten sah. – »Sie haben sich verspätet, verspätet! Nun wie denn, setzen Sie sich, sprechen Sie, entscheiden Sie das Schicksal, nun, was ist es denn mit diesem Advokaten? Wohin eilen Sie denn, Alexej Fjodorowitsch?«

»Ich gehe zu Lisa!«

»Ach ja! So werden Sie also nicht vergessen, um was ich Sie gebeten habe? Da liegt mein Geschick, mein Geschick!«

»Natürlich werde ich es nicht vergessen, wenn es mir möglich ist . . . ich habe mich aber so verspätet«, murmelte Aljoscha, indem er sich schleunigst zurückzog.

»Nein, ganz bestimmt, ganz bestimmt kommen Sie vor, nicht aber . . . nur wenn es möglich ist, sonst werde ich sterben!« rief ihm Frau Chochlakow nach; aber Aljoscha war schon aus dem Zimmer gegangen.

III. *Ein kleiner Dämon*

Als er bei Lisa eintrat, traf er sie in halbliegender Stellung auf dem Liegestuhl, in dem man sie vordem gefahren hatte, als sie noch nicht zu gehen vermochte. Sie blieb regungslos, als er eintrat, aber ihr scharfer, durchdringender Blick sog sich nur so in ihn ein. Ihr Blick war ein wenig fiebernd, ihr Gesicht blaßgelb. Aljoscha war erstaunt, wie sehr sie sich in drei Tagen verändert hatte. Sie war sogar magerer geworden. Sie streckte ihm nicht die Hände entgegen. Er selber berührte ihre schmalen, länglichen Fingerchen, die unbeweglich auf ihrem Kleid lagen, dann setzte er sich schweigend ihr gegenüber.

»Ich weiß, daß Sie nach dem Gefängnis eilen«, sprach Lisa scharf. »Es hat Sie aber die Mutter zwei Stunden aufgehalten, und sie hat Ihnen auch sogleich schon von mir und Julia erzählt.«

»Woher haben Sie das erfahren?« fragte Aljoscha.

»Ich habe an der Tür gelauscht. Was blicken Sie mich denn so an? Ich will an der Tür lauschen und tue es, da ist auch gar nichts Schlechtes dabei. Ich werde nicht um Verzeihung bitten.«

»Sie sind verstört durch irgendwas?«

»Im Gegenteil, ich bin in sehr froher Stimmung. Ich habe mir nur eben erst wiederum gesagt, wohl zum dreißigstenmal: wie schön, daß ich Ihnen eine Absage gegeben habe und nicht Ihre Frau sein werde. Sie taugen nicht zum Gatten: ich werde Sie heiraten, und plötzlich werde ich Ihnen ein Briefchen geben, um es dem zu bringen, den ich nach Ihnen lieb gewinnen werde. Sie werden dann das Briefchen nehmen und es unbedingt abliefern, ja, Sie werden auch noch eine Antwort bringen. Und Sie werden vierzig Jahre alt werden und immer noch ebenso solche Briefchen von mir an ihre Adresse abliefern.«

Sie fing plötzlich zu lachen an.

»In Ihnen ist etwas Böses und dabei gleichzeitig auch etwas Seeleneinfaches«, sprach Aljoscha und lächelte ihr zu.

»Das Seeleneinfache, das ist das, daß ich mich vor Ihnen nicht schäme. Und nicht nur das, ja, ich will mich auch gar nicht schämen, nämlich gerade vor Ihnen, gerade vor Ihnen! Aljoscha, weshalb achte ich Sie nicht? Ich liebe Sie sehr, aber ich achte Sie nicht. Wenn ich Sie achten würde, so würde ich ja nicht so sprechen, ohne mich zu schämen, das ist doch so!«

»Ja!«

»Aber glauben Sie denn auch, daß ich mich vor Ihnen nicht schäme?«

»Nein, das glaube ich nicht!«

Lisa lachte wiederum nervös auf, sie sprach rasch, hastig.

»Ich habe Ihrem Bruder Dmitri Fjodorowitsch ins Gefängnis Konfekt geschickt. Aljoscha, wissen Sie, wie hübsch Sie sind! Ich werde Sie furchtbar liebhaben des-

wegen, weil Sie mir so bald schon erlaubten, Sie nicht mehr zu lieben!«

»Wozu haben Sie mich denn heute gerufen, Lisa?«

»Ich wollte Ihnen einen meiner Wünsche mitteilen. Ich wünsche nämlich, daß mich irgendwer peinigen soll: erst soll er mich heiraten und dann mich quälen, betrügen, verlassen und wegfahren. Ich will nicht glücklich sein!«

»Haben Sie die Unordnung liebgewonnen?«

»Ach, ich wünsche die Unordnung. Es verlangt mich immer danach, das Haus in Brand zu stecken. Ich stelle mir vor: wie ich da gehen und es ganz leise anstecken werde, es muß aber unbedingt leise sein. Man wird löschen wollen, das Haus wird aber weiter brennen. Und ich weiß es, schweige aber. Ach, Dummheiten! Und wie langweilig!« Sie machte eine Bewegung des Widerwillens.

»Sie leben im Reichtum«, sprach leise Aljoscha.

»Ist es denn etwa besser, arm zu sein?«

»Ja.«

»Das hat Ihnen Ihr verstorbener Mönch vorerzählt. Das ist aber nicht so! Möge ich nur reich sein, alle andern können ruhig arm sein, ich werde Konfekt essen und Schmand trinken und keinem von denen etwas geben. Ach, sprechen Sie nicht, sprechen Sie gar nichts« (sie machte eine abwehrende Handbewegung, obgleich Aljoscha nicht einmal seinen Mund geöffnet hatte), »Sie haben mir schon vordem dies alles gesagt, ich weiß das alles auswendig. Es ist langweilig! Wenn ich arm sein werde, werde ich irgendwen totschiagen ja, und wenn ich auch reich sein werde, werde ich doch vielleicht einen Mord begehen - was soll man denn auf einem Fleck sitzen! Aber wissen Sie, ich möchte mähen, das Korn mähen. Ich werde Sie heiraten, und Sie werden ein Bauer werden, ein richtiger Bauer, wir werden ein kleines Füllen haben, wollen Sie das? Sie kennen Kalganow!«

»Ja.«

»Er geht immer daher und träumt. Er sagt: Weshalb soll man wirklich leben, besser ist es zu träumen. Träumen

kann man das Allerlustigste, zu leben ist aber eine einzige Langweile. Aber er wird ja selber bald heiraten, er hat sogar schon mir eine Liebeserklärung gemacht. Verstehen Sie einen Kreisel zu drehen?«

»Ja.«

»Sehen Sie, da ist er gerade wie ein Kreisel: man muß ihn mit der Peitschenschnur umwinden, dann loslassen und schlagen, schlagen, schlagen mit dem Peitschchen. Ich werde ihn heiraten. Das ganze Leben werde ich ihn aufziehen. Sie schämen sich nicht, bei mir zu sitzen?«

»Nein.«

»Sie sind furchtbar böse, daß ich nicht über Heiliges spreche? Ich will aber nicht heilig sein! Was tut man einem denn in jener Welt für die allerschwerste Sünde? Das muß Ihnen doch genau bekannt sein.«

»Gott wird richten«, sprach Aljoscha und schaute sie durchdringend an.

»So will ich es auch gerade. Ich wünsche hinzukommen, man würde mich richten, ich aber würde plötzlich ihnen allen ins Gesicht lachen. Es verlangt mich furchtbar danach, das Haus in Brand zu stecken, Aljoscha, unser Haus meine ich, Sie glauben mir das noch immer nicht?«

»Weshalb? Es gibt sogar Kinder, zwölfjährige, die es gar sehr danach verlangt, irgend etwas anzuzünden, und sie tun das dann auch. Das ist so etwas wie eine Krankheit.«

»Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr, meinetwegen mag es solche Kinder geben, aber nicht davon spreche ich.«

»Sie verwechseln das Böse mit dem Guten: das ist eine vorübergehende Krise, daran ist vielleicht Ihre frühere Krankheit schuld.«

»Sie aber verachten mich gleichwohl. Ich will ganz einfach das Gute nicht tun, ich will das Böse tun, da ist aber gar keine Krankheit dabei!«

»Weshalb denn das Böse tun?«

»Aber damit nirgends etwas bleibe. Ach, wie schön wäre es, wenn gar nichts bliebe! Wissen Sie, Aljoscha, ich

denke bisweilen daran, furchtbar viel Böses zu tun und alles, was eklig ist, und lange werde ich es insgeheim tun, und plötzlich werden es alle erfahren. Alle werden mich umringen und mit Fingern auf mich zeigen, ich aber werde ihnen allen ins Gesicht sehen! Das ist sehr angenehm. Weshalb ist das denn eigentlich so angenehm. Aljoscha?»

»So. Das ist das Bedürfnis, irgend etwas Schönes totzudrücken oder, gerade so wie Sie sagten, etwas anzuzünden. Das kommt ebenfalls vor.«

»Ich habe es ja aber nicht nur gesagt, ich werde es auch so machen.«

»Ich glaube es.«

»Ach, wie ich Sie dafür liebe, daß Sie sagen: Ich glaube es. Und Sie lügen ja durchaus, durchaus nicht. Aber vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen dies alles absichtlich sage, um Sie zu ärgern?«

»Nein, ich glaube das nicht . . . wenn auch vielleicht ein wenig von solchem Bedürfnis dabei ist.«

»Ein wenig ist dabei. Niemals werde ich vor Ihnen die Unwahrheit sagen«, sprach sie mit Augen, die funkelten in einem Feuerchen.

Auf Aljoscha machte am meisten Eindruck ihr Ernst: nicht ein Schatten von Spott oder Scherz war jetzt in ihrem Gesicht, wenn sie auch vordem Heiterkeit und Lust zum Scherzen auch nicht einmal in ihren allerernstesten Augenblicken verlassen hatte.

»Es gibt Augenblicke, da lieben die Menschen das Verbrechen«, sprach in Gedanken Aljoscha.

»Ja! Ja! Sie haben meinen Gedanken ausgesprochen, man liebt das Verbrechen, alle lieben es, und immer lieben sie es, nicht nur »auf Augenblicke«. Wissen Sie, es ist so, als ob alle irgend einmal darüber übereingekommen wären, hierin zu lügen, und alle von da an lügen. Alle sagen, daß sie das Böse hassen, für sich aber lieben es alle.«

»Lesen Sie noch immer wie früher schlechte Bücher?«

»Ja. Mama liest sie und versteckt sie unter ihrem Kissen, ich stehle sie von dorthier.«

»Wie, schämen Sie sich denn nicht, sich selber zu zerstören?«

»Ich will mich zerstören! Hier lebt ein Knabe, der hat einmal auf den Schienen gelegen, als über ihn die Eisenbahnwagen hinwegfuhren. Der Glückliche! Hören Sie, jetzt wird man Ihren Bruder dafür richten, daß er seinen Vater erschlug, und alle sind froh, daß er das tat.«

»Sie sind froh, daß er das tat?«

»Ja, alle sind froh darüber! Alle sagen, dies sei schrecklich, für sich aber lieben sie es furchtbar. Ich zuallererst.«

»In Ihren Worten hinsichtlich aller ist ein wenig Wahrheit«, sprach leise Aljoscha.

»Ach, was für Gedanken Sie haben!« kreischte vor Entzücken Lisa. »Und das bei einem Mönch! Sie werden nicht glauben, wie ich Sie achte, Aljoscha, deswegen, daß Sie niemals lügen. Ach, ich werde Ihnen einen lächerlichen Traum von mir erzählen. Ich sehe bisweilen Teufel im Traum, es ist mir dann so, als ob es Nacht wäre, ich bin in meinem Zimmer mit einem Licht, und plötzlich sind überall Teufel, in allen Ecken und unter dem Tisch, und sie öffnen die Tür, und dort hinter der Tür ist ein Haufen von ihnen, und sie alle wollen hereinkommen und mich ergreifen. Sie kommen auch schon heran, sie fassen mich schon. Ich aber bekreuze mich plötzlich, und sie alle laufen zurück, sie fürchten sich, nur gehen sie nicht völlig fort, sie stehen vielmehr bei der Tür und in den Ecken und warten. Und plötzlich verlangt es mich furchtbar danach, Gott mit lauter Stimme zu lästern, und damit beginne ich denn auch, sie aber stürzen wiederum in Haufen auf mich, sie freuen sich nur so, und da fassen sie mich wiederum, ich aber bekreuze mich plötzlich von neuem – und sie laufen alle davon. Das ist furchtbar lustig, der Atem stockt mir.«

»Ach, ich hatte bisweilen ganz denselben Traum«, sprach plötzlich Aljoscha.

»Wirklich?« rief Lisa erstaunt. »Hören Sie, Aljoscha, lachen Sie nicht, das ist furchtbar wichtig: ist es denn überhaupt möglich, daß zwei verschiedene Menschen einen und denselben Traum haben?«

»Wahrscheinlich ist es möglich.«

»Aljoscha, ich sage Ihnen, dies ist furchtbar wichtig«, fuhr Lisa fort, schon in ganz außerordentlichem Stauen. »Nicht der Traum ist wichtig, vielmehr nur das eine, daß Sie ganz denselben Traum sehen konnten wie ich. Sie lügen mir niemals etwas vor, lügen Sie auch jetzt nicht? Ist das wahr? Sie machen sich nicht lustig über mich?«

»Es ist wahr.«

Lisa war von irgend etwas furchtbar betroffen und verstummte für eine halbe Minute.

»Aljoscha, besuchen Sie mich, besuchen Sie mich öfter«, sprach sie plötzlich mit flehender Stimme.

»Ich werde immer, mein ganzes Leben lang werde ich zu Ihnen kommen«, antwortete mit Festigkeit Aljoscha.

»Ich sage das alles ja nur Ihnen allein«, begann wiederum Lisa. »Ich spreche zu mir allein, ja, und auch noch zu Ihnen. Zu Ihnen allein auf der ganzen Welt. Und dabei spreche ich lieber zu Ihnen als zu mir selber. Ich schäme mich gar nicht vor Ihnen, nicht im geringsten! Aljoscha, weshalb schäme ich mich denn eigentlich gar nicht vor Ihnen? Weshalb denn nicht? Aljoscha, ist es wahr, daß die Juden zur Feier des Osterfestes Kinder stehlen und schlachten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich habe da ein Buch, da las ich von irgendeiner Gerichtsverhandlung, die irgendwo stattfand, und daß ein Jude einem vierjährigen Knaben erst alle Fingerchen an beiden Händen abgeschnitten hatte und ihn dann an der Wand kreuzigte, ihn mit Nägeln festschlug und kreuzigte, und dann vor Gericht aussagte, der Knabe sei bald gestorben, nach nur vier Stunden. Das soll rasch sein? Er spricht: ›Das Kind stöhnte, immer stöhnte es!‹ Er aber

stand dabei und ergötzte sich daran. Das ist schön!«

»Schön?«

»Ja! Ich glaube bisweilen, daß ich selber da das Kind kreuzigte. Es hängt da und stöhnt, ich aber sitze ihm gegenüber und esse Ananaskompott. Ich liebe sehr Ananaskompott. Sie auch?«

Aljoscha schwieg und blickte auf sie. Ihr gelbliches Gesicht war plötzlich wie entstellt, ihre Augen funkelten.

»Wissen Sie, als ich das von diesem Juden gelesen hatte, habe ich die ganze Nacht nur so in Tränen gezittert. Ich stelle mir vor, wie das Kindchen schreit und stöhnt (die vierjährigen Kinder verstehen doch, was mit ihnen vorgeht), und dabei verläßt mich keinen Augenblick der Gedanke an das Kompott. Am Morgen sandte ich einen Brief an jemand ganz Bestimmten, er möchte unbedingt zu mir kommen. Er kam auch, und ich erzählte ihm plötzlich alles über den Knaben und das Kompott, alles erzählte ich, alles, und sagte, dies »sei schön«. Da fing er plötzlich zu lachen an und sagte, dies sei auch tatsächlich schön. Dann stand er auf und ging fort. Er hat nur fünf Minuten bei mir gegessen. Hat er mich verachtet, mich verachtet? Sagen Sie, sagen Sie, Aljoscha, hat er mich verachtet oder nicht?« Sie hatte sich auf ihrem Liegestuhl aufgerichtet, ihre Augen funkelten.

»Sagen Sie«, sprach Aljoscha, »Sie riefen ihn selber, diesen Menschen?«

»Ja!«

»Sie schickten ihm einen Brief?«

»Ja.«

»Um ihn gerade nur darüber zu fragen, über das Kind?«

»Nein, durchaus nicht deswegen, ganz und gar nicht. Als er aber eintrat, habe ich ihn sogleich auch darüber gefragt. Er antwortete, lachte, stand auf und ging.«

»Dieser Mensch hat ehrlich mit Ihnen verfahren«, sprach leise Aljoscha.

»Er hat mich aber verachtet? Er hat sich über mich lustig gemacht?«

»Nein, weil er selber vielleicht an das Ananaskompott glaubt. Er ist gleichfalls jetzt sehr krank, Lisa.«

»Ja, er glaubt daran!« Und Lisas Augen funkelten.

»Er verachtet niemanden«, fuhr Aljoscha fort. »Er glaubt nur niemandem. Wenn er aber niemandem glaubt, so verachtet er natürlich auch schon alle.«

»Demnach auch mich? Mich?«

»Auch Sie.«

»Das ist gut«, und es war, als knirschte Lisa mit den Zähnen. »Als er wegging und lachte, fühlte ich, daß es schön ist, verachtet zu werden. Der Knabe mit den abgeschnittenen Fingern ist schön, und verachtet zu werden ist auch schön . . .«

Und sie lachte wie krankhaft und böse Aljoscha gerade in die Augen.

»Wissen Sie, Aljoscha, wissen Sie, ich möchte . . . Aljoscha, retten Sie mich!«

Und sie sprang plötzlich von ihrem Liegestuhl auf, stürzte zu ihm hin und umfaßte ihn fest mit ihren Armen.

»Retten Sie mich!« Das kam fast mit Stöhnen heraus.

»Werde ich denn irgendwem in der Welt dies sagen, was ich Ihnen eben gesagt habe? Aber ich habe ja die Wahrheit, die Wahrheit habe ich gesprochen! Ich werde mich töten, weil mir alles ekelhaft ist! Ich will nicht leben, weil mir alles ekelhaft ist! Aljoscha, weshalb lieben Sie mich denn so gar nicht, so gar nicht?« schloß sie außer sich.

»Nein, ich liebe Sie!« antwortete feurig Aljoscha.

»Werden Sie mich aber auch beweinen?«

»Ja!«

»Nicht deshalb, weil ich nicht Ihre Frau werden wollte, vielmehr einfach mich beweinen, ganz einfach?«

»Ja!«

»Danke! Ich bedarf auch nur Ihrer Tränen. Alle andern aber mögen mich nur richten und zertreten, alle, alle, ohne jede Ausnahme! Denn ich liebe niemanden. Hören Sie, nie-man-den! Im Gegenteil, ich hasse alle! Gehen

Sie, Aljoscha, Sie müssen zu Ihrem Bruder!« Und sie riß sich plötzlich von ihm los. »Wie werden Sie aber nur so zurückbleiben?« sprach fast im Entsetzen Aljoscha.

»Gehen Sie zu Ihrem Bruder, man wird das Gefängnis absperren, gehen Sie nur, da ist Ihr Hut! Küssen Sie Mitja, gehen Sie, gehen Sie!«

Und sie stieß fast mit Gewalt Aljoscha zur Tür hin. Der schaute sie in trauriger Ratlosigkeit an, als er plötzlich in seiner rechten Hand einen Brief fühlte, ein kleines Briefchen, das fest zusammengefaltet und gesiegelt war. Er schaute hin und las sogleich die Adresse: An Iwan Fjodorowitsch Karamasow. Er schaute auf Lisa. Ihr Gesicht hatte einen fast drohenden Ausdruck angenommen.

»Übergeben Sie diesen Brief, unbedingt!« befahl sie außer sich und ganz bebend. »Noch heute, sogleich! Sonst vergifte ich mich! Nur deshalb habe ich Sie ja gerufen!«

Und sogleich schlug sie die Tür zu. Der Riegel knarrte. Aljoscha steckte den Brief in seine Tasche und wandte sich geradeswegs der Treppe zu, ohne bei Frau Chochlakow einzutreten, er hatte ihrer sogar ganz vergessen.

Als sich aber Aljoscha nur eben entfernt hatte, schob Lisa den Riegel zurück, öffnete ein wenig die Tür, legte ihren Finger in die Spalte, schlug die Tür zu und klemmte ihn so aus aller Kraft ein. Nach etwa zehn Sekunden befreite sie ihre Hand. Sie ging leise und langsam zu ihrem Liegestuhl, setzte sich, richtete sich ganz gerade auf und begann durchdringend auf ihren Finger zu sehen, der ganz schwarz geworden war, und auf das Blut, das unter ihrem Nagel hervorquoll. Ihre Lippen zitterten, hastig, hastig flüsterte sie vor sich hin:

»Ich Niedrige, Niedrige, Niedrige, Niedrige! . . .«

IV. *Eine Hymne und das Geheimnis*

Es war schon ganz spät (ja, und ist denn auch ein Novembertag lang?), als Aljoscha an der Pforte des Gefängnisses

läutete. Es begann sogar schon zu dämmern. Aljoscha wußte aber, daß man ihn ohne weiteres zu Mitja einlassen werde. Dies alles ist bei uns in unserem Städtchen so wie auch überall: im Anfang, als die ganze Voruntersuchung eben erst abgeschlossen war, war es gleichwohl natürlich mit gewissen unumgänglichen Formalitäten verbunden, wenn Verwandte und einige andere Personen Mitja besuchen wollten. In der Folge waren aber diese Formalitäten nicht gerade beseitigt, wohl aber hatten sich wie ganz von selber wenigstens für einige der Personen, die Mitja besuchten, gewisse Erleichterungen eingestellt! Und das bis zu dem Grad, daß bisweilen sogar auch die Zusammenkünfte mit dem Arrestanten in dem dafür bestimmten Zimmer fast unter vier Augen stattfanden. Übrigens gab es sehr wenige solcher Personen: alles in allem waren es nur Gruschenka, Aljoscha und Rakitin. Gruschenka war aber der Kreisrichter Michail Makarowitsch selber gar sehr gewogen. Dem Greis lag jener Ausruf über sie auf dem Gewissen, den er damals in Mokroje getan hatte. Als er dann später den ganzen Kern der Sache erfuhr, änderte er völlig seine Anschauung über sie. Und seltsam, wenn er auch fest davon überzeugt war, daß Mitja das Verbrechen begangen habe, so war es gleichwohl so, als ob er von der Zeit seiner Gefangenschaft an immer milder auf ihn schaute: »Vielleicht hatte dieser Mensch eine gute Seele, da ist er aber zugrundegegangen wie ein Schwede, an Trunksucht und Unordnung!« Das Entsetzen, das er vordem empfand, hatte in seinem Herzen so etwas wie Mitleid Platz gemacht. Was indes Aljoscha anbetraf, so liebte den der Kreisrichter gar sehr und kannte ihn schon längst; Rakitin aber, der sich in der Folge daran gewöhnt hatte, sehr häufig den Gefangenen zu besuchen, war einer von den allernächsten Bekannten »der kreisrichterlichen Fräuleins«, wie er sie nannte, und trieb sich täglich in ihrem Haus herum. Bei dem Gefängnisaufseher schließlich, einem seelenguten Greis (wenn er auch sehr

stramm im Dienst war), gab er Stunden im Haus. Aljoscha seinerseits war wiederum längst schon der besondere Freund auch des Gefängnisaufsehers, der es liebte, mit ihm ganz im allgemeinen über Gottes Allweisheit zu sprechen. Was aber Iwan Fjodorowitsch anbetraf, so achtete ihn nicht nur der Gefängnisaufseher, er fürchtete ihn sogar, vor allem sein Urtheil, wenn er auch selber ein großer Philosoph war: versteht sich, »er hatte das alles da aus sich selber«. Für Aljoscha hegte er aber eine ganz unbezwingliche Vorliebe. Im letzten Jahr hatte sich der Greis gerade an die apokryphen Evangelien gemacht und jeden Augenblick seinem jungen Freund von seinen Eindrücken berichtet. Vordem pflegte er sogar zu ihm ins Kloster zu gehen und mit ihm und den Klostergeistlichen ganze Stunden in Gesprächen zuzubringen. Mit einem Wort, wenn Aljoscha sogar einmal zum Gefängnis sich verspätet hatte, so brauchte er bloß zum Aufseher zu gehen, und die Sache kam stets in Ordnung. Zudem hatten sich im Gefängnis alle bis zum letzten Hausknecht an Aljoscha gewöhnt. Die Wache ließ ihn natürlich nur ein, wenn er einen Erlaubnisschein der Obrigkeit bei sich hatte.

Mitja pflegte immer, wenn man ihn rief, aus seiner Zelle herunterzukommen in den Raum, der für Besuche bestimmt war. Als Aljoscha ins Zimmer trat, stieß er gerade auf Rakitin, der sich bereits von Mitja verabschiedet hatte. Beide sprachen mit lauter Stimme. Mitja, der ihm das Geleit gab, lachte aus irgendeinem Grund sehr laut. Rakitin aber, so scheint es, brummte vor sich hin. Er liebte es ganz und gar nicht, Aljoscha zu begegnen, und das besonders in letzter Zeit, er sprach fast nie mit ihm und grüßte ihn sogar gezwungen. Als er Aljoscha eintreten sah, verzog er gar sehr die Brauen und wandte seine Augen zur Seite, gleich als ob er ganz damit beschäftigt sei, seinen großen, warmen, mit Pelzkragen versehenen Mantel zuzuknöpfen. Darauf machte er sich sogleich daran, seinen Schirm zu suchen.

»Nur nichts von meinen Sachen vergessen«, murmelte er, einzig und allein um etwas zu sagen.

»Vergiß lieber nichts von den Sachen anderer!« scherzte Mitja und brach sogleich schon selber über seinen Witz in Lachen aus. Rakitin brauste sogleich auf.

»Das kannst du deinen Karamasows raten, ihr Geschlecht von Sklavenhaltern, nicht aber Rakitin!« schrie er plötzlich, wobei er nur so vor Zorn bebte.

»Was ist dir denn? Ich scherzte ja nur!« rief Mitja aus.

»Pfui Teufel! So sind sie ja alle«, wandte er sich an Aljoscha, wobei er auf Rakitin hinwies, der sich rasch entfernte. »Da hat er die ganze Zeit über hier gesessen, hat gelacht und war heiter, und da auf einmal ist er plötzlich nur so ins Kochen geraten! Dir hat er sogar nicht einmal zugnickt, habt ihr euch denn ganz verzinkt? Was kommst du so spät? Nicht gerade, daß ich dich erwartet hatte, ich habe vielmehr nach dir gedürstet den ganzen Morgen über. Nun ja, das hat nichts zu sagen! Wir wollen es schon nachholen!«

»Was hat er sich denn so oft mit dir abzugeben? Hast du dich etwa mit ihm angefreundet?« fragte Aljoscha, indem er gleichfalls nach der Tür wies, durch die Rakitin verschwunden war.

»Mit Michail da hätte ich mich befreundet? Nein, dem ist nicht so. Ja, und was ist er doch für ein Schwein! Er glaubt, ich sei . . . ein Schuft. Scherz versteht er gleichfalls nicht – das ist die Hauptsache bei solchen Leuten wie er. Niemals werden sie Scherz verstehen. Ja, und trocken ist es ihnen auf der Seele, platt und trocken, ganz ebenso wie mir damals, als ich bei dem Gefängnis vorfuhr und auf die Gefängnismauern blickte. Er ist aber gescheit, das ist er. – Nun, Alexej, jetzt ist mein Haupt verfallen!«

Er setzte sich auf eine kleine Bank und wies Aljoscha den Platz neben sich.

»Ja, morgen ist das Gericht. Wie denn, hast du denn wirklich so schon auch alle Hoffnung verloren, Bruder?« sprach schüchtern Aljoscha.

»Wovon sprichst du denn da?« und Mitja blickte fragend auf ihn. »Ach ja, du sprichst von dem Gericht! Nun, der Teufel! Wir haben bis dahin immer nur von Nichtigkeiten gesprochen, eben immer über dies Gericht, das Allererstlichste habe ich dir aber verschwiegen. Ja, morgen ist das Gericht, nur habe ich nicht in bezug auf das Gericht gesagt, daß mein Haupt verfallen sei. Mein Haupt ist nicht verfallen, das aber, was in meinem Haupt saß, das ist verfallen. Was blickst du denn auf mich mit so kritischem Blick?«

»Wozu sprichst du das, Mitja?«

»Ideen, Ideen, das ist es! Ethik. Was ist denn das, die Ethik?«

»Die Ethik?« fragte Aljoscha erstaunt.

»Ja, wohl eine Wissenschaft ist das, aber was für eine?«

»Ja, es gibt eine solche Wissenschaft . . . nur ich gestehe es dir, ich kann dir nicht erklären, was das für eine Wissenschaft ist.«

»Rakitin weiß es. Viel weiß Rakitin, der Teufel hol ihn! Mönch wird er nicht werden. Er will nach Petersburg. Dort, sagt er, in die Abteilung für Kritik, aber mit einer vornehmen Richtung. Wie denn, vielleicht wird er Nutzen bringen und Karriere machen. Ach, in bezug auf Karriere sind sie alle Meister! Zum Teufel mit der Ethik! Ich bin es aber gerade, der verfallen ist, Aljoscha, gerade ich, du Gottesmensch! Ich liebe dich mehr als alle andern. Es bebt mein Herz für dich, das ist es. Was war da für ein Karl Bernard?«

»Karl Bernard?« Und Aljoscha erstaunte wiederum.

»Nein, nicht Karl, wart einmal, ich sprach die Unwahrheit: Claude Bernard. Wer ist das? Etwa ein Chemiker?«

»Das muß wohl ein Gelehrter sein«, antwortete Aljoscha.

»Ich gestehe es, ich vermag nicht viel von ihm zu erzählen. Ich hörte nur, das sei ein Gelehrter, was für einer aber – das weiß ich nicht.«

»Nun, hole ihn auch der Teufel, auch ich weiß es nicht«, schimpfte Mitja. »Irgendein Halunke, das ist am aller-

wahrscheinlichsten, ja, und alle sind sie Halunken. Rakitin wird aber überall durchschlüpfen. Rakitin wird durch eine Türspalte durchschlüpfen, der ist auch ein Bernard. Ach, die Bernards! Viel sind es ihrer geworden!«

»Ja, was ist denn mit dir?« fragte wiederum Aljoscha.

»Er will über mich, über meinen Fall einen Aufsatz schreiben und damit in der Literatur seine Laufbahn beginnen. In dieser Absicht besucht er mich auch nur, er selber hat es mir gesagt. Er will etwas mit Tendenz schreiben: ›Es war sozusagen unmöglich für ihn, nicht zu morden, er war zerfressen von seiner Umgebung‹ und so weiter, so hat er es mir erklärt. ›Mit einer Färbung von Sozialismus wird es sein‹, spricht er. Nun, und der Teufel hole ihn mit seiner Färbung, mir ist es einerlei. Den Bruder Iwan liebt er nicht, er haßt ihn, auch dir ist er nicht gerade gewogen. Nun, ich aber jage ihn nicht fort, weil er eben ein gescheiter Kerl ist. Er überhebt sich indes gar sehr. Ich habe ihm soeben folgendes gesagt: ›Die Karamasows sind nicht Schurken, vielmehr Philosophen, weil alle wirklichen Russen Philosophen sind; wenn du aber auch etwas gelernt hast, so bist du doch kein Philosoph, vielmehr ein gemeiner Kerl!‹ Er lachte so erbost, ich aber sagte ihm: ›Über die Gedankibus non est disputandum!‹ Ist der Witz gut? Wenigstens bin auch ich klassisch gewesen«, lachte plötzlich Mitja.

»Weshalb bist du denn verloren? Du hast das doch eben erst gesagt?« unterbrach ihn Aljoscha.

»Weshalb ich verfallen bin? Hm! In Wirklichkeit . . . wenn man alles in allem nimmt . . . Um Gott ist es mir leid, siehst du, darum!«

»Wie ist es dir denn um Gott leid?«

»Stell dir vor: Dort in den Nerven, im Kopf, das heißt dort im Gehirn diese Nerven . . . (nun, der Teufel hole sie), dort sind ganz bestimmte Schwänzchen, nun und bei diesen Nerven die Schwänzchen, sobald sie nur dort erzittern . . . das heißt, siehst du, ich blicke zum Beispiel

auf irgend etwas mit den Augen, siehst du so, und sie erbeben, die Schwänzchen nämlich . . . sobald sie aber erbeben, erscheint auch eine Vorstellung, und sie erscheint nicht sogleich, vielmehr wird dabei ein gewisser Zeitraum, etwa eine Sekunde, vergehen, und es ist dann, als ob ein solches Moment erscheine, das heißt nicht ein Moment – der Teufel hole es, das Moment – vielmehr eine Vorstellung, das heißt ein Gegenstand oder ein Vorfall – nun da hole ihn auch der Teufel – das ist es auch, weshalb ich imstande bin, mich einer Anschauung hinzugeben und dann Gedanken zu haben . . . weil eben die Schwänzchen da sind, aber durchaus nicht deshalb, weil ich etwa eine Seele habe, und weil dort irgendein Vorbild und Abbild ist, das alles sind nur Dummheiten. Dies, Bruder, hat mir Michail noch gestern erklärt, und das war genau so, als ob ich mich verbrannt hätte. Herrlich, Aljoscha, ist diese Wissenschaft! Ein neuer Mensch wird da hervorgehen, dies verstehe ich wohl . . . aber gleichwohl tut es mir um Gott leid!«

»Nun, und auch das ist gut«, sprach Aljoscha.

»Daß es mir um Gott leid ist? Die Chemie, Bruder, die Chemie! Da ist nichts zu machen! Euer Hochwürden, rücken Sie ein wenig zur Seite, die Chemie kommt! Aber Rakitin liebt nicht den Herrgott, ach, er liebt ihn nicht! Das ist bei ihnen der allerwundeste Punkt, bei ihnen allen! Sie verheimlichen das nur. Sie lügen, sie verstellen sich. ›Wie denn, wirst du über dies alles schreiben in deiner Abteilung für Kritik?‹ frage ich. ›Nun, ganz offen wird man es wohl nicht zulassen«, spricht er. Er lacht. ›Wie denn«, frage ich, ›steht es dann nur mit dem Menschen? Ohne Gott nämlich und ohne ein zukünftiges Leben? Da ist ja demnach jetzt alles erlaubt, alles kann man dann tun?‹ ›Und du hast das nicht gewußt?‹ spricht er. Er lacht. ›Einem gescheiten Menschen«, spricht er, ›ist alles erlaubt, ein kluger Mensch versteht es, Krebse zu fangen; nun aber siehst du, du«, spricht er, ›hast einen Mord begangen, bist hereingefallen und faulst im Ge-

fängnis!« Das sagt er gerade mir. Ein Schwein ist er von Haus aus! Solche habe ich früher hinausgewirbelt, jetzt aber höre ich ihnen zu. Er sagt ja auch viel Brauchbares, auch schreibt er gescheit. Er begann mir in der vergangenen Woche einen Artikel vorzulesen, ich habe drei Zeilen absichtlich herausgeschrieben - halt einmal, siehst du, hier.«

Mitja nahm eilends ein kleines Zettelchen aus seiner Westentasche und las: »Um diese Frage zu lösen, ist es unbedingt nötig, daß man zuallererst seine Persönlichkeit in unmittelbaren Gegensatz stellt zu seiner eigenen Wirklichkeit.« Verstehst du das oder nicht?«

»Nein, ich verstehe es nicht«, sprach Aljoscha.

Mit Interesse schaute er auf Mitja und hörte ihm zu.

»Auch ich verstehe das nicht. Dunkel und unklar, dafür aber geschickt. »Alle«, spricht er, »schreiben jetzt so, denn so will es schon die Gesellschaft.« Sie fürchten das Publikum. Auch Verse schreibt er, der Schuft, er hat das Füßchen der Frau Chochlakow besungen, hahaha!«

»Ich habe davon gehört«, sprach Aljoscha.

»Du hast davon gehört? Aber hast du auch die Verschen gelesen?«

»Nein.«

»Ich besitze sie, gib, ich will sie vorlesen. Du weißt nicht alles, ich habe es dir nicht erzählt, das ist eine ganze Geschichte. Der Spitzbube! Vor drei Wochen fiel es ihm ein, mich zu necken: »Du«, spricht er, »bist ja da hineingefallen wie ein Dummkopf, wegen dreitausend Rubel, ich aber werde anderthalbhundert Tausender einstreichen, ich werde ein Witwchen heiraten und ein steinerne Haus in Petersburg kaufen.« Und er erzählte mir, er mache der Frau Chochlakow den Hof; die sei zwar von Jugend an nicht gescheit gewesen, mit vierzig Jahren habe sie aber völlig ihren Verstand verloren. »Ja, gefühlvoll«, spricht er, »ist sie schon sehr, und von hier aus werde ich sie auch so weit bringen. Ich werde sie heiraten, mit ihr nach Petersburg fahren und dort eine Zeitung heraus-

geben.« Und dabei ist ihm ein so wollüstiger Speichel auf den Lippen – nicht wegen der Chochlakow, vielmehr wegen jener anderthalbhundert Tausender. Und er versicherte mir, er versicherte es, immer kommt er zu mir, jeden Tag: »Sie ergibt sich«, spricht er. Er strahlt vor Freude. Aber da hat man ihn denn auch plötzlich hinausgejagt. Perchotin, Pjotr Iljitsch, hat den Sieg errungen, der Teufelskerl! Das heißt, ich hätte sie, dieses Dummköpfchen, geküßt dafür, daß sie ihn davonjagte! So ist er denn auch einstmals zu mir gekommen und hat diese Verschen verfaßt. »Zum erstenmak, spricht er, »beschmutze ich mir die Hände, ich schreibe Verse; das heißt, um zu verführen tue ich das, also zu einem nützlichen Ziel. Wenn ich der Törin erst einmal das Kapital abgenommen habe, vermag ich ja für die Gesellschaft damit Nutzen zu schaffen.« Sie haben eben für jede Niedertracht die eine Entschuldigung, dies sei zum Besten der Gesellschaft! »Aber gleichwohl«, spricht er, »habe ich es besser als dein Puschkin gemacht, denn ich habe sogar in scherzende Verschen den Schmerz um gesellschaftliche Übel hineingeflochten!« Was er da von Puschkin spricht – das verstehe ich. Wie denn, wenn er tatsächlich ein Mann von Talent war und dabei nur Füßchen beschreibt! Ja, wie stolz war er auf seine Verschen! Eine Selbstliebe besitzen diese Menschen, eine Selbstliebe! »Auf die Heilung des kranken Füßchens des Gegenstandes meiner Liebe« – eine solche Überschrift dachte er sich aus – der tolle Kerl!

Was ist das schon für ein Füßchen,
Es erkrankte nur ein bißchen!
Kommt der Doktor, es zu heilen,
Er verbindet es und quält es.

Doch ich gräm' mich nicht ums Füßchen,
Mag ein Puschkin es besingen.
Um das Köpfchen trag ich Sorge,
Es begreift nicht, was ich denke!

Schon begann es zu begreifen,
Doch da störte ja das Füßchen.
Mög es baldigst wieder heil sein,
Daß das Köpfchen mich begreife!

Ein Schwein ist er, nichts als ein Schwein; es kam aber ganz gefällig heraus bei dem Schuft! Und tatsächlich hat er da ›Gesellschaftliches hineingeflochten‹. Wie er aber wütend war, als man ihn wegjagte! Er knirschte nur so mit den Zähnen!«

»Er hat sich bereits gerächt«, sprach Aljoscha. »Er hat über die Chochlakow einen kleinen Artikel geschrieben.«

Und Aljoscha erzählte ihm in Kürze von dem, was in der Zeitung ›Die Gerüchte‹ gestanden hatte.

»Das ist er gewesen, er!« bestätigte Mitja, und er wurde finster. »Das ist er! Diese kleinen Artikelchen . . . ich weiß ja . . . das heißt, wieviel Gemeinheiten schon geschrieben wurden, zum Beispiel über Gruscha . . . Und über jene auch, über Katja . . . Hm!«

Er schritt bekümmert im Zimmer auf und ab.

»Bruder, ich kann nicht lange bei dir bleiben«, sprach nach kurzem Schweigen Aljoscha. »Morgen ist der furchtbare, der große Tag für dich: Gottes Gericht vollzieht sich über dir . . . und da wundere ich mich denn, du gehst umher, und statt zur Sache sprichst du Gott weiß worüber . . .«

»Nein, wundere dich nicht«, unterbrach ihn mit Wärme Mitja. »Wie denn, soll ich etwa von diesem stinkenden Hund sprechen? Von dem Mörder? Schon genug haben wir darüber miteinander gesprochen. Ich will nichts mehr hören von dem stinkenden Sohn der Stinkenden! Ihn wird Gott töten. Das wirst du sehen, schweige davon!«

Er schritt aufgeregt auf Aljoscha zu, und plötzlich küßte er ihn. Seine Augen brannten.

»Rakitin wird das nicht begreifen«, begann er, gleich als

ob er völlig von einer Art Verzückung erfaßt sei, »du aber, du wirst alles verstehen. Deshalb habe ich auch so nach dir gedürstet. Siehst du, längst wollte ich dir hier, in diesen kahlen Mauern, gar vieles beichten, ich schwieg aber von der Hauptsache: es schien mir so, als ob die Zeit dazu noch immer nicht gekommen sei. Ich erwartete jetzt die letzte Frist, um dir meine Seele auszuschütten. Bruder, ich habe in diesen letzten zwei Monaten in mir einen neuen Menschen empfunden, ein neuer Mensch erstand in mir! Wohl war er beschlossen in mir, er hätte sich aber niemals offenbart, wenn nicht dieser Donner niedergegangen wäre. Furchtbar! Und was liegt mir jetzt daran, daß ich zwanzig Jahre lang im Bergwerk mit dem Hammer Erz klopfen werde – ich fürchte dies überhaupt nicht, vor etwas ganz anderem habe ich jetzt furchtbare Angst: es möchte mich wiederum der verlassen, der eben erst auferstand in mir! Man kann ja auch dort, im Bergwerk, unter der Erde neben sich in einem ebensolchen Sträfling und Mörder ein menschliches Herz finden und ihm nahetreten, weil man ja auch dort zu leben und zu lieben und zu leiden vermag! Man kann wiedererwecken und auferstehen lassen in diesem Sträfling das erstorbene Herz, man kann Jahre und Jahre um ihn bemüht bleiben und endlich einer schon hochgesinnten Seele aus ihrer Höhle heraus den Weg zum Licht erkämpfen, einer Seele, die durch Leiden wissend wurde; man kann einen Engel erstehen, einen Helden auferstehen lassen! Es sind ja doch ihrer so viele, es sind ihrer Hunderte, und wir alle sind schuldig an ihnen! Wozu hat es mir denn damals von dem ›Kindchen‹ geträumt, damals in einem solchen Augenblick? ›Weshalb ist das Kindchen so arm?‹ Das war eine Prophezeiung in jener Minute! Wegen ›des Kindchens‹ werde ich auch nach Sibirien wandern! Denn alle sind an allen schuldig. An allen Kinderchen. Denn es gibt ja große und kleine Kinder. Alle sind ›Kindchen‹. Für sie alle werde ich nach Sibirien wandern; es ist ja doch wohl nötig, daß irgendwer auch für alle dahin geht.

Ich habe meinen Vater nicht getötet, ich muß aber trotzdem dahin gehen! Ich nehme es auf mich! Mir ist dies alles hier aufgegangen . . . gerade hier in diesen kahlen Mauern! Aber es sind ihrer ja so viele, es sind ihrer dort Hunderte, unter der Erde meine ich, mit Hämmern in den Händen! O ja, wir werden in Ketten sein, und es wird keine Freiheit geben, aber dann werden wir in unserem großen Kummer aufs neue auferstehen zur Freude, ohne die es dem Menschen unmöglich ist, zu leben, und ohne die Gott nicht sein kann, denn Gott gibt die Freude, das ist sein Vorrecht, sein erhabenes . . . hier, es vergehe der Mensch im Gebet! Wie werde ich dort unter der Erde ohne Gott sein können? Rakitin lügt: Wenn man Gott von der Erde vertreiben wird, so werden wir ihm unter der Erde begegnen! Für einen Zuchthäusler ist es nicht möglich, ohne Gott zu sein, noch weniger möglich sogar wie für die, die außerhalb des Zuchthauses leben! Und dann werden wir, die unterirdischen Menschen, aus der Tiefe der Erde einen Trauerhymnus anstimmen zu Gott, bei dem die Freude ist! Ja, es lebe Gott und seine Freude! Ich liebe ihn!«

Als Mitja seine wilde Rede hervorgestoßen hatte, keuchte er fast.

Er war bleich geworden, seine Lippen zitterten, aus seinen Augen flossen Tränen.

»Nein, das Leben ist voll und reich, und Leben ist auch unter der Erde!« begann er wiederum. »Du wirst nicht glauben, Aljoscha, wie es mich jetzt zu leben verlangt, welch ein Durst danach, zu sein und zu erkennen, mich gerade in diesen kahlen Mauern überkam! Rakitin versteht das nicht, er denkt nur daran, ein Haus zu bauen und Mieter zu haben, ich aber erwarte dich. Ja, und was bedeutet denn eigentlich das Leiden? Ich fürchte es nicht, und wenn es auch unermesslich wäre. Jetzt fürchte ich es nicht, vordem fürchtete ich es. Weißt du, ich werde vielleicht vor Gericht nicht einmal Antwort geben . . . Es scheint mir ja, so viel lebt in mir jetzt von dieser Kraft,

daß ich alles ertragen will, alle Leiden, um mir nur jeden Augenblick zu sagen und zu künden: »Ich bin!« In tausend Qualen bin ich, in der Folter quäle ich mich, aber ich bin! In der Finsternis sitze ich, aber auch ich bin am Leben, ich sehe die Sonne; würde ich sie aber auch nicht sehen, so weiß ich doch, daß sie da ist. Und das – das ist schon das ganze Leben. Aljoscha, du mein Cherubim, mich töten verschiedene Philosophien, der Teufel hole sie! Bruder Iwan . . .«

»Was ist mit Bruder Iwan?« unterbrach Aljoscha schnell. Mitja hörte aber gar nicht darauf.

»Siehst du, vordem spürte ich gar nichts von allen diesen Zweifeln, aber dies alles lag doch wohl in mir beschlossenen. Vielleicht gerade deshalb, weil ganz bestimmte Gedanken in mir tobten, betrank ich mich, raufte ich und gab mich dem Zorn hin. Um diese Zweifel in mir zu beschwichtigen, darum raufte ich nur, um sie zu unterjochen, um sie totzudrücken! Bruder Iwan ist nicht Rakitin, er verbirgt seine Gedanken. Bruder Iwan ist eine Sphinx, und er schweigt, immer schweigt er. Mich aber quält Gott. Und nur dies allein quält mich! Wie aber, wenn er nicht ist? Wie denn, wenn Rakitin recht damit hat, daß dies nur eine künstliche Idee in der Menschheit ist? Dann, wenn er nicht ist, dann ist der Mensch der Herr der Erde, des Weltenbaues! Herrlich! Wie wird er aber nur tugendhaft sein können ohne Gott? Das ist die Frage! Daran muß ich immerzu denken. Denn wen wird er dann lieben, der Mensch, meine ich? Wem wird er dann dankbar sein, wem wird er dann einen Lobgesang singen? Rakitin lacht darüber. Rakitin sagt, man könne die Menschheit lieben auch ohne Gott. Nun, diese dreckige Rotznase kann dies zwar behaupten, ich aber vermag es nicht zu begreifen. Leicht ist es Rakitin, zu leben. »Du«, spricht er heute zu mir, »arbeite lieber an der Erweiterung der bürgerlichen Rechte der Menschen, oder wenigstens daran, daß der Fleischpreis nicht steigt; dadurch wirst du der Menschheit auf einfachere und

naheliegendere Weise Liebe erweisen als durch Philosophien.« Ich habe ihn darauf auch abgefertigt: »Du aber«, sprach ich, »wirst, ohne Gott nämlich, noch selber den Fleischpreis in die Höhe treiben, wenn das gerade in deinem Interesse liegt. Du wirst dann einen Rubel auf den Kopeken aufschlagen.« Da wurde er böse. Denn was ist denn eigentlich die Tugend? Darauf antworte du mir, Alexej. Ich besitze eine Tugend, der Chinese aber eine andere – dies ist demnach wohl nur etwas Beziehungsweises? Oder nicht? Oder ist sie nicht nur in bezug auf anderes gültig? Eine listige Frage! Du wirst nicht darüber lachen, wenn ich dir sagen werde, daß ich ihretwegen zwei Nächte nicht schlief. Ich bin jetzt nur darüber erstaunt, wie die Leute so hinleben können und ganz und gar nicht hieran denken. Eitelkeit! Bei Iwan gibt es keinen Gott, bei ihm gilt nur die Idee. Das ist nichts für meine Maße. Er schweigt aber. Ich glaube, er ist Freimaurer. Ich habe ihn gefragt – er schweigt. An seiner Quelle wollte ich das Wässerchen erproben – er schweigt. Einmal nur hat er ein Wörtchen gesagt.«

»Was hat er denn gesagt?« fragte Aljoscha.

»Ich sage zu ihm: »Demnach ist also alles erlaubt, wenn dem so ist?« Er verzog die Stirn: »Fjodor Pawlowitsch«, spricht er, »unser Väterchen war zwar ein Ferkel, er urteilte aber richtig.« Das ist es, womit er mich abfertigte. Nur dies eine hat er gesagt. Das ist eigentlich noch Rakitin überlegen!«

»Ja«, bestätigte bitter Aljoscha. »Wann war er übrigens bei dir?«

»Darüber später, jetzt von etwas anderem. Ich habe dir bis jetzt von Iwan nichts erzählt. Ich habe das bis zuletzt aufgespart. Wenn diese meine Angelegenheiten hier zu Ende gehen und man das Urteil fällen wird, dann werde ich dir noch etwas erzählen, alles werde ich dir dann erzählen. Es handelt sich dort um etwas, was furchtbar ist. Du aber wirst mir darin Richter sein. Jetzt fange aber damit auch gar nicht an, jetzt schweige. Du sprichst da

von dem, was morgen sein wird, vom Gericht; aber glaubst du es wohl, ich weiß davon gar nichts.«

»Hast du mit dem Anwalt gesprochen?«

»Was ist denn ein Anwalt! Ich habe ihm alles erzählt. Ein sanfttuender Schelm, ein Großstadtmensch, ein Bernard! Er glaubt mir nicht einmal für einen zerbrochenen Groschen! Er glaubt, ich habe den Mord begangen, stelle dir nur vor - das sehe ich schon. ›Weshalb sind Sie denn nur, frage ich ihn, ›wenn dem so ist, hierhergekommen, mich zu verteidigen?‹ Ich spucke auf sie alle. Auch einen Doktor hat man verschrieben, man will beweisen, daß ich verrückt sei. Ich erlaube es nicht! Katarina Iwanowna will ›ihre Pflicht‹ bis zum letzten erfüllen. Sie hat sich das einmal in den Kopf gesetzt! (Mitja lachte bitter auf.) Eine Katze! Ein grausames Herz! Sie weiß ja, daß ich damals in Mokroje von ihr sagte, sie sei ein Weib ›von großem Zorn! Man hat es ihr natürlich wiedererzählt. Ja, die Aussagen haben sich gegen mich vermehrt wie der Sand am Meer! Grigori besteht auf dem Seinigen; Grigori ist ehrenhaft, aber ein Dummkopf. Viele Leute sind nur deshalb ehrenhaft, weil sie dumm sind. Dies ist ein Einfall des Rakitin. Grigori ist mir feindlich gesinnt. Bei manch einem ist es vorteilhafter, ihn zum Feind als zum Freund zu haben. Ich sage dies in bezug auf Katarina Iwanowna. Ich fürchte, ach, ich fürchte, daß sie vor Gericht von jenem Fußfall sprechen wird, nach jenen Viertausendfünfhundert! Bis zum Schluß wird sie heimzahlen, bis auf den letzten Heller! Ich will gar nicht ihr Opfer! Schamrot werden sie mich machen vor Gericht! Irgendwie werde ich es ertragen. Gehe zu ihr hin, Aljoscha, und bitte sie, sie möchte dies nicht vor Gericht erzählen. Oder geht das nicht an? Ja, Teufel, einerlei, ich werde es ertragen! Um sie aber ist es mir nicht leid. Sie selber will das so, dafür muß sie auch büßen. Ich, Alexej, werde meine Rede halten.« (Er lachte wieder auf.)

»Nur . . . nur Gruscha, eben Gruscha, o mein Gott! Weshalb soll denn gerade sie jetzt solche Qual auf sich neh-

men?« rief er plötzlich unter Tränen aus. »Es tötet mich Gruscha, der Gedanke an sie tötet mich, tötet mich! Sie war vorhin hier . . .«

»Sie hat es mir erzählt. Du hast sie heute gar sehr betrübt . . .«

»Ich weiß es. Der Teufel hole mich wegen meines Charakters. Ich war eifersüchtig! Als ich sie entließ, bereute ich es und küßte sie. Um Verzeihung habe ich sie aber nicht gebeten.«

»Weshalb denn nicht?« rief Aljoscha aus.

Mitja brach plötzlich in ein fast lustiges Lachen aus:

»Gott behüte dich lieben Jungen davor, irgendwann ein geliebtes Weib wegen deiner Schuld um Verzeihung zu bitten! Besonders wenn du sie liebst, ganz besonders dann, wie sehr du auch vor ihr schuldig sein mögest! Denn ein Weib – Bruder, der Teufel weiß, was das ist, von ihnen habe ich wenigstens einen richtigen Begriff! Versuche es aber nur einmal, dich vor ihr schuldig zu bekennen: ›Ich bin ja schuldig, verzeih, vergib mir!‹ dann werden die Vorwürfe nur so hageln! Um keinen Preis wird sie dir geradeswegs und einfach verzeihen, sie wird dich vielmehr erniedrigen, bis du zu einem Lappen geworden bist; sie wird dir sogar das vorhalten, was gar nicht der Fall war, alles wird sie dir vorhalten, nichts vergessen, vielmehr noch von sich aus einiges hinzudichten, und nur dann erst wird sie dir verzeihen. Und das ist noch die Beste, die Allerbeste! Sie wird die letzten Abfälle zusammenkratzen und dir alles auf den Kopf legen – eine solche Lust am Schinden, ich sage es dir, sitzt in ihnen, in allen ohne jede Ausnahme, gerade in diesen Engeln, ohne die wir nicht leben können! Siehst du, Täubchen, ich will es offen und ehrlich aussprechen: jeder anständige Mensch muß unter dem Pantoffel irgendeines Weibes stehen. Das ist so meine Überzeugung, nicht vielleicht meine Überzeugung, vielmehr mein Gefühl. Der Mann soll großmütig sein, und ihn beschmutzt das nicht, sogar nicht einmal wenn er ein Held ist, sogar wenn er

Cäsar ist! Nun, aber gleichwohl bitte nicht um Verzeihung, niemals und um nichts. Merke dir diese Regel: es lehrte sie dich dein Bruder Mitja, der selber durch die Weiber zugrunde ging. Nein, ich werde besser, ohne um Verzeihung zu bitten, Gruscha durch irgend etwas meine Ergebenheit beweisen. Ich habe Ehrfurcht vor ihr, Alexej, ich habe Ehrfurcht! Sie sieht dies nur nicht, nein, immer ist es ihr zu wenig Liebe. Und sie quält mich, durch ihre Liebe quält sie mich. Was bedeutet dagegen das, was vordem war? Vordem quälten mich nur die höllischen Linien ihres Körpers, jetzt aber habe ich ihre ganze Seele in meine Seele aufgenommen und bin durch sie selber zu einem Menschen geworden! Wird man uns trauen? Sonst werde ich noch vor Eifersucht sterben! Irgendwas dergleichen träumt mir auch jeden Tag . . . Was hat sie dir denn von mir erzählt?«

Aljoscha wiederholte alles, was ihm Gruscha vorhin gesagt hatte. Mitja hörte aufmerksam zu, ließ sich vieles zum zweitenmal erzählen und äußerte seine Zufriedenheit.

»So zürnt sie mir denn gar nicht darum, daß ich eifersüchtig bin«, rief er aus. »Das ist ein echtes Weib! Ich selber habe ein grausames Herz. Ach, ich liebe solche, gerade solche Grausame liebe ich, wenn ich es auch nicht ausstehen kann, wenn man auf mich eifersüchtig ist – ich kann es wirklich nicht ausstehen! Prügeln werden wir uns. Aber lieben – lieben werde ich sie unendlich. Wird man uns trauen? Traut man denn überhaupt Zuchthäusler? Das ist eine Frage. Ohne sie kann ich aber gar nicht leben . . .«

Mitja ging finster im Zimmer auf und ab. Es war fast dunkel geworden. Er wurde plötzlich furchtbar bekümmert.

»Aljoscha, ein Geheimnis, sagt sie, ein Geheimnis? Ich habe, sagt sie, mit zwei anderen eine Verschwörung gegen sie angezettelt, und ›Katka‹, sagt sie, habe ihre Hand im Spiel? Nein, Bruder, Gruschenka, dem ist nicht so! Da

hast du einen Bock geschossen aus deiner Weiberdummheit heraus! Aljoscha, Täubchen, ach, es koste, was es wolle! Ich werde dir nun unser Geheimnis eröffnen!« Er sah sich nach allen Seiten um, ging plötzlich ganz nahe an den vor ihm stehenden Aljoscha heran und sprach zu ihm flüsternd und mit geheimnisvoller Miene, obgleich sie tatsächlich niemand belauschen konnte: der alte Wächter schlummerte in der Ecke auf einer Bank, die wachehaltenden Soldaten hätten aber nicht ein einziges Wort vernehmen können.

»Ich werde dir unser ganzes Geheimnis enthüllen!« flüsterte hastig Mitja. »Ich wollte das später tun, aber kann ich mich denn ohne dich zu irgend etwas entschließen? Du bist für mich alles! Wenn ich auch sage, Iwan stehe höher als wir, so bist du aber eben mein Cherubim. Nur deine Entscheidung gilt. Vielleicht bist du aber auch tatsächlich der Höherstehende und nicht Iwan. Siehst du, hier handelt es sich um eine Gewissenssache, im höchsten Grad um eine solche – das Geheimnis ist eben ein so wichtiges, daß ich allein damit gar nicht fertig werden kann und es immer bis zu deiner Ankunft verschob; aber gleichwohl ist es jetzt noch zu früh, um zu entscheiden, man muß erst das Urteil abwarten; wenn es gefällt sein wird, dann wirst du auch über mein Schicksal entscheiden. Jetzt tue das aber nicht, ich werde dir sogleich alles sagen, höre mich an, aber urteile nicht. Stehe und schweige. Ich werde dir nur meinen Plan sagen, ohne in Einzelheiten einzugehen. Du aber schweige. Keine Frage, keine Bewegung, einverstanden? Aber übrigens, mein Gott, was werde ich denn nur mit deinen Augen anfangen? Ich fürchte, deine Augen werden deine Entscheidung verkündigen, wenn du auch stillschweigst. Ach, wie fürchte ich das! Aljoscha, höre: Bruder Iwan schlägt mir vor davonzulaufen. Einzelheiten unterlasse ich; alles ist vorbereitet, alles kann gelingen. Schweig, urteile nicht. Nach Amerika mit Gruscha! Ich kann ja nicht ohne sie leben! Nun, was wird dann, wenn man sie

dort nicht zu mir lassen wird? Traut man denn Zuchthäusler? Bruder Iwan meint nein. Aber ohne Gruscha, was werde ich denn da unter der Erde mit dem Hammer anfangen? Ich werde mir dann nur den Schädel einschlagen! Aber andererseits das Gewissen! Ich bin ja dann dem Leiden entflohen. Es war ein Fingerzeig Gottes – ich aber wies ihn von mir, es war ein Weg der Reinigung – ich aber wandte mich ja zur Linken! Iwan sagt, man könne »bei solchen Neigungen« in Amerika mehr Nutzen bringen als unter der Erde. Nun, aber unsere Hymne, unsere Hymne unter der Erde, wo wird sie denn gesungen werden? Was ist Amerika, Amerika ist wiederum Eitelkeit! Ja und auch Betrug, denke ich, gibt es gar viel gerade in Amerika. Vor der Kreuzigung floh ich aber davon! Deshalb spreche ich ja zu dir, Alexej, weil du allein dies verstehen kannst, sonst aber niemand! Für die anderen ist dies Dummheit, Traumeswirren – ich meine eben alles das, was ich dir soeben über die Hymne sagte. Sie werden sagen, er ist verrückt geworden, oder er ist ein Dummkopf. Ich bin aber gar nicht verrückt geworden, und ich bin auch kein Dummkopf. Es begreift das von der Hymne auch Iwan, auch er begreift das wohl, er antwortet nur nicht darauf, er schweigt. An die Hymne glaubt er nicht. Sprich nicht, sprich nicht, ich sehe ja, wie du auf mich blickst: du hast bereits entschieden! Tue das nicht, schonen mich, ich kann ja ohne Gruscha nicht leben, warte bis zum Gericht!«

Als Mitja geendet hatte, war er wie außer sich. Er hatte Aljoscha mit beiden Händen an den Schultern gefaßt und sog sich nur so in seine Augen ein mit seinem dürstenden, brennenden Blick!

»Traut man denn Zuchthäusler?« wiederholte er zum drittenmal mit flehender Stimme.

Aljoscha hörte ihm mit außerordentlichem Staunen zu und war tief erschüttert.

»Sag du mir eines«, murmelte er, »besteht Iwan gar sehr darauf, und wer hat dies denn zuerst ausgedacht?«

»Er, er hat es ausgedacht, er besteht darauf! Er hat mich immer nicht besuchen wollen, und da kam er plötzlich, vor einer Woche, und begann geradeswegs davon zu sprechen. Es ist furchtbar, wie er darauf besteht. Er bittet nicht, er befiehlt. An meinem Gehorsam zweifelt er nicht einen Augenblick, obgleich ich ihm so wie dir mein ganzes Herz ausschüttete und sogar von der Hymne erzählte. Er sagte mir auch, wie man das anstellt, er hat alle Erkundigungen eingezogen, aber davon später. Bis zur Hysterie wünscht er das. »Die Hauptsache, das Geld; zehntausend«, spricht er, »für dich zur Flucht, und etwa zwanzigtausend für Amerika.« »Für zehntausend«, spricht er, »werden wir aber eine ganz großartige Flucht fertigbringen!«

»Und er erlaubte durchaus nicht, mir das mitzuteilen?« fragte von neuem Aljoscha.

»Durchaus nicht, niemandem, vor allem aber nicht dir – dir um keinen Preis! Er fürchtet wahrscheinlich, du werdest wie mein Gewissen vor mir stehen. Sage ihm nur nicht, daß ich dir das mitteilte. Sage es nur ihm nicht!«

»Du hast recht«, meinte Aljoscha, »man kann das nicht entscheiden, bevor nicht das Gericht das Urteil fällt. Nachher wirst du dich schon selber entscheiden; dann wirst du ja selber in dir einen neuen Menschen finden, und der wird dann die Entscheidung treffen.«

»Einen neuen Menschen, oder Bernard, der wird dann auch entscheiden in seiner Weise! Denn, so scheint es mir oft, ich bin auch selber Bernard, den ich so verachte!« lächelte Mitja bitter.

»Hast du denn, mein Bruder, schon wirklich alle Hoffnung aufgegeben, freigesprochen zu werden?«

Mitja zuckte krampfhaft mit den Achseln und schüttelte verneinend den Kopf.

»Aljoscha, Täubchen, es ist Zeit für dich!« rief er plötzlich, als ob er in Eile sei. »Der Aufseher hat soeben auf dem Hof gerufen, sogleich wird er auch hier sein. Es ist spät für uns, das ist nicht in der Ordnung. Umarme mich

rasch, küsse und bekreuze mich, mein Täubchen, bekreuze du mich für mein morgiges Kreuz!«

Sie umarmten und küßten sich.

»Aber Iwan«, sprach plötzlich Mitja, »hat mir vorgeschlagen auszureißen, und dabei glaubt er ja selber, daß ich den Mord beging!«

Ein trauriges Lächeln spielte um seine Lippen.

»Hast du ihn gefragt, ob er es glaubt oder nicht?« fragte Aljoscha.

»Nein, das habe ich nicht getan. Ich wollte es, ja, aber ich vermochte es nicht, ich hatte nicht die Kraft dazu. Ja, aber ich sehe es doch an seinen Augen. Nun, leb wohl!« Noch einmal küßten sie sich rasch, und Aljoscha war schon im Weggehen, als ihn plötzlich Mitja wieder zurückrief:

»Stelle dich vor mich hin, siehst du, so!«

Und er erfaßte Aljoscha wiederum fest mit beiden Händen an den Schultern. Sein Gesicht war plötzlich ganz bleich geworden, so daß dies bei der fast völligen Finsternis furchtbar auffiel. Seine Lippen verzogen sich, sein Blick sog sich förmlich in den Aljoschas ein.

»Aljoscha, sage mir die volle Wahrheit wie vor Gott, dem Herrn: Glaubst du, daß ich den Mord beging oder nicht? Du, gerade du, glaubst du es oder nicht? Sprich die volle Wahrheit, lüge nicht!« rief er ihm außer sich zu.

Aljoscha war es, als ob ihm der Boden unter den Füßen schwanke, und es kam ihm so vor, er fühlte das förmlich, als ob etwas Scharfes sein Herz durchdringe.

»Genug, was willst du denn . . .«, murmelte er nur, gleich als ob er den Zusammenhang verloren habe.

»Die ganze Wahrheit will ich, die volle Wahrheit, lüge nicht!« wiederholte Mitja.

»Nicht einen einzigen Augenblick habe ich geglaubt, du seist der Mörder«, entrang es sich plötzlich mit zitternder Stimme der Brust des Aljoscha, und er erhob die rechte Hand, als wolle er Gott zum Zeugen seiner Worte anrufen.

Seligkeit erhellte augenblicklich Mitjas ganzes Gesicht. »Ich danke dir!« sprach er gedehnt, und es war so, wie wenn einer aufseufzt, wenn er aus seiner Ohnmacht erwacht. »Jetzt hast du mich neu geboren . . . Glaubst du es wohl, bis jetzt habe ich immer gefürchtet, dich zu fragen, das heißt gerade dich, dich! Nun, so gehe denn, geh! Du hast mich gestärkt für morgen, segne dich Gott! Nun gehe, habe Iwan lieb!« das war das letzte Wort, das sich Mitja entrang.

Aljoscha war ganz in Tränen, als er hinausging. Ein solcher Grad von Argwohn, ein solches Maß von Mißtrauen sogar zu ihm, Aljoscha – dies alles hatte plötzlich vor seinen Augen einen solchen Abgrund ausgangslosen Kummers und hoffnungsloser Verzweiflung in der Seele seines unglücklichen Bruders aufgedeckt, wie er es vordem auch gar nicht geahnt hatte. Tiefes, unendliches Mitleid erfaßte ihn plötzlich und quälte ihn augenblicklich bis zur Erschöpfung. Sein erschüttertes Herz tat ihm furchtbar weh.

»Habe Iwan lieb«, diese Worte, die Mitja eben erst gesprochen hatte, kamen ihm plötzlich in den Sinn. Ja, und er war auch gerade auf dem Weg zu Iwan. Er hatte schon am Morgen das dringende Bedürfnis empfunden, Iwan zu sehen. Nicht weniger als Mitja quälte ihn Iwan, und jetzt, nach der Begegnung mit seinem Bruder, mehr wie irgendwann.

V. *Nicht du, nicht du!*

Auf dem Weg zu Iwan mußte er an dem Haus vorübergehen, in dem Katarina Iwanowna wohnte. In den Fenstern war Licht. Er blieb plötzlich stehen und beschloß einzutreten. Schon länger als eine Woche hatte er Katarina Iwanowna nicht gesehen. Es kam ihm aber eben auch in den Sinn, daß jetzt vielleicht Iwan bei ihr sei, am Vorabend eines solchen Tages. Er schellte, und als er die

Treppe betrat, die von einer chinesischen Laterne nur spärlich beleuchtet war, sah er, wie da ein Mann herunterkam, in dem er, als sie einander begegneten, seinen Bruder erkannte. Dieser hatte demnach Katarina Iwanowna bereits verlassen.

»Ach, das bist nur du«, sprach trocken Iwan Fjodorowitsch. »Nun, leb wohl, du willst zu ihr?«

»Ja.«

»Ich rate dir ab, sie ist in Erregung«, und du wirst sie nur noch mehr aufregen.«

»Nein, nein!« schrie plötzlich eine Stimme von oben, aus einer Tür heraus, die sich ganz plötzlich geöffnet hatte,

»Alexej Fjodorowitsch, Sie kommen von ihm?«

»Ja, ich war bei ihm.«

»Hat er Sie geschickt, mir irgend etwas zu sagen? Kommen Sie näher, Aljoscha, und Sie, Iwan Fjodorowitsch, kommen Sie unbedingt, unbedingt zurück. Hören Sie!«

In der Stimme der Katja klang ein so befehlshaberisches Nötigen, daß Iwan Fjodorowitsch, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, gleichwohl beschloß wieder heraufzukommen, zugleich mit Aljoscha.

»Sie hat gelauscht!« murmelte er gereizt vor sich hin; Aljoscha verstand es aber doch.

»Erlauben Sie mir, im Mantel zu bleiben«, sprach Iwan, als er den Saal betrat, »ich werde mich nicht setzen. Ich werde nicht länger als eine Minute bleiben.«

»Nehmen Sie Platz, Alexej Fjodorowitsch«, sprach Katarina Iwanowna, während sie selber stehenblieb. Sie hatte sich wenig verändert in dieser Zeit, ihre dunklen Augen leuchteten nur in unheilvollem Glanz. Aljoscha entsann sich später, daß sie ihm in diesem Augenblick außerordentlich schön vorgekommen war.

»Was hat er mir denn auszurichten befohlen?«

»Nur eines«, sprach Aljoscha, indem er ihr gerade ins Gesicht sah, »daß Sie sich schonen möchten und vor Gericht keine Aussagen machen möchten darüber (er war ein wenig verlegen), was zwischen Ihnen vorfiel . . .

zur Zeit Ihrer ersten Bekanntschaft . . . in jener Stadt . . .«

»Ach, das heißt über den Fußfall für jenes Geld?« erfaßte sie rasch, und sie lachte bitter. »Wie denn, fürchtet er für sich selber oder für mich? Wie? Er sagte, ich möchte schonen – wen denn? Ihn oder mich? Sprechen Sie, Alexej Fjodorowitsch!«

Aljoscha sah sie durchdringend an, indem er sich bemühte, sie zu verstehen.

»Sowohl sich selber wie ihn«, sprach er leise.

»Ach so«, sprach sie böse und errötete plötzlich.

»Sie kennen mich noch nicht, Alexej Fjodorowitsch«, fuhr sie drohend fort. »Ja, und auch ich kenne mich selber noch nicht. Vielleicht werden Sie mich mit Füßen zertreten wollen, wenn das Verhör morgen vorüber ist!«

»Sie werden Ihre Aussagen ehrlich machen«, sprach Aljoscha. »Nur dies eine ist nötig.«

»Ein Weib ist oft ehrlos«, knirschte sie. »Ich dachte noch vor einer Stunde, es sei mir gräßlich, mich diesem Ungeheuer zu nähern . . . er sei für mich ein Ekel . . . und da ist es auf einmal doch nicht so, er ist noch immer ein Mensch für mich! Ja, hat er denn wirklich den Mord begangen? Hat denn er das getan?« rief sie plötzlich hysterisch, wobei sie sich rasch an Iwan Fjodorowitsch wandte. Aljoscha begriff augenblicklich, daß sie diese selbe Frage Iwan Fjodorowitsch bereits gestellt hatte, vielleicht nur eine Minute vor seiner Ankunft, und nicht zum erstenmal, vielleicht zum hundertsten, und daß sie sich schließlich gezankt hatten.

»Ich war bei Smerdjakow . . . Du bist es, du hast mich davon überzeugt, daß er ein Vtermörder ist. Ich habe auch nur dir geglaubt!« fuhr sie fort, wobei sie sich immer noch an Iwan Fjodorowitsch wandte. Der lachte, wie es schien, gezwungen. Aljoscha erbehte, als er dies »du« vernahm. Er vermochte es gar nicht, solche Beziehungen auch nur zu vermuten.

»Nun, genug davon«, schnitt ihr Iwan das Wort ab. »Ich

werde gehen. Ich werde morgen wiederkommen!« Und sogleich machte er kehrt, verließ das Zimmer und ging geradeswegs zur Treppe hin. Katarina Iwanowna erfaßte da plötzlich mit einer ganz gebieterischen Bewegung Aljoscha an beiden Händen.

»Laufen Sie ihm nach! Holen Sie ihn ein! Lassen Sie ihn keinen Augenblick allein«, flüsterte sie rasch. »Er ist verrückt! Sie wissen nicht, daß er verrückt geworden ist? Er hat Fieber, Nervenfieber! Mir hat es der Doktor gesagt; gehen Sie, laufen Sie ihm nach!«

Aljoscha sprang auf und stürzte Iwan Fjodorowitsch nach. Der hatte noch keine fünfzig Schritte zu machen vermocht.

»Was willst du?« sprach er und wandte sich plötzlich nach Aljoscha um, als er sah, daß dieser ihn einholte. »Sie hat dir befohlen, mir nachzulaufen, weil ich verrückt sei. Ich weiß das auswendig«, fügte er erregt hinzu.

»Sie irrt natürlich; sie hat aber darin recht, daß du krank bist«, sprach Aljoscha. »Ich habe soeben bei ihr auf dein Gesicht geschaut, du hast einen sehr, sehr kranken Ausdruck, Iwan!«

Iwan schritt ohne anzuhalten dahin. Aljoscha folgte ihm.

»Weißt du denn, Alexej Fjodorowitsch, wie man verrückt wird?« fragte Iwan mit völlig ruhiger, schon gar nicht mehr erregter Stimme, in der auf einmal die allerharmloseste Neugier durchklang.

»Nein, ich weiß es nicht, ich vermute nur, daß es viele Arten von Verrücktheit gibt.«

»Kann man denn an sich selber beobachten, wie man verrückt wird?«

»Ich glaube, daß es unmöglich ist, sich in solchem Fall genau zu beobachten«, antwortete mit Staunen Aljoscha. Iwan verstummte für eine halbe Minute.

»Wenn du mit mir irgendworüber sprechen willst, so ändere bitte das Thema«, sprach er plötzlich.

»Da ist aber, um es nicht zu vergessen, ein Brief an dich«, sprach schüchtern Aljoscha, nahm den Brief der Lisa aus

der Tasche und streckte ihn Iwan hin. Sie waren gerade bei einer Laterne angelangt. Iwan erkannte sogleich die Handschrift.

»Das ist ja von jener kleinen Besessenen!« sprach er und lachte boshaft auf; und ohne das Kuvert zu öffnen, riß er es plötzlich in mehrere Stücke und streute sie in alle Winde. Die Fetzen flogen auseinander.

»Sie ist noch keine sechzehn Jahre alt, scheint es, und schon bietet sie sich an!« sprach er verächtlich im Weiter-schreiten.

»Wieso bietet sie sich denn an?« rief Aljoscha.

»Es ist doch bekannt, wie sich verdorbene Weiber anbieten!«

»Was sagst du da, Iwan, was sagst du denn da?« sprach voll Kummer und doch mit Feuer Aljoscha. »Das ist noch ein Kind, du beleidigst ein Kind! Sie ist krank, sie ist sehr krank, auch sie wird vielleicht verrückt werden . . . Ich mußte dir doch ihren Brief abgeben . . . Ich wollte sogar von dir erfahren, wie ich sie retten könne!«

»Gar nichts hast du da von mir zu erfahren. Wenn sie ein Kind ist, so bin ich doch nicht ihre Wärterin. Schweige, Aljoscha! Sprich nicht mehr davon! Ich denke schon gar nicht mehr daran.«

Sie schwiegen wiederum eine Minute.

»Sie wird jetzt die ganze Nacht zur Mutter Gottes beten, daß die ihr zeige, wie sie sich morgen vor Gericht verhalten soll«, sprach Iwan wiederum rasch und böse.

»Du . . . du sagst das von Katarina Iwanowna?«

»Ja. Soll sie auftreten als Retterin oder als die, die ihn zugrunderichtet? Daß ihrer Seele hierin Erleuchtung werde, darum wird sie beten. Sie selber, sehen Sie, weiß es ja noch nicht, sie hat sich noch nicht vorbereiten können. Auch sie will mich zur Wärterin haben, sie will, ich soll sie einlullen.«

»Katarina Iwanowna liebt dich, Bruder«, murmelte kummervoll Aljoscha.

»Vielleicht. Nur mag ich sie nicht . . .«

»Sie leidet. Weshalb sagst du ihr dann aber . . . bisweilen . . . solche Worte, daß sie sich Hoffnung macht?« fuhr Aljoscha mit schüchternem Vorwurf fort. »Ich weiß es ja, daß du ihr Hoffnung machtest – verzeih mir, daß ich so spreche«, fügte er hinzu.

»Ich kann doch nicht so verfahren, wie es nötig wäre, einfach mit ihr brechen und es ihr ins Gesicht sagen!« sprach gereizt Iwan. »Man muß abwarten, bis man das Urteil über den Mörder fällt. Wenn ich jetzt mit ihr breche, so wird sie, um sich an mir zu rächen, noch morgen diesen Taugenichts vor Gericht zugrunderichten, weil sie ihn haßt und das auch weiß. Da ist alles Lüge, Lüge auf Lüge! Jetzt aber, solange ich mit ihr noch nicht brach, hofft sie noch immer, und sie wird dieses Ungetüm nicht zugrunderichten, da sie weiß, wie sehr ich ihn aus seinem Unglück zu retten wünsche. Wann wird nur endlich das verfluchte Urteil gefällt werden!« Die Worte »Mörder« und »Ungetüm« hatten Aljoscha im Herzen weh getan.

»Ja, womit kann sie denn nur den Bruder zugrunderichten?« fragte er, indem er über die Worte Iwans nachdachte. »Was kann sie denn für eine Aussage machen, daß dies gradeswegs Mitja zugrunderichten könnte?« »Du weißt das noch nicht! Sie hat ein Dokument in Händen, von Mitenkas eigener Hand geschrieben, das mit mathematischer Gewißheit beweist, daß er Fjodor Pawlowitsch totschrug.«

»Das ist nicht möglich!« rief Aljoscha aus.

»Warum nicht? Ich habe es selber gelesen.«

»Ein solches Dokument kann gar nicht vorhanden sein!« wiederholte mit Feuer Aljoscha. »Das ist unmöglich, weil er gar nicht der Mörder ist. Nicht er hat den Vater getötet, nein, nicht er!«

Iwan Fjodorowitsch blieb plötzlich stehen.

»Wer ist denn der Mörder, Ihrer Ansicht nach?« fragte er offenbar mit einer gewissen Kälte, und es klang sogar so etwas wie Hochmut in dem Ton der Frage.

»Du weißt selber, wer es ist«, sprach leise und durchdringend Aljoscha.

»Wer? Du meinst jene Fabel von jenem verrückten Idioten, dem Epileptiker? Von Smerdjakow?«

Aljoscha fühlte, daß er am ganzen Körper zitterte.

»Du selber weißt, wer es ist«, entrang es sich ihm kraftlos. Er keuchte.

»Ja, wer, wer denn?« schrie plötzlich, fast schon wütend, Iwan. Seine ganze Beherrschung war jetzt dahin.

»Ich weiß nur eines«, sprach immer noch ebenso, fast flüsternd, Aljoscha, »den Vater ermordetest ›nicht du!‹«

»Nicht du! Was heißt das ›nicht du!‹« Und Iwan erstarrte.

»Nicht du hast den Vater ermordet, nicht du!« wiederholte Aljoscha mit Festigkeit.

Mehr als eine halbe Minute währte das Schweigen.

»Ja, ich weiß doch selber, daß ich es nicht bin, du phantasierst wohl?« sprach Iwan bleich und schief lächelnd.

Er hatte sich förmlich mit seinen Augen in Aljoscha festgesogen. Beide standen gerade wiederum bei einer Laterne. »Nein, Iwan, du selber hast dir mehrere Male gesagt, daß du der Mörder seist.«

»Wann habe ich das gesagt . . . ? Ich war ja in Moskau . . . Wann habe ich es gesagt?« lispelte völlig ratlos Iwan.

»Du hast dir dies oftmals gesagt, wenn du allein warst in diesen furchtbaren zwei Monaten«, fuhr ebenso leise und gemessen Aljoscha fort. Er sprach aber schon wie außer sich, wie gegen seinen Willen, als ob er sich irgendeinem unbestimmten Befehl unterwarf. »Du beschuldigtest dich und gestandest dir, der Mörder sei niemand anders als du. Nicht du warst es aber, der den Mord beging, du irrst, nicht du bist der Mörder, hörst du mich, nicht du! Mich hat Gott gesandt, dir das kundzugeben.«

Beide schwiegen wieder. Eine ganze lange Minute währte dieses Schweigen. Beide standen da und blickten einander unentwegt in die Augen. Beide waren bleich.

Plötzlich erbebte Iwan am ganzen Leib und faßte Aljoscha fest an der Schulter.

»Du warst bei mir!« sprach er flüsternd und zähneknirschend. »Du warst bei mir in der Nacht, als er kam . . .

Gestehe es mir . . . Du hast ihn gesehen, ihn gesehen!«

»Von wem sprichst du denn . . . von Mitja?« fragte Aljoscha in Ratlosigkeit.

»Nicht von ihm, zum Teufel mit diesem Ungetüm!« brüllte Iwan außer sich. »Weißt du denn, daß er zu mir kommt? Wie hast du es erfahren, sprich!«

»Wer denn? Ich weiß nicht, von wem du sprichst«, liselte Aljoscha, schon von Schrecken erfaßt.

»Nein, du weißt es . . . wie solltest du denn sonst . . . es kann nicht sein, daß du es nicht wußtest . . .«

Plötzlich war es aber, als ob er sich Gewalt antue. Er stand da, und es schien so, als ob er über etwas nachdenke. Ein seltsames Lächeln umzog seine Lippen.

»Bruder«, begann wiederum Aljoscha mit zitternder Stimme, »ich habe dir dies deshalb gesagt, weil du meinem Wort glauben wirst, das weiß ich. Ich habe dir fürs ganze Leben dieses Wort gesagt: ›Nicht du!‹ Hörst du, fürs ganze Leben! Und Gott hat mir in die Seele gelegt, dir das zu sagen, wenn du mich auch von dieser Stunde an für immer hassen wirst . . .«

Iwan hatte aber augenscheinlich seine Selbstbeherrschung bereits wiedergefunden.

»Alexej Fjodorowitsch«, sprach er mit kaltem Hohn, »ich kann Propheten und Epileptiker nicht ausstehen, die Boten des Herrn im besonderen, Sie sollten das längst wissen. Von diesem Augenblick an breche ich mit Ihnen und, es scheint, für immer. Ich bitte Sie, mich sogleich schon an diesem Kreuzweg zu verlassen. Ja, und der Weg nach Ihrer Wohnung führt auch durch diese Gasse. Besonders hüten Sie sich heute davor, zu mir zu kommen! Hören Sie!«

Er drehte sich um und ging mit festen Schritten seines Weges, ohne sich umzuschauen.

»Bruder«, rief ihm Aljoscha nach, »wenn dir heute irgend etwas begegnen sollte, so denke zuallererst an mich!«

Iwan antwortete aber gar nichts. Aljoscha blieb am Kreuzweg bei der Laterne stehen, bis Iwan völlig im Dunkel verschwunden war. Dann erst wandte er sich um und begab sich langsam durch die Gasse nach Hause. Sowohl er wie Iwan wohnten für sich, in verschiedenen Wohnungen; keiner von ihnen hatte im verwaisten Haus des Fjodor Pawlowitsch wohnen wollen. Aljoscha hatte ein möbliertes Zimmer inne in der Familie eines Kleinbürgers. Iwan Fjodorowitsch aber bewohnte ziemlich weit von ihm eine geräumige und ziemlich elegante Wohnung im Seitenbau eines schönen Hauses, das einer wohlhabenden Beamtenwitwe gehörte. Es bediente ihn aber in seinem ganzen Seitenbau nur ein uraltes, stocktaubes Frauchen, das am ganzen Körper Rheumatismus hatte, sich um sechs Uhr abends zur Ruhe zu begeben und um sechs Uhr morgens aufzustehen pflegte. Iwan Fjodorowitsch war aber in diesen zwei Monaten so anspruchslos geworden, daß es schon auffallend war, und er liebte es sehr, ganz allein zu bleiben. Er räumte sogar selber das Zimmer auf, das er bewohnte; die anderen Zimmer seiner Wohnung betrat er aber nur selten. Als er das Tor seines Hauses erreicht und schon den Griff der Schelle erfaßt hatte, blieb er stehen. Er fühlte, daß er noch am ganzen Körper vor Wut bebe. Plötzlich ließ er die Schelle wieder los, spuckte aus, drehte sich um und ging wiederum nach dem anderen, entgegengesetzten Ende der Stadt, zwei Werst von seiner Wohnung entfernt, in ein winziges, schon arg baufälliges Holzhäuschen, wo Marja Kondratjewna wohnte, vordem die Nachbarin des Fjodor Pawlowitsch, die in seine Küche zu kommen pflegte, um Suppe zu holen, und der Smerdjakow damals seine Lieder zur Gitarre sang. Ihr früheres Häuschen hatte sie verkauft, sie lebte jetzt mit ihrer Mutter fast in einer Hütte, und der kranke, fast schon im

Sterben liegende Smerdjakow hatte sich gleich nach dem Tod des Fjodor Pawlowitsch bei ihnen einquartiert. Zu ihm begab sich gerade jetzt auch Iwan Fjodorowitsch, hingezogen durch einen plötzlichen und unwiderstehlichen Einfall.

VI. *Die erste Begegnung mit Smerdjakow*

Dies war das drittemal, daß Iwan Fjodorowitsch seit seiner Rückkehr aus Moskau zu Smerdjakow ging, um mit ihm zu sprechen. Zum erstenmal nach der Katastrophe hatte er ihn gesehen und mit ihm gesprochen sogleich schon am Tag seiner Ankunft, und dann hatte er ihn zwei Wochen später noch einmal besucht. Danach hatte er aber seine Besuche bei Smerdjakow eingestellt, so daß er jetzt schon mehr als einen Monat lang von ihm weder etwas gehört noch gesehen hatte. Iwan Fjodorowitsch war aber damals erst am fünften Tag nach dem Tod seines Vaters aus Moskau zurückgekehrt, so daß er seinen Sarg nicht mehr gesehen hatte – die Beerdigung hatte ja gerade am Tage vorher stattgefunden. Der Grund für die Verspätung des Iwan Fjodorowitsch war der, daß Aljoscha nicht genau seine Moskauer Adresse wußte und daher wegen der Absendung eines Telegramms zu Katarina Iwanowna hingelaufen war. Da diese gleichfalls die richtige Adresse nicht wußte, hatte sie ihrer Schwester und ihrer Tante telegraphiert, in der Annahme, daß Iwan Fjodorowitsch sogleich nach seiner Ankunft in Moskau sie aufsuchen werden. Er war aber erst am vierten Tag nach seiner Ankunft zu ihnen gekommen, hatte das Telegramm gelesen und war natürlich auch sogleich schon Hals über Kopf nach Hause geflogen. Hier war er zuerst Aljoscha begegnet. Als er aber mit ihm gesprochen hatte, war er sehr erstaunt, daß dieser Mitja nicht einmal in Verdacht zu haben gewillt sei, vielmehr geradewegs auf Smerdjakow als auf den

Mörder hinwies, was in direktem Gegensatz stand zu den Anschauungen aller andern in unserer Stadt. Er besuchte darauf den Kreisrichter und den Staatsanwalt, erfuhr dort die Einzelheiten der Anklage und der Verhaftung und erstaunte noch mehr über Aljoscha. Er schrieb dann diese Anschauung lediglich zu der aufs äußerste erregten brüderlichen Liebe und dem brüderlichen Mitleid Aljoschas für Mitja, den Aljoscha, wie das Iwan auch wußte, gar sehr liebte. Ich will bei dieser Gelegenheit nur zwei Worte sprechen über die Gefühle Iwans für seinen Bruder Dmitri Fjodorowitsch: er liebte ihn ganz und gar nicht, höchstens empfand er bisweilen Mitleid mit ihm, aber auch das war mit viel Verachtung durchsetzt, die bis zum Ekel ging. Der ganze Mitja war ihm sogar schon seiner äußeren Erscheinung nach im höchsten Grad unsympathisch. Daß Katarina Iwanowna ihn liebe, erfüllte Iwan mit Unwillen. Er hatte übrigens Mitja in seiner Untersuchungshaft gleichfalls am Tag seiner Ankunft besucht, und dieses Zusammensein hatte in ihm die Überzeugung, daß Mitja schuldig sei, nicht nur nicht geschwächt, vielmehr sogar noch bestärkt. Sein Bruder war damals unruhig gewesen und krankhaft aufgeregt. Mitja hatte sich sehr wortreich erwiesen, aber zerstreut und alles durcheinanderwerfend; er hatte mit großer Heftigkeit gesprochen, Smerdjakow beschuldigt und furchtbar wirres Zeug geredet. Am allermeisten hatte er immer wieder von jenen dreitausend Rubeln gesprochen, die ihm der Verstorbene gestohlen habe. »Das ist mein Geld, es gehört mir«, behauptete Mitja, »wenn ich es sogar gestohlen hätte, so wäre ich auch dann im Recht gewesen.« Fast keines der ihn belastenden Momente bestritt er, und wenn er Tatsachen anführte, die zu seinen Gunsten sprachen, so geschah das auch in sehr konfuser, zerfahrener und alberner Weise – es war überhaupt so, als ob er es sogar ganz und gar nicht wünsche, sich vor Iwan oder irgendwem zu rechtfertigen; er ereiferte sich, verachtete stolz die Beschuldigungen, zankte und wurde

wütend. Über die Aussage des Grigori, die Tür habe offengestanden, lachte er nur geringschätzig und versicherte, das habe »der Teufel getan«. Er vermochte aber keinerlei zusammenhängende Erklärung für diese Tatsache vorzubringen. Er hatte es sogar fertiggebracht, bei dieser ersten Begegnung Iwan Fjodorowitsch zu beleidigen, indem er ihm mit Heftigkeit vorgeworfen hatte, ihn zu verdächtigen, und denen, die selber behaupten, »alles sei erlaubt«, komme es durchaus nicht zu, andere zu verhören. Er war überhaupt damals sehr unfreundlich zu Iwan Fjodorowitsch gewesen. Sogleich nach dieser Begegnung mit Mitja hatte sich dann Iwan Fjodorowitsch auch auf den Weg zu Smerdjakow gemacht.

Schon als er aus Moskau herbeieilte, im Eisenbahnwagen, hatte er immer an Smerdjakow gedacht und an seine letzte Unterredung mit ihm, am Abend vor seiner Abreise. Vieles davon hatte ihn betroffen, vieles schien ihm verdächtig. Als aber Iwan Fjodorowitsch dem Untersuchungsrichter seine Aussagen machte, hatte er vorerst diese Unterhaltung verschwiegen. Er schob das immer auf, bis er Smerdjakow wiedergesehen habe. Der befand sich damals im Städtischen Krankenhaus. Doktor Herzenstube und der Arzt Warwinski, den Iwan Fjodorowitsch dort antraf, antworteten auf die dringlichen Fragen des Iwan Fjodorowitsch mit voller Bestimmtheit, Smerdjakow habe zweifellos einen Fallsuchtsanfall gehabt, und sie wunderten sich sogar, daß er fragen konnte: »Hat er sich am Tag der Katastrophe nicht nur so angestellt?« Sie gaben ihm zu verstehen, dieser Anfall sei sogar von außergewöhnlicher Art gewesen: von langer Dauer, habe sich mehrere Tage wiederholt, so daß der Kranke durchaus in Lebensgefahr geschwebt habe, und daß man jetzt erst, nachdem man alle Maßnahmen ergriffen habe, mit Bestimmtheit behaupten könne, er werde mit dem Leben davonkommen, wenn es auch gut möglich sei (so fügte Doktor Herzenstube hinzu), daß sein Geist teilweise umnachtet bleiben

werde, »wenn auch nicht fürs ganze Leben, so doch auf ziemlich lange Zeit«. Auf die ungeduldige Frage des Iwan Fjodorowitsch: »Ist Smerdjakow demnach jetzt als verrückt anzusehen?«, antwortete man ihm, dies sei im eigentlichen Sinn des Wortes noch nicht der Fall, gleichwohl seien »gewisse Anzeichen von Unnormalität bei ihm festzustellen«. Iwan beschloß selber zu erfahren, was es damit auf sich habe. Im Krankenhaus ließ man ihn sogleich zu dem Patienten. Smerdjakow befand sich in einem besonderen Zimmer und lag zu Bett. Dicht neben ihm stand noch ein anderes Bett, das ein schwerkranker Kleinbürger der Stadt innehatte, der von Wassersucht ganz aufgeschwollen war, und dessen Ende augenscheinlich morgen oder übermorgen bevorstand; er konnte kein Hindernis sein für die Unterhaltung. Smerdjakow grinste mißtrauisch, als er Iwan Fjodorowitsch erblickte, und es war so, als ob er im ersten Augenblick sogar Furcht bekommen habe. So kam es wenigstens flüchtig Iwan Fjodorowitsch vor. Das war aber nur ein Augenblick, die ganze übrige Zeit hingegen setzte ihn Smerdjakow durch seine Ruhe fast in Staunen. Auf den allerersten Blick verlor Iwan Fjodorowitsch jeden Zweifel daran, daß Smerdjakow sich durchaus in schwerkrankem Zustand befinde: er war sehr schwach, sprach gedehnt und so, als ob er nur mit Mühe seine Zunge bewege, er hatte sehr abgenommen und war ganz gelb im Gesicht geworden. Die ganzen zwanzig Minuten über – so lange dauerte der Besuch – beklagte er sich über Kopfschmerzen und Reiben in allen Gliedern. Es war so, als ob sein vertrocknetes Kastratengesicht ganz klein geworden sei, seine Schläfenhaare waren zerzaust, statt seines Schöpfchens stand nur eine einzige Strähne schwächerer, dünner Härchen in die Höhe. Nur das linke Äuglein, das zusammengekniffen war, als wolle es auf irgend etwas aufmerksam machen, verriet den früheren Smerdjakow. »Mit einem gescheiten Menschen lohnt es sich auch nur ein Gespräch zu führen«, das kam sogleich Iwan Fjodorowitsch in

Erinnerung. Er setzte sich ihm zu Füßen auf einen Schemel. Smerdjakow bewegte unter Schmerzen seinen ganzen Körper auf dem Bett, er fing aber nicht zuerst zu sprechen an, er schwieg und machte schon eine solche Miene, als ob er nicht allzu neugierig sei.

»Bist du imstande, mit mir zu sprechen?« fragte Iwan Fjodorowitsch. »Ich werde dich nicht ermüden.«

»Dazu bin ich durchaus imstande«, stotterte Smerdjakow mit schwacher Stimme. »Geruhten Sie schon lange anzukommen?« fügte er herablassend hinzu, so wie man einem Besucher zu Hilfe zu kommen pflegt, wenn dieser verlegen wird.

»Ja, gerade erst heute . . . Um auszulöffeln, was ihr hier eingerührt habt.« Smerdjakow seufzte.

»Was seufzt du denn da, du hast es ja gewußt!« platzte geradeswegs Iwan Fjodorowitsch heraus.

Smerdjakow verfiel in ein langes Schweigen.

»Wie hätte man das denn auch nicht wissen sollen? Im voraus war es klar. Nur, wie hätte man wissen können, daß es sich so abspielen werde.«

»Was denn abspielen werde? Mach doch keine Ausflüchte! Du hast doch vorausgesagt, du werdest einen Anfall bekommen, sobald du nur in den Keller kriechen werdest. So hast du geradeswegs auch auf den Keller hingewiesen.«

»Haben Sie dies schon bei dem Verhör ausgesagt?« fragte Smerdjakow mit ruhiger Neugierde.

Iwan Fjodorowitsch geriet plötzlich in Wut.

»Nein, noch habe ich das nicht ausgesagt, ich werde es aber unbedingt tun. Du, Bruder, mußt mir gleich jetzt mancherlei erklären; und wisse, Täubchen, daß ich es dir nicht erlaube, mit mir dein Spiel zu treiben!«

»Wozu sollte mir aber denn ein solches Spiel nützen, da ich ja nur auf Sie hoffe, auf Sie allein, wie auf Gott den Herrn!« entgegnete Smerdjakow, immer noch völlig ruhig, er hatte nur für einen Augenblick seine Augen geschlossen.

»Erstens«, begann Iwan Fjodorowitsch, »weiß ich, daß es unmöglich ist, im voraus zu wissen, wann ein Fallsuchtsanfall eintreten wird. Ich habe mich darüber erkundigt, mache du nur keine Ausflüchte! Den Tag und die Stunde kann man nicht voraus wissen. Wie hast du mir dann aber damals den Tag und die Stunde voraus-sagen können, ja und dazu auch noch das mit dem Keller? Wie konntest du denn voraus wissen, daß du gerade in diesen Keller fallen wirst bei deinem Anfall – wenn du nicht nur einen Anfall geheuchelt hast?«

»In den Keller zu gehen, sogar mehrmals am Tag, gehört auch ohnedies zu meinen Pflichten«, antwortete Smerdjakow ohne Hast und gedehnt. »Gerade ebenso bin ich doch vor einem Jahr vom Dachboden heruntergefliegen. Zweifellos ist es so, daß man einen Fallsuchtsanfall durchaus nicht auf den Tag und die Stunde voraussagen kann, ein Vorgefühl kann man aber immer haben.«

»Du hast aber gerade den Tag und die Stunde voraus-gesagt!«

»Was meinen Fallsuchtsanfall anbetrifft, so ist es am allerbesten, Sie erkundigen sich da bei den hiesigen Ärzten, ob er ein wirklicher war, oder ob ich mich nur verstellte, ich aber habe Ihnen hierüber auch gar nichts mehr zu sagen.«

»Aber der Keller? Wie hast du denn gerade das voraus-gewußt?«

»Glückte Ihnen das mit dem Keller! Als ich damals zu ihm hinunterstieg, war ich in Furcht und Zweifel, mehr in Furcht deshalb, weil ich Sie verloren hatte und schon von niemandem mehr Schutz erwartete auf der ganzen Welt. So krieche ich denn damals in diesen selben Keller, und ich denke: ›Wird er sich sogleich jetzt einstellen‹, der Fallsuchtsanfall nämlich, ›wird er gerade jetzt mich treffen und niederwerfen oder nicht?‹ Und aus diesem Zweifel heraus erfaßte mich plötzlich in der Kehle dieser selbe unvermeidliche Krampf . . . nun, so bin ich denn auch hinabgefliegen. Gerade dies alles und mein Gespräch mit

Ihnen, das dem vorausgegangen war, am Vorabend jenes Tages, bei dem Tor, als ich Ihnen damals von meiner Furcht erzählte und auch das von dem Keller . . . dies alles habe ich in allen Einzelheiten dem Herrn Doktor Herzenstube und dem Untersuchungsrichter Nikolai Parfenowitsch eröffnet, und alles haben sie ins Protokoll aufgenommen. Der hiesige Arzt aber, Herr Warwinski, hat denn so auch vor ihnen allen besonders darauf bestanden, daß es gerade eben von dem Gedanken daran so gekommen sei, gerade davon, das heißt von jener Unge-
wißheit: »Werde ich gerade jetzt hinfallen oder nicht?« Da hat mich denn auch gerade die Krankheit erfaßt. So haben sie denn auch niedergeschrieben, daß dies sich zweifellos so auch ereignen mußte, das heißt einzig und allein wegen meiner Angst.«

Als Smerdjakow dies gesagt hatte, schöpfte er tief Atem, gleich als ob er von Ermattung gequält sei.

»So hast du denn dies schon bei dem Verhör ausgesagt?« fragte etwas verblüfft Iwan Fjodorowitsch.

Er hatte ihn gerade eben damit erschrecken wollen, daß er über ihr damaliges Gespräch aussagen werde, und da erwies es sich, daß jener schon selber alles ausgesagt hatte.

»Was soll ich denn fürchten? Mögen sie nur die ganze wirkliche Wahrheit niederschreiben«, sprach mit Festigkeit Smerdjakow.

»Hast du über dein Gespräch mit mir bei dem Tor auch wörtlich alles erzählt?«

»Nein, nicht alles bis auf das letzte Wort.«

»Daß du es aber verstehst, einen Fallsuchtsanfall zu heucheln, wie du damals prahltest, hast du das gleichfalls erzählt?«

»Nein, auch dies habe ich nicht erzählt.«

»Sag mir jetzt, weshalb hast du mich damals nach Tschermaschnja geschickt?«

»Ich fürchtete, Sie möchten nach Moskau abreisen, nach Tschermaschnja ist es aber immerhin näher.«

»Du lügst, du selber fordertest mich auf wegzufahren:
»Reisen Sie ab«, sprachst du, »fort von der Sünde.««

»Das habe ich damals einzig und allein aus Freundschaft zu Ihnen getan und aus herzlicher Ergebenheit, da ich ein Unglück im Haus vorausfühlte, und es mir um Sie leid war. Es war mir nur noch mehr leid um mich selber. Deshalb habe ich auch gesagt: »Reisen Sie weiter weg von der Sünde!« damit Sie begreifen möchten, daß es zu Hause schlecht gehen werde, und Sie daheim bleiben sollten, Ihren Vater zu schützen!«

»Dann hättest du das aber deutlicher sagen sollen, du Dummkopf!« brauste plötzlich Iwan Fjodorowitsch auf.

»Wie hätte ich denn das damals deutlicher sagen können? Nur die eine Angst sprach in mir, ja, und Sie hätten auch böse werden können. Ich konnte natürlich auch fürchten, Dmitri Fjodorowitsch werde einen Skandal machen, und er könnte gerade dieses Geld wegnehmen, da er es ja für sein Eigentum hielt. Wer hat damals aber gewußt, daß die Sache mit einem solchen Mord enden werde? Ich dachte mir, er wird ganz einfach nur die dreitausend Rubel wegnehmen, die beim Herrn unter dem Kissen lagen, in dem bewußten Paket, aber da hat er ihn auch gleich totgeschlagen! Wie hätten selbst Sie das erraten können, mein Herr?«

»Wenn du so selber zugibst, es sei unmöglich gewesen, das zu erraten, wie hätte ich es dann erraten und demnach zu Hause bleiben können? Was sprichst du denn da für Dummheiten?« murmelte Iwan Fjodorowitsch in Gedanken.

»Sie hätten es aber daraus erraten können, daß ich Ihnen nach Tschermaschnja zu fahren riet, statt nach diesem Moskau.«

»Ja, wie kann man da erraten . . .«

Smerdjakow schien sehr ermüdet zu sein und schwieg wiederum wohl eine Minute.

»Gerade daraus hätten Sie es erraten können, daß, wenn

ich Sie bewegen will, statt nach Moskau nach Tscher-
maschnja zu fahren, dies doch bedeutet, daß ich Sie
näher bei uns haben will, weil Moskau weit ist, und
Dmitri Fjodorowitsch, wenn er erfährt, daß Sie in der
Nähe sind, nicht so viel Kühnheit haben wird. Ja, und
auch um mich zu schützen, hätten Sie mit größerer
Schnelligkeit aus Tschermaschnja kommen können, falls
etwas vorgefallen sein sollte, denn ich habe Sie doch
selber auf die Krankheit des Grigori Wassiljewitsch auf-
merksam gemacht, und dazu habe ich ja auch noch
erklärt, ich fürchte einen Anfall zu bekommen. Ich habe
Ihnen auch von jenen Klopfschlägen gesprochen, durch
die man sich zu dem Verstorbenen Einlaß verschaffen
konnte, und daß ich sie alle Dmitri Fjodorowitsch mit-
geteilt habe. So habe ich denn auch geglaubt, Sie würden
dann schon selber erraten, daß Dmitri Fjodorowitsch
unbedingt etwas loslassen werde, und Sie würden des-
halb nicht nach Tschermaschnja fahren, vielmehr über-
haupt zu Hause bleiben.«

»Er spricht sehr zusammenhängend«, dachte Iwan Fjo-
dorowitsch, »wenn er auch stockend und ermüdet
spricht; von was für einer Störung der geistigen Fähigkei-
ten spricht aber dann Herzenstube?«

»Du willst mich überlisten, der Teufel hole dich!« rief er
voll Wut aus.

»Ich aber, ich gestehe es, glaubte damals, daß Sie das
schon durchaus erraten hätten«, entgegnete Smerdja-
kow mit der allerunschuldigsten Miene.

»Wenn ich es erraten hätte, so wäre ich doch geblieben!«
schrie Iwan Fjodorowitsch, wiederum aufbrausend.

»Nun, ich aber glaubte, Sie hätten alles erraten und
reisten so schnell als möglich ab, um nur von der Sünde
allein wegzukommen, um nur irgendwohin zu fliehen
und der Angst zu entgehen.«

»Du glaubst wohl, alle seien solche Feiglinge wie du?«

»Verzeihen Sie, ich glaubte tatsächlich, auch Sie seien so
wie ich.«

»Natürlich, man hätte es erraten müssen«, sprach Iwan in Erregung. »Ja, und ich glaubte auch erraten zu haben, daß da irgendeine Gemeinheit deinerseits dahintersteckt . . . Nur lügst du, wiederum lügst du!« rief er, plötzlich sich erinnernd. »Erinnerst du dich, wie du damals zu meinem Wagen herantratest und mir sagtest: ›Mit einem gescheiten Menschen lohnt es sich, sich auch nur zu unterhalten.‹ Das heißt doch, du warst froh, daß ich fortfuhr, wenn du das so lobtest?«

Smerdjakow seufzte mehrmals auf. Es schien so, als ob sein Gesicht Farbe annehme.

»Wenn ich froh war«, sprach er ein wenig keuchend, »so einzig und allein darüber, daß Sie bereit waren, nicht nach Moskau, vielmehr nach Tschermaschnja zu fahren. Denn das ist gleichwohl näher; nur habe ich Ihnen diese selben Worte nicht als Lob, vielmehr als Vorwurf gesagt. Sie haben das nur nicht begriffen.«

»Wie denn zum Vorwurf?«

»Deswegen, weil Sie, obgleich Sie ein solches Unglück vorausfühlten, dennoch Ihren eigenen Vater im Stich lassen und uns nicht schützen wollten; denn man hätte mich ja jederzeit wegen dieser dreitausend Rubel mitbelangen und mir vorwerfen können, ich habe sie gestohlen.«

»Der Teufel hole dich!« begann Iwan wiederum zu schimpfen. »Halt einmal! von den Zeichen, von diesen Zeichen da, hast du auch davon dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt erzählt?«

»Alles, wie es ist, habe ich erzählt.«

Iwan Fjodorowitsch wunderte sich wiederum im stillen.

»Wenn ich damals an irgend etwas dachte«, begann er von neuem, »so war das einzig und allein an irgendeine Gemeinheit von deiner Seite. Dmitri war durchaus fähig, jemanden totzuschlagen, daß er aber stehlen werde – das habe ich damals wenigstens nicht geglaubt . . . Von dir hingegen habe ich jede Niedertracht erwartet. Selber hast du mir doch gesagt, daß du imstande bist, einen

Fallsuchtsanfall zu heucheln. Wozu hast du das denn gesagt?«

»Einzig und allein in meiner Offenherzigkeit. Ja, und auch niemals in meinem Leben habe ich mich absichtlich so angestellt, als ob ich einen Fallsuchtsanfall habe, ich habe das vielmehr nur gesagt, um vor Ihnen zu prahlen. Nur so aus Dummheit! Ich hatte Sie damals sehr lieb gewonnen und war mit Ihnen ganz ungeniert!«

»Mein Bruder beschuldigt geradewegs dich, du habest den Mord begangen und auch den Diebstahl.«

»Ja, was bleibt ihm denn anderes übrig?« Und Smerdjakow grinste bitter. »Wer wird ihm aber Glauben schenken nach allen diesen belastenden Aussagen? Die Tür hat doch Grigori Wassiljewitsch offen gesehen, gleich danach, wie denn? Ja, wie denn schon! Gott sei mit ihm. Er zittert um sein Heil . . .«

Er versank in Schweigen, und plötzlich fügte er hinzu, gleich als ob er über etwas nachgedacht habe:

»Ja, das ist wiederum ganz das gleiche: er will das auf mich abwälzen, dies soll meiner Hände Werk sein – davon habe ich schon gehört. Und wenn er das auch gerade damit begründet, daß ich ein Meister sei im Erheucheln von Fallsuchtsanfällen, glauben Sie, ich würde Ihnen wohl im voraus gesagt haben, daß ich mich so anzustellen verstehe, wenn ich damals tatsächlich irgendeine Absicht gehabt hätte in Betreff Ihres Vaters? Wenn ich mich bereits mit der Absicht eines solchen Mordes getragen hätte, kann man dann wirklich so dumm sein und im voraus eine so belastende Aussage machen, ja, und dazu noch dem leiblichen Sohn? Erbarmen Sie sich doch! Ist das denn auch nur wahrscheinlich? Daß dies hätte so sein können, ist im Gegenteil völlig ausgeschlossen. Sehen Sie, jetzt vernimmt dies mein Gespräch mit Ihnen niemand außer der Vorsehung da über uns; wenn Sie es aber dem Staatsanwalt und Nikolai Parfenowitsch wiedererzählen würden, so könnten Sie gerade dadurch mich auch bis zu Ende schützen: denn

was ist das wohl für ein Übeltäter, wenn er vordem so offenherzig war? Alle können dies gar sehr begreifen.«

»Höre«, sprach Iwan Fjodorowitsch – er erhob sich betroffen durch die letzte Schlußfolgerung des Smerdjakow und brach das Gespräch ab – »ich habe dich ganz und gar nicht im Verdacht und halte es sogar für lächerlich, dich zu beschuldigen. Jetzt gehe ich, ich werde aber wiederkommen. Vorderhand lebe wohl, werde gesund. Hast du nicht irgend etwas nötig?«

»Für alles meinen Dank! Marfa Ignatjewna vergißt mich nicht und hilft mir in allem, wenn ich etwas nötig habe, so gütig wie vordem. Täglich besuchen mich gute Menschen.«

»Auf Wiedersehen! Ich werde übrigens keine Aussage darüber machen, daß du dich zu verstellen verstehst . . . ja, und auch dir rate ich, dies nicht auszusagen«, murmelte plötzlich aus irgendeinem Grund Iwan.

»Gar sehr begreife ich das. Wenn Sie dies aber nicht aussagen werden, so werde ich auch gar nichts erzählen von unserem ganzen damaligen Gespräch bei dem Tor . . .«

Da kam es so, daß Iwan Fjodorowitsch plötzlich wegging, und erst nachdem er bereits zehn Schritte im Korridor gemacht hatte, fühlte er plötzlich, daß in den letzten Worten des Smerdjakow ein geradezu beleidigender Sinn enthalten sei. Er wollte schon eben zurückkehren, das blitzte ihm aber nur so auf, er murmelte nur: »Dummheiten!«, und verließ das Krankenhaus. Die Hauptsache, er fühlte, daß er tatsächlich beruhigt sei, und gerade eben durch den Umstand, daß nicht Smerdjakow der Schuldige sei, vielmehr sein Bruder Mitja, wenn es auch scheinen sollte, als ob das Umgekehrte der Fall wäre. Weshalb dem so war – darüber wollte er sich damals nicht in Überlegungen einlassen, er fühlte sogar einen Widerwillen dagegen, in seinen Empfindungen zu wühlen. Es war ihm viel eher so, als ob er irgend etwas möglichst rasch vergessen wollte. Einige Tage später

hatte er sich dann schon völlig von der Schuld des Mitja überzeugt, als er sich näher und gründlicher mit allen jenen belastenden Aussagen bekanntgemacht hatte. Darunter waren solche von seiten der allerharmlosesten Menschen, die dabei fast niederschmetternd wirkten, zum Beispiel die der Fenja und ihrer Mutter. Über Perchotin, das Wirtshaus, die Bude der Plotnikows, die Zeugen in Mokroje war auch gar nicht mehr zu reden! Hauptsächlich belastend waren die Einzelheiten. Die Nachricht von den geheimen »Klopfzeichen« machte auf den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt fast einen ebenso großen Eindruck wie die Aussage des Grigori von der geöffneten Tür. Die Gattin des Grigori, Marfa Ignatjewna, hatte auf die Frage des Iwan Fjodorowitsch ihm geradewegs erklärt, Smerdjakow habe die ganze Nacht bei ihnen hinter einem Verschlag gelegen, »nicht einmal drei Schritte von unserem Bett entfernt«, und wenn sie auch fest geschlafen habe, so sei sie doch oftmals aufgewacht, da sie immerzu hörte, wie jener dort stöhnte. »Die ganze Zeit über stöhnte er, ununterbrochen stöhnte er.« Als Iwan mit Herzenstube eine Unterredung hatte und ihm mitteilte, daß Smerdjakow ihm durchaus nicht geistig gestört zu sein scheine, vielmehr nur schwach, rief er damit ein feines Lächeln bei dem alten Mann hervor. »Wissen Sie denn, womit er sich jetzt besonders beschäftigt?« fragte Iwan Fjodorowitsch. »Französische Vokabeln lernt er auswendig; unter seinem Kissen liegt ein Heftchen, in das irgendwer französische Worte mit russischen Buchstaben geschrieben hat. Hehehe!« Iwan Fjodorowitsch ließ natürlich nun alle Zweifel fallen. An seinen Bruder Dmitri vermochte er schon nicht einmal mehr ohne Ekel zu denken. Eines war dabei gleichwohl seltsam: daß Aljoscha fortfuhr darauf zu bestehen, daß den Mord nicht Dmitri, vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach Smerdjakow begangen habe. Iwan fühlte stets, daß die Meinung des Aljoscha für ihn hoch stehe, und deshalb war er jetzt sehr ratlos. Seltsam berührte es ihn

weiter, daß Aljoscha keineswegs Gespräche mit ihm über Mitja suchte und selber niemals damit anfang, vielmehr nur auf die Fragen des Iwan antwortete. Alles dies machte einen starken Eindruck auf Iwan Fjodorowitsch. Übrigens war er zu dieser Zeit sehr in Anspruch genommen durch einen durchaus außerhalb dieser Angelegenheiten stehenden Umstand: als er nämlich aus Moskau zurückgekehrt war, hatte er sich in den ersten Tagen völlig und ausganglos seiner flammenden und wahnsinnigen Liebe zu Katarina Iwanowna hingegeben. Hier ist nicht der Ort, von dieser neuen Leidenschaft des Iwan Fjodorowitsch zu sprechen, die in der Folge ihren Stempel auf sein ganzes Leben drückte; dies allein könnte schon einer neuen Erzählung zum Inhalt dienen, einem neuen Roman, von dem ich noch nicht weiß, ob ich ihn noch irgendwann schreiben werde. Aber gleichwohl kann ich auch jetzt nicht darüber schweigen, daß, als Iwan Fjodorowitsch, wie ich bereits erzählte, in Gesellschaft des Aljoscha Katarina Iwanowna verlassen hatte, und er ihm sagte: »Ich mache mir nichts aus ihr«, daß er in diesem Augenblick furchtbar log. Er liebte sie sinnlos, wenn es auch richtig ist, daß er sie zuzeiten derart haßte, daß er sie sogar hätte ermorden können. Hier trafen mancherlei Ursachen zusammen. Bis ins Tiefste erschüttert durch das Geschehnis mit Mitja, hatte sie sich auf Iwan Fjodorowitsch, als er wiederum zu ihr zurückkehrte, derart förmlich geworfen, als ob er irgendwie ihr Retter sei. Sie war so beleidigt, gekränkt, erniedrigt in ihren Gefühlen! Und da gerade erschien wiederum ein Mensch, der sie vordem so geliebt hatte – oh, sie wußte das allzusehr – und dessen Verstand und Herz sie stets so hoch über sich selbst gestellt hatte. Aber die strenge Jungfrau gab sich nicht völlig zum Opfer hin, ungeachtet allen Karamasowschen Ungestüms der Wünsche des in sie Verliebten und des ganzen Zaubers, den er auf sie ausübte. Zu dieser Zeit quälte sie sich Tag und Nacht in Reue darüber, daß sie Mitja verraten habe, und in

schrecklichen Augenblicken des Streites mit Iwan (und ihrer gab es viele) sagte sie ihm das gerade ins Gesicht. Das war es auch, was er vor Aljoscha »Lüge über Lüge« nannte. Da war natürlich auch tatsächlich viel Lüge dabei, und dies erregte mehr als alles andere Iwan Fjodorowitsch . . . das alles aber später. Mit einem Wort, zeitweilig vergaß Iwan fast Smerdjakow. Und gleichwohl begannen ihn, nur zwei Wochen nach diesem ersten Besuch, wiederum ganz die gleichen, seltsamen Vorstellungen zu quälen wie vordem: weshalb er denn damals, während seiner letzten Nacht im Haus des Fjodor Pawlowitsch, vor seiner Abreise, ganz leise wie ein Dieb auf die Treppe hinausgegangen sei und gelauscht habe, was da unten sein Vater treibe? Weshalb ihn, er entsann sich später daran mit Widerwillen, weshalb ihn denn am andern Tag in der Frühe auf dem Weg plötzlich ein solcher Gram befallen habe, und er sich bei seiner Einfahrt in Moskau gesagt habe: »Ich bin ein Schuft!« Und da ist es ihm denn auf einmal gerade jetzt in den Sinn gekommen, daß um aller dieser quälenden Gedanken wegen er am Ende gar bereit sei, sogar selbst Katarina Iwanowna zu vergessen – bis zu einer solchen Heftigkeit hatten sie ihn plötzlich wiederum übermannt! Da, gerade als ihm eben dieser Gedanke gekommen war, begegnete er Aljoscha auf der Straße. Er hielt ihn sogleich an und legte ihm unvermittelt die Frage vor:

»Entsinnst du dich noch, als damals nach dem Mittagessen Dmitri in das Haus eindrang und den Vater durchprügelte, und ich dir darauf im Hof sagte, daß ich »das Recht meiner Wünsche« mir vorbehalte – sprich, hast du damals geglaubt, daß ich den Tod des Vaters wünsche oder nicht?«

»Ich glaubte das«, antwortete leise Aljoscha.

»Es war übrigens auch so, dabei war gar nichts zu erraten. Aber kam dir damals nicht auch der Gedanke, daß ich das gerade wünsche, daß »ein Ekel den anderen fresse«, das heißt, daß gerade Dmitri den Vater tot-

schlage, ja, und noch bald . . . und daß ich auch selber sogar nicht abgeneigt sei, dabei behilflich zu sein?« Aljoscha erblaßte leicht und schaute schweigend dem Bruder in die Augen.

»So sprich doch!« rief Iwan aus. »Es verlangt mich mit aller Macht danach, zu wissen, was du damals glaubtest. Ich habe das nötig; die Wahrheit, die Wahrheit!« Er atmete schwer und sah die ganze Zeit über so auf Aljoscha, als ob er ihm böse sei.

»Verzeih mir, ich habe damals auch dies gedacht«, murmelte Aljoscha und verstummte, ohne auch nur irgendeinen »mildernden« Umstand beizufügen.

»Ich danke dir!« schnitt Iwan das Gespräch ab; er ließ Aljoscha stehen und ging rasch seines Weges. Von da an hatte Aljoscha das Gefühl, als ob sein Bruder Iwan angefangen habe, sich jährlings von ihm zurückzuziehen und ihn sogar nicht mehr zu lieben, so daß er dann auch selber schon aufhörte, ihn zu besuchen. In diesem Augenblick aber, sogleich nach jener Begegnung mit ihm, hatte sich Iwan Fjodorowitsch, statt nach Hause zu gehen, plötzlich wiederum zu Smerdjakow begeben.

VII. *Der zweite Besuch bei Smerdjakow*

Smerdjakow war um diese Zeit bereits aus dem Krankenhaus entlassen. Iwan Fjodorowitsch kannte seine jetzige Wohnung: eben gerade in jenem baufälligen kleinen Holzhäuschen, das nur zwei Wohnräume enthielt, die durch einen Vorraum getrennt waren. In dem einen hatte Marja Kondratjewna mit ihrer Mutter Wohnung genommen, in dem andern aber Smerdjakow für sich allein. Gott weiß, unter welchen Bedingungen er bei ihnen wohnte, umsonst oder gegen Bezahlung. In der Folge nahm man an, er sei zu ihnen gezogen als Bräutigam der Marja Kondratjewna, und er lebe dort vorderhand ohne etwas zu zahlen. Mutter und Tochter hegten

große Hochachtung vor ihm und schauten auf ihn wie auf einen, der höher stehe als sie. Iwan Fjodorowitsch klopfte an, betrat den Vorraum und ging dann, wie ihm Marja Kondratjewna gesagt hatte, gleich nach links in die »gute Stube«, die Smerdjakow innehatte. In diesem Zimmer stand ein Kachelofen, und er war stark geheizt. An den Wänden prangten blaue Tapeten, die freilich zerrissen waren, und unter ihnen, in den Spalten, krochen Tarakane in furchtbarer Menge, so daß ein ununterbrochenes Knistern zu hören war. Die Einrichtung war sehr dürftig: zwei Bänke an beiden Wänden und zwei Stühle am Tisch. Wenn aber auch der Tisch aus einfachem Holz war, so war er doch bedeckt mit einem Tischtuch mit rosa Arabesken. An jedem der kleinen Fenster stand ein Geranientopf, in der Ecke ein Schrank mit Heiligenbildern. Auf dem Tisch stand ein kleiner, stark verbeulter kupferner Samowar und ein Teebrett mit zwei Tassen darauf. Smerdjakow hatte aber schon seinen Tee getrunken, und der Samowar war erloschen . . . Er saß hinter dem Tisch auf der Bank, schaute in ein Heft und kritzelte da etwas mit der Feder. Ein Tintenfläschchen stand neben ihm, ebenso ein niedriger eiserner Leuchter, in dem übrigens eine Stearinkerze steckte. Iwan Fjodorowitsch schloß sogleich schon aus dem Gesicht des Smerdjakow, daß der sich von seiner Krankheit völlig erholt habe. Sein Antlitz war frischer, voller, sein Schöpfchen gebrannt, die Schläfen anpomadiert. Er saß da in einem bunten, wattierten Schlafrock, der indes sehr beschmutzt und tüchtig vertragen war. Auf seiner Nase saß eine Brille, was Iwan Fjodorowitsch vordem bei ihm nicht gesehen hatte. Und es war, als ob dieser an sich nichtigste Umstand sogar ganz besonders Iwan Fjodorowitsch erzürnte: »Eine solche Kreatur, ja, und noch dazu mit einer Brille!« Smerdjakow erhob langsam den Kopf und blickte eindringlich auf den Eintretenden; dann nahm er schweigend seine Brille ab und erhob sich von der Bank; wie es aber schien, durch-

aus nicht so ehrerbietig, sogar etwas träge, einzig und allein um nur die notdürftigste Höflichkeit zu wahren, ohne die man schon fast gar nicht auskommt. Dies alles kam Iwan Fjodorowitsch augenblicklich zum Bewußtsein, und er verstand es sogleich und bemerkte es wohl; die Hauptsache war aber der Blick des Smerdjakow, der entschieden böse, unfreundlich und sogar hochmütig war: »Was schleppst du dich denn her«, sollte er ausdrücken; »wir haben uns ja damals über das alles ausgesprochen, weshalb bist du denn wiedergekommen?« Iwan Fjodorowitsch hielt kaum an sich.

»Heiß ist es bei dir«, sprach er noch stehend und knöpfte seinen Mantel auf.

»Legen Sie doch ab«, bemerkte Smerdjakow, als ob er die Erlaubnis dazu zu erteilen habe.

Iwan Fjodorowitsch zog seinen Mantel aus und warf ihn auf die Bank; mit zitternden Händen nahm er einen Stuhl, zog ihn rasch an den Tisch und setzte sich. Smerdjakow hatte es fertiggebracht, sich schon vordem auf seine Bank niederzulassen.

»Erstens, sind wir allein?« fragte Iwan Fjodorowitsch streng und eindringlich. »Kann man uns hier nicht belauschen?«

»Niemand wird irgend etwas hören. Sie selber sahen ja, es ist da der Vorraum.«

»Höre, Täubchen, was hast du denn damals nur aufgeschnitten, als ich dich im Krankenhaus verließ: wenn ich darüber schweigen werde, daß du es meisterhaft verstehst, dich so anzustellen, als ob du einen Fallsuchtsanfall habest, daß du dann auch deinerseits dem Untersuchungsrichter gar nichts von dem Gespräch erzählen werdest, das wir damals am Tor führten? Was soll das denn bedeuten ›gar nichts‹? Was konntest du damals darunter verstehen? Hast du mir etwa drohen wollen? Soll das heißen, daß ich mich mit dir in irgendein Bündnis eingelassen habe und jetzt dich fürchte, wie?«

Iwan sprach dies durchaus in Wut, wobei er augen-

scheinlich absichtlich zu verstehen gab, daß er jede Ausflucht und jeden Umschweif verschmähe und offenes Spiel spiele. Die Augen des Smerdjakow funkelten böse, sein linkes Äuglein zwinkerte, und er gab sogleich, wenn auch seiner Gewohnheit nach gemessen und gehalten, seine Antwort: »Du willst wohl«, sprach er, »daß alles rein sei; da hast du denn auch diese selbige Reinheit.

Ich habe aber gerade das damit gemeint, und deshalb habe ich das damals ausgesprochen, daß, obgleich Sie im voraus von dieser Ermordung Ihres Vaters wußten, und Sie ihn trotzdem damals als Opfer im Stich ließen, nach dem allem die Menschen nicht auf etwas Schlechtes in Ihren Gefühlen schließen sollten und vielleicht auch auf noch etwas anderes – das ist es, weshalb ich damals versprach, der Obrigkeit nichts mitzuteilen.«

Smerdjakow hatte dies zwar langsam und sich beherrschend gesprochen, aber gleichwohl klang schon in seiner Stimme etwas Festes und Eindringliches, Böses und frech Herausforderndes. Unverschämt sah er Iwan Fjodorowitsch an, und dem fing es sogleich im ersten Augenblick vor den Augen zu flimmern an:

»Wie? Was? Ja, bist du denn bei Verstand oder nicht?«

»Durchaus bei vollem Verstand.«

»Ja, habe ich denn damals von dem Mord gewußt?« schrie endlich Iwan Fjodorowitsch und schlug heftig mit der Faust auf den Tisch. »Was bedeutet denn: auf etwas anderes? Sprich, du Schuft!«

Smerdjakow schwieg und fuhr fort, mit ganz demselben frechen Blick Iwan Fjodorowitsch anzuschauen.

»Sprich, stinkender Schurke, von was anderem denn?« brüllte jener.

»Eben das übrige andere habe ich in diesem Augenblick im Sinn gehabt, daß Sie nämlich am Ende gar selber damals den Tod Ihres Vaters wünschten!«

Iwan Fjodorowitsch sprang auf und schlug ihm aus aller Kraft mit der Faust auf die Schulter, so daß Smerdjakow an die Wand taumelte. Augenblicklich war sein ganzes

Gesicht von Tränen übergossen, und er murmelte: »Schämen Sie sich, mein Herr, einen schwachen Menschen zu schlagen!« Er bedeckte plötzlich seine Augen mit seinem blaugestreiften, leinenen und völlig vollgeschneuzten Taschentuch und verfiel in leises Weinen. So verging etwa eine Minute.

»Genug! Hör auf!« sprach endlich gebieterisch Iwan Fjodorowitsch, indem er sich wieder setzte. »Bring mich nicht völlig um meine Geduld!«

Smerdjakow nahm seinen Lappen von den Augen. Jeder kleinste Zug seines verzogenen Gesichts brachte nur die eben erlittene Beleidigung zum Ausdruck.

»So hast du, Schurke, damals denn geglaubt, daß ich in Gemeinschaft mit Dmitri meinen Vater töten wollte?«

»Ihre damaligen Gedanken kannte ich nicht«, murmelte noch immer gekränkt Smerdjakow, »deshalb habe ich Sie aber gerade damals aufgehalten, als Sie ins Tor treten wollten, um Sie in diesem Punkt auf die Probe zu stellen.«

»Worin denn auf die Probe zu stellen? Worin?«

»Aber doch gerade eben darin: Wünschen Sie oder wünschen Sie nicht, daß Ihr Vater bald ermordet werde?«

Am allermeisten empörte Iwan Fjodorowitsch dieser beharrlich freche Ton, den Smerdjakow durchaus nicht aufgeben wollte.

»Da hast du ihn ermordet!« rief er plötzlich aus.

Smerdjakow lächelte verächtlich.

»Daß ich das nicht war, das wissen Sie selber sehr gut. Und ich dachte, daß ein gescheiter Mensch darüber auch kein Wort mehr verlieren werde.«

»Aber weshalb, weshalb kam dir denn damals ein solcher Verdacht auf mich?«

»Wie es Ihnen schon bekannt ist, einzig und allein aus Angst. Ich war ja damals in einer solchen Lage, daß ich vor Furcht zitternd gegen alle Verdacht hegte. Auch Sie beschloß ich auf die Probe zu stellen; denn wenn auch Sie, denke ich, ganz dasselbe wünschen wie Ihr Bruder,

dann ist das auch das Ende für diese ganze Sache, und ich selber werde mit zugrundegehen wie eine Fliege.«

»Höre, vor zwei Wochen hast du dies nicht gesagt!«

»Ganz das gleiche hatte ich auch im Sinn, als ich im Krankenhaus mit Ihnen sprach; ich vermutete nur, Sie würden das auch ohne überflüssige Worte verstehen und selber kein direktes Gespräch zu führen wünschen, da Sie ja der allergescheiteste Mensch sind.«

»Sieh mal an! Aber antworte, antworte doch, ich bestehe darauf: wodurch konnte ich denn gerade, weshalb denn nur gerade damals in deiner schurkischen Seele einen so niedrigen Argwohn gegen mich aufkommen lassen?«

»Einen Mord zu begehen – dies hätten Sie selber um keinen Preis fertiggebracht, ja, und auch nicht gewollt; aber zu wünschen, daß irgendein anderer den Mord vollführe, das haben Sie getan.«

Und wie ruhig, wie ruhig er nur spricht!

»Ja, weshalb sollte ich es denn wünschen, was hatte ich denn für einen Grund, es zu wünschen?«

»Wie denn das: was für einen Grund? Aber die Erbschaft?« fiel ihm giftig und sogar so, als ob er sich rächen wolle, Smerdjakow ins Wort. »Es konnten ja dann, nach dem Tod Ihres Vaters, auf jeden von den drei Brüdern fast vierzigtausend kommen, vielleicht aber auch mehr als das. Wenn aber damals Fjodor Pawlowitsch jene selbe Dame, Agrafena Alexandrowna, geheiratet hätte, dann hätte sie schon sogleich nach der Trauung das ganze Kapital auf sich haben übertragen lassen, denn sie ist durchaus nicht dumm, so daß euch allen drei Brüdern nicht einmal zwei Rubel nach dem Tod des Vaters bleiben würden. Es hing an einem Härchen. Diese Dame brauchte nur so mit dem kleinen Finger vor ihm zu machen, und er wäre sogleich mit ihr, die Zunge aus dem Halse, in die Kirche gelaufen.«

Iwan Fjodorowitsch litt darunter, daß er an sich hielt.

»Schön«, sprach er endlich, »du siehst, ich bin nicht aufgesprungen, ich habe dich nicht verprügelt, dich

nicht totgeschlagen. Sprich also weiter; demnach habe ich, deiner Ansicht nach, den Bruder Dmitri auch gerade dazu ausersehen, auf ihn auch gerechnet?»

»Wie hätten Sie denn nicht auf ihn rechnen sollen; wenn er ja den Mord vollbringen werde, so geht er doch aller Vorrechte seines Adels, seines Ranges und seines Vermögens verlustig und wird in die Verbannung geschickt. Dann aber wird ja sein väterliches Erbteil Ihnen und Ihrem Brüderchen Alexej Fjodorowitsch bleiben, zu gleichen Teilen, das heißt, schon nicht mehr vierzigtausend, vielmehr sechzigtausend kommen dann auf einen jeden von euch. Da haben Sie zweifellos damals auf Dmitri Fjodorowitsch gerechnet!«

»Nun, ich habe schon von dir zu erdulden! Höre, Schuft, wenn ich damals auf irgend jemand gerechnet hatte, so natürlich schon auf dich, nicht aber auf Dmitri, und, ich schwöre es, ich fühlte sogar deinerseits irgendeine Gemeinheit voraus . . . damals . . . ich entsinne mich an meinen Eindruck!«

»Auch ich dachte damals, ein einziges Augenblickchen, daß Sie auch auf mich rechnen«, grinste höhnisch Smerdjakow, »so daß Sie sich damals gerade dadurch noch mehr vor mir enthüllten; denn wenn Sie ein Vorgefühl hinsichtlich meiner hatten und dabei zu dieser Zeit fortführen, so heißt das doch, Sie haben mir gerade dadurch in aller Deutlichkeit gesagt: da kannst du denn den Vater ermorden, ich aber will dir keine Hindernisse bereiten.«

»Schuft! so hast du das also verstanden!«

»Aber immer infolge dieses selbigen Tschermaschnja! Erbarmen Sie sich! Sie wollten nach Moskau und weigerten sich, ungeachtet aller Bitten Ihres Vaters, nach Tschermaschnja zu fahren! Und dabei willigten Sie plötzlich ein – nur auf ein dummes Wort von mir! Und wozu hatten Sie es denn damals auch nötig, sich bereit zu erklären, nach diesem Tschermaschnja zu fahren? Wenn Sie aber nicht nach Moskau, vielmehr ohne jeden Grund

nach Tschermaschnja fuhren, auf ein einziges Wörtchen von mir, so haben Sie, so muß es doch wohl sein, irgend etwas von mir erwartet!«

»Nein, ich schwöre es, nein!« brüllte zähneknirschend Iwan.

»Wie denn nein! Es hätte sich im Gegenteil geziemt, mich für solche meine Worte an Sie, den Sohn Ihres Vaters, zunächst einmal auf die Polizei zu führen und durchzuprügeln . . . wenigstens mir über die Fresse zu hauen, dort gleich auf dem Platz. Sie aber, erbarmen Sie sich doch, sind im Gegenteil nicht im geringsten böse geworden; sogleich erfüllen Sie freundlich, was ich riet, ganz genau nach meinem sehr dummen Wort, und reisen ab, was durchaus albern war, denn Ihnen wäre es zugekommen zu bleiben, um das Leben Ihres Vaters zu schützen . . . Wie hätte ich denn nicht nach dem allem solche Schlüsse ziehen müssen?«

Iwan saß stirnrunzelnd da und stützte sich krampfhaft mit beiden Fäusten auf seine Knie.

»Ja, schade, daß ich dir damals nicht über die Fresse gefahren bin«, und er lächelte bitter. »Auf die Polizei konnte man dich aber damals nicht schleppen. Wer hätte mir denn geglaubt, und worauf hätte ich denn hinweisen können, nun, aber über die Fresse . . . ach, schade, ich bin nicht darauf gekommen; wenn auch auf die Fresse zu schlagen verboten ist, so hätte ich doch aus deiner Fratze Brei gemacht.«

Smerdjakow blickte fast mit Entzücken auf ihn.

»In den gewöhnlichsten Fällen des Lebens«, murmelte er mit dem gleichen selbstzufriedenen, doktrinären Ton, in dem er damals am Tisch des Fjodor Pawlowitsch mit Grigori Wassiljewitsch über den Glauben gesprochen hatte, »in gewöhnlichen Fällen des Lebens sind heute Ohrfeigen tatsächlich durch das Gesetz verboten, und alle haben aufgehört zu schlagen; nun aber in besonderen Fällen, und das nicht nur bei uns, vielmehr auf der ganzen Welt, möge auch die völlige französische Repu-

blik herrschen, fährt man gleichwohl fort zu hauen, wie auch zu Adams und Evas Zeiten, ja, und niemals wird man damit aufhören. Sie aber haben es damals auch im besonderen Fall nicht gewagt!«

»Was lernst du denn da französische Vokabeln?« Iwan deutete auf ein Heftchen, das auf dem Tisch lag.

»Aber weshalb sollte ich sie denn nicht lernen, um so meine Bildung zu ergänzen, da ich glaube, daß es irgendwann vielleicht auch mir selber beschieden sein wird, in jenen glücklichen Ländern Europas zu leben!«

»Höre, Ungetüm«, und Iwans Augen funkelten, und er zitterte am ganzen Körper, »ich fürchte nicht deine Beschuldigungen, sage du gegen mich aus, was du nur willst, und wenn ich dich nicht auf der Stelle totprügelte, so einzig und allein deshalb, weil ich jetzt Verdacht hege, daß du dies Verbrechen begangen hast, und ich dich vor Gericht schleifen werde. Ich werde dich noch entlarven!«

»Meiner Ansicht nach werden Sie aber lieber schweigen. Denn was können Sie denn gegen mich geltend machen bei meiner völligen Unschuld, und wer wird Ihnen glauben? Wenn Sie aber damit nur beginnen werden, so werde auch ich alles erzählen; denn warum sollte ich mich denn nicht verteidigen?«

»Du glaubst wohl, ich fürchte dich jetzt?«

»Möge man auch vor Gericht keinem der Worte glauben, die ich Ihnen soeben sagte, dafür wird man das aber im Publikum wohl glauben, und Sie werden sich schämen müssen.«

»Dies bedeutet wohl wiederum, daß ›mit einem gescheiten Menschen es sich lohne, sich auch nur zu unterhalten‹ – ist es so?« knirschte Iwan hervor.

»Ganz genau so, die Wahrheit geruhen Sie zu sagen. Bleiben Sie auch gescheit.«

Iwan Fjodorowitsch stand auf, am ganzen Körper zitternd vor Unwillen, er zog seinen Mantel an, und ohne Smerdjakow weiter zu entgegnen, ja ohne ihn auch nur anzublicken, verließ er rasch das Zimmer. Die kühle

Abendluft erfrischte ihn. Am Himmel leuchtete hell der Mond. Ein furchtbarer Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen kochte in seiner Seele. »Soll ich sogleich gehen und Smerdjakow verklagen? Aber was soll ich denn gegen ihn vorbringen: er ist gleichwohl unschuldig! Er wird demgegenüber mich beschuldigen. In der Tat, weshalb bin ich denn eigentlich damals nach Tscher-maschnja gefahren? Wozu denn? Wozu?« fragte sich Iwan Fjodorowitsch. »Ja natürlich, ich habe irgend etwas erwartet, und er hat recht . . .« Und er erinnerte sich wiederum zum hundertstenmal, wie er in der letzten Nacht, die er im Haus seines Vaters zubrachte, von der Treppe aus nach ihm gelauscht hatte – aber so schmerz-lich war es ihm jetzt schon, sich daran zu erinnern, daß er sogar stehenblieb, als habe ihn der Blitz getroffen. »Ja, ich habe das damals erwartet, das ist wahr! Ich wünschte, ich wünschte geradezu den Mord! Wünschte ich den Mord, wünschte ich ihn? Man muß Smerdjakow totschiagen . . .! Wenn ich jetzt nicht den Mut habe, Smerdjakow totzuschlagen, dann lohnt es auch gar nicht mehr zu leben . . .!«

Statt aber nach Hause ging Iwan Fjodorowitsch damals geradewegs zu Katarina Iwanowna und erschreckte sie durch sein Erscheinen: er war wie von Sinnen. Er erzählte ihr sein ganzes Gespräch mit Smerdjakow bis in die kleinsten Einzelheiten. Er vermochte sich gar nicht zu beruhigen, wie sehr ihn auch jene zu beschwichtigen suchte. Immer ging er im Zimmer auf und ab und führte abgebrochene, seltsame Reden. Endlich setzte er sich, stützte sich auf den Tisch auf, nahm seinen Kopf in beide Hände und murmelte den seltsamen Aphorismus:

»Wenn nicht Dmitri den Mord beging, sondern Smer-djakow, dann bin ich natürlich mit ihm solidarisch, denn ich stiftete an. Ob ich ihn wirklich anstiftete – das weiß ich noch nicht. Wenn aber nur er den Mord beging und nicht Dmitri, dann bin ich natürlich gleichfalls der Mör-der.«

Als dies Katarina Iwanowna vernommen hatte, erhob sie sich schweigend, ging zu ihrem Schreibtisch hin, öffnete eine Schatulle, die auf ihm stand, entnahm ihr ein gewisses Zettelchen und legte es vor Iwan auf den Tisch. Dieses Zettelchen war jenes Dokument, von dem Iwan Fjodorowitsch dann später Aljoscha erklärt hatte, es sei »ein mathematischer Beweis« dafür, daß Bruder Dmitri den Vater ermordet habe. Das war ein Brief, den Mitja in betrunkenem Zustand an Katarina Iwanowna geschrieben hatte, an jenem Abend, als er auf dem Feld Aljoscha begegnet war, wie der ins Kloster zurückkehrte nach der Szene im Haus der Katarina Iwanowna, da diese von Gruschenka beleidigt worden war. Als Mitja sich damals von Aljoscha getrennt hatte, wollte er zu Gruschenka eilen; es ist nicht bekannt, ob er sie sah, in der Nacht befand er sich aber im Wirtshaus »Zur Hauptstadt«, wo er sich gehörig betrank. Als er schon betrunken war, hatte er Feder und Papier verlangt und ein wichtiges Beweisstück gegen sich geschrieben. Das war ein ekstatischer, wortreicher und zusammenhangloser Brief, eben ein »betrunkenener«. Sein Inhalt war durchaus der Rede ähnlich, durch die ein Betrunkenener bei seiner Rückkehr nach Hause mit ungewöhnlichem Feuer seiner Frau oder irgendeinem von den Hausbewohnern zu erzählen beginnt, wie man ihn soeben beleidigt habe, was für ein Schuft sein Beleidiger sei, was er selber dagegen für ein ausgezeichnete Mensch sei, und wie er es schon jenem Schurken heimzahlen werde – und das alles ohne ein Ende finden zu können, zusammenhanglos und aufgereggt, mit Faustschlägen auf den Tisch und mit trunkenen Tränen. Das Briefpapier, das man ihm im Wirtshaus gegeben hatte, war ein schmutziger Fetzen gewöhnlichen Schreibpapiers von schlechter Qualität, und auf seiner Rückseite war irgendeine Rechnung geschrieben. Für seine betrunkene Redseligkeit hatte augenscheinlich der Platz nicht ausgereicht, und Mitja hatte nicht nur alle Ränder vollgeschrieben, es standen sogar die letzten

Zeilen quer über das schon Geschriebene. Der Brief hatte folgenden Inhalt: »Verhängnisvolle Katja! Morgen werde ich Geld verschaffen und Dir Deine Dreitausend abgeben, und lebe dann wohl – Du Weib von großem Zorn! Lebe wohl aber auch meine Liebe! Laß uns ein Ende machen! Morgen werde ich das Geld bei allen Leuten aufzutreiben suchen; wird mir das aber nicht gelingen, so gebe ich Dir mein Ehrenwort, ich werde zu meinem Vater gehen, ihm den Schädel einschlagen und das Geld unter seinem Kissen herausnehmen, wenn nur Iwan abgereist sein wird. Wenn ich auch ins Zuchthaus wandern werde, die Dreitausend werde ich zurückgeben! Du aber lebe wohl! Ich verneige mich Dir bis zur Erde, denn ich bin ein Schurke vor Dir. Verzeihe mir! Nein, lieber verzeih mir nicht, dann wird es uns beiden leichter sein! Lieber das Zuchthaus, als Deine Liebe, denn ich liebe eine andere, ich habe sie heute allzusehr erkannt, wie kannst Du dann verzeihen? Totschlagen werde ich den, der mich bestahl! Von Euch allen werde ich weggehen nach dem Osten, um niemanden mehr zu kennen. ›Sie‹ gleichfalls, denn nicht Du allein bist die Peinigerin, vielmehr auch sie. Leb wohl!

P. S. Einen Fluch schreibe ich da, dabei vergöttere ich Dich! Ich lausche in meiner Brust. Es blieb da eine Saite, und sie klingt. Soll ich mein Herz teilen? Ich werde mich töten, vordem aber gleichwohl jenen Hund. Entreißen werde ich ihm Dreitausend und sie Dir hinwerfen. Wenn ich dann auch ein Schurke vor Dir bin, so bin ich doch kein Dieb! Erwarte die Dreitausend. Bei jenem Hund liegen sie unter dem Kissen, ein rosa Bändchen darum. Nicht ich bin ein Dieb, ich töte vielmehr nur den, der mich bestahl. Katja, blicke nicht mit Verachtung auf mich: Dmitri ist kein Dieb, vielmehr ein Mörder! Seinen Vater mordete er, und sich selber richtete er zugrunde, nur um aufrecht zu stehen vor Dir und Deinen Stolz nicht ertragen zu müssen! Und Dich nicht zu lieben! PPS. Deine Füße küsse ich, leb wohl.

PPSS. Katja, flehe zu Gott, die Leute möchten Geld geben. Dann werde ich nicht im Blut sein; wird man es aber nicht geben – dann wohl! Töte mich!

Dein Sklave und Feind

D. Karamasow.«

Als Iwan das »Dokument« gelesen hatte, war er überzeugt: demnach hat der Bruder den Mord begangen, nicht aber Smerdjakow. Wenn aber nicht Smerdjakow, dann also auch nicht er, Iwan. Dieser Brief erlangte plötzlich in seinen Augen mathematischen Sinn. Nunmehr konnte schon keinerlei Zweifel mehr sein an der Schuld des Mitja. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch bemerken: der Argwohn, daß Mitja gemeinsam mit Smerdjakow den Mord hätte begehen können, diesen Argwohn hegte Iwan niemals, ja dies war auch sogar nicht im Einklang mit den Tatsachen. Iwan war völlig beruhigt. Am andern Morgen erinnerte er sich nur noch mit Verachtung an Smerdjakow und seine Verhöhnungen. Einige Tage darauf staunte er sogar darüber, wie er sich nur hatte so qualvoll beleidigt vorkommen können durch seinen Argwohn. Er beschloß, sich ihn aus dem Kopf zu schlagen und ihn zu vergessen. So verging ein Monat. Über Smerdjakow erkundigte er sich bei niemandem mehr, er vernahm indes flüchtig zweimal, jener sei sehr krank und nicht recht bei Besinnung. »Er wird im Wahnsinn endigen«, sprach einmal von ihm der junge Doktor Warwinski, und Iwan entsann sich dessen. In der letzten Woche dieses Monats begann nun Iwan selber sich sehr unwohl zu fühlen. Den Arzt, der unmittelbar vor dem Gerichtstag aus Moskau gekommen war, und den Katarina Iwanowna verschrieben hatte, zog er schon zu Rate. Und gerade zu dieser Zeit hatten sich seine Beziehungen zu Katarina Iwanowna aufs äußerste zugespitzt. Es war ganz so, als ob dies zwei Feinde seien, die ineinander verliebt sind. Die »Rückfälle« der Katarina Iwanowna zu Mitja – sie dauerten immer nur einen Augenblick, waren aber heftig – brachten bereits Iwan

völlig außer sich. Seltsam blieb es freilich, daß bis zu dieser letzthin beschriebenen Szene bei Katarina Iwanowna – als Aljoscha im Auftrag Mitjas zu ihr kam – Iwan nicht ein einziges Mal mehr im Verlauf dieses ganzen Monats einen Zweifel ihrerseits an der Schuld des Mitja vernommen hatte, ungeachtet aller ihrer »Rückfälle« zu ihm, die er so haßte. Auffallend ist es wohl auch noch, daß Iwan, obgleich er fühlte, wie er Mitja jeden Tag mehr hasse, er dabei dennoch begriff, daß er das nicht wegen der »Rückfälle« der Katja zu ihm tue, vielmehr gerade deshalb, weil er den Vater getötet habe. Er fühlte dies und gab sich darüber selber durchaus klare Rechenschaft. Dessenungeachtet ging er zehn Tage vor dem Gerichtstag zu Mitja und legte ihm den Plan der Flucht vor – einen Plan, den er augenscheinlich bereits lange vordem bedacht hatte. Außer der Hauptursache, die ihn zu einem solchen Schritt bewog, hatte daran auch noch eine gewisse noch nicht vernarbte Wunde über ein Wörtchen des Smerdjakow schuld: »Es sei ihm, Iwan, vorteilhaft, daß man seinen Bruder Mitja beschuldige, denn das väterliche Erbteil werde sich dann für ihn und Aljoscha von vierzig- auf sechzigtausend erhöhen.« Er beschloß allein von seiner Seite aus dreißigtausend zu opfern, um die Flucht des Mitja zu bewerkstelligen. Als er damals von ihm zurückkehrte, war er furchtbar bekümmert und verwirrt; er begann plötzlich zu fühlen, daß er Mitjas Flucht nicht nur deshalb wünsche, um dafür dreißigtausend zu opfern und so seine Wunde zu heilen, vielmehr auch noch aus einem andern Grund. »Nicht etwa deshalb, weil in meinem Innersten auch ich ein ebensolcher Mörder bin?« fragte er sich. Irgend etwas Fernabliegendes, aber Brennendes zehrte an seiner Seele. Die Hauptsache aber: im Verlauf dieses ganzen Monats hatte sein Stolz furchtbar gelitten, davon aber später . . . Als Iwan Fjodorowitsch nach seinem Gespräch mit Aljoscha bereits an seiner Haustür angelangt, die Türklinke in der Hand, beschloß, zu Smerdjakow zu gehen, da

gehorchte er einem ganz bestimmten Gefühl des Unwillens, der plötzlich in seiner Brust entbrannt war. Es fiel ihm ein, wie eben erst Katarina Iwanowna vor Aljoscha ihn angeschrien hatte: »Das warst du ja, nur du allein hast mir versichert, er (das heißt Mitja) sei der Mörder.« Als sich Iwan daran erinnerte, erstarrte er sogar. Niemals in seinem Leben hatte er ihr versichert, daß Mitja der Mörder sei, im Gegenteil, er hatte noch sich selber vor ihr verdächtigt, als er damals von Smerdjakow kam. Im Gegenteil, das war »sie«, sie hatte ihm damals das »Dokument« vor die Augen gelegt und die Schuld des Bruders »bewiesen«. Und da ruft sie jetzt plötzlich selber aus: »Ich selber war bei Smerdjakow!« Wann denn nur? Iwan wußte gar nichts davon. Das bedeutete demnach, sie ist durchaus nicht derart überzeugt von der Schuld des Mitja! Und was konnte ihr denn Smerdjakow sagen? Was, was hat er ihr denn eigentlich gesagt? Ein furchtbarer Zorn entbrannte in seinem Herzen. Er begriff gar nicht, wie er ihr vor einer halben Stunde diese Worte hatte so hingehen lassen können, ohne selber auf der Stelle loszufahren. Er ließ die Türklinke, die er schon erfaßt hatte, wieder los und machte sich auf den Weg zu Smerdjakow. »Ich werde ihn vielleicht diesmal totschießen«, dachte er unterwegs.

VIII. *Die dritte und letzte Begegnung mit Smerdjakow*

Schon auf dem halben Weg erhob sich ein scharfer, trockner Wind, ein ebensolcher, wie schon am frühen Morgen desselben Tages geweht hatte, und streute feinen, dichten, trocknen Schnee. Er fiel auf die Erde und haftete nicht an ihr, der Wind wirbelte ihn vielmehr umher, und bald erhob sich ein richtiger Schneesturm. In dem Stadtteil, wo Smerdjakow lebte, gibt es bei uns fast gar keine Laternen. Iwan Fjodorowitsch schritt im Dunkeln dahin, ohne den Schneesturm zu bemerken,

und suchte sich instinktiv seinen Weg. Der Kopf tat ihm weh, und in seinen Schläfen pochte es qualvoll. In seinen Händen zuckte es wie im Krampf. Ganz nahe vor dem Häuschen der Marja Kondratjewna begegnete Iwan Fjodorowitsch plötzlich einem einsamen, betrunkenen, kleingewachsenen Bäuerlein in einem zerlumpten Rock, das im Zickzack ging, vor sich hinbrummte und schimpfte, plötzlich aber damit aufhörte und mit heiserer, betrunkenener Stimme ein Lied begann:

»Ach, nach Piter* reiste Wanka,
Nicht erwarten werd ich ihn!«

Er unterbrach aber immer seinen Gesang bei dieser zweiten Zeile und begann auf irgendwen zu schimpfen, dann fing er plötzlich wiederum an, dies selbe Lied in gedehntem Ton zu singen. Iwan Fjodorowitsch fühlte längst schon einen furchtbaren Haß auf ihn, noch ohne im geringsten daran zu denken, und plötzlich kam ihm dieser Haß zum Bewußtsein. Sogleich verlangte es ihn unwiderstehlich danach, das Bäuerlein mit der Faust niederzuschlagen. Gerade in diesem Augenblick war das Bäuerlein herangekommen, und heftig schwankend stieß es plötzlich aus aller Kraft den Iwan. Der stieß ihn außer sich wieder. Das Bäuerlein flog zurück und schlug krachend wie ein Holzklotz auf die Erde, nur ein einziges Mal stöhnte er schmerzlich »Oh! oh!« und verstummte. Iwan trat zu ihm heran. Jener lag mit dem Gesicht nach unten völlig bewegungslos, ohne Bewußtsein. »Er wird erfrieren!« dachte Iwan und schritt wiederum seines Weges zu Smerdjakow.

Noch im Vorraum, als sie mit einem Licht in der Hand gelaufen kam ihm zu öffnen, flüsterte Marja Kondratjewna ihm zu, Pawel Fjodorowitsch (das heißt Smerdjakow) sei sehr krank, er liege nicht gerade danieder, es scheine aber fast, als sei er nicht bei Besinnung, und sogar den Tee habe er wegzunehmen befohlen, er habe nicht trinken wollen.

* Petersburg.

»Wie denn, tobt er etwa?« fragte grob Iwan Fjodorowitsch.

»Nein, im Gegenteil, er ist völlig still. Sprechen Sie nur nicht zu lange mit ihm«, bat Marja Kondratjewna.

Iwan Fjodorowitsch öffnete die Tür und trat ein.

Geheizt war es ebenso wie das vorige Mal, im Zimmer waren aber verschiedene Veränderungen wahrzunehmen: eine von den Seitenbänken war hinausgetragen, und an ihrer Stelle stand ein großer, alter Lederdiwan aus Rotholz. Auf ihm war ein Bett gemacht mit ziemlich reinen, weißen Kissen. Auf dem Bett saß Smerdjakow, immer in demselben Schlafrock. Der Tisch war vor den Diwan gerückt, so daß es im Zimmer sehr eng geworden war. Auf dem Tisch lag ein dickes Buch in gelbem Umschlag, Smerdjakow las aber nicht darin, er saß vielmehr da, so schien es wenigstens, und tat gar nichts. Mit einem langen, stummen Blick empfing er Iwan Fjodorowitsch, und augenscheinlich war er nicht im geringsten überrascht über sein Kommen. Er hatte sich sehr im Gesicht verändert, es war sehr hager und ganz gelb geworden. Seine Augen waren eingefallen und hatten blaue Ränder.

»Ja, bist du auch wirklich krank?« sprach Iwan Fjodorowitsch und blieb stehen. »Ich werde dich nicht lange aufhalten und sogar nicht einmal meinen Mantel ablegen. Wo kann man sich denn bei dir setzen?«

Er ging zum andern Ende des Tisches, rückte einen Stuhl heran und setzte sich.

»Was schaust du denn und schweigst? Ich habe nur eine Frage an dich, und ich schwöre es, ich werde nicht weggehen, bevor du geantwortet hast: War bei dir jene Dame, Katarina Iwanowna?«

Smerdjakow schwieg lange, wobei er wie vordem immer still Iwan anschaute, plötzlich machte er aber eine abwehrende Handbewegung und wandte sein Gesicht von ihm weg.

»Was ist mit dir?« rief Iwan aus.

»Nichts!«

»Wie denn nichts?«

»Nun, sie war da, und das kann Ihnen doch gleichgültig sein. Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Nein, ich werde das nicht! Sprich, wann war sie da?«

»Ja, ich kann mich ja gar nicht mehr an sie erinnern«, und Smerdjakow lächelte verächtlich; doch plötzlich wandte er wiederum sein Gesicht zu Iwan und sah ihn mit einem ekstatisch-haßvollen Blick an, ganz ebenso, wie er ihn bei jener Begegnung vor einem Monat angeschaut hatte.

»Selber scheinen Sie krank zu sein; sieh mal an, wie Sie abgemagert sind, Sie haben ja gar kein Gesicht mehr«, sprach er zu Iwan.

»Laß meine Gesundheit in Ruhe, sprich, wonach man dich fragt!«

»Weshalb sind aber bei Ihnen die Augen gelb geworden, das Weiße ist völlig gelb. Sie quälen sich wohl sehr?« Er grinste verächtlich, und plötzlich brach er schon völlig in Lachen aus.

»Höre, ich sagte dir, daß ich nicht weggehen werde, bevor du geantwortet hast!« rief Iwan in furchtbarer Erregung.

»Was dringen Sie denn so in mich? Was quälen Sie mich?« murmelte Smerdjakow mit leidender Miene.

»Ach, der Teufel! Ich habe mit dir auch gar nichts zu schaffen. Antworte auf meine Frage, und ich werde sogleich weggehen!«

»Gar nichts habe ich Ihnen zu antworten!« Und wiederum schlug Smerdjakow die Augen nieder.

»Ich versichere dir, daß ich dich schon zwingen werde, mir zu antworten!«

»Was beunruhigen Sie sich denn in einem fort?« Und Smerdjakow starrte ihn nicht gerade mit Verachtung an, vielmehr schon so, als ob er Ekel vor ihm empfinde. »Ist das alles deshalb, weil das Gericht morgen seinen Anfang nimmt? Es wird ja aber gar nichts geschehen, seien Sie

dessen endlich einmal gewiß! Gehen Sie nur nach Hause, legen Sie sich ruhig schlafen, fürchten Sie gar nichts.« »Ich verstehe dich nicht . . . was sollte ich denn morgen fürchten?« sprach Iwan mit Staunen, und plötzlich überkam tatsächlich seine Seele ein eisiges Entsetzen.

Smerdjakow maß ihn mit den Augen. »Sie begreifen nicht?« sprach er vorwurfsvoll und gedehnt. »Kann denn aber ein gescheiter Mensch daran Gefallen finden, einen solchen Komödianten aus sich zu machen?«

Iwan blickte ihn schweigend an. Allein schon dieser unerwartete Ton, tatsächlich von einem unerhörten Hochmut, in dem dieser sein früherer Diener mit ihm sprach, war ungewöhnlich. Einen solchen Ton hatte er sogar nicht einmal das vorige Mal angeschlagen.

»Ich sage Ihnen, Sie haben gar nichts zu fürchten. Ich werde gar nichts gegen Sie aussagen, es liegt nichts Belastendes vor. – Sieh mal an, die Hände zittern ihm ja. Weshalb gehen bei Ihnen die Finger so hin und her? Gehen Sie lieber nach Hause. Nicht Sie haben den Mord begangen!«

Iwan erbehte, Aljoscha kam ihm in den Sinn.

»Ich weiß, daß nicht ich es war . . .«, murmelte er gerade nur eben.

»Sie wissen das?« fiel ihm wiederum Smerdjakow ins Wort.

Iwan sprang auf und faßte ihn an der Schulter.

»Sag alles, du Ekel! Sag alles!«

Smerdjakow erschrak nicht im geringsten. Er sog sich nur mit wahnsinnigem Haß mit seinen Blicken in ihn ein.

»Aber Sie haben ja gerade auch den Mord begangen, wenn dem so ist«, flüsterte er ihm wütend zu.

Iwan ließ sich auf seinen Stuhl fallen, und es war, als ob er sich etwas überlegt habe. Er lächelte böse.

»Da meinst du das von damals? Das, wovon wir auch das letztmal sprachen?«

»Ja, und auch das letztmal standen Sie vor mir und verstanden alles: Sie verstehen es auch jetzt.«

»Ich verstehe nur das eine, daß du verrückt bist.«
»Wird es einem denn nicht schließlich zuwider? Ohne Zeugen sitzen wir hier, wozu denn, sollte man annehmen, einander Sand in die Augen streuen, Komödie spielen? Oder wollen Sie es immer noch auf mich allein abwälzen, und das mir gerade in die Augen? Sie haben den Mord begangen, Sie sind auch der Hauptmörder, ich aber war nur Ihr Handlanger, der gehorsame, treue Diener, und nach Ihrem Wort habe ich diese Tat auch vollbracht.«

»Vollbracht? Ja, hast du denn wirklich den Mord begangen?« Iwan lief es kalt über den Rücken.

Es war so, als ob irgend etwas in seinem Hirn ins Schwan-
ken gerate, und er bebte am ganzen Körper in einem kurzen Schüttelfrost. Da schaute schon Smerdjakow selber erstaunt auf ihn; wahrscheinlich machte endlich das Entsetzen des Iwan Eindruck auf ihn durch seine Aufrichtigkeit.

»Ja, haben Sie denn wirklich nichts gewußt?« murmelte er ungläubig, wobei er ihm schief ins Gesicht grinste. Iwan schaute immer noch auf ihn, es war, als habe er die Sprache verloren.

»Ach, nach Piter reiste Wanka,
Nicht erwarten werd ich ihn.«

klang es ihm plötzlich in den Ohren.

»Weißt du was: ich fürchte, daß du ein Traum bist, daß du als Gespenst vor mir sitzt«, lispelte er.

»Hier ist auch gar kein Gespenst, außer uns beiden, ja, und noch ein gewisser Dritter. Zweifellos befindet er sich jetzt eben, dieser Dritte, zwischen uns beiden.«

»Wer er? Wer befindet sich da? Wer ist der Dritte?« murmelte entsetzt Iwan Fjodorowitsch, indem er sich umschaute und eilig irgend jemand in allen Ecken mit den Augen suchte.

»Dieser Dritte - ist Gott, dies ist die Vorsehung selber, hier ist sie jetzt neben uns; suchen Sie sie nur nicht, Sie werden sie nicht finden.«

»Du logst, als du sagtest, daß du den Mord begingst!« brüllte außer sich Iwan. »Du bist entweder verrückt, oder du willst mich necken, wie auch das vorige Mal!« Smerdjakow erschrak wie auch vordem nicht im geringsten, er sah ihn nur immer noch forschend an. Noch immer konnte er durchaus nicht seine Ungläubigkeit besiegen, immer noch schien es ihm, daß Iwan »alles wisse« und sich nur so anstelle, um »ihm ins Gesicht alles auf ihn allein abzuwälzen«.

»Warten Sie«, sprach er endlich mit schwacher Stimme, und plötzlich zog er unter dem Stuhl sein linkes Bein hervor und begann an ihm seine Hosen heraufzurollen. Der Fuß stak in einem langen, weißen Strumpf, und der in einem Pantoffel. Ohne jede Hast nahm Smerdjakow das Strumpfband ab und steckte seine Finger tief in den Strumpf. Iwan Fjodorowitsch schaute ihm zu, und plötzlich erzitterte er in krampfhaftem Beben.

»Verrückter!« brüllte er und sprang rasch von seinem Platz auf; er taumelte zurück, so daß er mit dem Rücken an die Wand stieß, und es war so, als ob er an der Wand festgeklebt wäre, wobei er sich in seiner ganzen Länge emporstreckte. In wahnsinnigem Entsetzen schaute er auf Smerdjakow. Auf jenen aber machte sein Schrecken nicht den geringsten Eindruck, er fuhr fort, in dem Strumpf herumzufahren, als ob er sich immer bemühe, etwas in ihm zu erfassen und herauszuziehen. Endlich hatte er es erfaßt und begann zu ziehen. Iwan Fjodorowitsch sah, daß dies irgendwelches Papier oder ein ganzes Päckchen Papiere war. Smerdjakow zog es heraus und legte es auf den Tisch. »Da ist es!« sprach er leise.

»Was denn?« fragte zitternd Iwan.

»Geruhen Sie doch hinzuschauen«, sprach ebenso leise Smerdjakow.

Iwan schritt zum Tisch, nahm das Paket und begann es aufzumachen; plötzlich zog er aber seine Finger zurück, gleich als ob er etwas Widerliches, schrecklich Ekliges berührt habe.

»Ihre Finger zittern immer noch im Krampf«, bemerkte Smerdjakow und begann selber ohne Hast das Paket auseinanderzunehmen. Unter dem Umschlag kamen drei Päckchen regenbogenfarbener Hundertrubelscheine zum Vorschein.

»Alle sind sie da, alle dreitausend, Sie brauchen sie nicht zu zählen. Nehmen Sie sie in Empfang«, forderte er Iwan auf, indem er auf das Geld deutete. Iwan ließ sich auf seinen Stuhl nieder. Er war bleich wie ein Tuch.

»Du hast mich erschreckt . . . mit diesem Strumpf . . .«, sprach er seltsam lächelnd.

»Haben Sie es denn vordem wirklich, wirklich nicht gewußt?« fragte noch einmal Smerdjakow.

»Nein, ich habe es nicht gewußt. Ich habe immer an Dmitri gedacht. Bruder! Bruder! Höre, du hast allein den Mord begangen? Ohne den Bruder oder mit ihm?«

»Einzig und allein nur mit Ihnen, gemeinsam mit Ihnen habe ich den Mord begangen; Dmitri Fjodorowitsch ist aber demnach unschuldig.«

»Schön . . . schön . . . Von mir später. Was zittere ich denn nur am ganzen Körper . . . Kein Wort vermag ich herauszubringen.«

»Wie mutig waren Sie damals, »alles«, sozusagen, »ist erlaubt«, haben Sie damals gesagt, jetzt aber, wie sind Sie auf einmal erschrocken!« lispelte mit aufrichtigem Stauen Smerdjakow. »Wollen Sie nicht Limonade, ich werde sogleich befehlen, welche zu bereiten und herzubringen. Sehr erfrischen kann sie. Nur das hier muß man vorher vestecken.«

Und er deutete wiederum auf die Geldpäckchen. Er machte Miene aufzustehen und Marja Kondratjewna in die Tür zu schreien, sie möchte Limonade machen und bringen; als er aber suchte, womit er das Geld bedecken solle, damit jene es nicht erschaue, nahm er zuerst sein Taschentuch heraus, da das sich aber wiederum als völlig vollgeschneuzt erwies, nahm er vom Tisch das einzige dort liegende dicke, gelbe Buch, das Iwan schon bei

seinem Eintritt bemerkt hatte, und bedeckte mit ihm das Geld. Der Titel des Buches war: »Unseres heiligen Vaters Isaak Sirin Worte«. Iwan Fjodorowitsch hatte mechanisch den Titel gelesen.

»Ich will keine Limonade«, sprach er. »Über mich später. Setz dich und sprich, wie hast du das denn angefangen? Alles erzähle . . .«

»Wenn Sie wenigstens Ihren Mantel abnehmen würden, sonst werden Sie ja schmoren.«

Gleich als ob ihm dies eben erst eingefallen sei, riß Iwan Fjodorowitsch seinen Mantel ab und warf ihn auf die Bank, ohne sich von seinem Stuhl zu erheben.

»So sprich doch, bitte sprich doch!«

Er war ganz still geworden, er erwartete mit Bestimmtheit, daß Smerdjakow jetzt »alles« sagen werde.

»Darüber, wie dies vollführt wurde?« seufzte Smerdjakow. »Auf die allernatürlichste Weise geschah es, gerade nach Ihren damaligen Worten . . .«

»Von meinen Worten später«, unterbrach ihn wiederum Iwan, aber schon ohne zu schreien wie vordem, mit fester Betonung und so, als ob er sich schon völlig in der Hand habe. »Erzähle mir bis in alle Einzelheiten, wie du das anstelltest. Alles der Reihe nach. Laß nicht das geringste aus. Die Einzelheiten, das ist die Hauptsache, gerade die Einzelheiten. Ich bitte darum.«

»Sie fuhren ab, ich fiel dann in den Keller . . .«

»In einem tatsächlichen Anfall, oder stelltest du dich nur so an?«

»Natürlich stellte ich mich nur so an. In allem heuchelte ich. Ruhig ging ich von der Treppe herab bis ganz nach unten, ruhig legte ich mich hin, und sofort brüllte ich denn auch los. Und ich schlug um mich, während man mich forttrug.«

»Halt einmal! Hast du dich die ganze Zeit über nur angestellt, auch später, auch im Krankenhaus?«

»Keineswegs. Am Morgen des nächsten Tages, bevor man mich noch ins Krankenhaus brachte, befahl mich ein

wirklicher und so heftiger Anfall, wie ich ihn schon viele Jahre nicht hatte. Zwei Tage war ich völlig bewußtlos.«

»Gut, gut. Fahre nur fort!«

»Man legte mich in jenes Bett; ich wußte schon, daß es hinter dem Verschlag sein werde, weil Marfa Ignatjewna mich stets, jedesmal, wenn ich krank war, für die Nacht hinter diesen selben Verschlag in ihrem Zimmer bettete. Zärtlich ist sie immer zu mir gewesen, vom Tag meiner Geburt an. In der Nacht stöhnte ich nur leise. Immer erwartete ich Dmitri Fjodorowitsch.«

»Wie, hast du denn erwartet, daß er zu dir kommen werde?«

»Warum denn zu mir? Im Haus erwartete ich ihn, denn ich hegte schon keinerlei Zweifel mehr daran, daß er in dieser Nacht kommen werde. Da er ja mich nicht mehr hatte und ohne irgendwelche Nachrichten geblieben war, werde er unbedingt selber ins Haus eindringen über den Zaun, wie er es so gut verstand, und irgend etwas vollbringen.«

»Wenn er aber nicht gekommen wäre?«

»Dann wäre auch gar nichts vorgefallen. Ohne ihn hätte ich mich nicht entschlossen.«

»Schön, schön . . . sprich deutlicher, spute dich nicht, die Hauptsache – laß nichts aus!«

»Ich erwartete, er werde Fjodor Pawlowitsch ermorden . . . dies ganz bestimmt. Weil ich ihn ja schon so darauf vorbereitet hatte . . . in den letzten Tagen . . . die Hauptsache aber jene Klopfszeichen waren ihm bekannt geworden. Bei seinem Argwohn und der Wut, die sich in ihm angehäuft hatte in diesen letzten Tagen, mußte er unbedingt mit Hilfe dieser Zeichen in das Haus eindringen. So habe ich ihn denn auch erwartet.«

»Halt«, unterbrach ihn Iwan, »wenn er ihn wirklich ermordet hätte, so hätte er das Geld genommen und weggeschleppt; du mußtest doch gerade dies annehmen? Was wäre dir denn nach ihm geblieben? Ich sehe das nicht ein.«

»Das ist es ja: er hätte niemals das Geld gefunden. Das habe ich ihm ja nur eingeredet, daß das Geld unter der Matratze liege. Nur war das gar nicht der Fall! Vordem lag es in der Schatulle, so ist es gewesen. Darauf habe ich aber Fjodor Pawlowitsch, da er ja mir ganz allein von allen Menschen vertraute, geraten, dieses Geldpaket in der Ecke hinter den Heiligenbildern zu verstecken, weil es dort schon durchaus niemand vermuten werde, besonders wenn man in Eile sei. So hat denn auch dieses Paket bei ihm in der Ecke hinter den Heiligenbildern gelegen. Es aber unter der Matratze zu halten, wäre schon durchaus lächerlich gewesen, wenigstens in der Schatulle und eingeschlossen. Hier aber haben jetzt alle geglaubt, das Geld habe unter der Matratze gelegen. Eine törichte Annahme! Wenn demnach nun Dmitri Fjodorowitsch diesen selben Mord begangen haben würde, so wäre er, da er nichts finden konnte, entweder eiligst davongelaufen, jedes Geräusch fürchtend, wie das auch immer so geht mit den Mördern, oder er wäre festgenommen worden.

So hätte ich denn jederzeit, am andern Tag oder sogar auch noch in dieser Nacht, hinter die Heiligenbilder kriechen und dieses selbe Geld herausnehmen können; alles dies wäre gleichfalls Dmitri Fjodorowitsch zur Last gelegt worden.«

»Nun, wenn er ihn aber nicht getötet, ihn vielmehr nur durchgeprügelt hätte?«

»Wenn er ihn nicht getötet hätte, dann hätte ich es natürlich nicht gewagt, das Geld an mich zu nehmen, und alles wäre vergebens gewesen. Ich hatte aber auch noch darauf gerechnet, daß er ihn bis zur Bewußtlosigkeit schlagen werde, ich aber währenddessen auch die Zeit finden werde, das Geld an mich zu nehmen, und ich dann später Fjodor Pawlowitsch sagen werde, da habe niemand anders als Dmitri Fjodorowitsch, nachdem er ihn verhauen, das Geld gestohlen.«

»Warte . . . ich verliere den Faden . . . Demnach hat

gleichwohl Dmitri den Mord begangen, und du hast nur das Geld an dich genommen?»

»Nein, da hat nicht er den Mord begangen. Wie denn, ich hätte Ihnen ja auch jetzt sagen können, er sei der Mörder . . . ja, aber ich will jetzt nicht vor Ihnen lügen, weil . . . weil, wenn Sie auch tatsächlich, wie ich wohl sehe, bis dahin nichts davon begriffen hatten und sich keineswegs vor mir verstellten, um Ihre offen zutage liegende Schuld auf mich abzuwälzen, Sie gleichwohl in allem schuldig sind; denn von dem Mord wußten Sie und beauftragten mich, ihn zu vollbringen, selber aber führen Sie fort, obgleich Sie alles wußten. Deshalb will ich Ihnen auch heute abend vor Augen führen und beweisen, daß der Hauptmörder hier in allem Sie allein sind, ich aber nur die am wenigsten wichtige Rolle spiele, wenn auch ich es war, der den Mord beging. Sie aber sind auch der Hauptmörder vor dem Gesetz!«

»Weshalb, weshalb bin ich denn der Mörder? O mein Gott!« brach endlich Iwan los, der nicht mehr an sich halten konnte und ganz vergessen hatte, daß er alles, was ihn selber anbetraf, auf das Ende der Unterhaltung verlegt hatte.

»Das ist immer dieses Tschermaschnja! Halt, sprich, wozu brauchtest du denn eigentlich meine Zustimmung, wenn du schon meine Reise nach Tschermaschnja für meine Zustimmung hieltest? Wie urteilst du denn jetzt darüber?«

»Überzeugt von Ihrer Zustimmung, hatte ich schon gewußt, daß Sie bei Ihrer Rückkehr wegen des Verlustes dieser Dreitausend keinen Ton gesagt hätten, wenn die Behörde aus irgendeinem Grund mich statt des Dmitri Fjodorowitsch in Verdacht gehabt oder vermutet hätte, daß ich mit Dmitri Fjodorowitsch gemeinsam diese Sache gemacht habe; im Gegenteil, vor den andern hätten Sie mich verteidigt . . . Da Sie aber die Erbschaft ausgezahlt erhalten würden, so könnten Sie mich dann auch später belohnen, mein ganzes Leben lang, weil Sie

gleichwohl durch mich geruhten, diese Erbschaft zu erhalten, Sie aber sonst, wenn Ihr Vater Agrafena Alexandrowna geheiratet hätte, mit langer Nase abgezogen wären.«

»Ach so! So war es denn deine Absicht, mich auch in der Folgezeit zu quälen, mein ganzes Leben hindurch!« knirschte Iwan. »Wie aber, wenn ich damals nicht abreist wäre, dich vielmehr angezeigt hätte?«

»Aber was hätten Sie denn damals anzeigen können? Daß ich Sie überreden wollte, nach Tschermaschnja zu fahren? Das sind ja aber doch Dummheiten! Zudem hätten Sie ja auch nach unserer Unterredung abreisen oder bleiben können. Wenn Sie aber geblieben wären, so wäre damals auch gar nichts vorgefallen, ich hätte dann auch so gewußt, daß Sie dies nicht wollen, und ich hätte dann gar nichts unternommen. Wenn Sie aber schon abreisten, so bedeutet das doch, Sie haben mir die Versicherung gegeben, daß Sie es nicht wagen werden, mich zu verklagen, und daß Sie mir diese Dreitausend verzeihen werden. Ja, und Sie hätten mich auch überhaupt nicht belangen können, weil ich dann alles vor Gericht erzählt haben würde, das heißt, freilich nicht, daß ich mordete oder stahl – das hätte ich natürlich nicht gesagt –, wohl aber, daß Sie selber mich dazu anstifteten, zu stehlen und zu morden, ich aber meine Zustimmung verweigert habe. Deshalb war mir denn auch damals Ihre Zustimmung so nötig, damit Sie mich in nichts in die Enge treiben könnten, denn wo haben Sie den Beweis dafür? Ich aber hätte Sie immer in die Enge treiben können, indem ich enthüllte, wie Sie damals förmlich düsteten nach dem Tod Ihres Vaters, und da gebe ich Ihnen mein Wort darauf – im Publikum hätten das alle geglaubt, und Sie hätten sich für Ihr ganzes Leben schämen müssen.«

»So düstete ich denn, so düstete ich denn danach, *ich* tat das?« knirschte wiederum Iwan.

»Zweifellos war das so, und durch Ihre Zustimmung

hatten Sie mir damals schweigend diese Sache übertragen.« Und Smerdjakow sah Iwan fest an. Er war sehr schwach und sprach leise und ermüdet, aber irgend etwas Inneres und Geheimgehaltenes entflammte ihn; er hegte augenscheinlich eine ganz bestimmte Absicht; Iwan fühlte das wohl.

»Fahre fort!« sprach er zu ihm. »Erzähle weiter von jener Nacht.«

»Was denn weiter! Da liege ich nun, und es kommt mir so vor, als habe der Herr einen Schrei ausgestoßen; Grigori Wassiljewitsch hatte sich aber schon vordem erhoben und war hinausgegangen, und plötzlich hatte er losgebrüllt, und dann war alles still, Finsternis herrschte. Da liege ich denn und warte, das Herz pocht mir, ich kann es nicht mehr aushalten. Endlich stand ich auf und ging – ich sehe, links das Fenster in den Garten steht offen; ich schritt dann noch weiter nach links, um zu lauschen, ist er dort noch am Leben oder nicht, und ich höre, der Herr läuft hin und her und stöhnt, demnach ist er am Leben. Ach, denke ich! Ich trat zum Fenster und rufe dem Herrn zu: ›Das bin ich ja!‹ Er aber antwortet mir: ›Er war da, er war da, er ist weggelaufen!‹ Das heißt, das bedeutet, Dmitri Fjodorowitsch war da. ›Den Grigori hat er totgeschlagen!‹ – ›Wo denn?‹ flüsterte ich ihm zu. – ›Dort, in der Ecke!‹ er weist mit dem Finger dahin, ebenfalls flüsternd. – ›Warten Sie, spreche ich. Ich ging in die Ecke, um nachzusehen, und stieß an der Mauer auf Grigori Wassiljewitsch, der am Boden lag, ganz im Blut, ohne Besinnung. Es ist demnach richtig, daß Dmitri Fjodorowitsch da war, kam es mir sogleich in den Kopf, und sogleich, noch dort, beschloß ich dieses alles plötzlich zu Ende zu führen, da ja Grigori Wassiljewitsch, wenn er auch noch lebte, ohne Besinnung sei und bis dahin nichts sehen werde. Nur eines war zu befürchten, daß nämlich Marfa Ignatjewna erwachen könne. Ich fühlte das wohl in diesem Augenblick, nur hatte mich schon dieser Durst völlig überwältigt, so daß ich keinen

andern Gedanken mehr hatte. Ich trat wiederum unter das Fenster zu dem Herrn und sprach: »Sie ist hier, sie ist gekommen, Agrafena Alexandrowna ist gekommen, sie bittet um Einlaß.« Da ist er denn am ganzen Körper erzittert wie ein kleiner Knabe. »Wo denn hier? Wo denn?« Er seufzt nur so, aber er glaubt es noch nicht. – »Dort steht sie«, spreche ich, »öffnen Sie!« Er blickt auf mich aus dem Fenster und glaubt mir und glaubt wieder nicht, aber zu öffnen fürchtet er sich; da fürchtet er sich schon vor mir, denke ich. Und wie lächerlich, plötzlich fiel es mir ein, ihm damals diese selben Zeichen an den Fensterrahmen zu klopfen, die bedeuteten, daß Gruschenka gekommen sei, und das doch vor ihm, vor seinen Augen! Mit einem Wort, wie mißtrauisch er auch gewesen war, als ich nur eben diese Zeichen geklopft hatte, da lief er auch sogleich hin, die Tür zu öffnen. Er öffnete sie. Ich wollte gerade eintreten, er aber steht da und versperrt mir den Eingang. – »Wo ist sie, wo ist sie?« – Er blickt auf mich und zittert. Nun, denke ich, wenn er mich schon derart fürchtet, so steht es schlimm! Und da wurden mir sogar die Füße schwach, aus Furcht, er werde mich nicht ins Zimmer lassen, oder er werde schreien, oder Marfa Ignatjewna werde herbeilaufen, oder irgend etwas werde da herauskommen; ich entsinne mich schon nicht, ich muß wohl selber ganz bleich vor ihm gestanden haben. Ich flüstere ihm zu: »Ja, dort, dort ist sie ja unter dem Fenster; wie, haben Sie sie denn«, spreche ich, »nicht gesehen!« – »So führe sie doch hierher, so führe sie doch hierher!« – »Ja, sie fürchtet sich doch«, spreche ich, »Sie hat sich über jenen Schrei erschreckt; gehen Sie, rufen Sie ihr selber aus Ihrem Zimmer!« Er lief eiligst zum Fenster hin und stellte ein Licht aufs Fensterbrett. »Gruschenka«, ruft er, »Gruschenka, bist du hier?« Er ruft dies, er will sich aber nicht zum Fenster hinausbeugen; er will von mir nicht weggehen, aus dieser selben Furcht, weil ihn schon eine große Furcht vor mir erfaßt hatte, deshalb wagte er es nicht, von mir wegzugehen. »Ja, da ist sie ja«, spreche

ich (ich ging zum Fenster und beugte mich völlig hinaus), da ist sie ja in diesem Gebüsch, sie lacht Ihnen zu, sehen Sie es?« Plötzlich glaubte er mir, er erbebt nur so, gar schmerzlich war er schon in sie verliebt; ja, und er beugte sich auch schon völlig aus dem Fenster. Ich erfaßte da jenen selben eisernen Briefbeschwerer – er steht auf seinem Tisch, Sie entsinnen sich, er wird wohl drei Pfund schwer sein – ich holte aus, ja, und von hinten ihm gerade mit der Ecke in den Hinterkopf. Er schrie nicht einmal auf. Er setzte sich nur plötzlich nieder, ich aber schlage ihn ein zweites Mal und noch ein drittes Mal. Beim dritten Mal fühlte ich, daß der Schädel gebrochen sei. Er fiel plötzlich mit dem Gesicht nach unten und rollte dann so über den Boden, daß er auf den Rücken zu liegen kam, ganz mit Blut übergossen. Ich schaute mich um, kein Blut ist an mir, es hat nicht gespritzt; den Briefbeschwerer wischte ich ab, legte ihn hin, ging zu den Heiligenbildern, nahm das Geld aus dem Umschlag und warf diesen zu Boden, wie auch jenes rosa Bändchen. Ich ging in den Garten, am ganzen Körper zitterte ich nur so. Geradewegs zu jenem hohlen Apfelbaum ging ich – Sie kennen diese Aushöhlung, ich habe sie mir aber längst schon angesehen; in ihr lag bereits ein Lappen und Papier, längst hatte ich das vorbereitet –, ich wickelte die ganze Summe in Papier ein, darauf in den Lappen und steckte alles tief in den Baum hinein. So ist es denn da auch mehr als zwei Wochen geblieben, das heißt diese selbe Summe; später, schon als ich aus dem Krankenhaus entlassen war, habe ich sie denn herausgenommen. Ich kehrte damals in mein Bett zurück, legte mich nieder, ja, und ich denke in Furcht: ›Wenn jetzt Grigori Wassiljewitsch völlig erschlagen ist, so kann es gerade deswegen sehr schlecht ablaufen; wenn er aber nicht erschlagen wurde und erwacht, so wird das alles sehr gut ausgehen, denn er wird dann bezeugen, daß Dmitri Fjodorowitsch dagewesen ist, und demnach auch er den Mord begangen und das Geld weggeschleppt hat. Ich begann damals

vor Zweifel und Ungewißheit zu stöhnen, um Marfa Ignatjewna rasch zu erwecken. Sie stand auf, wollte zu mir hinstürzen, ja, und als sie plötzlich sah, daß Grigori Wassiljewitsch nicht da ist, da lief sie fort, und ich höre, sie brüllte im Garten los. Nun, und dann hat auch das in dieser Nacht seinen Verlauf genommen, ich aber war schon in allem beruhigt.«

Der Erzähler hielt inne. Iwan hatte ihm die ganze Zeit über in tödlichem Schweigen zugehört, ohne sich zu bewegen und ohne seinen Blick von ihm abzuwenden. Smerdjakow hatte ihn aber während seiner Erzählung nur hier und da einmal angeblickt, fast immer hatte er zur Seite geschaut. Als er seine Erzählung geendet hatte, war er sichtlich erregt und atmete schwer. Auf seinem Gesicht brach Schweiß aus. Es war indes unmöglich, herauszubringen, ob er Reue fühlte oder nicht.

»Halt«, ergriff Iwan das Wort, als ob ihm etwas eingefallen sei, »aber jene Tür? Wenn er erst dir die Tür öffnete, wie hatte sie dann vor dir Grigori offen sehen können? Grigori hat sie ja offen gesehen, bevor du herauskamst?« Merkwürdig war es, daß Iwan mit der allerfriedlichsten Stimme diese Frage tat, sogar völlig wie in einem andern Ton, der durchaus nicht böse war, so daß, wenn irgendwer jetzt die Tür geöffnet und von der Schwelle aus auf sie beide hingeblickt hätte, er zweifellos geschlossen hätte, daß sie da sitzen und sich über irgendeinen gewöhnlichen, wenn auch interessanten Gegenstand friedlich unterhalten.

»Was diese Tür anbetrifft, und daß Grigori Wassiljewitsch gesehen haben will, daß sie offen war, so ist ihm das nur so vorgekommen«, und Smerdjakow grinste höhnisch und schief. »Der ist ja, sage ich Ihnen, nicht ein Mensch, vielmehr gleich wie ein eigensinniger Gaul; er hat es natürlich gar nicht gesehen, es kam ihm aber so vor, als ob er es gesehen habe – und da wird man ihn jetzt schon nicht mehr davon abbringen. Damit ist uns beiden ein solches Glück in den Schoß gefallen, daß er sich das

ausdachte, denn zweifellos wird man daraufhin schließlich Dmitri Fjodorowitsch überführen.«

»Höre«, murmelte Iwan, gerade so, als ob er von neuem anfangen, sich zu verlieren und sich alle Mühe gebe, seine Gedanken zusammenzuhalten, »höre . . . Ich wollte dich noch vieles fragen, ich habe es aber vergessen . . . Ich vergesse immer wieder und verliere den Faden . . . Ja! Sage du mir wenigstens noch dies eine: weshalb hast du denn den Umschlag erbrochen und ihn dort auf dem Boden liegen gelassen? Weshalb hast du das Geld nicht einfach im Umschlag weggeschleppt . . . ? Du hast damals erzählt — es schien mir wenigstens so, als habest du von diesem Paket gesprochen —, daß es auch nötig war, so zu verfahren . . . weshalb es aber so nötig war, das vermag ich nicht zu verstehen.«

»Das habe ich aber aus einem ganz bestimmten Grund so gemacht; denn wäre der Täter mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt gewesen, wie zum Beispiel ich, der dieses Geld selber früher sah und es vielleicht selber in diesen Umschlag tat und die Aufschrift machte, aus welchem Grund würde dann ein solcher Mensch, wenn er zum Beispiel den Mord begangen hätte, hernach dieses Paket öffnen, ja, und noch in solcher Eile, da er ja auch ohnedies schon ganz bestimmt weiß, daß sich das Geld zweifellos in diesem Paket befindet? Im Gegenteil, wäre dies ein Dieb, wie zum Beispiel ich, so hätte er einfach das Paket in die Tasche gesteckt, ohne es im geringsten zu öffnen, und wäre möglichst rasch mit ihm verduftet. Ganz anders verhält es sich da in Hinsicht auf Dmitri Fjodorowitsch: er hatte von dem Paket nur reden hören, es aber nicht gesehen, und da, als er es, nehmen wir so an, unter der Matratze hervorzog, da hat er es rasch geöffnet, um sich dort am Platz zu vergewissern, ob in ihm tatsächlich dies Geld ist. Das Papier hat er aber dort hingeworfen, bevor ihm noch der Gedanke kommen konnte, daß es als ein Schuldbeweis für ihn dableibt, weil er eben kein Gewohnheitsdieb ist und vordem niemals

irgend etwas offen stahl, denn er ist ja adliger Abstammung; wenn er sich aber jetzt entschlossen hat zu stehlen, so ist das gerade so, als ob er nicht stehle, vielmehr nur gekommen sei, sein Eigentum zurückzunehmen, da er ja die ganze Stadt im voraus davon benachrichtigt hat und sogar vordem laut vor allen geprahlt hatte, er werde gehen und Fjodor Pawlowitsch sein Eigentum abnehmen. Ich habe diesen selben Gedanken dem Staatsanwalt bei meinem Verhör nicht gerade deutlich ausgesprochen, ihn vielmehr wie durch einen Wink darauf hingeführt, gleich als ob ich es selber gar nicht begreife, und gleich als ob sie selber dies ausgedacht hätten, nicht aber ich es ihnen vorgesagt habe – so ist denn auch dem Herrn Staatsanwalt bei dieser Bemerkung von mir sogar der Speichel nur so geflossen . . .«

»So hast du denn wirklich, wirklich dieses alles damals am Tatort auch überdacht?« rief Iwan Fjodorowitsch, außer sich vor Staunen . . . Er blickte wiederum mit Entsetzen auf Smerdjakow.

»Erbarmen Sie sich doch, ja kann man denn dies alles in solcher Eile überdenken? Vorher war alles überdacht worden.«

»Nun . . . nun . . ., das bedeutet, dir hat der Teufel in eigener Person geholfen!« rief wiederum Iwan Fjodorowitsch aus. »Nein, du bist nicht dumm, du bist viel klüger, als ich dachte . . .«

Er stand auf in der sichtlichen Absicht, im Zimmer auf und ab zu gehen. Er war von furchtbarem Gram befallen. Da aber der Tisch den Weg versperrte, und man zwischen dem Tisch und der Mauer fast kriechen mußte, so drehte er sich nur auf seinem Platz um und setzte sich wieder. Daß er aber nicht umhergehen konnte, dies vielleicht erregte ihn plötzlich so, daß er fast in der früheren Ekstase losbrüllte:

»Höre, du unglücklicher, verächtlicher Kerl! Verstehst du denn wirklich nicht, daß, wenn ich dich bis jetzt noch nicht totschrug, so nur deshalb, weil ich dich aufspare für

die morgige Antwort vor Gericht. Gott sieht« (Iwan erhob die Hand), »vielleicht bin auch ich schuldig, vielleicht hegte ich tatsächlich den heimlichen Wunsch . . . mein Vater möchte sterben; aber ich schwöre dir, ich bin nicht so schuldig, wie du glaubst, und vielleicht habe ich dich überhaupt nicht angestiftet. Nein! nein! ich habe dich nicht angestiftet! Aber einerlei, ich werde auf mich selber hinweisen, morgen schon, vor Gericht, ich habe das beschlossen. Ich werde alles sagen, alles. Wir werden aber beide zusammen dort erscheinen! Und was du auch gegen mich vor Gericht sagen, was du auch bezeugen mögest – ich nehme es an und fürchte dich nicht; selber werde ich alles bestätigen! Aber auch du sollst vor Gericht eingestehen. Du mußt es, du mußt es; wir wollen zusammen gehen: so wird es auch sein!«

Iwan hatte das feierlich und energisch gesprochen, und es war allein schon an seinem funkelnden Blick zu ersehen, daß es so auch sein werde.

»Sie sind krank, ich sehe es ja, Sie sind ganz krank. Ganz gelb sind bei Ihnen die Augen«, sprach Smerdjakow, aber ganz ohne Hohn, sogar so, als ob er Mitleid habe.

»Zusammen wollen wir dahin gehen!« wiederholte Iwan. »Wirst du aber auch nicht gehen – einerlei, dann werde ich allein gestehen.«

Smerdjakow schwieg, als ob er nachdenke.

»Nichts dergleichen wird sein, und auch Sie werden nicht gehen!« entschied er endlich so, als sei jeder Widerspruch ausgeschlossen.

»»Du verstehst mich nicht!« rief Iwan vorwurfsvoll aus.

»Allzusehr werden Sie sich schämen, wenn Sie in allem ein Geständnis ablegen. Außerdem aber wird es nutzlos sein, sogar völlig, denn ich werde ja geradewegs sagen, ich habe Ihnen niemals irgend etwas dergleichen gesagt, und daß Sie entweder von irgendeiner Krankheit befallen sind, oder es Ihnen schon derart leid ist um Ihr Brüderchen, daß Sie sich selber opfern und meine Schuld sich ausdachten, da Sie mich ja immer nur für eine

Mücke hielten. Ihr ganzes Leben hindurch, nicht aber für einen Menschen. Nun, und wer wird Ihnen denn glauben, haben Sie auch nur einen Beweis in Händen?« »Höre, dies Geld hast du mir jetzt gezeigt, natürlich um mich zu überzeugen.«

Smerdjakow nahm von dem Geld den »Isaak Sirin« und legte ihn zur Seite.

»Nehmen Sie dieses Geld mit sich und tragen Sie es fort!« seufzte Smerdjakow.

»Natürlich, ich werde es forttragen! Weshalb wirst du es mir aber abgeben, wenn du seinetwegen sogar einen Mord begingst?« Und Iwan blickte mit großem Staunen auf ihn.

»Ich brauche es jetzt überhaupt nicht mehr«, murmelte mit zitternder Stimme Smerdjakow und machte eine abwehrende Handbewegung. »Es war früher ein solcher Gedanke in mir, mit solchen Geldern ein neues Leben anzufangen in Moskau, oder besser noch im Ausland – einen solchen Gedanken hatte ich, und zwar vor allem deshalb, weil ›alles erlaubt ist‹. Das haben tatsächlich Sie mich gelehrt, denn oftmals haben Sie mir damals solches gesagt: denn wenn es keinen unendlichen Gott gibt, dann gibt es auch keine Tugend, ja, und dann ist sie auch überhaupt nicht nötig. Darin haben Sie tatsächlich recht. So habe ich denn auch geurteilt.«

»Bist du durch eigenes Nachdenken darauf gekommen?« Und Iwan verzog sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

»Unter Ihrer Anleitung.«

»Jetzt aber, hast du demnach an Gott zu glauben begonnen, wenn du das Geld zurückgeben willst?«

»Nein, ich habe nicht zu glauben begonnen«, flüsterte Smerdjakow.

»Weshalb willst du es dann aber abgeben?«

»Genug – das hat gar nichts zu bedeuten!« Und Smerdjakow machte wiederum eine abwehrende Handbewegung. »Sie haben damals selber immer gesagt, alles sei

erlaubt, jetzt aber, weshalb sind Sie denn da so erschüttert, gerade Sie? Sie wollen sogar gehen und sich anklagen . . . Nur wird nichts dergleichen geschehen! Sie werden nicht gehen und sich selber verklagen!« entschied wiederum fest und überzeugt Smerdjakow.

»Du wirst sehen!« murmelte Iwan.

»Das kann gar nicht sein. Gescheit sind Sie sehr. Das Geld lieben Sie, das weiß ich, Ehrungen lieben Sie gleichfalls, weil Sie stolz sind, weibliche Reize lieben Sie maßlos, aber mehr wie alles andere lieben Sie, in ruhiger Gesichertheit zu leben und sich vor niemandem bücken zu müssen – dies lieben Sie am allermeisten. Sie werden nicht gewillt sein, sich Ihr Leben auf immer dadurch zu verderben, daß Sie eine solche Schande vor Gericht auf sich nehmen. Sie sind ja so wie Fjodor Pawlowitsch, am meisten von allen seinen Kindern sind Sie ihm ähnlich herausgekommen, Sie haben dieselbe Seele wie er.«

»Du bist nicht dumm«, murmelte Iwan ganz betroffen; das Blut war ihm ins Gesicht geschossen. »Ich dachte früher, du seist dumm. Du bist jetzt aufrichtig!« bemerkte er, und es war so, als ob er plötzlich ganz anders auf Smerdjakow hinschaue.

»Wegen Ihres Stolzes haben Sie geglaubt, ich sei dumm. Nehmen Sie das Geld.«

Iwan nahm alle drei Geldbündel und steckte sie in die Tasche, ohne sie irgendwie einzuwickeln.

»Morgen werde ich das bei Gericht vorzeigen!« sprach er.

»Niemand wird Ihnen dort glauben, Geld haben Sie und die Ihrigen genug. Sie haben es einfach aus der Schatulle genommen und mitgebracht.«

Iwan erhob sich.

»Ich wiederhole dir, wenn ich dich nicht totschiß, so einzig und allein deshalb, weil ich dich morgen nötig habe, sei dessen eingedenk, vergiß es nicht!«

»Aber wie denn? So töten Sie mich doch. Töten Sie mich doch auf der Stelle«, murmelte plötzlich in eigenartigem

Ton Smerdjakow, wobei er Iwan seltsam anschaute. »Sie wagen ja auch nicht einmal das«, fügte er bitter lächelnd hinzu. »Nichts wagen Sie mehr, und dabei waren Sie doch vordem ein so kühner Bursche!«

»Auf morgen!« rief Iwan und machte Miene wegzugehen.

»Halten Sie einmal . . . Zeigen Sie es mir noch einmal!« Iwan nahm die Scheine heraus und zeigte sie ihm. Smerdjakow schaute wohl zehn Sekunden auf sie hin.

»Nun, jetzt gehen Sie«, murmelte er und machte eine abwehrende Handbewegung. »Iwan Fjodorowitsch!« rief er ihm plötzlich wiederum nach.

»Was willst du?« Iwan, schon im Weggehen, kehrte sich noch einmal nach ihm um.

»Leben Sie wohl!«

»Auf morgen!« schrie wiederum Iwan und verließ das Zimmer. – Der Schneesturm hielt noch immer an. Die ersten Schritte machte er rüstig, plötzlich war es ihm aber so, als beginne er zu schwanken. »Das ist irgend etwas Körperliches«, dachte er lächelnd. Etwas wie eine Freude ergoß sich jetzt in seine Seele. Er fühlte in sich eine ganz unendliche Festigkeit; vorüber waren die Schwankungen, die ihn so furchtbar gequält hatten, die ganze letzte Zeit über! Der Entschluß war gefaßt »und wird sich schon nicht ändern«, dachte er mit einem Gefühl der Erleichterung. In diesem Augenblick stolperte er plötzlich über etwas, und er wäre fast hingefallen. Er blieb stehen und erkannte zu seinen Füßen das Bäumlein, das er zu Boden gestoßen hatte, und das noch immer auf dieser selben Stelle lag, ohne Besinnung und bewegungslos. Der Schneesturm hatte ihm schon fast sein ganzes Gesicht zugeweht. Iwan erfaßte ihn plötzlich und zog ihn zu sich hin. Da er zur Rechten in einem kleinen Häuschen ein Licht sah, ging er dahin, klopfte an den Fensterladen und bat den Kleinbürger, der ihn anrief, und dem das Häuschen gehörte, ihm zu helfen, den Bauern ins Polizeirevier zu schleppen, wobei er sogleich

auch versprach, ihm dafür drei Rubel zu geben. Der Kleinbürger war dazu bereit und kam heraus. Ich werde nun nicht bis ins einzelne beschreiben, wie es damals Iwan Fjodorowitsch gelang, sein Ziel zu erreichen und den Bauern in das Polizeihaus zu bringen, um ihn auch sogleich schon ärztlich untersuchen zu lassen, wobei er wiederum auch dort mit verschwenderischer Hand »für die Auslagen« gab. Ich will nur bemerken, daß diese Angelegenheit eine ganze Stunde Zeit beanspruchte. Iwan Fjodorowitsch blieb aber sehr zufrieden damit. Seine Gedanken regten sich wieder und arbeiteten: »Wenn ich nicht so fest meinen Entschluß für morgen gefaßt hätte«, dachte er plötzlich mit Freude, »so wäre ich nicht eine ganze Stunde geblieben, um das Bäuereinle zu unterzubringen, ich wäre vielmehr an ihm vorübergegangen und hätte nur darauf gespuckt, daß er erfrieren wird . . . Indes, wie habe ich denn nur die Kraft, mich selber zu beobachten?« dachte er auch schon in diesem selben Augenblick mit noch größerer Freude, »die aber haben ja dort schon entschieden, daß ich verrückt werde!« Während er sich seinem Haus näherte, blieb er auf einmal stehen und fragte sich plötzlich: »Ist es denn aber nicht nötig, jetzt gleich, noch in diesem Augenblick, zu dem Staatsanwalt zu gehen und ihm alles zu eröffnen?« Die Frage entschied er, indem er sich wiederum dem Haus zuwandte. »Morgen alles auf einmal!« murmelte er für sich, und seltsam, fast alle Freude, seine ganze Zufriedenheit mit sich selber waren augenblicklich verschwunden. Als er aber sein Zimmer betrat, faßte plötzlich etwas Eisiges an sein Herz, ganz so wie die Erinnerung, besser noch die Mahnung an irgend etwas Qualvolles und Widerliches, das sich gerade jetzt in diesem Zimmer befinde, in diesem Augenblick, ja, und auch vordem schon dort war. Ermattet ließ er sich auf den Diwan nieder. Die alte Frau brachte ihm die Teemaschine, er bereitete sich einen Tee, rührte ihn aber nicht an; die alte Frau entließ er bis auf den nächsten Tag. Er

saß auf dem Sofa und fühlte, daß ihm schwindele. Er fühlte, daß er krank und kraftlos sei. Es schien ihm, er sei im Einschlafen; in seiner Unruhe erhob er sich aber und ging im Zimmer auf und ab, um den Schlaf zu verscheuchen. Bisweilen kam es ihm vor, als phantasiere er. Es war aber doch nicht seine Krankheit, die ihn vor allem beschäftigte; er setzte sich wiederum hin und begann von Zeit zu Zeit um sich zu schauen, als ob er irgend etwas genau betrachte. Das geschah mehrmals. Endlich richtete sich sein Blick starr auf einen Punkt. Iwan grinste, aber Zornesröte ließ dabei sein Gesicht erglühen. Lange saß er auf seinem Platz, wobei er mit beiden Händen seinen Kopf fest aufstützte, aber gleichwohl wiederum nach jenem Punkt hinschielte: auf ein Sofa, das an der gegenüberliegenden Wand stand. Augenscheinlich erregte ihn dort irgend etwas, irgendein Gegenstand beunruhigte und quälte ihn dort.

IX. *Der Teufel.*

Ein Fiebertraum des Iwan Fjodorowitsch

Ich bin kein Arzt, trotzdem fühle ich den Augenblick gekommen, wo ich es entschieden nicht unterlassen darf, dem Leser wenn auch nur irgend etwas über die Art der Erkrankung des Iwan Fjodorowitsch zu erklären. Vorauseilend will ich nur dies eine sagen: er befand sich jetzt, gerade an diesem Abend, unmittelbar vor dem Ausbruch eines Nervenfiebers, das schließlich schon völlig seinen Organismus übermannt hatte, der längst vordem zerrüttet war, aber sich hartnäckig der Krankheit widersetzt hatte. Obgleich ich gar nichts von Medizin verstehe, wage ich es, die Vermutung auszusprechen, daß er es vielleicht tatsächlich durch eine furchtbare Willensanstrengung fertiggebracht hatte, seine Krankheit für eine gewisse Zeit am Ausbruch zu hindern. Er wußte, daß er krank sei, es erfaßte ihn aber Ekel bei dem Gedanken, er

könnte zu einer solchen Zeit krank sein, in diesen ihm bevorstehenden verhängnisvollen Augenblicken seines Lebens, wo es nötig sei, persönlich zu erscheinen, sein Wort kühn und entschlossen herauszusagen und sich selber »vor sich selber zu rechtfertigen«! Er war übrigens trotzdem mehrmals zu jenem neuen Doktor gegangen, den Katarina Iwanowna aus Moskau verschrieben hatte, infolge eines Einfalls, der schon weiter oben erwähnt wurde. Als der Doktor ihn angehört und untersucht hatte, kam er zu dem Schluß, daß bei ihm sogar etwas wie eine Gehirnkrankheit vorliegen müsse, und er wunderte sich nicht im geringsten über ein gewisses Geständnis, das ihm jener freilich mit Widerwillen – machte. »Halluzinationen sind bei Ihrem Zustand gut möglich«, entschied der Doktor, »man muß sie aber gleichwohl nachprüfen . . . überhaupt ist es aber unbedingt nötig, daß Sie damit anfangen, sich ernstlich zu kurieren, ohne einen Augenblick zu verlieren, sonst kann es schlimm werden.« Iwan Fjodorowitsch hatte aber diesen vernünftigen Rat nicht befolgt und es verschmäht, sich zur Heilung ins Bett zu legen. »Ich kann ja noch gehen, meine Kraft reicht noch dazu aus; werde ich zusammenbrechen – so ist das etwas anderes, dann mag mich heilen wer will«, entschied er, indem er eine abwehrende Bewegung machte. Und so saß er denn und wußte fast selber, daß er phantasiere, und er starrte, wie ich es bereits sagte, hartnäckig auf irgendeinen Gegenstand auf dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand. Es schien ihm plötzlich, als sitze da irgendwer, der Gott weiß wie eingetreten war, weil er ja noch nicht im Zimmer weilte, als es Iwan Fjodorowitsch bei seiner Rückkehr von Smerdjakow betreten hatte. Das war irgendein Herr, oder besser gesagt, ein russischer Gentleman von einer gewissen Art, schon nicht mehr von jungen Jahren, »qui frisait la cinquantaine«, wie man auf französisch sagt, dessen dunkle, ziemlich lange und dichte Haare und keilförmig geschnittener Bart noch wenig ergraut waren.

Er hatte eine braune Jacke an, die augenscheinlich von dem besten Schneider stammte, aber abgetragen war, etwa vor zwei Jahren angefertigt und schon völlig aus der Mode gekommen. Zwei Jahre trug kein Weltmann mehr solche Kleidung. Seine Wäsche, die lange Halsbinde in Gestalt einer Schärpe, das alles war wie bei allen eleganten Gentlemen; wenn man aber näher zusah, war die Wäsche etwas schmutzig und die breite Schärpe sehr abgenutzt. Die karierten Hosen des Gastes saßen ausgezeichnet, sie waren indes allzu hell, wie es schien, auch schon allzu eng, wie man das jetzt schon nicht mehr trägt, ebenso wie auch der weiche, weiße, wollige Hut, den der Gast schon allzusehr in Widerspruch mit der Jahreszeit aufgesetzt hatte. Mit einem Wort, er hatte den Anschein, ein ordentlicher Mensch zu sein bei geringen Mitteln. Es schien gerade so, als ob der Gentleman zur Gattung jener »Weißhändchen« von Gutsbesitzern gehöre, die noch in der Leibeigenschaftsperiode blühten; augenscheinlich hatte er die große Welt und die anständige Gesellschaft gekannt, dort wohl auch irgendwann seine Beziehungen gehabt und sie vielleicht gar auch noch bis jetzt aufrechterhalten. Allmählich war er aber infolge seines lustigen Lebens in der Jugend und der unlängst erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft verarmt und hatte sich in eine Art Schmarotzer von gutem Ton verwandelt, der bei seinen guten alten Bekannten herumzog, die ihn auch aufnahmen als verträglichen, gefälligen Charakter, ja auch noch in Hinsicht darauf, daß er gleichwohl ein anständiger Mensch sei, den man sogar in Anwesenheit von wem es auch sei an seinem Tisch sitzen lassen könne, natürlich an einem bescheidenen Platz. Derartige Schmarotzer-Gentlemen von gefälligem Charakter, die zu erzählen, eine Kartenpartie zusammenzubringen verstehen und entschieden keinerlei Aufträge lieben, wenn man ihnen solche aufhängt – sind gewöhnlich einsam, entweder Junggesellen oder Witwer, vielleicht haben sie auch Kinder; die werden dann aber

immer irgendwo in der Ferne erzogen, bei irgendwelchen Tantchen, die der Gentleman fast niemals in anständiger Gesellschaft erwähnt, gleich als ob er sich solcher Verwandtschaft etwas schäme. Von seinen Kindern entwöhnt er sich aber allmählich völlig, da er nur selten von ihnen, etwa zu seinem Namenstag oder zu Weihnachten, Glückwunschbriefe erhält und bisweilen sogar beantwortet. Das Gesicht des unerwarteten Gastes war nicht gerade gutmütig, gleichwohl aber gefällig und den Umständen nach bereit zu jedem liebenswürdigen Ausdruck. Eine Uhr trug er nicht, wohl aber eine Lorgnette aus Schildpatt an einem schwarzen Band. Auf dem Mittelfinger der rechten Hand prangte ein massiver Goldring mit einem billigen Opal. Iwan Fjodorowitsch schwieg mit bösem Gesicht und wollte sich nicht unterhalten. Der Gast wartete und saß ganz so da wie ein Schmarotzer, der gerade eben von oben aus dem ihm angewiesenen Zimmer zum Tee heruntergekommen ist, um dem Hausherrn Gesellschaft zu leisten, aber bescheiden schweigt (in Hinsicht darauf, daß der Hausherr beschäftigt ist und über irgend etwas mit finsterer Miene nachdenkt), indessen ist er gleichwohl zu jeglicher liebenswürdigen Unterhaltung bereit, wenn nur eben der Hausherr damit beginnen werde. Plötzlich drückte sein Gesicht, so schien es, eine ganz unerwartete Bekümmertheit aus.

»Höre«, begann er zu Iwan Fjodorowitsch, »entschuldige du, ich möchte nur daran erinnern: du bist doch zu Smerdjakow gegangen in der Absicht, etwas über Katarina Iwanowna zu erfahren; du hast ihn aber verlassen, ohne irgend etwas von ihr erfahren zu haben, wahrscheinlich hast du es ganz vergessen . . .«

»Ach ja!« entrang es sich plötzlich Iwan, und sein Gesicht umwölkte die Sorge. »Ja, ich habe es vergessen . . . Übrigens ist das jetzt einerlei, alles bis auf morgen«, murmelte er für sich. »Du aber«, wandte er sich erregt an den Gast, »daran hätte ich mich sogleich selber erinnern

müssen, weil mich gerade der Unwille darüber quälte! Was geht das denn dich an? So soll ich dir glauben, daß du mir dies zugeflüstert hast, ich aber von selbst mich nicht daran erinnerte?»

»So glaub es doch nicht«, grinste freundlich der Gentleman. »Was ist das denn für ein Glaube, zu dem man gezwungen wird? Zudem helfen auch im Glauben keinerlei Beweise, am wenigsten solche materieller Art; Thomas glaubte nicht deshalb, weil er den auferstandenen Christus erschaut hatte, vielmehr deshalb, weil er schon vordem zu glauben gewünscht hatte. Da sind zum Beispiel die Spiritisten – ich liebe sie gar sehr –, stell dir nur vor, sie nehmen an, sie seien nützlich für den Glauben, weil ihnen die Teufel aus jener Welt ihre Hörner zeigen. »Dies ist«, so meinen sie, »schon sozusagen ein materieller Beweis dafür, daß jene Welt vorhanden ist!« Jene Welt und materielle Beweise! Ach, ihr Menschen! Und schließlich, wenn der Teufel bewiesen ist, so ist es doch noch unbekannt, ob auch Gott bewiesen ist. Ich möchte Mitglied einer idealistischen Gesellschaft werden, ich werde ihnen Opposition machen. Ich bin sozusagen »Realist, aber kein Materialist«. Hehel!«

»Höre«, und Iwan Fjodorowitsch erhob sich plötzlich von seinem Stuhl, »ich bin jetzt wie im Fieberwahn – und schon natürlich wirklich im Fieber – lüge denn, was du willst, mir ist das einerlei! Du wirst mich nicht in Ekstase versetzen wie das letztmal. Ich schäme mich nur über irgend etwas . . . Ich will im Zimmer auf und ab gehen . . . Ich sehe dich bisweilen gar nicht und höre sogar nicht einmal deine Stimme, wie auch das letztmal, ich errate aber immer, was du mir vorschwätzt, *weil dies ich selber spreche, nicht aber du!* Ich weiß nur nicht, schlief ich das letztmal, oder sah ich dich wirklich? Ich werde jetzt ein Handtuch in kaltes Wasser tauchen, es mir auf den Kopf legen, und dann wirst du wohl verduften!«

Iwan Fjodorowitsch ging in die Ecke, nahm ein Handtuch, tat, wie er gesagt hatte, und begann mit dem nassen

Handtuch auf dem Kopf im Zimmer auf und ab zu gehen. »Es gefällt mir, daß wir beide uns von vornherein duzen«, begann gerade eben der Gast.

»Dummkopf!« Und Iwan lachte auf. »Wie werde ich denn Sie zu dir sagen. Ich bin ja jetzt heiter, nur in der Schläfe tut es mir weh . . . und am Hinterkopf . . . nur philosophiere bitte nicht wie das letztmal. Wenn du nicht verschwinden kannst, so erlüge doch wenigstens irgend etwas Lustiges. Klatsche, du bist ja ein Schmarotzer, so erzähle denn Klatschereien. Einen solchen Fiebertraum wird man ja nicht so bald los! Ich fürchte dich aber nicht. Ich werde mit dir fertig werden! Man wird mich nicht ins Irrenhaus einsperren!«

»C'est charmant: ein Schmarotzer. Ja, ich bin gerade so in meiner richtigen Gestalt. Wer bin ich denn auf der Erde, wenn nicht ein Schmarotzer? Übrigens, ich höre dir da zu und wundere mich ein klein wenig. Bei Gott, es ist gerade so, als ob du schon anfängst, mich allmählich auch tatsächlich für irgend etwas zu halten, und nicht nur für eine Ausgeburt deiner Phantasie, wovon du das letztmal nicht lassen wolltest . . .«

»Nicht einen Augenblick halte ich dich für reale Wirklichkeit«, schrie Iwan sogar so, als ob er wütend sei. »Du bist eine Lüge, du bist meine Krankheit! Du bist ein Gespenst! Ich weiß nur nicht, womit ich dich vernichten soll, und sehe, daß es nötig sein wird, dich einige Zeit zu erdulden. Du bist meine Halluzination. Du bist die Verkörperung von mir selber, übrigens nur von einer Seite von mir . . . von meinen Gedanken und Gefühlen, freilich nur von den allerekligsten und dümmsten . . . Von dieser Seite her könntest du mir sogar interessant sein, wenn ich nur Zeit hätte, mich mit dir abzugeben . . .«

»Erlaube, erlaube einmal, ich werde dich überführen. Vorhin bei der Laterne, als du dich auf Aljoscha warfst und ihm zuriefst: ›Du hast es von ihm erfahren! Woher hast du denn erfahren, daß ›Er‹ zu mir kommt?‹ Damit hast du ja an mich erinnert! Es muß demnach wohl so

sein: ein ganz kleines Augenblickchen hast du wirklich geglaubt, daß ich tatsächlich bin.« Und der Gentleman lächelte weich.

»Ja, dies war die Schwäche der Natur . . . ich konnte dir aber nicht glauben. Ich weiß nicht, schlief ich das vorige Mal oder ging ich umher? Vielleicht habe ich dich damals nur im Traum gesehen, und durchaus nicht in Wirklichkeit . . .«

»Aber weshalb warst du dann vorhin mit ihm so barsch, mit Aljoscha meine ich? Er ist ja lieb; ich bin vor ihm schuldig wegen des Starez Sossima . . .«

»Schweig mir von Ajoscha! Wie wagst du das nur, Lakaienseele!« Wiederum brach Iwan in Lachen aus.

»Du schimpfst, und dabei lachst du – das ist ein gutes Zeichen. Du bist übrigens heute bei weitem liebenswürdiger mit mir als das letztmal, und ich verstehe weshalb: das ist der große Entschluß . . .«

»Schweig mir von dem Entschluß!« schrie Iwan außer sich.

»Ich verstehe, ich verstehe, c'est charmant. Du wirst morgen deinen Bruder verteidigen gehen und dich selber zum Opfer bringen . . . c'est chevaleresque . . .«

»Schweig still, ich werde dir Fußtritte geben!«

»In einer Hinsicht werde ich darüber froh sein, denn dann ist mein Ziel erreicht; wenn du mir Fußtritte gibst, so heißt das, du glaubst an meine Wirklichkeit, weil man ja nach einem Gespenst nicht mit Füßen tritt. Scherz beiseite; mir ist es ja einerlei, schimpf nur, wenn es dich danach verlangt, aber gleichwohl wäre es besser, wenn auch nur um ein Tröpfchen höflicher zu sein, wenn auch sogar nur mit mir. Sonst aber: Dummkopf, Lakaienseele, nun, was sind das für Worte!«

»Wenn ich dich schimpfe, schimpfe ich mich selber!« Und wiederum lachte Iwan. »Du bist ich, ich selber, nur mit einer andern Fresse. Du sprichst ja gerade das, was ich bereits denke . . . und du bist gar nicht imstande, mir irgend etwas Neues zu sagen!«

»Wenn ich mit dir in meinen Gedanken übereinstimme, so macht mir das Ehre«, murmelte der Gentleman mit Feingefühl und Würde.

»Nur wählst du immer meine schlechten Gedanken, und vor allem die allerdümmsten. Du bist dumm und gemein. Du bist furchtbar dumm. Nein, ich ertrage dich nicht. Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun?« knirschte Iwan.

»Mein Freund, ich wünsche gleichwohl Gentleman zu sein, und man soll mich auch wie einen solchen behandeln«, begann der Gast in einem Anfall einer schon ganz echt »schmarotzerhaften« und schon im voraus zur Nachgiebigkeit bereiten und gutmütigen Selbstliebe. »Ich bin arm, indes . . . ich will zwar nicht sagen, aber . . . gewöhnlich gilt es in der Gesellschaft als Axiom, daß ich ein gefallener Engel bin. Bei Gott, ich vermag mir nicht vorzustellen, auf welche Weise ich irgendwann hätte ein Engel sein können. Wenn ich es aber auch einst wirklich war, so ist das so lange her, daß es schon keine Sünde mehr ist, es vergessen zu haben. Jetzt suche ich mir den Ruf eines anständigen Menschen aufrechtzuerhalten und lebe, wie es sich gerade macht, indem ich mich bemühe, angenehm zu sein. Die Menschen liebe ich aufrichtig – oh, in vielem hat man mich verleumdet! Hier, wenn ich bisweilen zu euch übersiedle, verfließt mein Leben so, als ob ich auch tatsächlich etwas sei, und das gefällt mir am allerbesten. Ich leide ja auch selber, ganz so wie du, an einem Übermaß von Phantasie, und deshalb liebe ich auch euren irdischen Realismus. Hier bei euch ist alles scharf umrissen, hier eine Formel, dort Geometrie, bei uns aber ist alles immer nur so etwas wie unbestimmte Gleichungen! Hier gehe ich und denke. Ich liebe zu denken. Zudem werde ich auch abergläubisch auf der Erde – lache bitte nicht –, mir gefällt es ja gerade, daß ich abergläubisch werde. Hier nehme ich alle eure Gewohnheiten an: ich habe Gefallen daran gefunden, in die Badeanstalt zu gehen – kannst du dir das vorstellen –,

und ich liebe es, mich in Gesellschaft von Kaufleuten und Popen auf der Schwitzbank mit Ruten peitschen zu lassen. Mein Ideal ist es, mich zu verkörpern, aber schon endgültig und unwiderruflich, in irgendeiner sieben Pud* schweren Kaufmannsfrau, und an alles zu glauben, an was sie glaubt. Mein Ideal ist es, in die Kirche zu gehen und ein Lichtchen aufzustellen aus reinem Herzen, bei Gott so! Dann werden meine Leiden ein Ende haben. Auch mich heilen zu lassen, auch daran gerade habe ich bei euch Gefallen gefunden; im Frühling traten die Blattern auf, ich ging denn auch ins Findelhaus und ließ mich impfen – wenn du wüßtest, wie zufrieden ich an jenem Tag war: für die slawischen Brüder opferte ich zehn Rubel! Ja, du hörst mir ja gar nicht zu. Weißt du, du bist heute schon etwas gar sehr geistesabwesend.« Und der Gentleman schwieg ein wenig. »Ich weiß, du gingst gestern zu jenem Arzt . . . nun, was macht denn deine Gesundheit? Was hat dir der Doktor gesagt?«

»Dummkopf!« schnitt ihm Iwan das Wort ab.

»Wie aber bist du dafür gescheit! Du schimpfst wiederum? Ich frage ja eigentlich nicht aus Teilnahme, vielmehr nur so, du brauchst gar keine Antwort zu geben. Jetzt ist ja gerade wiederum die Zeit für den Rheumatismus gekommen . . .«

»Dummkopf!« unterbrach ihn wiederum Iwan.

»Du sprichst immer nur das Deinige, ich habe mir aber vergangenes Jahr einen solchen Rheumatismus geholt, daß ich bis jetzt noch daran denke.«

»Der Teufel leidet an Rheumatismus?«

»Weshalb denn nicht, da ich mich ja bisweilen verkörpere. Wenn ich mich aber verkörpere, so nehme ich auch die Folgen auf mich. *Satanas sum et nihil humanum a me alienum puto.*«

»Wie? Was? *Satanas sum et nihil humanum* . . . das ist gar nicht so dumm für den Teufel!« – »Ich bin froh, endlich einmal deinen Beifall gefunden zu haben.«

* Ein Pud = 16,4 Kilogramm.

»Das hast du aber ja nicht von mir genommen«, fiel ihm plötzlich Iwan ins Wort, und es war so, als ob er durchaus betroffen sei. »Das ist mir niemals in den Kopf gekommen, das ist seltsam . . .«

»C'est du nouveau, n'est-ce pas? Diesmal will ich ehrlich verfahren und dir eine Erklärung geben. So höre denn: Im Traum, und besonders wenn ihn Alpdruck quält, weil sein Magen verdorben ist oder aus irgendeinem anderen Grund, sieht der Mensch so kunstvolle Träume, eine so reale Wirklichkeit, derartige Ereignisse oder sogar eine ganze Reihe von Ereignissen, die durch eine solche Intrige miteinander verbunden sind, mit solchen überraschenden Einzelheiten, angefangen von euren höchsten Offenbarungen bis zum letzten Knopf an dem Vorhemd, daß, ich schwöre dir, Leo Tolstoi nicht aufschneidet; und dabei sehen solche Träume bisweilen durchaus nicht bloß Fabulierer, vielmehr die allergewöhnlichsten Menschen: Beamte, Feuilletonschmierer, Popen . . . Hierin liegt sogar ein förmliches Rätsel; so hat sogar ein Minister selber mir eingestanden, daß ihm alle seine besten Gedanken im Schlaf kommen. Nun, so ist es gerade auch jetzt. Wenn ich auch deine Halluzination bin, so sage ich dir doch, so wie es auch in Träumen vorkommt, originelle Dinge, wie sie dir bis dahin gar nicht in den Kopf kamen, so daß ich schon durchaus nicht deine Gedanken wiederhole, und dabei bin ich doch nur deine Traumgestalt und weiter auch gar nichts.«

»Du lügst, deine Absicht ist gerade die, zu versichern, daß du für dich selber vorhanden bist, und keineswegs nur ein Geschöpf meines Fiebertraums; und da behauptest du jetzt selber, du seist ein Traum!«

»Mein Freund, ich wandte heute eine ganz besondere Methode an, ich werde dir das später erklären. Halt einmal, wo bin ich denn nur stehengeblieben? Ja, da habe ich mich denn damals erkältet, nur nicht bei euch, vielmehr noch dort . . .«

»Wo dort? Sprich, wirst du noch lange bei mir bleiben,

kannst du mich wirklich nicht verlassen?« rief Iwan fast in Verzweiflung aus. Er hörte auf umherzugehen, er setzte sich auf den Diwan, stützte sich wiederum auf den Tisch und preßte mit beiden Händen seinen Kopf. Er riß sich das nasse Handtuch herunter und warf es mit Verdruß fort; augenscheinlich hatte es nichts genützt.

»Deine Nerven sind krank«, bemerkte der Gentleman mit ungezwungen lässiger, indes durchaus freundlicher Miene. »Du zürnst mir sogar deshalb, daß ich mich erkälten konnte, und dabei geschah das auf die allernatürlichste Weise. Ich eilte damals auf einen diplomatischen Abend zu einer Dame der höchsten Petersburger Gesellschaft, die Minister zu werden strebte. Nun, im Frack, weißer Krawatte, Handschuhe, aber gleichwohl war ich noch Gott weiß wo, und um zu euch auf die Erde zu kommen, mußte ich noch eine Weite durchfliegen . . . natürlich ist das nur ein Augenblick, aber selbst der Lichtstrahl braucht ganze acht Minuten von der Sonne zur Erde; aber, stell dir nur vor, ich war ja in Frack und ausgeschnittener Weste. Die Geister erfrieren nicht, aber da ich mich schon einmal verkörpert hatte, so . . . mit einem Wort, ich wurde leichtsinnig und ließ mich herab; aber dort gerade in diesen Weiten, im Äther, in diesem Wasser da, »was über dem Festen ist«, da ist ja ein solcher Frost . . . das heißt, was für einer – das kann man schon gar nicht mehr Frost nennen; kannst du dir vorstellen: 150 Grad unter Null! Bekanntlich ist das ein Zeitvertreib der Bauernmädchen, bei dreißig Grad Kälte verleiten sie einen Harmlosen, ein Beil zu lecken: die Zunge friert augenblicklich fest, und der Tölpel zieht blutend von ihr die Haut herunter; das geschieht schon bei dreißig Grad, aber bei 150, da, glaube ich, da braucht man ja nur den Finger ans Beil anzulegen, und es wird so sein, als ob er gar nicht gewesen wäre, wenn sich dort zufällig ein Beil befinden würde: . . .«

»Kann sich denn dort ein Beil befinden?« unterbrach ihn plötzlich zerstreut und mit Ekel Iwan Fjodorowitsch. Er

kämpfte aus allen Kräften dagegen an, seinem Phantasieren zu glauben und endgültig in Sinnlosigkeit zu verfallen.

»Ein Beil?« fragte der Gast mit Staunen.

»Nun ja, was wird denn dort aus dem Beil werden?« schrie plötzlich in einer ganz wilden und trotzigigen Hartnäckigkeit Iwan Fjodorowitsch.

»Was in jenen Weiten aus einem Beil wird? Quelle idée! Wenn es dort in eine gewisse Weite hingelangen wird, so wird es sich, denke ich, daran machen, um die Erde zu fliegen, ohne selber zu wissen weshalb, in der Art des Trabanten eines Planeten. Die Astronomen werden dann den Aufgang und den Untergang des Beiles ausrechnen. Gatzuk wird das in seinen Kalender aufnehmen, und das ist auch alles.«

»Du bist dumm, du bist furchtbar dumm!« sprach widerpenstig Iwan. »Lüge gescheiter, sonst werde ich dich gar nicht anhören. Du willst mich mit Realismus bekämpfen, mich überzeugen, daß du bist, ich will aber gar nicht glauben, daß du bist! Ich werde es nicht glauben!«

»Ja, ich lüge ja gar nicht, alles ist ja die Wahrheit; leider Gottes ist die Wahrheit fast immer wenig geistvoll. Du, ich sehe das, erwartest entschieden von mir irgend etwas Großes und vielleicht auch Schönes. Das ist sehr schade, weil ich nur das gebe, was ich zu geben vermag . . .«

»Philosophiere doch nicht, du Esel!«

»Was ist denn da für eine Philosophie dabei, wenn mir die ganze rechte Seite steif wird, ich ächze und brülle. Ich war bei der ganzen Medizin: etwas zu erkennen vermögen sie vortrefflich, die ganze Krankheit werden sie dir wie an den Fingern herzählen, nun, aber sie ausheilen, das verstehen sie gar nicht. Es war da zufällig ein begeisterter Studentchen dabei. »Wenn Sie«, spricht er, »auch sterben werden, so werden Sie dafür durchaus wissen, an welcher Krankheit Sie gestorben sind!« Da ist ferner diese ihre Manier, einen zu den Spezialisten zu senden. »Wir«, so soll das heißen, »wir erkennen bloß die Krankheit,

dann aber gehen Sie zu dem und dem Spezialisten, er wird Sie schon heilen.« Ganz und gar, ich will es dir sagen, verschwand der frühere Arzt, der von allen Krankheiten kurierte. Jetzt gibt es nichts als Spezialisten, und alle zeigen sich in den Zeitungen an . . . Finge dir die Nase an weh zu tun, so schickt man dich nach Paris; dort, so soll das heißen, ist ein Spezialist von europäischem Ruf, der heilt Nasen. Wirst du aber nach Paris kommen, so wird er deine Nase untersuchen und sagen: »Ich vermag nur Ihren rechten Nasenflügel zu heilen, weil ich linke Nasenflügel nicht heile, das ist nicht meine Spezialität; fahren Sie aber von hier nach Wien, dort wird Ihnen ein besonderer Spezialist den linken Nasenflügel heilen.« Was soll man tun? Ich nahm meine Zuflucht zu den Volksmitteln; ein deutscher Arzt riet mir, im Bad auf der Schwitzbank mich mit Honig und Salz abzureiben. Ich tat das einzig und allein, um nur noch einmal ins Bad zu gehen; am ganzen Körper habe ich mich eingeschmiert, aber keinerlei Nutzen gehabt. In meiner Verzweiflung habe ich dem Grafen Mattei nach Mailand geschrieben; er sandte ein Buch und Tropfen. Gott mit ihm! Und stelle dir vor: Hoff's Malzextrakt half! Ich kaufte ihn zufällig, trank anderthalb Fläschchen aus, und ich hätte dann tanzen können, alles war wie mit der Hand weggenommen! Ich beschloß, ihm unbedingt einen Dank in den Zeitungen drucken zu lassen, das Gefühl der Dankbarkeit sprach in mir, und da, stell dir nur einmal vor, da hat es schon eine andere Geschichte gegeben: in keiner einzigen Redaktion nimmt man es an. »Schon gar zu rückständig wird das sein«, spricht man, »niemand wird es glauben, le diable n'existe point. Lassen Sie das lieber anonym drucken!« riet man mir. Nun, was ist das aber schon für ein Dank, wenn er anonym erscheint! Ich scherze mit den Kontorangestellten: »Rückständig ist es«, spreche ich, »in unserem Jahrhundert an Gott zu glauben; ich bin aber ja der Teufel, an mich darf man schon glauben!« »Wir begreifen das«, spre-

chen sie, »wer wird denn nicht an den Teufel glauben? Aber gleichwohl geht das nicht an, es kann der »Richtung« schaden. Es sei denn etwa in der Art eines Scherzes?« Nun, als Scherz, dachte ich, wird das wenig geistreich sein. So hat man es denn auch nicht gedruckt. Und, glaubst du es wohl, dies ist mir sogar wie eine Last auf dem Herzen geblieben. Meine allerbesten Gefühle, wie zum Beispiel Dankbarkeit, sind mir formell verboten, einzig und allein durch meine soziale Lage.«

»Wiederum bist du bei der Philosophie angelangt?« knirschte Iwan gehässig.

»Gott behüte mich davor, es ist ja aber bisweilen ganz unmöglich, sich nicht zu beklagen. Ich bin ein verleumdeter Mensch. Du sagst mir ja jeden Augenblick, ich sei dumm. Daran erkennt man aber auch den jungen Menschen. Mein Freund, nicht auf den Verstand allein kommt es an! Ich habe zum Beispiel von Hause aus ein gutes und frohes Herz. Ich mache ja gleichfalls verschiedene Vaudevilles. Du, scheint es, hältst mich entschieden für den ergrauten Chlestakow, mein Schicksal ist aber bei weitem ernster. Durch irgendeine veraltete Bestimmung, die ich niemals begreifen konnte, wurde ich definiert als einer, der verneint, dabei bin ich aber aufrichtig gut und durchaus unfähig zum Verneinen. Nein, verneine nur immerzu, ohne Verneinung wird es keine Kritik geben; aber was ist das denn für eine Zeitschrift, wenn es da keine »Abteilung für Kritik« gibt? Ohne Kritik wird es ja ein einziges »Hosianna« sein. Für das Leben ist es aber nötig, daß dies Hosianna durch ein Feuer von Zweifeln hindurchgeht, nun und so weiter, in dieser Art. Ich mische mich übrigens in dieses alles gar nicht ein, nicht ich schuf es ja, nicht ich bin dafür Rechenschaft schuldig. Nun, so hat man denn einen Sündenbock erwählt, man zwang ihn, in der Abteilung für Kritik zu schreiben, und man erhielt Leben. Wir verstehen diese Komödie. Ich zum Beispiel verlange geradewegs und einfach Erniedrigung für mich. »Nein, lebe du«, spricht

man, »weil ohne dich gar nichts sein wird. Wenn auf der Erde alles vernünftig wäre, so wäre auch gar nichts vorgefallen. Ohne dich wird es gar keine Geschehnisse geben, es ist aber nötig, daß es sie gibt.« Nun, und da diene ich denn, sehr gegen meinen Willen, dazu, daß es Ereignisse gibt, und ich schaffe auf Befehl das Unvernünftige. Die Menschen halten diese ganze Komödie für etwas Ernsthaftes, ungeachtet sogar allen ihres unbestreitbaren Verstandes. Darin beruht ja auch gerade ihre Tragödie. Nun, und sie leiden, natürlich, aber . . . gleichwohl leben sie dafür wenigstens, leben sie in Wirklichkeit, nicht in der Phantasie; denn gerade das Leiden, das ist auch das Leben. Ohne Leiden, was wäre da in ihm für ein Vergnügen: alles würde sich in einen einzigen endlosen Gottesdienst verwandeln; das wäre heilig, aber recht langweilig. Nun aber ich? Ich leide, aber trotzdem lebe ich nicht. Ich bin das x in einer unbestimmten Gleichung, ich bin eine Art Gespenst des Lebens, das alle Enden und Anfänge verlor, und sogar selber habe ich endlich vergessen, wie man mich nennen soll. Du lachst . . . nein, du lachst nicht, du zürnst wiederum; du zürnst ewig, für dich soll alles nur für den Verstand sein, ich aber wiederhole dir gleichwohl, daß ich dieses ganze Leben über den Sternen hergeben würde, alle Ränge und Ehren, nur dafür, um mich in der Seele einer sieben Pud schweren Kaufmannsfrau zu verkörpern und Gott Lichtchen aufzustellen.«

»So glaubst auch du schon nicht an Gott?« grinste Iwan gehässig.

»Das heißt, wie soll ich es dir denn nur sagen, wenn du nur im Ernst . . .«

»Gibt es Gott oder nicht?« schrie wiederum Iwan mit wilder Hartnäckigkeit.

»Wie aber, so fragst du wirklich im Ernst? Mein Täubchen, bei Gott, ich weiß es nicht, damit habe ich dir denn ein großes Wort gesagt.«

»Du weißt es nicht, aber du siehst Gott? Nein, du bist

nicht ›du‹, du bist – ›ich‹, du bist ›ich‹ und weiter auch gar nichts! Du bist ein Dreck! Du bist meine Phantasie!«
»Das heißt, wenn du willst, bin ich von der gleichen Philosophie wie du, siehst du, dies wird gerecht sein. Je pense, donc je suis, dies weiß ich ganz gewiß; das übrige aber, was um mich herum ist, alle diese Welten, Gott und sogar der Satan selber – alles dies ist für mich nicht bewiesen, existiert es an und für sich, oder ist es nur eine Ausströmung von mir, eine folgerichtige Entwicklung meines ›Ich‹, das in der Endlichkeit lebt und in einer Person . . . mit einem Wort, ich unterbreche mich schleunigst, weil es so scheint, als ob du sogleich aufspringen und zu raufen anfangen wirst.«

»Besser wäre es, du erzähltest irgendeine Anekdote!« murmelte Iwan mit krankhafter Miene.

»Eine Anekdote weiß ich und gerade auf unser Thema; das heißt, das ist eigentlich keine Anekdote, vielmehr so eine Legende. Du wirfst mir ja Unglauben vor: ›Du siehst ja und glaubst dabei nicht.‹ Aber, mein Freund, ich bin ja nicht allein ein solcher, bei uns haben sich jetzt alle dort verwirrt, und alles infolge eurer Wissenschaften. Solange es erst Atome gab, fünf Sinne, vier Elemente, nun, da hat sich noch alles irgendwie zusammengereimt. Die Atome hat es ja auch schon in der alten Zeit gegeben. Als man aber nur eben bei uns erfuhr, daß ihr dort bei euch ›das chemische Molekül‹ entdecktet, ja, das ›Protoplasma‹, ja, und der Teufel weiß was noch – da haben sie bei uns auch die Schwänze zwischen die Beine genommen. Es erhob sich einfach ein Durcheinander; die Hauptsache – Aberglaube, Klatschereien; Klatschereien gibt es ja auch bei uns ganz ebenso viele wie bei euch, sogar um ein Tröpfchen mehr, aber endlich auch Angebereien; es gibt ja auch bei uns so eine Abteilung, wo man gewisse ›Nachrichten‹ in Empfang nimmt. Das ist denn auch diese wilde Legende, noch aus unseren mittleren Jahrhunderten stammt sie – nicht euren, vielmehr unsern – und niemand glaubt an sie, sogar bei uns, außer

sieben Pud schweren Kaufmannsfrauen, das heißt, wiederum nicht von den eurigen, vielmehr von unsern Kaufmannsfrauen. Alles was bei euch ist – ist auch bei uns; auch da enthülle ich dir schon aus Freundschaft ein Geheimnis von uns, wenn das auch verboten ist. Diese Legende handelt aber vom Paradies. Es war sozusagen hier bei euch auf der Erde ein solcher Denker und Philosoph, alles verneinte er: Gesetze, Gewissen, Glauben, aber die Hauptsache – das zukünftige Leben. Er starb, er dachte, er werde geradeswegs in Finsternis und Tod eingehen, aber vor ihm ist – das zukünftige Leben. Er erstaunte und wurde unwillig. »Dies«, spricht er, »widerspricht meinen Überzeugungen.« Gerade dafür hat man ihn denn auch gerichtet – das heißt, siehst du, verzeihe du mir, ich gebe ja nur wieder, was ich selber hörte, das ist ja nur eine Legende – man verurteilte ihn, siehst du, dazu, er solle im Finstern eine Quadrillion Kilometer durchschreiten (bei uns zählt man ja jetzt nach Kilometern), und wenn diese Quadrillion zu Ende sei, dann werde man ihm die Paradiespforten öffnen und ihm alles verzeihen . . .«

»Aber was gibt es denn für Qualen bei euch in jener Welt, außer dieser Quadrillion da?«

»Was für Qualen? Ach, frage lieber gar nicht. Früher gab es diese und jene, jetzt aber sind immer mehr die moralischen in Aufnahme gekommen, die »Gewissensbisse« und dieser ganze Schwindel. Dies ist gleichfalls von euch zu uns herübergekommen, mit »der Milderung eurer Sitten«. Nun, und wer hat denn dabei gewonnen? Einzig und allein die Gewissenlosen; denn was bedeuten ihm denn Gewissensbisse, da er doch überhaupt kein Gewissen hat? Dafür haben aber die anständigen Leute gelitten, die sich noch Gewissen und Ehre erhalten hatten . . . Da hast du denn Reformen, für die die Grundlage nicht vorbereitet wurde, ja, und die dazu noch fremden Einrichtungen entlehnt sind – nichts kommt dabei heraus als ein einziger Schaden! Das frühere Höllenfeuer wäre bes-

ser. Nun, so stand denn jener zu einer Quadrillion Verurteilte, sah etwas vor sich hin und legte sich dann quer über den Weg. »Ich will nicht gehen, aus Grundsatz will ich nicht gehen!« Nimm die Seele eines aufgeklärten russischen Atheisten und mische sie mit der Seele des Propheten Jonas, der drei Tage und drei Nächte im Bauch eines Walfisches schmollte – da hast du den Charakter jenes Denkers, der sich auf dem Weg niedergelegt hatte.«

»Auf was hat er sich denn aber da hingelegt?«

»Nun, da war wahrscheinlich schon etwas da. Du machst dich nicht lustig über mich?«

»Du Teufelskerl!« rief Iwan aus, immer in der gleichen seltsamen Erregung. Jetzt lauschte er schon mit ganz überraschender Neugier. – »Nun, wie denn, liegt er auch jetzt noch dort?«

»Das ist ja gerade die Geschichte, daß das nicht der Fall ist. Er lag fast tausend Jahre dort, dann stand er aber plötzlich auf und machte sich auf den Weg.«

»Das ist einmal ein Esel!« rief Iwan aus, und er lachte nervös, wobei es so schien, als ob er sich alle Mühe gebe, sich irgend etwas klar vorzustellen. – »Ist es denn nicht einerlei, ewig zu liegen oder eine Quadrillion Werst zu gehen? Dazu muß man wohl eine Billion Jahre gehen?«

»Sogar bei weitem mehr; da habe ich nur eben keinen Bleistift und kein Zettelchen bei mir, sonst könnte man es sogleich ausrechnen. Er ist ja schon längst zu seinem Ziel gelangt, und da fängt auch gerade erst die Anekdote an.«

»Wie ist er denn an sein Ziel gelangt? Ja, wo hat er denn die Billion Jahre hergenommen?«

»Ja, du denkst da ja immer an unsere jetzige Erde! Ja, aber unsere jetzige Erde hat sich vielleicht selber billionenmal wiederholt; nun, sie wurde altersschwach, sie vereiste, sprang entzwei, fiel auseinander, zersetzte sich in ihre Elemente, wiederum war da das Wasser »über dem Festen«, darauf wiederum der Komet, wiederum die Sonne, wiederum aus der Sonne die Erde – diese Entwicklung wiederholt sich ja vielleicht schon unendlich

oft, und alles auf eine und dieselbe Weise bis zum kleinsten Strichelchen . . . Das ist ja allerunanständigste Langeweile!«

»Nun, nun, was ist aber dann geschehen, als er sein Ziel erreicht hatte?«

»Kaum hatte man ihm aber die Pforte des Paradieses geöffnet, und er war nur eben eingetreten, da, noch nicht zwei Sekunden hatte er dort verweilt, und das nach der Uhr, nach der Uhr (wiewohl meiner Meinung nach seine Uhr sich schon längst hätte in ihre Elemente auflösen müssen, unterwegs in seiner Tasche), bevor er also noch zwei Sekunden dort verweilt hatte, rief er aus, man könne für diese zwei Sekunden nicht nur eine Quadrillion, vielmehr eine Quadrillion von Quadrillionen durchwandern, ja, wenn man sie auch noch in die quadrillionste Potenz erhebe! Mit einem Wort, er sang ›Hosianna!«, ja, und er ›übersalzte‹ das noch, so daß einige, die eine vornehmere Denkart hatten, ihm sogar dort in der ersten Zeit nicht einmal die Hand geben wollten: allzu eifrig war er schon zu den Konservativen übergesprungen. Ein russisches Naturell! Ich wiederhole: das ist nur eine Legende. Wofür er gekauft hatte, dafür hat er es auch verkauft. So siehst du denn, was für Begriffe dort bei uns über alle diese Gegenstände im Umlauf sind.«

»Ich habe dich erwischt!« rief Iwan mit einer fast ganz kindlichen Freude, gleich als ob er sich schon endgültig an irgend etwas erinnern könne. – »Diese Anekdote über die Quadrillion Jahre – dies habe ich selber erfunden! Ich war damals siebzehn Jahre alt, ich war auf dem Gymnasium . . . Ich verfaßte damals diese Anekdote und erzählte sie einem Schulkameraden! Er hieß Korowkin, das war in Moskau . . . Diese Anekdote ist so charakteristisch, daß ich sie von nirgendwoher hätte nehmen können. Ich hatte sie schon fast vergessen . . . sie ist mir aber jetzt unbewußt wieder eingefallen – ganz von selber, nicht du hast sie mir erzählt! Wie man sich ja bisweilen unbewußt an tausend Dinge erinnert, sogar noch wenn

man zum Schafott gefahren wird . . . im Traum ist es mir eingefallen. Du hier, du bist auch gerade dieser Traum! Du bist ein Traum, und du existierst gar nicht!«

»Nach der Frechheit zu urteilen, mit der du mich bestreitest«, und der Gentleman lachte, »bin ich überzeugt davon, daß du gleichwohl an mich glaubst!«

»Nicht im geringsten! Nicht um ein Hundertstel glaube ich!«

»Aber um ein Tausendstel glaubst du wohl. Die geometrischen Beziehungen sind ja vielleicht die allermächtigsten. Gestehe, daß du glaubst, nun, um ein Zehntausendstel!«

»Nicht eine Minute!« schrie wütend Iwan. – »Ich möchte übrigens an dich glauben!« fügte er plötzlich seltsam hinzu.

»Oho! Das ist doch eine Beichte! Ich bin aber gut, ich werde dir auch da helfen. Höre: da habe ich dich erwischt, aber nicht du mich! Ich habe dir absichtlich deine eigene Anekdote erzählt, die du schon vergessen hattest; damit du endgültig den Glauben an mich verlieren solltest!«

»Du lügst! Der Zweck deines Erscheinens ist ja gerade der, mich zu überzeugen, daß du wirklich bist.«

»Durchaus. Aber die Schwankungen, aber die Unruhe, aber der Kampf des Glaubens und des Unglaubens – das ist ja bisweilen eine solche Qual für einen gewissenhaften Menschen, gerade so einen wie du, daß man sich lieber erhängen möchte. Gerade weil ich weiß, daß du um ein Tröpfchen an mich glaubst, habe ich dir schon endgültig Mißtrauen eingeflößt, indem ich diese Anekdote erzählte. Ich führe dich unaufhörlich zwischen Glauben und Unglauben hin und her, und da habe ich meine ganz bestimmte Absicht dabei. Eine neue Methode ist das; wenn du ja völlig allen Glauben an mich verlieren wirst, so wirst du sogleich auch anfangen, mir ins Gesicht zu versichern, daß ich durchaus kein Traum bin, vielmehr tatsächlich lebe, ich kenne dich schon. Und dann werde

ich gerade auch mein Ziel erreichen! Mein Ziel ist aber edel: ich werde nur ein winziges Samenkörnchen Glauben auf dich werfen, aus dem wird aber ein Eichbaum emporwachsen – ja, und noch dazu ein solcher Eichbaum, daß, wenn du auf ihm sitzen wirst, dich Sehnsucht erfassen wird, dich »den Vätern Einsiedlern und den lasterlosen Weibern« anzuschließen; denn es verlangt dich gar sehr, gar sehr im geheimen danach, du wirst Heuschrecken essen und dich in die Wüste schleppen, um deine Seele zu retten.«

»So bemühst du Nichtsnutz dich denn um die Rettung meiner Seele?«

»Man muß doch wohl irgendwann einmal auch ein gutes Werk tun. Du ärgerst dich, du ärgerst dich, wie ich sehe!«

»Hanswurst du! Hast du denn irgendwann einen von denen in Versuchung geführt, die gerade Heuschrecken essen, ja, siebzehn Jahre in der nackten Wüste beten und Moos ansetzen?«

»Mein Täubchen, nur dies eine habe ich bis jetzt getan. Die ganze Welt und alle Welten wirst du vergessen, und an einen solchen wirst du dich festkleben, weil dieser Brillant schon gar sehr wertvoll ist; eine einzige solche Seele ist ja bisweilen ein ganzes Sternbild wert – wir haben ja unsere eigene Arithmetik. Gerade der Sieg da, der ist ja so wertvoll! Da sind aber einige von ihnen, bei Gott, nicht niedriger als du in ihrer geistigen Entwicklung, magst du daran auch nicht glauben. Solche Abgründe des Glaubens und Unglaubens können sie anschauen in einem und demselben Augenblick, daß es wahrlich bisweilen so scheint, als hinge es nur an einem Härchen, und dieser Mensch wird hinabfliegen »mit den Beinen nach oben«, wie der Schauspieler Gorbinow sagt.«

»Nun, und was denn, bist du mit langer Nase abgezogen?«

»Mein Freund«, bemerkte anzüglich der Gast, »gleichwohl ist es bisweilen besser, mit langer Nase abzuziehen,

als völlig ohne Nase, wie noch unlängst ein kranker Marquis (ihn muß wohl ein Spezialist geheilt haben) in der Beichte seinem jesuitischen Beichtvater sagte. Ich war dabei – das war einfach entzückend: »Geben Sie mir«, spricht er, »meine Nase zurück!« Und er schlägt sich auf seine Brust. »Mein Sohn«, sucht sich der Pater herauszureden, »alles erfüllt sich nach dem unerforschlichen Willen der Vorsehung, und ein sichtbares Übel zieht bisweilen einen außerordentlichen, wenn auch unsichtbaren Vorteil nach sich. Wenn ein strenges Schicksal Sie der Nase beraubte, so besteht Ihr Vorteil darin, daß es schon niemand in Ihrem ganzen Leben wagen wird, Ihnen vorzuwerfen, Sie seien mit langer Nase abgezogen.« – »Heiliger Vater, das ist kein Trost!« ruft der Verzweifelte aus. »Ich wäre im Gegenteil entzückt davon, mein ganzes Leben lang jeden Tag mit einer langen Nase abzuziehen, wenn sie sich bei mir nur da befände, wo sie hingehört!« »Mein Sohn«, seufzt der Pater, »alle Wohltaten kann man nicht auf einmal verlangen, und dies ist bereits Murren gegen die Vorsehung, die sogar auch hierbei Sie nicht vergaß; denn wenn Sie ausrufen, wie Sie soeben taten, Sie seien mit Freuden bereit, Ihr ganzes Leben mit langer Nase abzuziehen, so ist hier schon mittelbar Ihr Wunsch erfüllt: denn da Sie Ihre Nase verloren haben, so sind Sie gerade dadurch gleichwohl sozusagen mit langer Nase abgezogen . . .«

»Pfui, wie dumm!« rief Iwan aus.

»Mein Freund, ich wollte dich nur zum Lachen bringen, aber ich schwöre dir, dies ist echte jesuitische Kasuistik, und ich schwöre dir auch, dies alles ist wörtlich so vorgefallen, wie ich es dir erzählte. Dieser Vorfall trug sich unlängst zu und verursachte mir viel Mühe. Als nämlich dieser unglückliche junge Mensch nach Hause zurückkehrte, hat er sich noch in derselben Nacht erschossen; ich wich nicht von seiner Seite bis zum letzten Augenblick . . . Was aber diese jesuitischen Beichtstühlchen anbetrifft, so sind die tatsächlich meine allerliebste Zer-

streuung in den traurigen Augenblicken meines Lebens. Hier hast du zum Beispiel noch einen Fall, der sich schon in unseren Tagen abspielt: es kommt da zu einem greisen Pater ein Blondinchen, eine kleine Normannin, ein Mädchen von zwanzig Jahren. Eine Schönheit, ein Körper, eine Natur – der Speichel läuft einem nur so! Sie beugt sich nieder und flüstert dem Vater durch das Fensterchen ihre Sünden zu. – »Wie denn, meine Tochter, sind Sie wirklich schon wiederum gefallen?« ruft der Pater aus. – »O Sankta Maria, was höre ich: schon nicht mehr mit jenem! Aber wie lange soll das denn noch so weitergehen, und schämen Sie sich denn nicht!« – »Ach, mon père«, antwortet die Sünderin, ganz in Reuetränen, »ç'a lui fait tant de plaisir et à moi si peu de peine!« Nun stelle dir einmal vor, was ist das für eine Antwort! Da bin sogar ich schon zurückgetreten; das ist ja der Schrei der Natur selber, das ist, wenn du willst, besser als die Unschuld selbst! Ich habe ihr dort schon die Sünden vergeben und wollte schon hinausgehen, ich war aber sogleich schon genötigt umzukehren! ich höre, der Pater macht durch das Beichtfensterchen mit ihr für den Abend ein Stelldichein aus – aber er ist ja ein Greis – ein Kieselstein, und da fiel auch er in einem Augenblick! Die Natur, das Recht der Natur nahm das Seinige! Was rümpfst du denn wiederum die Nase, was erbost du dich wiederum? Ich weiß schon nicht, womit ich dir angenehm sein kann . . .«

»Laß mich in Ruh! Du klopfst in meinem Hirn wie ein Fiebertraum, den man nicht loswerden kann«, seufzte krankhaft Iwan, in Machtlosigkeit vor seinem Gespenst. – »Es ist mir langweilig mit dir, unerträglich und qualvoll! Ich würde viel dafür geben, wenn ich dich wegzagen könnte!«

»Ich wiederhole es, mäßige deine Forderungen, verlange nicht von mir »alles Große und Schöne«, und du wirst sehen, wie freundschaftlich wir uns miteinander einleben werden«, murmelte der Gentleman belehrend. – »In

Wahrheit zürnst du nur deshalb, weil ich dir nicht irgendwie in rotem Licht erschien, »donnernd und blitzend« mit versengten Flügeln, ich vielmehr in so bescheidener Gestalt vor dich hintrat. Du bist beleidigt, erstens in deinen ästhetischen Empfindungen, zweitens aber in deinem Stolz. Wie konnte nur, so meinst du, einem so großen Mann ein so gemeiner Teufel erscheinen? Nein, in dir ist gleichwohl jene romantische Ader, die schon Bjelinski so verlachte. Was soll man tun, junger Mann? Ich beabsichtigte ja gerade erst vorhin, als ich mich zu dir auf den Weg machte, zum Scherz dir in der Gestalt eines »wirklichen Staatsrates außer Dienst« zu erscheinen, der im Kaukasus gedient hatte, mit dem Stern des Löwen und der Sonne am Frack; ich fürchtete mich aber entschieden, weil du mich durchgeprügelt hättest dafür, daß ich es wagte, den Löwen und die Sonne an den Frack zu stecken und nicht zum mindesten den Polarstern oder den Sirius. Noch immer bestehst du ja darauf, ich sei dumm. Aber, mein Gott, ich erhebe ja auch keinen Anspruch darauf, mich mit dir an Geist zu messen. Als Mephistopheles bei Faust erschien, bezeugte er von sich, daß er das Böse wolle, aber nur das Gute tue. Nun, wie er das will, mit mir ist das aber durchaus umgekehrt. Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der ganzen Natur, der die Wahrheit liebt und aufrichtig das Gute will. Ich war dabei, als das am Kreuz verschiedene »Wort« zum Himmel auffuhr, in seinen Armen haltend die Seele des ihm zur Rechten gekreuzigten Räubers; ich hörte das frohe Jauchzen der Cherubim, die sangen und jubelten »Hosianna!« und den lauten Aufschrei des Entzückens der Seraphime, und der Himmel erbebte davon und das ganze Weltgebäude. Und da, ich schwöre es dir bei allem Heiligen, was es gibt, ich wollte mich dem Chor anschließen und mit allen »Hosianna« schreien! Schon wollte der Ruf empordringen in mir, schon rang er sich aus meiner Brust hervor – ich bin ja, du weißt es, sehr eindrucksfähig und künstlerisch empfänglich. Aber die gesunde Ver-

nunft – oh, das ist die allerunseligste Eigenart meiner Natur – hielt mich auch da in den gebotenen Grenzen zurück, und ich ließ den Augenblick verstreichen! Denn was, dachte ich in diesem selben Augenblick, was wäre denn die Folge dieses meines Hosianna? Sogleich wäre schon alles auf der Welt erloschen, und keine Ereignisse würden sich mehr zutragen. Und siehst du, einzig und allein durch meine Pflichttreue und wegen meiner sozialen Stellung war ich genötigt, in mir diesen schönen Augenblick zu unterdrücken und bei Schweinereien zu bleiben. Die Ehre für das Gute nimmt irgendwer völlig für sich in Anspruch, mir aber sind nur die Schweinereien für mein Teil geblieben. Ich beneide ihn aber auch nicht, mit solcher billigen Ehre zu leben, ich bin nicht ehrgeizig. Weshalb wurde aber von allen Geschöpfen in der Welt ich allein dazu bestimmt, von allen anständigen Menschen verflucht und sogar mit Füßen und Stiefeln getreten zu werden; denn da ich mich verkörpere, muß ich bisweilen auch solche Folgen auf mich nehmen? Ich weiß es ja, das ist ein Geheimnis, aber dies Geheimnis will man mir eben um keinen Preis eröffnen, weil ich dann am Ende gar, wenn ich erraten habe, um was es sich da eigentlich handelt, aufbrüllen werde ›Hosianna‹, und dann würde sogleich schon das unentbehrliche Minus entwinden, und damit würde natürlich alles ein Ende haben, sogar die Zeitungen und die Journale, denn wer wird dann noch auf sie abonnieren? Ich weiß es ja, schließlich werde auch ich mich versöhnen, auch ich werde meine Quadrillion zu Ende schreiten, und ich werde dann auch das Geheimnis erfahren. Bis das aber geschehen wird, schmolle ich und erfülle widerstrebenden Herzens meine Bestimmung: Tausende zugrunde zu richten, damit sich ein einziger retten kann! Wieviel Seelen muß man zum Beispiel zugrunderichten und wieviel ehrenhafte Rufe zuschanden machen, um nur einen einzigen gerechten Hiob zu erhalten, um dessentwillen man mich so böse hineinlegte in jener Zeit! Nein, bevor

ich nicht hinter das Geheimnis komme, bestehen für mich zwei Wahrheiten: eine dort, die ihrige, die mir vorerst völlig unbekannt ist, und dann die meinige. Und es ist noch nicht erwiesen, welche die reinere sein wird . . . Du bist eingeschlafen?»

»Wie sollte ich!« stöhnte Iwan wütend, »was es auch nur in meiner Natur gibt, was dumm ist, längst schon überlebt, längst schon verarbeitet in meinem Geist, was ich verwarf wie Aas, das gerade bietest du mir, als sei es eine Neuheit!«

»Auch hier habe ich es also nicht recht gemacht! Und ich dachte dich schon zu bestechen durch meine literarische Ausdrucksweise; dies ›Hosianna‹ im Himmel, das ist aber doch wirklich nicht schlecht bei mir herausgekommen? Dann aber soeben erst dieser sarkastische Ton à la Heine, nicht wahr?»

»Nein, ich war niemals ein solcher Knecht! Wie konnte dann aber meine Seele einen solchen Lakaien wie dich gebären?»

»Mein Freund, ich kenne ein gar reizendes und gar liebes russisches Herrensöhnchen, einen jungen Denker und großen Liebhaber der Literatur und ausgesuchter Dinge, den Autor einer Dichtung, die viel verspricht unter dem Titel: ›Der Großinquisitor . . .‹ Ihn habe ich ja auch nur im Sinn gehabt!«

»Ich verbiete es dir, von dem ›Großinquisitor‹ zu sprechen«, rief Iwan aus, ganz rot vor Scham.

»Nun, aber die ›geologische Umwälzung‹? Erinnerst du dich? Das ist aber doch schon ein kleines Gedicht!«

»Schweig, oder ich schlage dich tot!«

»Da willst du mich nun auch gleich totschiessen? Nein, verzeih mir schon, ich werde alles aussprechen. Ich bin ja auch nur deshalb gekommen, um mich an diesem Vergnügen zu erlaben. Oh, wie liebe ich die Träume meiner feurigen, jungen, von Lebensdurst zitternden Freunde! ›Dort gibt es neue Menschen‹, entschiedest du noch im verflossenen Frühjahr, als du dich hierher aufmachtest.

Sie haben die Absicht, alles zu zerstören und mit der Menschenfresserei zu beginnen. Die Schafsköpfe, mich haben sie nicht um Erlaubnis gefragt! Meiner Ansicht nach brauchte man auch gar nichts niederzureißen, man muß nur einzig und allein im Menschen die Gedanken an Gott zerstören, das ist es, womit man zu beginnen hat! Damit, damit muß man den Anfang machen. – O ihr Blinden, die ihr gar nichts begreift! Wenn sich erst einmal die Menschheit durchweg von Gott lossagen wird (ich aber glaube, daß diese Periode, eine Parallelbewegung zu den geologischen Perioden, sich auch tatsächlich vollziehen wird), so wird ganz von selber, ohne jede Menschenfresserei, die ganze frühere Weltanschauung zusammenbrechen, und die Hauptsache, die ganze frühere Sittlichkeit, und es wird alles Neue anbrechen. Die Menschen werden sich vereinigen, um vom Leben alles zu nehmen, was es geben kann, aber zweifellos einzig und allein für das Glück und die Freude in dieser Welt! Der Mensch wird sich erhöhen durch den Geist göttlichen, titanischen Stolzes, und der Mensch-Gott wird auftreten. Indem der Mensch stündlich, und schon ohne Grenzen zu finden, durch seine Willenskraft und die Wissenschaft die Natur besiegt, wird er gerade dadurch zu jeder Stunde ein so hohes Entzücken empfinden, daß das ihm alle früheren Hoffnungen auf himmlische Seligkeit ersetzen wird. Ein jeder wird erkennen, daß er durchaus sterblich ist, auch ohne Auferstehung, und er wird den Tod stolz empfangen und ruhig wie Gott. Er wird aus Stolz begreifen, daß er durchaus keine Veranlassung hat, deswegen zu murren, daß das Leben nur ein Augenblick ist, und er wird dann seinen Bruder schon ohne jeden Lohn lieben. Die Liebe wird nur den Augenblick des Lebens befriedigen; aber schon allein das Bewußtsein ihrer Augenblicklichkeit wird ihr Feuer um so viel verstärken, als sie vormdem auseinanderfiel in Hoffnungen auf die Liebe jenseits des Grabes und in alle Unendlichkeit . . . nun, und so weiter, und so weiter in dieser Art. Das ist allerliebste.«

Iwan saß da, hielt sich mit den Händen die Ohren zu, und blickte zur Erde, er begann aber am ganzen Körper zu zittern.

Die Stimme sprach weiter:

»Die Frage ist jetzt die: glaubte mein junger Denker, es sei möglich, daß eine solche Periode irgendwann hereinbrechen werde, oder glaubte er das nicht? Wenn sie hereinbrechen wird, dann ist alles entschieden, und die Menschheit wird sich endgültig auf Erden einrichten. Da das aber in Hinsicht auf die eingewurzelte Dummheit der Menschen am Ende gar auch in tausend Jahren nicht erreicht werden wird, so ist es jedem, der jetzt schon diese Wahrheit erkennt, erlaubt, sich ganz so, wie es ihm beliebt, auf neuen Grundlagen sein Leben aufzubauen. In diesem Sinn ist ihm ›alles erlaubt‹. Nicht nur das; wenn sogar auch diese Periode niemals hereinbrechen wird, so wird es, da es ja gleichwohl weder Gott gibt noch eine Unsterblichkeit, dem neuen Menschen erlaubt sein, Mensch-Gott zu werden, wenn sogar auch nur einem einzigen in der ganzen Welt, und er wird natürlich schon in seiner neuen Stellung mit leichtem Herzen jede frühere sittliche Hemmung des früheren Knecht-Menschen einfach überspringen, wenn das erforderlich sein sollte. Für Gott gibt es kein Gesetz! Wo Gott erscheinen wird – dort ist der Ort schon ein göttlicher! Wo ich hintreten werde, da wird auch sogleich schon der erste Platz sein . . . ›alles ist erlaubt‹ und damit basta! Dies alles ist allerliebste; nur wenn du schon einmal betrügen wolltest, wozu brauchst du denn da noch, so sollte man meinen, die Sanktion der Wahrheit? Aber so ist schon unser heutiger russischer Mensch: ohne Sanktion entschließt er sich nicht einmal, Betrugereien zu machen, bis zu dem Grad hat er schon die Wahrheit liebgewonnen . . .«

Der Gast ergötzte sich augenscheinlich an seiner eigenen Beredsamkeit, immer mehr erhöhte er seine Stimme, und er schaute dabei höhnisch auf den Hausherrn; es gelang ihm aber nicht, zu Ende zu kommen. Iwan ergriff plötz-

lich vom Tisch ein Glas und warf es weit ausholend auf den Redner.

»Ach, mais c'est bête enfin!« rief jener aus, indem er von dem Diwan aufsprang und die Teetropfen abschüttelte.

»Luthers Tintenfaß ist dir in den Kopf gekommen! Er hält mich für einen Traum, und dabei wirft er mit Gläsern nach mir! Das ist Weiberart! Ich habe ja aber auch gleich vermutet, daß du nur so tatest, als habest du dir die Ohren zugestopft, du hast aber doch gehört . . .«

Gegen den Fensterrahmen wurde plötzlich vom Hof aus fest und beharrlich geklopft. Iwan Fjodorowitsch sprang vom Diwan auf.

»Hörst du, öffne lieber!« schrie der Gast. »Das ist dein Bruder Aljoscha mit der allerunerwartetsten und interessantesten Nachricht, dafür bürgе ich dir schon!«

»Schweig, Betrüger, ich habe früher als du gewußt, daß dies Aljoscha ist, ich habe ihn vorausgeahnt; und natürlich kommt er nicht umsonst, natürlich mit einer Nachricht . . .«, rief Iwan außer sich.

»Öffne doch, so öffne doch! Auf dem Hof herrscht Schneegestöber, und er ist doch dein Bruder! Monsieur, sait-il le temps, qu'il fait? C'est à ne pas mettre un chien dehors . . .« Das Klopfen hielt an. Iwan wollte gerade eben zum Fenster stürzen, es war aber so, als ob ihm plötzlich irgend etwas Hände und Füße gefesselt habe. Er strengte alle seine Kräfte an, um seine Fesseln zu durchbrechen, aber vergeblich. Das Klopfen an das Fenster wurde immer rascher und lauter. Plötzlich brachen die Fesseln, und Iwan Fjodorowitsch erhob sich vom Diwan. Er schaute wild um sich. Beide Lichter waren fast niedergebrannt; das Glas, das er eben erst auf seinen Gast geworfen hatte, stand vor ihm auf dem Tisch, auf dem gegenüberstehenden Diwan saß aber überhaupt niemand. Wenn nun auch das Klopfen an den Fensterrahmen durchaus nicht aufhörte, so war es doch keineswegs so laut, wie es ihm soeben noch im Traum geschienen hatte, im Gegenteil, es war sehr gehalten.

»Das ist kein Traum! Nein, ich schwöre, das war kein Traum, alles dies ist soeben auch tatsächlich so gewesen!« rief Iwan Fjodorowitsch aus, stürzte zum Fenster hin und öffnete es.

»Aljoscha, ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht kommen!« schrie er wild dem Bruder zu. - »In zwei Worten, was willst du denn? In zwei Worten, hörst du!«

»Vor einer Stunde hat sich Smerdjakow erhängt«, antwortete vom Hof aus Aljoscha.

»Komm zur Haustür, ich werde dir sogleich öffnen«, sprach Iwan; und er ging, Aljoscha hereinzulassen.

X. *»Das hat er gesagt!«*

Als Aljoscha eintrat, teilte er Iwan Fjodorowitsch mit, vor kaum einer Stunde sei Marja Kondratjewna zu ihm in seine Wohnung gelaufen gekommen und habe ihm eröffnet, Smerdjakow habe Selbstmord verübt. »Ich gehe da zu ihm hinein, die Teemaschine fortzutragen, er aber hängt an der Mauer an einem Nagel.« Auf Aljoschas Frage, ob sie das denn am entsprechenden Ort angezeigt habe, antwortete sie, sie habe das niemandem mitgeteilt. »Ich bin vielmehr geradeswegs zuallererst zu Ihnen hingestürzt und den ganzen Weg nur so gelaufen!« Sie war wie von Sinnen, erzählte Aljoscha, und sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Als aber er, Aljoscha, mit ihr zu ihrer Hütte gelaufen sei, da habe er den Smerdjakow noch immer hängend angetroffen. Auf dem Tisch lag folgender Zettel: »Ich vernichte mein Leben freiwillig und gern, um niemanden zu beschuldigen.« Aljoscha ließ auch diesen Zettel auf dem Tisch liegen und ging geradeswegs zum Kreisrichter und machte ihm über alles Mitteilung.

»Von ihm aber ging ich geradeswegs zu dir«, schloß Aljoscha, und er schaute Iwan starr ins Gesicht. Die ganze Zeit über, während er erzählte, hatte er seine

Augen nicht von ihm abgewandt, gleich als ob er durch etwas im Ausdruck seines Gesichts erschüttert sei.

»Bruder«, schrie er plötzlich, »du bist wirklich schwerkrank! Du schaust mich an, und es ist dabei so, als ob du gar nicht verstehst, was ich spreche!«

»Es ist gut, daß du gekommen bist«, murmelte wie in Gedanken versunken Iwan und so, als ob er den Ausruf Aljoschas überhaupt nicht vernommen habe. »Ich wußte ja aber, daß er sich erhängte.«

»Von wem denn?«

»Ich weiß es nicht, ich wußte es aber. Wußte ich es? Ja, er hatte es mir gesagt. Er hatte es mir eben erst gesagt . . .« Iwan stand mitten im Zimmer und sprach immer ebenso, in Gedanken versunken und den Blick zur Erde gerichtet.

»Wer denn ›er?« fragte Aljoscha, und unwillkürlich schaute er sich nach allen Seiten um.

»Er hat Reißaus genommen.«

Iwan erhob den Kopf und sprach leise lächelnd:

»Er hat sich vor dir erschreckt, vor dir, einer Taube. Du bist ein ›reiner Cherub«. Dich nennt Dmitri Cherub . . . Das donnerartige Jauchzen des Entzückens des Seraphim! Was ist das denn, ein Seraph? Vielleicht ein ganzes Sternbild. Aber vielleicht ist jenes ganze Sternbild gar nichts anderes als irgendein chemisches Molekül . . . Gibt es ein Sternbild des Löwen und der Sonne, weißt du das nicht?«

»Bruder, setz dich doch«, murmelte entsetzt Aljoscha. »Setz dich doch um Gottes willen auf den Diwan. Du bist im Fieberwahn, lege dich auf das Kissen, so. Willst du ein nasses Handtuch auf den Kopf? Vielleicht wird es dir dann besser?«

»Gib ein Handtuch, siehst du, da auf dem Tisch liegt es, ich habe es vorhin dahin geworfen.«

»Nein, dort ist es nicht. Beunruhige dich nicht, ich weiß, wo es liegt; da ist es«, sprach Aljoscha, der in der anderen Zimmerecke, bei dem Toilettentischchen Iwans, ein rei-

nes, noch zusammengefaltetes und ungebrauchtes Handtuch gefunden hatte. Iwan blickte mit seltsamem Ausdruck auf das Handtuch; es war so, als sei ihm für einen Augenblick die Besinnung zurückgekehrt.

»Halt einmal«, und er erhob sich von dem Diwan. »Ich habe vorhin, vor etwa einer Stunde, dieses Handtuch gerade von dort auch genommen und es ins Wasser getaucht. Ich habe es nur auf den Kopf gelegt und dann hierhin geworfen . . . wie ist es denn nur trocken geblieben? Ein anderes war aber gar nicht da!«

»Du hast dir dies Handtuch auf den Kopf gelegt?« fragte Aljoscha.

»Ja, ich ging im Zimmer auf und ab, vor einer Stunde . . . Weshalb sind denn die Lichter so heruntergebrannt? Wieviel Uhr ist es?«

»Bald Mitternacht.«

»Nein, nein, nein!« schrie plötzlich Iwan. »Das war kein Traum! Er war da, er hat dort gesessen, dort auf jenem Diwan. Als du ans Fenster klopfst, habe ich mein Glas nach ihm geworfen . . . siehst du, dies hier . . . Wart einmal, ich habe auch vordem schon Traumgesichte gehabt, aber dieser Traum ist kein Traum. Auch vordem gab es das. Aljoscha, ich habe jetzt solche Träume . . . es sind aber gar keine Träume, ich bin vielmehr in wachem Zustand, ich gehe, spreche und sehe . . . dabei schlaf ich aber. Er hat aber dort gesessen, er war da, siehst du, auf diesem Sofa . . . Er ist furchtbar dumm, Aljoscha, furchtbar dumm.« Und Iwan brach plötzlich in Lachen aus und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Wer ist denn dumm? Von wem sprichst du denn, Bruder?« fragte wiederum kummervoll Aljoscha.

»Der Teufel! Er hat die Gewohnheit angenommen, zu mir zu kommen. Zweimal war er da, sogar fast dreimal. Er neckte mich damit, daß ich darüber zürne, daß er einfach der Teufel sei, nicht aber Satanas mit versengten Flügeln, in Donner und Blitz. Er ist aber gar nicht Satanas, da lügt er nur. Er hat sich einen falschen Titel

angemaßt. Er ist einfach ein Teufel, ein jämmerlicher, unbedeutender Teufel. Er pflegt ins Bad zu gehen. Wenn man ihn auskleidet, wird man wahrscheinlich einen Schwanz finden, einen langen, ekligen, wie bei einer dänischen Dogge, meterlang, dunkelbraun . . . Aljoscha, dir ist es kalt geworden, du warst ja im Schnee draußen, willst du Tee? Wie? Ist es dir kalt? Willst du, so laß ich die Teemaschine aufstellen? C'est à ne pas mettre un chien dehors . . .«

Aljoscha lief rasch zum Waschtisch hin, tauchte ein Handtuch ein, überredete Iwan, sich zu setzen, und legte es ihm um den Kopf. Selber setzte er sich neben ihn.

»Was hast du mir vorhin von Lisa erzählt?« begann wiederum Iwan. (Er war plötzlich sehr gesprächig geworden.) »Mir gefällt Lisa. Ich habe dir über sie etwas Häßliches gesagt. Ich log, sie gefällt mir . . . Ich fürchte morgen für Katja, mehr als für alle. In Hinsicht auf die Zukunft. Sie wird mir morgen den Laufpaß geben und mich mit Füßen treten. Sie glaubte, ich werde aus Eifersucht auf sie Mitja zugrunderichten! Ja, das glaubt sie! So ist es ja aber gar nicht! Morgen gibt es ein Kreuz, aber keinen Galgen. Nein, ich werde mich nicht erhängen! Weißt du denn, daß ich niemals imstande bin, Selbstmord zu verüben, Aljoscha! Aus Gemeinheit, wie? Ich bin aber doch sonst kein Feigling. Aus Durst zu leben! Weshalb habe ich es denn gewußt, daß Smerdjakow sich erhängt hat? Ja, das hat »er« mir gesagt . . .«

»Du bist wirklich fest davon überzeugt, daß irgendwer hier saß?« fragte Aljoscha.

»Hier, auf diesem Diwan, in der Ecke. Du mußt ihn gerade verjagt haben. Ja, du hast ihn auch verjagt; er ist verschwunden, als du erschienst. Ich liebe dein Gesicht, Aljoscha. Wußtest du, daß ich dein Gesicht liebe? »Er« aber – das bin ich, Aljoscha, ich selber. Alles das von mir, was niedrig, alles das, was gemein und verächtlich in mir ist! Ja, ich bin ein »Romantiker«, er hat das bemerkt . . . wenn dies auch Verleumdung ist. Er ist furchtbar dumm,

aber gerade dadurch gewinnt er einen. Er ist schlau, tierisch schlau, er wußte, womit er mich in Raserei versetzen konnte. Er zog mich die ganze Zeit über damit auf, daß ich an ihn glaube, und dadurch zwang er mich, ihn anzuhören. Er führte mich an der Nase herum wie einen kleinen Knaben. Er hat mir dabei übrigens viel Wahres über mich selber gesagt. Ich hätte mir das niemals selber gesagt. Weißt du, Aljoscha, weißt du«, fügte Iwan furchtbar ernst hinzu und so, als mache er ein intimes Geständnis, »ich wünsche gar sehr, daß er tatsächlich »er« wäre, und nicht ich!«

»Er hat dich bis aufs Blut gepeinigt«, sprach Aljoscha, indem er den Bruder mitleidsvoll ansah.

»Geneckt hat er mich! Und weißt du, geschickt, wie geschickt. »Gewissen! Was ist Gewissen? Ich mache es ja selber! Weshalb quäle ich mich dann aber? Aus Gewohnheit. Weil die Menschen auf der ganzen Welt sich seit sieben Jahrtausenden daran gewöhnten. So laßt uns uns das wiederum abgewöhnen, und wir werden Götter sein!« – Das hat er gesagt, das hat er gesagt!«

»Nicht aber du, nicht du?« rief Aljoscha aus, ohne an sich halten zu können, indem er den Bruder fest anschaute. –

»Nun, und möge auch er es gewesen sein, laß ihn laufen und vergiß ihn! Möge er mit sich fortnehmen alles, was du jetzt verfluchst, und möge er niemals wiederkommen!«

»Ja, er ist aber böse. Er hat über mich gelacht. Er war frech, Aljoscha«, murmelte Iwan, und er zitterte nur so, so fühlte er sich gekränkt. – »Er hat mich aber verleumdet, in vielem hat er mich einfach verleumdet. Er log mir über mich selber ins Gesicht. »Oh, du wirst gehen und eine Heldentat der Tugend vollbringen, du wirst erklären, daß du den Vater mordetest, daß der Diener, von dir dazu aufgehetzt, den Vater tötete.«

»Bruder«, unterbrach ihn Aljoscha, »halt ein; nicht du warst es, der den Mord beging. Da hat er unrecht!«

»Das sagt er, er, und er weiß das. »Du wirst gehen und

eine Großtat der Tugend vollbringen, und dabei glaubst du gar nicht an die Tugend; das ist es ja gerade, was dich böse macht und quält, deshalb bist du ja auch so rachsüchtig.« – Das hat er mir von mir gesagt, und er weiß, was er spricht . . .«

»Das sagst du, aber gar nicht er«, rief kummervoll Aljoscha aus. »Und du sagst das, weil du krank bist, indem du im Fieberwahn dich selber quälst!«

»Nein, er weiß, was er spricht. ›Du‹, spricht er, ›wirst aus Stolz diesen Schritt tun, du wirst auftreten und sprechen: Da habe ich den Mord begangen; was krümmt ihr euch aber vor Entsetzen, ihr lügt! Eure Meinung verachte ich, ich verachte euer Entsetzen!‹ Das sagt er in bezug auf mich, und plötzlich spricht er: ›Weißt du aber auch, daß es dich danach verlangt, daß man dich loben soll: Ein Verbrecher ist er, sozusagen, ein Mörder gar, aber was hegt er für großmütige Empfindungen! Seinen Bruder wollte er retten, und da legte er denn ein völliges Geständnis ab!‹ Siehst du, dies gerade ist auch eine Lüge, Aljoscha!« schrie plötzlich Iwan auf, und seine Augen funkelten. »Ich will gar nicht, daß mich das Lumpenpack da loben soll! Da hat er gelogen, Aljoscha, er hat gelogen, ich schwöre es dir. Ich habe deswegen auch auf ihn ein Glas geworfen, und es zerbrach an seiner Fresse!« »Bruder, beruhige dich, hör doch auf!« beschwichtigte Aljoscha.

»Nein, er versteht es, einen zu quälen, er ist grausam«, fuhr Iwan fort, ohne auf ihn zu hören. »Ich habe immer vorausgefühlt, weshalb er kommt. ›Mögest du‹, so spricht er, ›auch aus Stolz gegangen sein, es war ja aber gleichwohl in dir Hoffnung, daß man Smerdjakow überführen und ins Zuchthaus werfen, Mitja freisprechen, dich aber nur ›moralisch‹ verurteilen werde (hörst du, er hat dabei gelacht!) – die andern dich aber auch loben werden. Aber da ist ja jetzt Smerdjakow gestorben, er hat sich erhängt – nun, und wer wird dir denn dort vor Gericht glauben, jetzt, wo du allein bist? Aber du wirst ja gehen,

du wirst gehen, du wirst gleichwohl gehen, du hast beschlossen, daß du gehen wirst! Wozu wirst du aber gehen nach alledem?« Das ist furchtbar, Aljoscha, ich kann solche Fragen nicht ertragen. Wer wagt es denn, mir solche Fragen zu stellen?«

»Bruder«, unterbrach ihn Aljoscha, außer sich vor Entsetzen, aber gleichwohl immer noch wie in der Hoffnung, Iwan zur Vernunft zurückzubringen, »wie konnte er dir denn vom Tod des Smerdjakow erzählen, vor meiner Ankunft, als noch niemand etwas davon wußte, ja, und auch niemand die Zeit gehabt hatte, es zu erfahren?«

»Er sagte es«, bestätigte Iwan mit Festigkeit, ohne irgendwelche Zweifel aufkommen zu lassen. »Er hat auch nur davon gesprochen, wenn du willst: ›Und wenn du dabei noch«, spricht er, ›an die Tugend geglaubt hättest. Möge man mir auch nicht glauben, aus Grundsatz werde ich gehen! Aber du bist ja ein Ferkel wie Fjodor Pawlowitsch, und was bedeutet dir die Tugend? Wozu wirst du dich denn dahin schleppen, wenn dein Opfer auch zu gar nichts dient? Nur deshalb, weil du selber nicht weißt, weshalb du gehen wirst! Als ob du dich wirklich entschlossen hättest? Noch hast du dich gar nicht entschlossen! Du wirst die ganze Nacht sitzen und entscheiden: soll ich gehen oder nicht? Du wirst aber gleichwohl gehen, und du weißt, daß du gehen wirst, selber weißt du auch, daß, wie du dich auch entscheiden mögest, die Entscheidung schon nicht von dir abhängt. Du wirst gehen. Weshalb du es aber nicht wagst – das errate du schon selber, da hast du auch ein Rätsel!« Er stand auf und ging. Du kamst, er aber entfernte sich. Er nannte mich einen Feigling, Aljoscha! Le mot de l'enigme: ich sei ein Feigling! ›Nicht solchen Adlern ist es beschieden, sich über die Erde emporzuschwingen!« Das hat er noch hinzugefügt, das hat er noch hinzugefügt! Auch Smerdjakow hat gerade dies gesagt. Man muß ihn totschiagen! Katja verachtet mich, ich sehe das bereits einen Monat, ja, und auch Lisa beginnt mich zu verachten! ›Du wirst gehen,

damit man dich lobe!« Das ist eine viehische Lüge! Und auch du verachtest mich, Aljoscha. Jetzt habe ich dich wiederum zu hassen begonnen! Auch jenes Ungetüm hasse ich! Ich will das Ungetüm nicht retten, möge es nur im Zuchthaus faulen! Eine Hymne hat er da angestimmt! Oh, morgen werde ich gehen, vor alle hintreten und ihnen allen ins Gesicht spucken.«

Außer sich sprang er auf, riß sich das Handtuch herunter und begann wiederum im Zimmer auf und ab zu gehen. Aljoscha kamen seine Worte von vorhin in den Sinn: »Es ist mir so, als ob ich schlafe bei offenen Augen . . . Ich gehe, spreche und sehe, ich schlafe aber.« Gerade dies schien auch jetzt eben der Fall zu sein. Aljoscha verließ ihn nicht. Nur flüchtig war ihm der Gedanke gekommen, zum Arzt zu laufen und ihn hierher zu führen, er fürchtete aber, den Bruder allein zu lassen; es war ja niemand da, dem man ihn bis dahin hätte anvertrauen können. Endlich begann Iwan ganz allmählich in Bewußtlosigkeit zu verfallen. Er fuhr immer noch fort zu sprechen, er sprach ohne Unterlaß, aber schon völlig ohne Sinn. Er begann sogar die Worte schlecht auszusprechen und plötzlich heftig auf seinem Platz zu schwanken. Aljoscha vermochte ihn aber gerade noch aufzufangen. Iwan ließ sich zu seinem Bett führen, Aljoscha kleidete ihn irgendwie aus und legte ihn nieder. Er saß dann noch zwei Stunden bei ihm. Der Kranke schlief fest, ohne sich zu regen, und er atmete ruhig und gleichmäßig. Aljoscha nahm ein Kissen und legte sich angekleidet auf den Diwan. Beim Einschlafen betete er für Mitja und Iwan. Ihm wurde die Krankheit Iwans klar: »Das sind die Qualen eines stolzen Entschlusses, das ist das Gewissen in der Tiefe! Gott, an den er nicht glaubte, und »seiner Wahrheit haben endlich sein Herz übermannt, das sich immer noch nicht hatte fügen wollen. – Ja«, flog es Aljoscha durch den Kopf, als er schon auf dem Kissen lag, »ja, da Smerdjakow starb, so wird schon niemand mehr den Aussagen Iwans glauben; er wird aber doch

gehen und seine Aussagen machen!« Aljoscha lächelte sanft. »Gott wird siegen!« dachte er. »Entweder er wird erstehen im Licht der Wahrheit, oder . . . er wird zugrundegehen im Haß, indem er sich an sich selber und an allen anderen dafür rächt, daß er dem diene, woran man nicht glauben kann«, fügte Aljoscha bitter hinzu und betete wiederum für Iwan.

ZWÖLFTES BUCH EIN JUSTIZIRRTUM

I. Der verhängnisvolle Tag

Am Tag nach den von mir beschriebenen Ereignissen, um zehn Uhr morgens, wurde die Sitzung unseres Kreisgerichts eröffnet, und das Gericht über Dmitri Karamasow begann.

Ich werde es im voraus sagen und tue das mit Nachdruck: ich bin weit davon entfernt, mir die Kraft zuzutrauen, alles das wiederzugeben, was vor Gericht vorfiel. Nicht nur in der nötigen Vollständigkeit vermag ich das, nein, nicht einmal in der erforderlichen Reihenfolge. Mir scheint es immer, wenn ich an alles erinnern und alles, wie es sich gehört, wiedergeben wollte, daß dazu ein ganzes Buch nötig wäre, und sogar ein sehr umfangreiches. Deshalb möge man aber nicht auf mich böse sein, daß ich nur das erzählen werde, was mich besonders persönlich erschütterte, und was mir besonders im Gedächtnis haften blieb. Ich konnte sehr wohl Nebensächliches für die Hauptsache halten und sogar die am allermeisten in die Augen fallenden und unentbehrlichsten Züge völlig auslassen . . . Ich sehe aber übrigens, daß es am besten ist, mich gar nicht zu entschuldigen. Ich werde es so machen, wie ich es verstehe, und die Leser werden selber begreifen, daß ich es nur so machte, wie ich es verstand.

Zuerst nun, bevor wir den Gerichtssaal betreten, werde ich das erwähnen, was mich an diesem Tag besonders erstaunte. Im übrigen erstaunte dies nicht mich allein, vielmehr, wie es sich in der Folge erwies, alle. Nämlich: alle wußten, daß diese Verhandlung schon allzu viele interessierte, daß alle vor Ungeduld brannten, wann das

Gericht beginnen werde; daß man in unserer Gesellschaft viel sprach, vermutete, voraussagte, sich ausdachte, schon zwei Monate lang. Alle wußten gleichfalls, daß dieser »Fall« allrussische Berühmtheit erlangt hatte; aber gleichwohl vermuteten sie nicht, daß er bis zu einem solchen Grad brennender Erregung alle und jeden erschüttert hatte, ja, und nicht nur bei uns, vielmehr überall, wie sich das bei der Gerichtsverhandlung selber erwies. Zu diesem Tag waren ja zu uns nicht nur aus unserer Gouvernementsstadt Gäste angefahren gekommen, vielmehr auch aus einigen anderen Städtchen Rußlands, und endlich auch aus Moskau und aus Petersburg. Gekommen waren Juristen, gekommen waren sogar einige berühmte Persönlichkeiten und sogar auch Damen. Alle Eintrittskarten waren im Nu vergeben. Für besonders geehrte und berühmte Persönlichkeiten unter den Männern waren sogar schon völlig ungewöhnliche Plätze hergerichtet worden, hinter dem Tisch, an dem das Gericht Platz genommen hatte; dort sah man eine ganze Reihe Sessel, die von sehr verschiedenen Persönlichkeiten eingenommen waren, und das war vordem niemals bei uns zugelassen worden. Besonders viel Damen waren anwesend – von den unsrigen und zugereiste, ich glaube sogar, nicht weniger als die Hälfte des ganzen Publikums bestand aus ihnen. Es erwies sich, daß es allein der von überallher zugereisten Juristen so viele waren, daß man nicht wußte, wo man sie alle unterbringen solle, da ja längst schon alle Eintrittskarten verteilt, erbeten und erfleht waren. Ich sah selber, wie am Ende des Saales, hinter der Estrade, für diesen Fall ein besonderer Verschlag rasch angefertigt worden war, hinter dem man alle zugereisten Juristen unterbrachte; und sie erachteten es sogar noch für ein Glück, daß sie dort, wenn auch stehend, verweilen durften, denn um Platz zu gewinnen, waren alle Stühle dort hinausgetragen worden, und die ganze Menge, die sich hier zusammengefunden hatte, stand während der ganzen Verhandlung in dicht-

gedrängtem Haufen, Schulter an Schulter. Einige von den Damen, besonders von den zugereisten, erschienen auf den Galerien des Saales außerordentlich herausgeputzt, die Mehrzahl der Damen hatte aber sogar das vergessen. Auf ihren Gesichtern konnte man eine hysterische, durstige, fast schon krankhafte Neugier lesen. Eine von den charakteristischen Besonderheiten der ganzen Gesellschaft, die sich in diesem Saal versammelt hatte — man muß das unbedingt betonen —, bestand darin, daß, wie es sich auch später aus vielen Beobachtungen ergab, wenigstens ihre überwiegende Mehrzahl, fast alle Damen, für Mitja waren und für seine Freisprechung. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil sich die Vorstellung gebildet hatte, er sei ein Bezwiner von Frauenherzen. Man wußte ja, daß zwei Nebenbuhlerinnen auftreten würden. Eine von ihnen, das heißt Katarina Iwanowna, interessierte besonders alle: von ihr erzählte man außerordentlich viel Ungewöhnliches über ihre Leidenschaft für Mitja, ungeachtet sogar seines Verbrechens. Man erzählte sich da erstaunliche Anekdoten. Besonders betont wurde ihr Stolz (sie hatte fast niemandem in unsrer Stadt Besuch gemacht), ihre »aristokratischen Verbindungen«. Man sagte, sie habe die Absicht, die Regierung um die Erlaubnis zu bitten, dem Verbrecher ins Zuchthaus folgen zu dürfen und sich mit ihm trauen zu lassen, irgendwo in den Bergwerken unter der Erde. Mit nicht geringerer Aufregung erwartete man auch das Erscheinen der Gruschenka vor Gericht, als der Nebenbuhlerin der Katarina Iwanowna. Mit qualvoller Neugierde erwartete man die Begegnung der beiden Nebenbuhlerinnen vor Gericht — des aristokratischen, stolzen Mädchens und der »Hetäre«. Gruschenka war übrigens unsern Damen bekannter als Katarina Iwanowna. Sie, »die eigentliche Mörderin des Fjodor Pawlowitsch und seines unglücklichen Sohnes«, hatten unsere Damen auch vordem schon gesehen, und alle, fast ohne jede Ausnahme, wunderten sich darüber, wie sich in eine

solche »allergewöhnlichste«, sogar durchaus nicht hübsche russische Kleinbürgerin bis zu einem solchen Grad Vater und Sohn verlieben konnten. Mit einem Wort, der Gerüchte gab es viele. Mir ist es tatsächlich bekannt, daß es gerade in unserer Stadt sogar einige ernste Familienstreitigkeiten wegen des Mitja gab. Viele Damen verzankten sich heftig mit ihren Männern wegen der Verschiedenheit der Ansichten über diese ganze furchtbare Angelegenheit, und es war danach natürlich, daß alle Männer dieser Damen, die den Gerichtssaal betraten, dem Angeklagten nicht nur nicht günstig gesinnt, vielmehr sogar gegen ihn erzürnt waren. Überhaupt konnte man mit Entschiedenheit behaupten, daß im Gegensatz zu den Damen das ganze männliche Element gegen den Angeklagten gestimmt war. Man sah strenge, finstere Gesichter, manche hatten sogar einen durchaus zornigen Ausdruck, und ihrer war die Mehrzahl. Wahr ist es auch, daß es Mitja fertiggebracht hatte, während seines Aufenthalts bei uns viele von ihnen persönlich zu beleidigen. Natürlich waren auch manche von den Besuchern fast lustig und völlig teilnahmslos, gerade was das Schicksal des Mitja anbetraf, aber gleichwohl durchaus nicht in Hinsicht auf den zu verhandelnden Fall als solchen; alle waren beschäftigt mit seinem Ausgang, und die Mehrzahl der Männer wünschte entschieden dem Verbrecher die Bestrafung, mit Ausnahme höchstens der Juristen, denen nicht die moralische Seite der Sache teuer war, vielmehr, sozusagen, die »modern juristische«. Alle erregte die Ankunft des berühmten Fetjukowitsch. Sein Talent war überall bekannt, und es war nicht zum erstenmal, daß er in der Provinz auftrat, um bei berühmt gewordenen Kriminalfällen zu verteidigen. Und nach seiner Verteidigung wurden solche Fälle immer in ganz Rußland berühmt und hielten sich lange im Gedächtnis. Es waren einige Anekdoten im Umlauf auch über unsern Staatsanwalt und den Gerichtspräsidenten. Man erzählte sich, unser Staatsanwalt zittere vor einer Begeg-

nung mit Fetjukowitsch; sie seien alte Feinde schon von Petersburg her, noch vom Anfang ihrer Karriere. Unser ehrgeiziger Hippolyt Kirillowitsch, der sich ständig von irgendwem beleidigt vorkomme, ständig der Meinung sei, daß seine Talente nicht nach Gebühr gewürdigt würden, sei wie »auferstanden am Geist« durch den Fall Karamasow und habe sogar davon geträumt, durch diesen Fall »seinen verwelkenden Ruhm wiederaufzurichten«, es habe ihn nur Fetjukowitsch erschreckt. Indes waren darüber, daß er vor Fetjukowitsch zittere, die Urteile nicht völlig gerecht. Unser Staatsanwalt gehörte durchaus nicht zu den Charakteren, die vor der Gefahr den Mut verlieren, vielmehr im Gegenteil zu denen, deren Ehrgeiz wächst und förmlich Schwingen erhält, je größer gerade die Gefahr ist, die sich erhebt. Man muß dabei auch bemerken, daß unser Staatsanwalt überhaupt allzu heftig war und allzu krankhaft eindrucksvoll. Bisweilen legte er in irgendeine Sache seine ganze Seele und führte sie so, als hinge von ihrer Entscheidung sein ganzes Geschick und sein ganzes Vermögen ab. In der juristischen Welt lachte man etwas darüber, denn unser Staatsanwalt hatte gerade durch diese seine Eigenart sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt, wenn auch bei weitem nicht überall, so doch durchaus eine größere, als man annehmen konnte in Hinsicht auf seine bescheidene Stellung bei unserem Gericht. Besonders lachte man über seine Leidenschaft zur Psychologie. Meines Erachtens irrten da alle; unser Staatsanwalt, so scheint mir, war als Mensch und Charakter bei weitem ernster zu nehmen, als alle von ihm dachten. Aber so hatte es eben dieser kränkliche Mensch nicht verstanden, sich eine Stellung zu verschaffen, von seinen allerersten Schritten an, noch im Anfang seiner Laufbahn, und darauf auch in seinem ganzen Leben.

Was aber den Präsidenten unseres Gerichts anbetrifft, so kann man von ihm nur soviel sagen, daß dies ein gebildeter, humaner Mann war, der seine Sache und die

allermodernsten Ideen sehr wohl verstand. Er war zwar ziemlich ehrgeizig, kümmerte sich aber nicht allzusehr um seine Karriere. Das Hauptziel seines Lebens bestand darin, ein fortschrittlicher Mann zu sein. Zudem hatte er Verbindungen und Vermögen. Auf den Fall Karamasow blickte er, wie es sich in der Folge erwies, zwar mit ziemlicher Leidenschaft, indes nur ganz von grundsätzlicher Seite aus. Ihn beschäftigte diese Erscheinung, ihre Klassifikation, der Hinblick auf sie wie auf ein Ergebnis unserer sozialen Grundlagen, wie auf eine Charakteristik des russischen Elements und so weiter, und so weiter. Zu dem persönlichen Charakter dieser Angelegenheit, zu ihrer Tragödie, ebenso wie auch zu den Persönlichkeiten der Mitspielenden, angefangen von dem Angeklagten selber, verhielt er sich ziemlich unpersönlich und sachlich, wie es sich übrigens vielleicht auch so gehört.

Noch lange vor dem Auftreten des Gerichtshofes war der Saal schon überfüllt. Bei uns ist der Gerichtssaal der beste in der ganzen Stadt, geräumig, hoch und mit guter Akustik. Zur Rechten von den Mitgliedern des Gerichts, die auf einer Erhöhung Platz genommen hatten, war ein Tisch und zwei Reihen von Sesseln für die Geschworenen aufgestellt. Zur Linken befand sich der Platz des Angeklagten und seines Verteidigers. In der Mitte des Saales, nahe bei dem Gerichtshof, stand ein Tisch mit den »Sachbeweisen«. Auf ihm lag der blutbefleckte, weißseidene Schlafrock des Fjodor Pawlowitsch, der verhängnisvolle Kupferstößel, mit dem der Mord vermutlich begangen wurde, das Hemd des Mitja mit blutbeflecktem Ärmel, sein Rock, der ebenfalls ganz voller Blutflecken war, und zwar dort, wo die Tasche sich befindet, in die er damals sein blutgetränktes Taschentuch gesteckt hatte. Ferner dies Taschentuch selber, das ganz von Blut verhärtet und jetzt schon völlig gelb geworden war, die Pistole, die Mitja zur Vollführung seines Selbstmordes bei Perchotin geladen hatte, und die ihm in Mokroje unbemerkt Trifon Borisowitsch abgenommen hatte, das

Kuvert mit Aufschrift, in dem für Gruschenka Dreitausend vorbereitet waren, und das feine rosa Bändchen, womit es umbunden war, und viele andere Gegenstände, die ich gar nicht mehr erwähnen werde. Des weiteren begannen in einer gewissen Entfernung, in der Tiefe des Saals, die Plätze für das Publikum; aber noch vor der Balustrade standen einige Sessel für diejenigen Zeugen, die bereits ihre Aussagen gemacht haben, und die man im Saal bleiben läßt. Um zehn Uhr erschien das Gericht, bestehend aus dem Präsidenten, einem Beisitzer und einem Ehrenfriedensrichter. Versteht sich, sogleich erschien auch schon der Staatsanwalt. Der Präsident war ein kräftiger, untersetzter Mann, weniger als mittelgroß, mit dem Gesichtsausdruck eines Hämorrhoidariers, fünfzig Jahre alt, mit dunklen, graudurchsetzten, kurzgeschnittenen Haaren und dem roten Bändchen – ich weiß schon nicht mehr welchen Ordens. Der Staatsanwalt kam mir aber – ja, und nicht mir allein, vielmehr auch allen andern – so vor, als ob sein Gesicht schon gar sehr bleich, fast grün geworden und es aus irgendeinem Grund plötzlich, vielleicht in einer Nacht, ganz abgemagert sei, da ich ihn ja vor nicht mehr als zwei Tagen noch völlig wie immer aussehend angetroffen hatte. Der Präsident begann damit, den Gerichtsvollzieher zu fragen, ob alle Geschworenen zur Stelle seien . . . Ich sehe indes, daß ich so nicht fortfahren kann, schon allein deshalb, weil ich vieles gar nicht verstanden habe, für anderes mich zu interessieren unterließ, wieder anderes völlig vergaß, hauptsächlich aber, weil, wie ich es schon weiter oben sagte, wenn ich alles erwähnen würde, was da gesagt wurde und vor sich ging, mir buchstäblich dafür weder die Zeit noch der Platz reichen würde. Ich weiß nur, daß von den Geschworenen, von dieser und jener Seite, das heißt, von dem Verteidiger und dem Staatsanwalt, nicht sehr viele abgelehnt wurden. Die Zusammensetzung aber der zwölf Geschworenen habe ich sehr wohl im Gedächtnis behalten: vier von ihnen waren Beamte,

zwei Kaufleute und sechs Bauern und Kleinbürger, sämtlich aus unserer Stadt. Bei uns in der Gesellschaft, ich entsinne mich dessen genau, hatte man sich schon lange vor dem Gerichtstermin mit einem gewissen Stauen gefragt, besonders die Damen: Wird denn wirklich eine so feine, so verwickelte und rein psychologische Angelegenheit zu verhängnisvoller Entscheidung irgendwelchen Beamten übergeben werden und endlich auch gar Bauern, und »was wird denn da irgendein solcher Beamter begreifen und noch gar ein Bauer?«. In der Tat waren alle diese vier Beamten, die unter die Geschworenen geraten waren, kleine Leute, von geringem Rang, bereits ergraut – nur einer von ihnen war etwas jünger. In unserer Gesellschaft waren sie wenig bekannt: bei kleinem Gehalt hinvegetierend, mußten sie wohl alle Frauen haben, die man nirgends zeigen kann, und jeder einen Haufen Kinder, die vielleicht sogar barfuß laufen. Es waren dies Leute, die, wenn es hoch kommt, sich in ihrer freien Zeit irgendwie mit einem Kartenspielchen zu zerstreuen suchten und schon natürlich niemals irgendein Buch lasen. Wenn aber auch die zwei Kaufleute ein ehrwürdiges Ansehen hatten, so waren sie doch auffallend schweigsam und unbeweglich; einer von ihnen trug den Bart geschnitten und kleidete sich auf deutsche Art; der andere trug ein graues Bärtchen und am Hals an rotem Band irgendeine Medaille. Über die Kleinbürger und die Bauern ist überhaupt nichts zu sagen. Die Kleinbürger unseres Städtchens sind ja fast ebensolche Bauern, sie pflügen sogar selber. Zwei von ihnen waren ebenfalls auf deutsche Art gekleidet und sahen deshalb vielleicht schmutziger und unansehnlicher aus als die vier übrigen. So konnte einem denn auch tatsächlich der Gedanke kommen, wie das zum Beispiel mir geschah, als ich sie nur eben erschaut hatte: »Was können denn solche Menschen in einer solchen Angelegenheit begreifen?« Dessenungeachtet machten ihre Gesichter einen ganz seltsamen, gespannten und fast drohenden Eindruck; sie wa-

ren streng und in finstere Falten gezogen. Endlich erklärte der Präsident, es werde jetzt verhandelt über den Fall der Ermordung des Titularrates außer Dienst Fjodor Pawlowitsch Karamasow – ich entsinne mich nicht ganz genau, wie er sich damals ausdrückte. Dem Gerichtsvollzieher wurde befohlen, den Angeklagten her einzuführen – und da erschien denn Mitja. Alles verstummte im Saal, man hätte eine Fliege summen hören können. Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Erscheinung des Mitja auf andere machte, auf mich war es aber der allerunangenehmste. Die Hauptsache, er erschien als ein furchtbarer Geck in einem funkelnagelneuen Rock. Ich erfuhr später, er habe sich eigens für diesen Tag diesen Rock bestellt, in Moskau bei seinem früheren Schneider, der noch sein Maß hatte. Er trug gleichfalls funkelnagelneue schwarze Glacéhandschuhe und hatte elegante Wäsche an. Er trat mit seinen meterlangen Schritten heran, wobei er fast unbeweglich vor sich hinschaute, und setzte sich auf seinen Platz mit der allerserschrockensten Miene. Dort erschien auch sogleich schon der Verteidiger, der berühmte Fetjukowitsch, und es war, als ob eine unterdrückte Bewegung durch den Saal gehe. Das war ein langer, hagerer Mensch, mit langen, dünnen Beinen, mit außerordentlich langen, blassen und schmalen Fingern, mit rasiertem Gesicht, mit bescheiden gekämmten, ziemlich kurzen Haaren und mit schmalen Lippen, die sich nur selten kräuselten, sei es zum Hohn, sei es zu einem Lächeln. Er war anscheinend vierzig Jahre alt. Sein Gesicht wäre sogar angenehm gewesen, wenn nicht seine Augen, an und für sich nicht groß und nicht ausdrucksvoll, in ganz auffallender Weise nahe beieinander gestanden hätten, so daß sie einzig und allein das feine Knöchelchen seiner länglichen feinen Nase voneinander trennte. Mit einem Wort, es war etwas in diesem Gesicht, das in schon auffallender Weise an einen Vogel erinnerte. Er war in Frack und weißer Halsbinde. Ich entsinne mich an die erste Frage

des Präsidenten, die an Mitja gerichtet war: nach seinem Namen, Stand und so weiter. Mitja antwortete mit scharfer und ganz unerwartet lauter Stimme, so daß der Präsident sogar seinen Kopf schüttelte und fast mit Stauen auf ihn hinblickte. Darauf wurde die Liste der Persönlichkeiten verlesen, die zur Vernehmung berufen waren, daß heißt der Zeugen und Experten. Das Verzeichnis war lang; vier von den Zeugen waren nicht erschienen: Miussow, der im gegenwärtigen Augenblick schon in Paris weilte, von dem aber eine Aussage noch von der Voruntersuchung her vorhanden war, Frau Chochlakow und der Gutsbesitzer Maximow wegen Krankheit und Smerdjakow wegen plötzlichen Todes, worüber ein Polizeizeugnis beigefügt war. Die Nachricht über Smerdjakow rief heftige Bewegung und Flüstern im Saal hervor. Natürlich wußten viele im Publikum überhaupt noch gar nichts von diesem unerwarteten Selbstmord. Was aber besonderen Eindruck machte – das war der plötzliche Ausfall Mitjas. Kaum hatte man die Mitteilung über Smerdjakow gemacht, als er plötzlich von seinem Platz aus in den Saal rief:

»Dem Hund ein Hundetod!«

Ich entsinne mich, wie sich da sein Verteidiger auf ihn warf, und wie sich der Präsident an ihn mit der Drohung wandte, er werde strenge Maßregeln ergreifen, wenn sich noch einmal etwas Ähnliches ereignen sollte. Mitja stammelte stockend und mit dem Haupt nickend, aber so, als ob er keineswegs bereue:

»Ich werde nicht, ich werde nicht! Das ist mir nur so entschlüpft! Ich werde das nicht wieder tun!«

Und schon natürlich diente dieser kurze Zwischenfall nicht gerade zu seinen Gunsten in der Meinung der Geschworenen und des Publikums. Es hatte sich da sein Charakter offenbart und sich sozusagen selber empfohlen. Gerade unter diesem Eindruck wurde denn auch von dem Gerichtssekretär der Anklageakt verlesen.

Er war ziemlich kurz, aber inhaltsschwer. Es waren nur

die Hauptgründe auseinandergesetzt, weshalb man ihn dem Gericht überweisen müsse, und so weiter. Dessenungeachtet machte dieses Schriftstück auf mich einen starken Eindruck. Der Sekretär las deutlich, klangvoll und mit Ausdruck. Es war so, als ob diese ganze Tragödie von neuem allen vor die Augen trete, plastisch zusammengefaßt und beleuchtet von einem verhängnisvollen, unerbittlichen Licht. Ich entsinne mich, wie sogleich nach dieser Verlesung der Präsident laut und eindringlich Mitja fragte:

»Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?«

Mitja erhob sich plötzlich von seinem Platz:

»Ich bekenne mich schuldig, getrunken und gewüstet zu haben!« rief er aus, wiederum mit einer ganz unerwarteten Stimme, fast so, als sei er außer sich. »Der Faulheit und der Liederlichkeit beschuldige ich mich. Ich wollte auf ewig ein ehrlicher Mensch werden, gerade in dem Augenblick, als das Schicksal mich am Schopf faßte. Aber am Tod des alten Mannes, meines Feindes und Vaters – bin ich unschuldig! – auch an seiner Beraubung – nein, nein, da bin ich unschuldig, ja, und ich kann da auch gar nicht schuldig sein: Dmitri Karamasow ist ein Schuft, aber kein Dieb!«

Als er dies ausgesprochen hatte, setzte er sich auf seinen Platz, sichtlich am ganzen Körper zitternd. Der Präsident wandte sich wiederum an ihn mit einer kurzen, aber eindringlichen Ermahnung, er möchte nur auf Fragen antworten, nicht zur Sache gehörige und leidenschaftliche Ausrufe aber unterlassen. Darauf befahl er zur Untersuchung überzugehen. Man führte alle Zeugen zur Vereidigung herein. Da erschaute ich alle auf einmal. Übrigens wurden die Brüder des Angeklagten zur Zeugenaussage ohne Eid zugelassen. Nach der Ermahnung des Geistlichen und des Präsidenten führte man die Zeugen hinaus und trennte sie nach Möglichkeit voneinander. Darauf begann man sie einzeln wieder hereinzurufen.

II. *Gefährliche Zeugen*

Ich weiß nicht, ob die Zeugen des Staatsanwalts und der Verteidigung von dem Präsidenten irgendwie in Gruppen geteilt waren, und in welcher Ordnung es gerade vorgeschlagen war, sie aufzurufen. Es muß aber wohl so sein, daß dies alles der Fall war. Ich weiß nur, daß man zuerst die Zeugen des Staatsanwalts aufrief. Ich wiederhole dabei, ich hege keineswegs die Absicht, alle Verhöre Schritt für Schritt zu beschreiben. Außerdem würde sich aber mein Bestreben zum Teil auch als überflüssig erweisen, weil in den Reden des Staatsanwalts und des Verteidigers, als man zu den Anklage- und Verteidigungsreden überging, der ganze Gang und Sinn aller gegebenen und angehörten Zeugenaussagen gleichsam zu einem Ganzen vereinigt wurde, unter greller und charakteristischer Beleuchtung, und ich diese zwei bemerkenswerten Reden wenigstens bruchstückweise genau nachschrieb und zu ihrer Zeit wiedergeben werde. Ebenso werde ich auch eine außergewöhnliche und völlig unerwartete Episode des Prozesses anführen, die sich plötzlich abspielte, noch vor den Debatten der Verhandlung, und zweifellos Einfluß hatte auf ihren furchtbaren und verhängnisvollen Ausgang. Ich will nur noch bemerken, daß schon von den allerersten Augenblicken der Verhandlung an sich ein ganz besonderer Charakterzug dieser »Sache« in grellem Licht offenbarte und auch von allen bemerkt wurde, nämlich die außerordentliche Kraft der Anklage im Verhältnis zu den Mitteln, über die die Verteidigung verfügte. Das begriffen alle auf den ersten Augenblick, als man in diesem furchtbaren Saal mit der Verhandlung begann, als sich die Tatsachen vereinigten und gruppieren, und allmählich dieses ganze Entsetzen und alles dieses vergossene Blut sich zu offenbaren anfang. Vielleicht wurde es allen schon von den allerersten Worten an begreiflich, daß dies sogar ganz und gar nicht eine zweifelhafte Sache sei, daß dort überhaupt kein Zweifel wal-

ten könne, daß es eigentlich gar keiner Anklage- und Verteidigungsreden bedürfe, daß diese einzig und allein nur um der Form zu genügen stattfinden würden, daß der Verbrecher vielmehr schuldig sei, schuldig vor aller Augen, endgültig schuldig. Ich glaube sogar, daß auch alle Damen, alle ohne Ausnahme, die doch mit solcher Ungeduld die Freisprechung des interessanten Verbrechers erwarteten, zu gleicher Zeit sogar durchaus überzeugt waren von seiner völligen Schuld. Nicht genug damit, es scheint mir, es hätte sie sogar betrübt, wenn sich seine Schuld nicht derart bestätigt hätte; denn dann würde ja kein solcher Effekt in der Lösung sein, wenn man den Verbrecher freispricht. Daß man ihn aber freisprechen werde – davon waren seltsamerweise alle Damen völlig überzeugt, fast bis zur allerletzten Minute. Schuldig ist er, man wird ihn aber freisprechen aus Humanität, um der neuen Ideen willen, der neuen Gefühle, die jetzt in Aufnahme gekommen sind usw. Gerade deswegen waren sie auch mit solcher Ungeduld hierher gelaufen. Die Mannspersonen interessierten sich aber am meisten für den Kampf des Staatsanwalts und des berühmten Fetjukowitsch. Alle waren erstaunt und fragten sich: »Was kann denn aus einer solchen verlorenen Sache, aus einem solchen ›ausgegessenen Ei« selbst ein solches Talent machen wie Fetjukowitsch?« Darum folgten sie auch mit gespannter Aufmerksamkeit Schritt für Schritt seinem Tun. Fetjukowitsch blieb aber bis ganz zum Schluß, bis zu seiner Rede, für alle ein Rätsel. Erfahrene Leute fühlten voraus, daß er ein System befolge, das bei ihm schon irgendeine feste Form angenommen habe, daß eine Absicht vor ihm liege, was für eine aber – das zu erraten war fast unmöglich. Seine Sicherheit und sein Selbstvertrauen waren indes auffällig. Außerdem bemerkten alle sogleich mit Staunen, daß er während eines so kurzen Aufenthalts bei uns – im ganzen war er so etwas wie vielleicht drei Tage hier – es in staunenswerter Weise fertiggebracht hatte, sich mit der

Sache bekanntzumachen, und sie »bis zu den letzten Feinheiten erforscht hatte«. Mit Entzücken erzählte man zum Beispiel, daß er es fertiggebracht habe, alle Zeugen der Anklage zu seiner Zeit »hineinzulegen«, sie nach Möglichkeit aus der Fassung zu bringen und, die Hauptsache, ihren sittlichen Ruf an sich zu beschmieren, und demnach auch ihre Aussagen zu beschmutzen. Man vermutete übrigens, daß er dies in hohem Grad nur so zum Spiel tue, sozusagen um rein juristisch zu glänzen, damit auch nichts vergessen sei von den üblichen Advokatenkniffen; denn alle waren ja davon überzeugt, daß er irgendeinen großen und endgültigen Nutzen mit allen diesen »Beschmutzungen« nicht erzielen könne, und er das auch wahrscheinlich selber am allerbesten wisse, wenn er da auch irgendeine besondere Idee im Sinn habe, irgendein vorderhand noch verborgenes Mittel der Verteidigung, das er plötzlich enthüllen werde, wenn die Zeit gekommen sei. Vorderhand aber war es gleichwohl so, als ob er im Bewußtsein seiner Kraft gleichsam spiele und seinen Mutwillen treibe. So zum Beispiel als man Grigori Wassiljewitsch ausfragte, den ehemaligen Diener des Fjodor Pawlowitsch, der die allerbelastendste Aussage gemacht hatte »über die zum Garten hin geöffnete Tür«, da krallte sich förmlich der Verteidiger nur so in ihn ein, als die Reihe an ihn kam, ihm Fragen vorzulegen. Man muß dabei bemerken, daß Grigori Wassiljewitsch in den Saal trat ohne im geringsten verwirrt zu werden, weder durch die Hoheit des Gerichtes noch durch die Anwesenheit eines gewaltigen ihm zuhörenden Publikums. Mit ruhiger und fast hoheitsvoller Miene trat er auf. Er machte seine Aussagen mit solcher Sicherheit, als unterhalte er sich unter vier Augen mit seiner Marfa Ignatjewna, höchstens nur ehrerbietiger. Ihn aus der Fassung zu bringen war unmöglich. Zunächst fragte ihn lange Zeit der Staatsanwalt über alle möglichen Einzelheiten der Familie Karamasow aus. Das Familienbild trat in greller Beleuchtung hervor. Man hörte und sah,

daß der Zeuge aufrichtig und leidenschaftslos war. Bei aller seiner tiefen Ehrerbietung für das Andenken seines verstorbenen Herrn erklärte er gleichwohl zum Beispiel, dieser sei zu Mitja ungerecht gewesen und habe seine Kinder nicht so erzogen, wie es sich gehöre. »Als Mitja ein kleiner Knabe war, hätten ihn ohne mich die Läuse gefressen«, fügte er hinzu, als er von den Kinderjahren Mitjas erzählte. »Gleichfalls hätte es sich für den Vater nicht geziemt, seinen Sohn hinsichtlich des ihm von seiner leiblichen Mutter hinterlassenen Gutes zu beleidigen.« Als ihn aber der Staatsanwalt fragte, was er denn für Veranlassungen habe zu behaupten, daß Fjodor Pawlowitsch seinen Sohn bei der Abrechnung gekränkt habe, da führte Grigori Wassiljewitsch zum Staunen aller überhaupt keinerlei begründete Tatsachen an, bestand aber gleichwohl darauf, daß die Abrechnung mit dem Sohn »ungerecht« war, und daß das genau so sei: »einige Tausende hätte man ihm zuzählen müssen«. Ich bemerke übrigens bei dieser Gelegenheit, daß diese Frage, ob nämlich Fjodor Pawlowitsch tatsächlich Mitja schuldig geblieben sei, der Staatsanwalt mit besonderer Hartnäckigkeit auch allen andern Zeugen stellte, denen er sie überhaupt stellen konnte, ohne weder Aljoscha noch Iwan Fjodorowitsch auszunehmen, daß er aber von keinem der Zeugen irgendeine genaue Angabe erhielt; alle bestätigten die Tatsache, niemand vermochte aber auch nur den geringsten klaren Beweis für sie vorzubringen. Nachdem Grigori die Szene bei Tisch beschrieben hatte, als Dmitri Fjodorowitsch eindrang und seinen Vater durchprügelte und drohte, er werde wiederkommen und ihn totschiagen – da rief das einen finsternen Eindruck im Saal hervor, um so mehr, als der alte Diener ruhig sprach, ohne überflüssige Worte zu machen, in seiner eigenartigen Ausdrucksweise, und dabei alles außerordentlich eindrucksvoll herauskam. Hinsichtlich der Beleidigung, die ihm Mitja zugefügt hatte, da er ihn ja damals ins Gesicht schlug und ihn zu Boden warf, be-

merkte er nur, daß er nicht zürne und längst schon verziehen habe. Was endlich den verstorbenen Smerdjakow anbetrifft, erklärte er, indem er sich bekreuzte, der Bursche habe zwar Fähigkeiten gehabt, sei aber dumm und durch seine Krankheit niedergedrückt gewesen, vor allem aber ungläubig, und hierin hätten ihn Fjodor Pawlowitsch und sein ältester Sohn bestärkt. Für die Ehrlichkeit des Smerdjakow trat er fast mit Feuer ein und erzählte denn auch sogleich, wie Smerdjakow einstmals verlorene Gelder seines Herrn gefunden, sie nicht versteckt, sie vielmehr seinem Herrn gebracht habe, und daß jener ihm dafür »mit einem Goldstück gedankt und ihm hinfort in allem zu vertrauen begonnen habe«. Daß aber die Tür in den Garten offen gewesen sei, bestätigte er mit eigensinniger Hartnäckigkeit. Man stellte ihm übrigens so viele Fragen, daß ich mich gar nicht an alles erinnern kann. Endlich kam die Reihe zu fragen an den Verteidiger, und der begann sich zuallererst über das Paket zu erkundigen, in dem, »wie man sagt«, Fjodor Pawlowitsch dreitausend Rubel verborgen habe für »eine gewisse Persönlichkeit«. »Haben Sie es selber gesehen – Sie, der Sie so viele Jahre Ihrem Herrn nahestanden?« Grigori antwortete, er habe es nicht gesehen, ja, und er habe überhaupt auch von niemandem von diesem Geld gehört »bis gerade zu dieser Zeit, als jetzt gerade alle davon zu sprechen begannen«. Diese Frage hinsichtlich des Pakets stellte Fetjukowitsch seinerseits gleichfalls allen, wen er nur von den Zeugen danach fragen konnte, mit ebensolcher Hartnäckigkeit, wie der Staatsanwalt seine Frage über die Abrechnung des Gutes; und von allen erhielt er gleichfalls nur die eine Antwort, daß niemand das Paket gesehen habe, wenn auch sehr viele von ihm gehört hatten. Dieses Beharren des Verteidigers bei dieser Frage fiel allen ganz von Anfang an auf.

»Kann ich mich jetzt, wenn Sie es erlauben, mit der Frage an Sie wenden«, fragte plötzlich und völlig unerwartet Fetjukowitsch, »woraus bestand denn eigentlich

jener Balsam, oder sozusagen jener Aufguß, mittels dessen Sie sich an jenem Abend vor dem Schlafengehen, wie es aus der Voruntersuchung hervorgeht, Ihr schmerzendes Kreuz einrieben, in der Hoffnung sich dadurch zu heilen?«

Grigori sah stumpf auf den Fragenden und murmelte nach kurzem Schweigen:

»Es war Salbei drin.«

»Nur Salbei? Werden Sie sich nicht noch an irgend etwas erinnern?«

»Wegerich war gleichfalls drin.«

»Auch Pfeffer vielleicht?« fragte neugierig Fetjukowitsch.

»Auch Pfeffer war dabei.«

»Und so weiter. Und dies alles in Branntwein?«

»In Spiritus.«

Im Saal erhob sich ein ganz kleines Gelächter.

»Sehen Sie, sogar in Spiritus. Nachdem Sie den Rücken eingerieben hatten, geruhten Sie ja den in der Flasche verbliebenen Inhalt unter einem gewissen frommen Gebet, das nur Ihrer Gattin bekannt ist, auszutrinken, das ist doch so?«

»Jawohl!«

»Haben Sie etwa viel getrunken? Zum Beispiel ein Schnapsgläschen, noch eines?«

»Es wird etwa ein Wasserglas voll gewesen sein.«

»Sogar etwa ein Wasserglas. Vielleicht auch zwei Gläschen?«

Grigori schwieg. Es war, als habe er da irgend etwas begriffen.

»Anderthalb Gläschen reinen Spirituschen – das ist ja gar nicht schlecht, wie glauben Sie wohl? Man kann dann selbst ›die Pforten des Paradieses‹ offen sehen, nicht nur eine Tür in den Garten!«

Grigori schwieg noch immer. Wiederum schallte ein kleines Lachen durch den Saal.

Der Präsident rührte sich.

»Wissen Sie es nicht mit Bestimmtheit?« sog sich förmlich Fetjukowitsch mehr und mehr in ihn ein. »Haben Sie geschlafen oder nicht in dem Augenblick, als Sie die nach dem Garten offenstehende Tür sahen?«

»Ich stand auf meinen Füßen.«

»Das beweist noch nicht, daß Sie nicht doch schliefen.« Wieder und wieder erschallte ein kleines Lachen im Saal.

»Hätten Sie zum Beispiel Rede stehen können, wenn Sie in diesem Augenblick irgendwer über irgend etwas gefragt hätte zum Beispiel darüber, was wir jetzt für ein Jahr zählen?«

»Dies weiß ich nicht.«

»Aber was haben wir denn jetzt für ein Jahr, in unserer Zeitrechnung, seit der Geburt Christi, wissen Sie das nicht?«

Grigori stand da mit verwirrter Miene, indem er seinem Peiniger gerade in die Augen schaute. Seltsam war es; es schien, als wisse er tatsächlich nicht, was für ein Jahr jetzt ist.

»Wissen Sie indes vielleicht, wieviel Finger Sie an den Händen haben?«

»Ich bin nur ein untergeordneter Mensch«, sprach plötzlich laut und deutlich Grigori, »wenn es der Obrigkeit beliebt, mich zu verhöhnen, so muß ich es eben ertragen.«

Es war, als habe das Fetjukowitsch ein wenig betroffen gemacht; es mischte sich aber auch der Präsident ein und ermahnte den Verteidiger nachdrücklich, daß es sich zieme, mehr zur Sache gehörige Fragen zu stellen. Als Fetjukowitsch dies vernommen hatte, verbeugte er sich mit Würde und erklärte, er habe keine Fragen mehr zu stellen. Natürlich konnte im Publikum und bei den Geschworenen ein kleines Würmchen des Zweifels bleiben an den Aussagen eines Menschen, der in einem gewissen Zustand seiner Heilung die Möglichkeit gehabt hatte, »die Paradiesespforten offen zu sehen«, und der zudem sogar nicht wußte, was wir jetzt für ein Jahr haben seit

der Geburt Christi, so daß der Verteidiger gleichwohl sein Ziel erreicht hatte. Aber bevor noch Grigori abtrat, ereignete sich noch ein Zwischenfall. Der Präsident wandte sich an den Angeklagten und fragte ihn, ob er nicht irgend etwas zu bemerken habe hinsichtlich der eben gemachten Aussagen?

»Mit Ausnahme der Tür hat er in allem die Wahrheit gesagt«, schrie laut Mitja, »daß er mir die Läuse herauskämmt – dafür danke ich ihm; daß er mir seine Mißhandlung verzeiht – dafür danke ich ihm; der alte Mann war ehrlich sein ganzes Leben lang und meinem Vater ergeben wie siebenhundert Pudel.«

»Angeklagter, wählen Sie Ihre Worte besser!« sprach streng der Präsident.

»Ich bin doch kein Pudel!« brummte auch Grigori.

»Nun, so bin ich denn der Pudel, ich selber!« rief Mitja.

»Wenn es beleidigend ist, so nehme ich es auf mich, ihn aber bitte ich um Verzeihung: ich war ein Vieh und roh mit ihm! Mit dem Äsop war ich gleichfalls roh!«

»Mit welchem Äsop?« begann wiederum der Präsident.

»Nun, mit dem Pierrot . . . mit meinem Vater, mit Fjodor Pawlowitsch.«

Der Präsident schärfte Mitja wieder und wieder eindringlich und schon aufs strengste ein, »er möchte seine Worte »vorsichtiger« wählen«.

»Sie schaden sich nur selber in den Augen Ihrer Richter.« Ebenso außerordentlich geschickt verfuhr der Verteidiger auch bei dem Verhör des Zeugen Rakitin. Ich bemerke dabei, daß Rakitin zu den allerwichtigsten Zeugen gehörte, und daß ihm der Staatsanwalt unstreitig große Bedeutung beimaß. Es erwies sich, daß er alles wußte, ganz erstaunlich viel wußte, bei allem war er gewesen, alles hatte er gesehen, mit allen hatte er gesprochen, bis in die geringsten Einzelheiten kannte er die Lebensgeschichte des Fjodor Pawlowitsch und aller Karamasows. Freilich von dem Paket mit den Dreitausend hatte er ebenfalls nur von Mitja selber erfahren. Dafür

beschrieb er aber genau die Taten des Mitja im Wirtshaus »Zur Hauptstadt«, alle jene ihn so bloßstellenden Ausrufe und Taten, und er erzählte auch die Geschichte vom »Badebast«, dem Stabskapitän Snegirjow. Betreffs aber dieses besonderen Punktes – ob nämlich Fjodor Pawlowitsch Mitja etwas schuldig geblieben war bei der Abrechnung über das Gut – konnte sogar selbst Rakitin nichts sagen, und erging er sich nur in Gemeinplätzen verächtlicher Art: »Wer konnte denn, sozusagen, herausbekommen, wer von ihnen etwas schuldig war, und herausrechnen, wem er Geld schuldete bei der Karamasowschen Kopflosigkeit, wo ja niemand sich selber weder zu begreifen noch zu bestimmen vermochte?« Die ganze Tragödie des vorliegenden Verbrechens schilderte er als das Ergebnis der veralteten Sitten der Leibeigenschaft und begründet in der Unordnung, die auf Rußland lastete, das zum Leiden bestimmt sei ohne entsprechende Einrichtungen. Mit einem Wort, man ließ ihn dieses und jenes aussagen. Bei diesem Prozeß zeigte sich Herr Rakitin zum erstenmal und begann bemerkt zu werden; der Staatsanwalt wußte, daß der Zeuge einen Artikel für eine Zeitschrift über das vorliegende Verbrechen vorbereite, und er zitierte schon in seiner Rede (wir werden das weiter unten sehen) einige Gedanken aus diesem Artikel, und das beweist doch, daß er bereits mit ihm bekannt war. Das Bild, das der Zeuge entwarf, kam finster und verhängnisvoll heraus und bestärkte mächtig »die Anklage«. Überhaupt aber bestach die Rede des Rakitin das Publikum durch die Unabhängigkeit des Gedankens und die ungewöhnliche Vornehmheit seines Fluges. Man hörte sogar zwei-, dreimal plötzlich verstummendes Beifallklatschen, nämlich an den Stellen, wo die Rede war von der Leibeigenschaft, und wie Rußland unter seiner Unordnung leide. Rakitin beging aber gleichwohl als ein junger Mensch einen kleinen Fehler, woraus schon auf der Stelle der Verteidiger vortrefflich Nutzen zu ziehen verstand. Als er nämlich auf die bekannten Fragen hin-

sichtlich der Gruschenka antwortete, erlaubte er sich, hingerissen von seinem Erfolg, den er natürlich schon selber erkannt hatte, und mit jener Höhe des Edelmutes, auf die er sich emporgeschwungen hatte, sich etwas verächtlich über Agrafena Alexandrowna auszudrücken wie über die »Mätresse des Kaufmanns Samsonow«. Viel hätte er in der Folge gegeben, um dies Wörtchen zurückzunehmen, denn gerade an ihm erwischte ihn sogleich schon Fetjukowitsch. Und alles deshalb, weil Rakitin durchaus nicht darauf gerechnet hatte, daß jener in einer so kurzen Frist sich bis zu solchen intimen Einzelheiten mit der Sache bekanntmachen konnte.

»Erlauben Sie zu erfahren«, begann der Verteidiger mit dem allerliebenswertesten und sogar mit ehrerbietigem Lächeln, als an ihn die Reihe kam, Fragen zu stellen, »Sie sind natürlich jener Rakitin, dessen von der bischöflichen Behörde herausgegebene Broschüre »Das Leben des in Gott verschiedenen Starez, des Vaters Sossima«, die voll ist von tiefen und religiösen Gedanken, mit einer vorzüglichen und gottesfürchtigen Widmung an Seine Eminenz, ich unlängst mit solchem Vergnügen las?«

»Ich schrieb das nicht für den Druck . . . das hat man später gedruckt«, murmelte Rakitin, als ob er plötzlich durch irgend etwas verblüfft sei, und sogar fast als ob er sich schäme.

»Oh, das ist trefflich! Ein Denker wie Sie kann und muß sich sogar äußerst weitherzig zu jeder gesellschaftlichen Erscheinung verhalten. Durch die Protektion Seiner Eminenz fand Ihre so äußerst nützliche Broschüre Absatz und hat wohl entsprechenden Nutzen gebracht . . . Aber sehen Sie, ich möchte da gerade hauptsächlich darüber von Ihnen unterrichtet werden: Sie haben soeben erst erklärt, Sie seien sehr nahe bekannt gewesen mit Fräulein Swetlow?« (Notabene: Es erwies sich, daß dies der Familienname der Gruschenka war. Ich habe dies tatsächlich zum erstenmal an diesem Tag erfahren, während dieser Gerichtsverhandlung.)

»Ich kann nicht für alle meine Bekanntschaften verantworten . . . Ich bin ein junger Mensch . . . und wer kann denn für alle die einstehen, denen er begegnet!« brauste Rakitin auf.

»Ich verstehe, allzugut verstehe ich das!« rief Fetjukowitsch aus, als sei er selber verlegen geworden und beeile sich angelegentlich, sich zu entschuldigen. »Sie, wie auch jeder andere, konnten ja ganz persönlich interessiert sein an der Bekanntschaft mit einem jungen und schönen Weib, die gern die Blüte der hiesigen Jugend bei sich empfing; aber . . . ich wollte mich nur erkundigen: es ist uns bekannt, daß die Swetlow vor zwei Monaten außerordentlich wünschte, mit dem jüngsten Karamasow, Alexej Fjodorowitsch, bekannt zu werden, und daß sie Ihnen dafür, daß Sie ihn zu ihr bringen möchten, und gerade in seinem damaligen klösterlichen Gewand, fünf- undzwanzig Rubel versprach, wenn Sie das fertigbringen. Dies ereignete sich, wie es uns bekannt ist, gerade an dem Abend des Tages, der mit jener tragischen Katastrophe endigte, die der vorliegenden Sache zur Grundlage dient. Sie führten damals Alexej Karamasow zu Fräulein Swetlow – empfangen Sie aber damals diese fünf- undzwanzig Rubel Belohnung von der Swetlow? Das ist es, was ich von Ihnen hören möchte.«

»Das war nur ein Scherz . . . Ich sehe nicht, weshalb Sie das interessieren könnte. Ich nahm das Geld zum Scherz . . . und um es später zurückzugeben . . .«

»Sie haben demnach das Geld genommen. Sie haben es ja aber bis jetzt nicht zurückerstattet . . . oder haben Sie es zurückerstattet?«

»Das ist nichtig . . .«, murmelte Rakitin. »Ich kann nicht antworten auf solche Fragen . . . Ich werde das Geld natürlich zurückgeben . . .«

Schon wollte sich der Präsident einmischen, der Verteidiger bemerkte aber, er habe Herrn Rakitin keine Fragen mehr zu stellen. Herr Rakitin trat etwas »beschmiert« von der Szene ab. Der Eindruck des höchsten

Edelmuts seiner Rede war gleichwohl verdorben, und Fetjukowitsch folgte ihm mit den Augen, als ob er sagen wollte, indem er das Publikum auf ihn hinwies: »Seht ihr, das sind eure edlen Ankläger!« Ich entsinne mich, auch hier ging es nicht ohne einen Zwischenfall von seiten des Mitja ab: In Raserei versetzt durch den Ton, in dem sich Rakitin über Gruschenka äußerte, schrie er plötzlich von seinem Platz aus: »Bernard!« Als aber der Präsident nach Beendigung des ganzen Verhörs des Rakitin sich an den Angeklagten mit der Frage wandte, ob er nicht seinerseits irgend etwas zu bemerken wünsche, da rief Mitja mit lauter Stimme:

»Er hat von mir, als ich schon unter Anklage stand, Geld auf Pump weggeschleppt. Er ist ein verächtlicher Bernard und Streber; auch an Gott glaubt er nicht, darin hat er Seine Eminenz angeführt!«

Mitja brachte man natürlich wiederum zur Vernunft wegen der Heftigkeit seiner Ausdrucksweise, aber Herr Rakitin war gleichwohl abgefertigt.

Auch das Verhör des Stabskapitäns Snegirjow hatte keinen Erfolg, aber schon durchaus aus einem anderen Grund. Er trat ganz abgerissen auf, in schmutziger Kleidung, in schmutzigen Stiefeln und ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln und der vorhergegangenen »Expertise« erwies er sich plötzlich als völlig angesäuselt. Auf die Frage nach der Beleidigung, die ihm Mitja zugefügt habe, weigerte er sich plötzlich zu antworten.

»Gott mit ihm! Iljuschetschka hat es nicht erlaubt. Mir wird Gott dort heimzahlen.«

»Wer hat Ihnen nicht erlaubt zu sprechen? Wen meinen Sie denn da?«

»Iljuschetschka, mein Söhnchen: ›Väterchen, Väterchen, wie hat er dich doch erniedrigt!« Bei dem Steinchen dort sagte er das. Jetzt liegt er im Sterben . . .«

Der Stabskapitän brach plötzlich in Schluchzen aus und warf sich mit Schwung dem Präsidenten zu Füßen. Man führte ihn rasch ab, unter dem Gelächter des Publikums.

Der von dem Staatsanwalt vorbereitete Eindruck blieb völlig aus.

Der Verteidiger fuhr aber damit fort, alle Mittel anzuwenden, und erregte mehr und mehr Staunen dadurch, daß er den »Fall« bis in seine kleinsten Einzelheiten kannte. So machte zum Beispiel die Aussage des Trifon Borisowitsch einen äußerst starken Eindruck, und sie war schon natürlich äußerst ungünstig für Mitja. Er rechnete nämlich fast an den Fingern nach, daß Mitja bei seinem ersten Besuch in Mokroje, fast einen Monat vor der Katastrophe, nicht weniger als Dreitausend ausgegeben haben konnte. »Es sei denn um ein sehr, sehr Geringes weniger. Wieviel wurde allein für diese Zigeunerinnen hinausgeworfen! Aber unsere Bauern, gerade unsere verlausten Bauern hat er nicht gerade mit halben Rubeln auf der Straße beworfen, er hat vielmehr jeden von ihnen wenigstens mit einem Fünfundzwanzigrubelschein beschenkt, weniger gab er nicht. Und wieviel wurde ihm damals einfach gestohlen? Denn wer stahl, der ließ die Hände nicht in seinen Taschen zurück; wo soll man ihn aber ertappen, den Dieb meine ich, wenn man doch selber in alle Winde das Geld verschleudert! Bei uns ist ja das Volk ein Räuber, nicht einmal ihre Seele bewahren sie. Aber den Mädchen, unsern Dorfmadchen, was ist denn ihnen nicht alles zugefallen! Man ist bei uns reich geworden seit jener Zeit, vorher war eine einzige Armut.« Mit einem Wort, er entsann sich an jede Ausgabe und rechnete alles genau wie auf der Rechenmaschine zusammen. Auf diese Weise wurde die Annahme, daß nur Anderthalbtausend verausgabt, das andere aber in jenes Säckchen eingenäht worden sei, einfach sinnlos. »Selber sah ich es ja, in seinen Händen sah ich ja dreitausend, wie eine Kopeke, mit den Augen zählte ich es zusammen; sollten wir denn nicht zu rechnen verstehen!« rief Trifon Borisowitsch aus, der sich aus aller Kraft bemühte, der »Obrigkeit« gefällig zu sein. Als aber die Reihe zu verhören an den Verteidiger kam, da brachte

der, fast ohne es zu versuchen, die Aussage zu widerlegen, die Rede darauf, daß der Fuhrmann Timophei und ein anderer Bauer, Akim, bei diesem ersten Trinkgelage in Mokroje, noch einen Monat vor Mitjas Verhaftung, im Vorraum auf dem Boden hundert Rubel, die Mitja in seiner Trunkenheit verloren hatte, aufgehoben und sie Trifon Borisowitsch abgaben, dieser aber dafür jedem einen Rubel gab. »Nun, so haben Sie damals doch diese hundert Rubel Herrn Karamasow zurückgegeben oder nicht?« Wie sehr auch Trifon Borisowitsch Ausflüchte machte, gestand er doch nach dem Verhör der Bauern ein, daß er den gefundenen Hundertrubelschein tatsächlich an sich nahm; er fügte nur hinzu, er habe gleich damals noch dem Dmitri Fjodorowitsch alles »heilig« zurückerstattet und eingehändigt, in aller Ehrlichkeit, und nur werde der selber, da er zu dieser Zeit völlig betrunken war, sich dessen kaum entsinnen können. Da er aber gleichwohl bis zum Verhör der Bauern den Fund der hundert Rubel gelegnet hatte, so begegnete natürlich auch seine Aussage, daß er diese Summe dem betrunkenen Mitja zurückerstattet habe, großen Zweifeln. So trat wiederum einer von den gefährlichen Zeugen, die die Staatsanwaltschaft aufgestellt hatte, verdächtigt und schwer in seinem Ruf beschmutzt von der Bildfläche. Das gleiche widerfuhr den Polen. Die traten stolz und unabhängig auf. Laut bezeugten sie, daß sie erstens »beide der Krone dienten«, daß »Pan Mitja« ihnen dreitausend angeboten habe, um ihre Ehre zu erkaufen, und daß sie selber große Summen in seinen Händen gesehen hätten. Pan Musjalowitsch fügte furchtbar viel polnische Worte seinen Phrasen ein, und da er sah, daß dies ihn nur in den Augen des Präsidenten und des Staatsanwalts erhöhe, faßte er endlich endgültig Mut und begann schon völlig polnisch zu sprechen. Aber Fetjukowitsch fing auch sie in seine Netze. Welche Ausflüchte auch der wiederum aufgerufene Trifon Borisowitsch machte, er mußte gleichwohl bekennen, daß sein Spiel Karten von Pan Wru-

blewski durch das seinige ersetzt worden war, und daß Pan Musjalowitsch, als er die Bank hielt, eine falsche Karte aufgeschlagen habe. Dies bezeugte auch Kalganow, als er seinerseits verhört wurde, und beide Pane entfernten sich mit ein wenig Schmach bedeckt und sogar unter dem Gelächter des Publikums.

Darauf ging es fast genauso mit allen gefährlichsten Zeugen. Jeden von ihnen verstand Fetjukowitsch moralisch zu beschmutzen, so daß sie mit langer Nase abziehen mußten. Die Laien und die Juristen hatten ihre Lust daran und waren nur gleichwohl im unklaren, zu welchem Großen und Entscheidenden eigentlich dies alles dienen konnte, denn, ich wiederhole es, alle fühlten die Unabwendbarkeit der Beschuldigung, die immer höher und immer tragischer emporwuchs. An der Sicherheit aber des großen Magiers erkannte man, daß er ruhig war, und man wartete: nicht umsonst ist doch ein »solcher Mann« aus Petersburg gekommen, er ist auch nicht der Mann dazu, mit leeren Händen abzuziehen.

III. *Die ärztliche Expertise und ein Pfund Nüsse*

Die ärztliche Expertise war gleichfalls nicht sehr zum Vorteil des Angeklagten. Ja, und auch Fetjukowitsch selber, so schien es, rechnete gar nicht sehr auf sie, was sich auch in der Folge erwies. Im Grunde geschah sie einzig und allein deshalb, weil Katarina Iwanowna auf ihr bestand, und sie zu diesem Zweck einen berühmten Arzt aus Moskau verschrieben hatte. Die Verteidigung konnte natürlich durch die ärztliche Expertise nichts verlieren, hingegen bestenfalls sogar irgend etwas gewinnen. Übrigens kam teilweise sogar so etwas wie Komik dabei heraus, eben infolge einer gewissen Unstimmigkeit der Ärzte. Als Experten traten auf: der zugereiste berühmte Arzt, ferner unser Doktor Herzenstube und endlich der junge Doktor Warwinski. Die beiden letzteren

figurierten gleichfalls auch einfach als vom Staatsanwalt berufene Zeugen. Als erster wurde in seiner Eigenschaft als Experte der Doktor Herzenstube verhört. Das war ein siebzigjähriger Greis, grau und kahlköpfig, von mittlerem Wuchs und kräftigem Körperbau. Ihn schätzten alle in unserer Stadt, und alle hegten Achtung vor ihm. Er war ein gewissenhafter Arzt, ein guter und gottesfürchtiger Mensch, irgendein Herrnhuter oder »Mährischer Bruder« – ich weiß es nicht mehr genau. Er lebte schon sehr lange bei uns und hielt sich mit außerordentlicher Würde. Er war gut und menschenfreundlich, er heilte die armen Patienten und die Bauern umsonst, selber ging er in ihre »Höhlen« und Hütten und ließ Geld zurück für die Arznei, dabei war er aber eigensinnig wie ein Maultier. Es war ganz unmöglich, ihn von einem Gedanken abzubringen, wenn der sich einmal in seinem Kopf festgesetzt hatte. Es war übrigens schon fast allen bekannt, daß der zugereiste berühmte Arzt sich in den zwei bis drei Tagen seines Verweilens bei uns einige äußerst beleidigende Urteile erlaubt hatte hinsichtlich der Begabung des Doktors Herzenstube. Die Sache war nämlich die, daß, wenn auch der Moskauer Arzt für den Besuch nicht weniger als fünfundzwanzig Rubel nahm, gleichwohl einige Bewohner unserer Stadt über seine Ankunft froh waren, ihr Geld nicht sparten und ihn mit Bitten um ärztlichen Rat bestürmten. Alle diese Patienten hatte natürlich bis zu seiner Ankunft Doktor Herzenstube behandelt, und da kritisierte denn der berühmte Arzt mit außerordentlicher Schärfe überall dessen Art der Behandlung. Schließlich hatte er sogar, wenn er bei einem Patienten erschien, geradewegs gefragt: »Nun, wer hat Sie hier geschmiert, Herzenstube? Hihi!« Doktor Herzenstube hatte natürlich dies alles erfahren. Und da traten denn jetzt alle drei Ärzte, einer nach dem andern, zum Verhör an. Doktor Herzenstube erklärte geradeheraus, die Unnormalität der geistigen Fähigkeiten des Angeklagten ergebe sich ganz von selber. Darauf legte er

seine Gründe dar, die ich hier auslasse, und fügte hinzu, diese Unnormalität offenbare sich – und das sei die Hauptsache – nicht nur in vielen früheren Handlungen des Angeklagten, vielmehr auch jetzt, sogar in diesem selben Augenblick; und als man ihn dann bat zu erklären, worin sie sich denn jetzt kundgebe, in diesem Augenblick, da wies der greise Arzt mit der ganzen Geradheit seiner Aufrichtigkeit darauf hin, daß, als der Angeklagte in den Saal trat, er »ein ganz außerordentliches und in Hinsicht auf die Umstände wunderbares Aussehen hatte, er Schritte machte wie ein Soldat, und er seinen Blick starr vor sich hingerichtet hielt, während es doch seinem Wesen weit mehr entspreche, nach links zu blicken, wo im Publikum die Damen sitzen, denn er war ja ein großer Freund des weiblichen Geschlechts und mußte wohl sehr viel daran denken, was jetzt die Damen von ihm sagen werden«, schloß der Greis in seiner eigenartigen Rede-weise. Man muß dabei bemerken, daß er viel und gern Russisch sprach, aber gleichwohl kam jeder Satz bei ihm irgendwie auf deutsche Art heraus, was ihn übrigens niemals verwirrte, denn er hegte sein ganzes Leben hindurch die Schwäche, sein Russisch für musterhaft zu halten, »für besser selbst als bei den Russen«, und er liebte es sogar sehr, russische Sprichwörter anzuwenden, wobei er jedesmal versicherte, die russischen Sprichwörter seien die besten und ausdrucksvollsten von allen Sprichwörtern in der Welt. Ich will noch hinzufügen, daß er in seiner Unterhaltung infolge seiner Zerstreutheit oft die allergewöhnlichsten Worte vergaß, die er durchaus kannte, die ihm aber plötzlich aus irgendeinem Grund aus dem Gedächtnis verschwunden waren. Ganz dasselbe kam ürigens auch vor, wenn er Deutsch sprach, und dabei fuhr er sich immer mit der Hand vor seinem Gesicht herum, als suche er das verlorene Wort zu erfassen, und niemand vermochte ihn dann zu veranlassen, in einer angefangenen Rede fortzufahren, bevor er nicht das verlorene Wort gefunden hatte. Seine Bemerkung

darüber, daß der Angeklagte, als er den Saal betrat, auf die Damen hätte blicken müssen, rief im Publikum eine heitere Bewegung hervor. Unser altes Männchen liebten ja alle Damen gar sehr bei uns, auch wußten sie, daß er, sein Leben lang ein Junggeselle, dabei gottesfürchtig und weise, auf die Frauen hinblickte wie auf die höchsten und idealsten Geschöpfe. Und deshalb kam auch seine unerwartete Bemerkung allen höchst seltsam vor.

Als der Moskauer Arzt seinerseits gefragt wurde, bestätigte er scharf und eindringlich, daß er den Geisteszustand des Angeklagten für unnormal halte, »sogar im allerhöchsten Grad«. Er sprach viel und klug von »Affekt« und »Manie« und kam zu dem Schluß, daß sich nach allen vorliegenden Tatsachen der Angeklagte vor seiner Verhaftung, selbst schon einige Tage vordem, zweifellos in einem krankhaften Affekt befunden, und wenn er das Verbrechen tatsächlich begangen habe, so sei er dabei zwar bei Bewußtsein gewesen, er habe aber fast unfreiwillig gehandelt, durchaus ohne die Kraft, mit dem krankhaften moralischen Anreiz zu kämpfen, der ihn übermannt hatte. Aber außer dem Affekt stellte der Doktor auch noch eine Manie fest, was schon im voraus nach seinen Worten auf den geraden Weg zu einer schon ausgesprochenen Geisteskrankheit hinweise. (Ich gebe das mit meinen Worten wieder; der Doktor drückte sich aber in einer sehr gelehrten und mit Fachausdrücken gespickten Sprache aus.) »Alle seine Handlungen sind gegen alle Vernunft und Logik«, fuhr er fort. »Ich spreche nicht von dem, was ich nicht sah, das heißt von dem Verbrechen selber und dieser ganzen Katastrophe, aber sogar noch vorgestern, während er sich mit mir unterhielt, hatte er einen unerklärlichen, unbeweglichen Blick. Er lachte völlig überraschend auf, wo das gar nicht hinpaßte. Eine unverständliche, beständige Erregtheit, seltsame Worte: Bernard, Ethik und andere, die da gar nicht hingehören.« Besonders aber erkannte der Doktor diese Manie auch darin, daß der Angeklagte sogar nicht

einmal von diesen dreitausend Rubeln, um die er sich betrogen glaubt, sprechen könne, ohne eine ganz ungewöhnliche Erregung an den Tag zu legen, während er über alle anderen Mißerfolge und Beleidigungen mit einer ziemlichen Leichtigkeit spricht. Endlich sei er, nach angestellten Erkundigungen, ganz genau ebenso vordem, jedesmal wenn von diesen Dreitausend die Rede war, fast außer sich geraten, und dabei bezeuge man von ihm, daß er uneigennützig und selbstlos sei. »Was aber die Meinung meines gelehrten Kollegen betrifft« – faßte der Moskauer Arzt am Schluß seiner Rede alles zusammen –, »daß nämlich der Angeklagte, als er den Saal betrat, nach den Damen hätte schauen müssen, nicht aber gerade vor sich, so will ich nur das eine sagen, daß ein solches Urteil, ganz abgesehen von seiner Scherzhaftigkeit, auch auf radikalem Irrtum beruht. Denn wenn ich auch durchaus zugebe, daß der Angeklagte, als er den Gerichtssaal betrat, in dem sich sein Los entscheiden soll, nicht so unbeweglich vor sich hinschauen mußte, und daß dies tatsächlich für ein Zeichen seines unnormalen Seelenzustandes im gegebenen Augenblick gelten könnte, so behaupte ich aber gleichzeitig, daß er nicht nach links auf die Damen hätte schauen müssen, vielmehr im Gegenteil gerade nach rechts, indem er mit den Augen seinen Verteidiger suchte, auf dessen Hilfe jetzt seine ganze Hoffnung beruht, und von dessen Verteidigung jetzt sein ganzes Schicksal abhängt.« Seine Schlüsse äußerte der Doktor mit Entschiedenheit und mit Nachdruck. Aber etwas besonders Komisches gab der Unstimmigkeit der beiden gelehrten Experten ein unerwarteter Schluß des nach ihnen verhörten Doktors Warwinski. Seiner Ansicht nach befinde sich der Angeklagte wie jetzt so auch vordem in völlig normalem Zustand, und wenn er sich auch tatsächlich vor der Verhaftung in nervöser und außerordentlich erregter Stimmung befinden mußte, so konnte das doch aus vielen und offensichtlichen Ursachen der Fall sein: aus Eifersucht, Wut, unun-

terbrochener Trunkenheit usw. Dieser nervöse Zustand könne indes keinerlei besonderen »Affekt« in sich schließen, von dem soeben die Rede war. »Was das aber betrifft, ob der Angeklagte, als er den Saal betrat, nach links oder nach rechts hätte blicken müssen, so mußte »meiner bescheidenen Meinung nach« der Angeklagte, als er den Saal betrat, gerade eben vor sich hinblicken, wie er das tatsächlich tat, denn gerade vor ihm saßen ja der Präsident und die Mitglieder des Gerichts, von denen jetzt sein ganzes Schicksal abhängt, so daß, indem er gerade vor sich hinsah, er eben dadurch auch den völlig normalen Zustand seines Geistes in der gegebenen Minute erwiesen hat«, beschloß etwas feurig der junge Arzt seine »bescheidene« Aussage.

»Bravo, Arzt!« rief Mitja von seinem Platz aus. »So ist es auch gerade!«

Mitja gebot man natürlich Schweigen; die Meinung des jüngsten Arztes hatte aber die allerentscheidendste Wirkung sowohl auf das Gericht wie auch auf das Publikum, denn wie es sich später erwies, waren alle mit ihm einverstanden. Als übrigens Doktor Herzenstube schon als Zeuge vernommen wurde, diente seine Aussage völlig unerwarteterweise Mitja zum Vorteil. Als ein alter Bewohner der Stadt, der lange schon die Familie Karamasow kannte, machte er nämlich einige für die »Anklage« außerordentlich interessante Aussagen, und er schloß plötzlich, als ob er irgend etwas im Sinn habe:

»Und gleichwohl hätte der arme junge Mensch ein unvergleichlich besseres Schicksal haben können, denn er war von gutem Herzen, in seiner Kindheit und auch später, ich weiß das ja. Ein russisches Sprichwort sagt: Wenn jemand Verstand hat, so ist das gut, kommt aber noch ein gescheiter Mensch zu ihm zu Gast, so wird das noch besser sein, dann werden es zwei Verstande sein, und nicht nur einer.«

»Ein Verstand ist gut, zwei aber besser«, soufflierte mit Ungeduld der Staatsanwalt, der längst schon die Ge-

wohnheit des alten Männchens kannte, langsam und bedächtig zu sprechen, ohne weder an den Eindruck zu denken, den er hervorrief, noch daran, daß doch die anderen auf ihn warten mußten, indem er vielmehr im Gegenteil seine schwerfällige, kartoffelhafte und immer heiter selbstzufriedene deutsche Witzigkeit noch besonders schätzte. Das alte Männchen liebte es ja sehr zu scherzen.

»O ja, ja, ich sage es ja auch«, rief er eigensinnig aus. »Ein Verstand ist gut, zwei aber bei weitem besser. Zu ihm ist aber kein anderer mit seinem Verstand gekommen, und da hat er denn den eigenen losgelassen . . . Wie ist das doch, wohin hat er ihn denn losgelassen? Dieses Wort, wohin er seinen Verstand losließ, habe ich vergessen«, fuhr er fort, indem er sich mit der Hand vor den Augen herumfuhr – »ach ja, »spazieren«*.«

»Spazierenzugehen?«

»Nun ja, spazierenzugehen, auch ich sage dies ja. Da ist denn auch sein Verstand spazierengegangen und an eine so tiefe Stelle geraten, an der er sich denn auch verlor. Dabei war das aber ein edler und empfänglicher Jüngling. Oh, ich entsinne mich gar sehr an ihn, als er noch ein so kleines Bübchen war – sein Vater hielt ihn fern von sich in dem Hof hinter dem Haus – als er auf der Erde lief ohne Schuhchen und mit Höschen nur an einem Knopf . . .«

Eine empfindsame und eindringliche Note klang in der Stimme des ehrlichen alten Männchens. Fetjukowitsch fuhr nur so zusammen, als ob er irgend etwas vorausfühle, und auf der Stelle war er ganz Ohr.

»O ja, ich war damals selber noch ein junger Mensch . . . Ich war, nun ja, ich war damals fünfundvierzig Jahre alt, und ich war eben erst hierhergekommen . . . Und es tat mir damals leid um den Knaben, und ich fragte mich: weshalb soll ich ihm nicht ein Pfund kaufen . . . Nun ja, wovon denn ein Pfund? Ich vergaß, wie das genannt

* Deutsch im Original.

wird . . . ein Pfund von dem, was die Kinder sehr lieben, wie ist das – nun, wie ist das . . .«, wiederum fuchtelte der Doktor mit den Händen umher, »das wächst am Baum, man sammelt es und schenkt es allen . . .«

»Äpfel?«

»O nein! Ein Pfund, ein Pfund, Äpfel verkauft man zu zehn Stück, aber nicht zu einem Pfund . . . nein, ihrer gibt es viele, und alle sind sie klein, man nimmt sie in den Mund und kr-r-ach!«

»Nüsse?«

»Nun ja, Nüsse, das sage ich ja auch«, bestätigte auf die allerruhigste Art der Doktor, als ob er überhaupt kein Wort gesucht habe. »Und so brachte ich ihm ein Pfund Nüsse, denn dem Knaben hatte noch niemand jemals ein Pfund Nüsse gebracht, und ich erhob meinen Finger und sagte ihm: ›Knabe! Gott der Vater*, er lachte und spricht: ›Gott der Vater* – ›Gott der Sohn*. Er lachte noch einmal und lispelte: ›Gott der Sohn*. ›Gott der heilige Geist*. Da lachte er noch einmal und murmelte so gut er konnte: ›Gott der heilige Geist*. Und ich ging weg. Am dritten Tag gehe ich vorüber, er aber ruft mir selber zu: ›Onkel, Gott der Vater, Gott der Sohn*, und er hatte nur vergessen: ›Gott der heilige Geist*, ich aber erinnerte ihn daran, und es wurde mir wieder sehr leid um ihn. Man brachte ihn aber fort, und ich habe ihn dann nicht mehr gesehen. Und da sind jetzt dreiundzwanzig Jahre verflossen, ich sitze eines Morgens in meinem Kabinett, schon mit weißem Kopf, und plötzlich kommt ein blühender junger Mensch herein, den ich durchaus nicht erkennen kann, er erhob aber den Finger und spricht lächelnd: ›Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist*. Ich bin eben erst angekommen und besuche Sie, um Ihnen für das Pfund Nüsse zu danken; denn mir kaufte damals niemand jemals ein Pfund Nüsse, Sie allein taten das! Und da entsann ich mich denn an meine glückliche Jugend und an den ar-

* Deutsch im Original.

men Knaben auf dem Hof ohne Schuhchen, und es drehte sich mir das Herz um, und ich sagte: »Du bist ein edler junger Mensch, denn dein ganzes Leben hindurch hast du dich an jenes Pfund Nüsse erinnert, das ich dir in deiner Kindheit brachte.« Und ich umarmte ihn und segnete ihn. Und ich weinte. Er lacht aber, und auch er weint . . . der Russe lacht ja außerordentlich oft da, wo man weinen müßte. Aber er weinte auch, ich sah das. Jetzt aber, o weh!«

»Auch jetzt weine ich, Deutscher, auch jetzt weine ich, du Gottesmensch!« rief Mitja plötzlich von seinem Platz. Wie das auch war, diese kleine Anekdote machte im Publikum einen ganz angenehmen Eindruck. Der Haupteffekt aber wurde zum Vorteil des Mitja durch die Aussage der Katarina Iwanowna hervorgerufen, wovon ich sogleich erzählen werde. Ja, und überhaupt, als die Zeugen à decharge begannen, das heißt die von der Verteidigung aufgerufenen, da war es, als ob plötzlich und sogar ganz im Ernst das Glück dem Mitja lachte, und was dabei am allermerkwürdigsten war – das kam sogar der Verteidigung ganz unerwartet. Aber noch vor Katarina Iwanowna wurde Aloschja verhört, und der erinnerte plötzlich an eine Tatsache, die sogar ein tatsächliches Zeugnis zu sein schien gegen einen der wichtigsten Punkte der Anklage.

IV. *Das Glück lächelt dem Mitja*

Das ereignete sich völlig unerwartet, sogar für Aljoscha selber. Er wurde aufgerufen, ohne vereidigt zu werden, und ich entsinne mich, daß sich zu ihm beide Parteien von den allerersten Worten des Verhörs an mit außerordentlicher Weichheit und Sympathie verhielten. Es war zu erkennen, daß ihm ein guter Ruf vorausging. Aljoscha machte seine Aussagen bescheiden und gemessen, aber trotzdem kam dabei deutlich seine warme Sympathie für

den unglücklichen Bruder zum Ausdruck. Bei der Beantwortung einer Frage zeichnete er den Charakter seines Bruders als eines Menschen, der vielleicht zum Jähzorn neigt und von Leidenschaften beherrscht wird, dabei aber auch edel ist, stolz und großmütig, bereit sogar zum Opfer, wenn man es von ihm verlangen würde. Er bekannte zwar, sein Bruder sei die letzten Tage aus Leidenschaft zu Gruschenka und wegen der Nebenbuhlerschaft zu seinem Vater in einer unerträglichen Lage gewesen. Er wies aber mit Unwillen sogar auch nur die Vermutung von sich, daß sein Bruder mit der Absicht eines Raubes einen Mord hätte begehen können, wenn er auch zugab, daß diese Dreitausend im Geist des Mitja fast zu einer Manie geworden waren, daß er sie für sein ihm durch den Betrug seines Vaters nicht ausgezahltes Erbe gehalten habe, und daß er, obgleich er ganz und gar nicht habsüchtig war, von diesen Dreitausend nicht einmal sprechen konnte, ohne außer sich und wie von Sinnen zu geraten. Über die Nebenbuhlerschaft aber der zwei »Personen«, wie sich der Staatsanwalt ausdrückte, das heißt der Gruschenka und der Katja, antwortete er ausweichend, und er wünschte sogar auf eine oder zwei Fragen gar nicht zu antworten.

»Hat Ihnen denn wenigstens Ihr Bruder gesagt, daß er die Absicht habe, seinen Vater zu ermorden?« fragte der Staatsanwalt. »Sie brauchen nicht zu antworten, wenn Sie das für nötig finden«, fügte er hinzu. »Geradeheraus hat er es nicht gesagt«, antwortete Aljoscha.

»Wie denn? Indirekt?«

»Er sprach mir einst von seinem persönlichen Haß zu seinem Vater, und daß er fürchte, daß er . . . in einem äußersten Augenblick . . . in der Minute des Widerwillens . . . vielleicht ihn auch töten könnte.«

»Und Sie glaubten dem, als Sie es vernahmen?«

»Ich scheue mich auszusprechen, daß ich es glaubte. Ich war aber stets überzeugt davon, daß ein gewisses höchstes Gefühl ihn immer retten werde in dem verhängnis-

vollen Augenblick, wie es ihn ja auch tatsächlich rettete, denn nicht er mordete ja meinen Vater«, schloß Aljoscha mit fester und lauter Stimme, wobei er sich nach dem ganzen Saal wandte. Der Staatsanwalt fuhr zusammen wie ein Schlachtpferd, wenn es das Trompetensignal vernimmt.

»Seien Sie überzeugt, daß ich an die ehrliche Aufrichtigkeit Ihrer Überzeugung durchaus glaube, ohne sie irgendwie in Abhängigkeit noch in irgendeine Beziehung zu Ihrer Liebe für Ihren unglücklichen Bruder zu bringen. Ihr eigenartiger Hinblick auf diese ganze tragische Begebenheit, die sich in Ihrer Familie abspielte, ist uns schon von der Voruntersuchung her bekannt. Ich werde Ihnen nicht verheimlichen, daß dieser Ihr Hinblick im höchsten Grad einzig dasteht und allen übrigen Aussagen widerspricht, welche die Staatsanwaltschaft erhielt. Deshalb halte ich es aber auch für notwendig, Sie eindringlich zu fragen, was es denn eigentlich für Tatsachen sind, die Ihren Gedanken leiteten und ihn zu der endgültigen Überzeugung hinführten von der Unschuld Ihres Bruders, und von der Schuld einer andern Person, auf die Sie bei der Voruntersuchung schon geradeswegs hindeuteten?«

»Bei der Voruntersuchung antwortete ich bloß auf Fragen«, antwortete leise und ruhig Aljoscha. »Ich brachte aber nicht selber die Beschuldigung des Smerdjakow vor.«

»Sie haben aber doch gleichwohl auf ihn hingewiesen!«
»Ich tat das nach den Worten meines Bruders. Man hatte mir schon vor dem Verhör von dem erzählt, was sich bei seiner Verhaftung zutrug, und wie er selber damals auf Smerdjakow hinwies. Ich glaube durchaus, daß mein Bruder unschuldig ist. Wenn aber nicht er den Mord beging, dann . . .«

»Dann Smerdjakow? Weshalb aber gerade Smerdjakow? Und weshalb haben gerade Sie sich so endgültig überzeugt von der Unschuld Ihres Bruders?«

»Ich glaube meinem Bruder. Ich weiß, daß er mir nichts vorlügen würde. Ich sah es ihm an seinem Gesicht an, daß er mir da nichts vorlügt.«

»Nur an seinem Gesicht? Sind darin alle Ihre Beweise beschlossen?«

»Weiter habe ich keine!«

»Auch hinsichtlich der Schuld des Smerdjakow, gründen Sie sich denn da – wenn auch nur auf den geringsten anderen Beweis als die Worte Ihres Bruders und den Eindruck seines Gesichtes?«

»Ja, einen andern Beweis habe ich nicht.«

Hiermit stellte der Staatsanwalt seine Fragen ein. Die Aussagen Aljoschas riefen im Publikum nur die größte Enttäuschung hervor. Über Smerdjakow hatte man bei uns schon vor der Gerichtsverhandlung getuschelt, irgendwer hatte da irgend etwas gehört, irgendwer hatte auf irgend etwas hingewiesen; man hatte von Aljoscha behauptet, er habe irgendwelche außergewöhnliche Beweisgründe zugunsten seines Bruders und für die Schuld des Dieners gesammelt – und da ist es auf einmal gar nichts, keinerlei Beweise hat er außer irgendwelchen sittlichen Überzeugungen, die so natürlich sind bei seiner Eigenschaft als leiblicher Bruder des Angeklagten.

Es begann aber auch Fetjukowitsch Fragen zu stellen. Auf seine Frage, wann denn eigentlich der Angeklagte ihm, Aljoscha, von seinem Haß auf seinen Vater erzählt habe und davon, daß er ihn ermorden könnte, und was er von ihm zum Beispiel bei seiner letzten Begegnung mit ihm vor der Katastrophe vernommen habe – als Aljoscha darauf antwortete, war es plötzlich, als ob er zusammenfahre, als erinnere er sich jetzt erst an etwas ganz Bestimmtes, und habe es sich vorgestellt.

»Ich entsinne mich jetzt an einen Umstand, den ich selber völlig vergessen hatte; damals war er mir auch nicht so klar, jetzt aber . . .«

Und Aljoscha erinnerte mit Feuer daran – es war zu ersehen, daß er selber erst jetzt plötzlich auf die Idee

gekommen war –, wie bei seiner letzten Begegnung mit Mitja, am Abend, bei jenem Baum, auf dem Weg zum Kloster, sich Mitja auf die Brust geschlagen habe, »auf den oberen Teil der Brust«, und dabei ihm einige Male wiederholt habe, er habe ein Mittel, seine Ehre wiederherzustellen; dieses Mittel sei hier, grade hier, auf seiner Brust . . . »Ich dachte damals, er habe von seinem Herzen gesprochen, als er sich auf seine Brust schlug«, fuhr Aljoscha fort, »darüber, daß er in seinem Herzen Kräfte ausfindig machen könnte, um irgendeiner furchtbaren Schmach zu entgehen, die ihm bevorstehe, und von der er sogar mir nicht zu beichten wagte. Ich gestehe es, ich dachte damals gerade, er spreche vom Vater, und er erbebe wie vor einer Schmach bei dem Gedanken, zum Vater zu gehen und an ihm irgendwelche Gewalttat zu begehen. Dabei wies er aber gerade damals, so schien es mir, auf etwas hin, das auf seiner Brust sei, so daß mir, ich entsinne mich, gerade eben damals irgendwie der Gedanke durch den Kopf flog, daß das Herz doch durchaus nicht auf dieser Seite der Brust liegt, vielmehr niedriger, er sich aber bei weitem höher schlage, gerade hier, gleich unter dem Hals, und er nur immer hinweise auf diese Stelle. Mein Gedanke kam mir damals dumm vor, er hat aber vielleicht gerade damals auf jenes Säckchen hingewiesen, in dem diese anderthalbtausend eingenäht waren!«

»So ist es!« rief plötzlich Mitja von seinem Platz aus. »Das ist so, Aljoscha, ich habe damals mit der Faust an dies Säckchen geschlagen!«

Fetjukowitsch stürzte eiligst zu ihm hin und flehte ihn an, sich zu beruhigen, und in demselben Augenblick krallte er sich förmlich in Aljoscha ein. Aljoscha aber, hingerissen durch seinen Einfall, äußerte mit Feuer seine Vermutung, daß jene Schmach am allerwahrscheinlichsten gerade darin bestanden habe, daß er, obgleich er diese anderthalbtausend bei sich trug, und er sie Katarina Iwanowna hätte zurückerstatten können als die Hälfte

seiner Schuld an sie, er gleichwohl beschlossen hatte, ihr diese Hälfte nicht zurückzugeben, und sie für etwas anderes zu verwenden, das heißt, um Gruschenka zu entführen, wenn die dazu bereit wäre . . .

»Das ist so, das ist gerade so«, rief immer wieder in plötzlicher Erregung Aljoscha. »Mein Bruder hat damals vor mir ausgerufen, daß er die Hälfte seiner Schmach (er sprach mehrmals aus: »die Hälfte«) sogleich von sich nehmen könne; er sei aber bis zu dem Grad unglücklich durch die Schwäche seines Charakters, daß er dies nicht tun werde . . . er wisse im voraus, daß er dies nicht könne und nicht die Kraft dazu habe!«

»Und Sie erinnern sich bestimmt und deutlich daran, daß er sich gerade auf jene Stelle seiner Brust schlug?« fragte noch einmal nachdrücklich Fetjukowitsch.

»Bestimmt und deutlich erinnere ich mich, weil es mir damals gerade in den Sinn kam: Weshalb schlägt er denn so hoch, während doch das Herz niedriger liegt, und mir kam damals schon mein Gedanke dumm vor . . . das blitzte mir nur so durch den Kopf. Das ist mir gerade jetzt aus irgendeinem Grund eingefallen. Aber, wie habe ich es denn nur vergessen können bis gerade eben jetzt! Gerade auf dies Säckchen hat er hingewiesen wie darauf, daß er zwar Mittel habe, daß er aber diese anderthalbtausend nicht zurückerstatten werde! Bei seiner Verhaftung in Mokroje hat er dann gerade auch ausgerufen – ich weiß das, man hat es mir wiedererzählt –, er halte es für die allerschmählichste Tat seines ganzen Lebens, daß, obgleich er die Mittel hatte, die Hälfte (gerade die Hälfte sagte er) seiner Schuld an Katarina Iwanowna zurückzugeben und vor ihr nicht als Dieb dazustehen, er sich gleichwohl nicht dazu entschlossen, es vielmehr vorgezogen habe, in ihren Augen lieber ein Dieb zu bleiben, als sich von seinem Geld zu trennen! Wie quälte er sich aber, wie quälte er sich über diese Schuld!«

Mit diesem Ausruf schloß Aljoscha seine Aussagen. Es versteht sich, es mischte sich auch der Staatsanwalt ein.

Er bat Aljoscha, noch einmal zu beschreiben, wie das alles war, und er bestand dann einige Male auf der Frage, ob es wirklich so gewesen sei, als ob der Angeklagte, indem er sich an seine Brust schlug, auf irgend etwas hingewiesen habe. Vielleicht schlug er sich nur einfach mit der Faust auf die Brust?

»Ja, gar nicht mit der Faust!« rief Aljoscha aus. »Er wies vielmehr gerade mit den Fingern hin und zeigte hierher, sehr hoch . . . Aber, wie konnte ich das denn nur so völlig vergessen bis erst zu diesem Augenblick!«

Der Präsident wandte sich an Mitja mit der Frage, was er hinsichtlich der eben gemachten Aussagen sagen könne. Mitja bestätigte, daß gerade so auch alles gewesen sei, und daß er eben auf seine anderthalbtausend hingewiesen habe, die bei ihm auf der Brust waren, unmittelbar unter dem Hals, und daß dies natürlich eine Schmach war. »Eine Schmach, die ich gar nicht in Abrede stelle, die schmachvollste Tat in meinem ganzen Leben!« rief Mitja aus. »Ich konnte das Geld zurückgeben oder nicht. Ich zog es aber vor, in ihren Augen ein Dieb zu bleiben, und gab es nicht zurück; die allergrößte Schmach lag aber darin, daß ich auch schon im voraus wußte, daß ich es nicht zurückerstatten werde! Du hast recht, Aljoscha! Danke, Aljoscha!« Hiermit endigte das Verhör Aljoschas. Wichtig und charakteristisch war gerade der Umstand, daß irgendeine Tatsache herausgefunden, wenigstens, nehmen wir an, der allerunbedeutendste Beweis erbracht war, fast nur ein Hinweis auf einen Beweis, der aber gleichwohl, wenn auch nur um ein Tröpfchen, dafür sprach, daß dieses Säckchen tatsächlich vorhanden war, daß anderthalbtausend Rubel in ihm lagen, und daß der Angeklagte nicht gelogen hatte, als er auf der Voruntersuchung in Mokraje erklärte, »diese anderthalbtausend gehörten mir«. Aljoscha war froh; ganz rot im Gesicht nahm er den ihm angewiesenen Platz ein. Er wunderte sich noch lange für sich: »Wie habe ich das denn nur vergessen? Wie konnte ich es nur vergessen? Und wie ist das mir so

plötzlich erst jetzt wieder in die Erinnerung gekommen!« Es begann das Verhör der Katarina Iwanowna. Als sie erschien, verbreitete sich im Saal eine ungewöhnliche Erregung. Die Damen faßten nach ihren Lorgnetten und Operngläsern, auch die Männer rührten sich, einige standen auf, um besser zu sehen. Alle bestätigten dann, daß Mitja plötzlich weiß wurde »wie ein Tuch«, als sie nur eben eintrat. Ganz in Schwarz näherte sie sich bescheiden und fast schüchtern dem ihr zugewiesenen Platz. Man konnte zwar nicht an ihrem Gesicht erraten, daß sie erregt sei, wohl aber funkelte Entschlossenheit in ihrem dunklen, finstern Blick. Man muß erwähnen, später bemerkten gar viele, sie sei in diesem Augenblick außerordentlich schön gewesen. Sie sprach zwar leise, aber so deutlich, daß es im ganzen Saal zu verstehen war. Sie drückte sich außerordentlich ruhig aus, oder sie gab sich wenigstens alle Mühe, ruhig zu erscheinen. Der Präsident begann seine Fragen vorsichtig, fast ehrerbietig, gleich als fürchte er, »gewisse Saiten« zu berühren, und als habe er Ehrfurcht vor ihrem großen Unglück. Katarina Iwanowna erklärte aber schon bei ihren allerersten Worten mit Festigkeit auf eine der ihr vorgelegten Fragen, sie sei die erklärte Braut des Angeklagten gewesen, »bis zu dem Augenblick, da er selbst mich verließ . . .«, fügte sie leise hinzu. Als man sie ausfragte über die Dreitausend, die sie Mitja anvertraut habe, damit er sie mit der Post ihren Verwandten senden solle, bemerkte sie mit Festigkeit: »Ich gab sie ihm nicht geradeswegs für die Post; ich fühlte damals voraus, daß er Geld sehr nötig habe . . . in diesem Augenblick . . . Ich gab ihm diese Dreitausend unter der Bedingung, daß er sie, wenn er wolle, im Lauf eines Monats absenden solle. Ganz ohne Grund hat er sich späterhin so gequält wegen dieser Schuld . . .«

Ich werde nicht alle Fragen wiederholen und auch nicht bis ins einzelne alle ihre Antworten, ich gebe nur den eigentlichen Inhalt ihrer Aussagen wieder.

»Ich war fest davon überzeugt, daß er immer noch Gelegenheit finden werde, diese Dreitausend abzusenden, sobald er sie nur von seinem Vater empfangen werde«, fuhr sie in ihren Aussagen fort. »Ich war stets überzeugt von seiner Uneigennützigkeit und seiner Ehrenhaftigkeit . . . seiner hohen Ehrenhaftigkeit . . . in Geldangelegenheiten. Er war fest davon überzeugt, daß er von seinem Vater dreitausend Rubel erhalten werde, und er hat mir mehrere Male davon gesprochen. Ich wußte, daß er mit seinem Vater einen Streit hatte, und ich war immer und bis auf den heutigen Tag überzeugt, daß er von seinem Vater beleidigt wurde. Ich erinnere mich nicht, daß er irgendwelche Drohungen gegen seinen Vater geäußert habe. Wenigstens in meiner Gegenwart ist nichts dergleichen geschehen. Wenn er damals zu mir gekommen wäre, so hätte ich auf der Stelle seine Aufregung beschwichtigt wegen dieser unseligen Dreitausend, die er mir schuldete, er kam aber nicht mehr zu mir . . . ich selber aber . . . ich war in eine solche Lage gebracht worden . . . daß ich ihn nicht zu mir rufen konnte . . . Ja, und ich hatte auch keinerlei Recht, wegen dieser Schuld streng zu sein« – fügte sie plötzlich hinzu, und irgend etwas wie ein Entschluß klang aus ihrer Stimme – »ich selber bekam ja auch Geld geliehen von ihm, noch mehr als dreitausend, und ich nahm es an ungeachtet dessen, daß ich damals auch gar nicht voraussehen konnte, ob ich auch nur irgendwann in der Lage sein werde, ihm meine Schuld zurückzuzahlen . . .«

Es war, als liege in dem Klang ihrer Stimme etwas wie eine Herausforderung.

Gerade in diesem Augenblick kam die Reihe zu ver hören an Fetjukowitsch.

»Das war wohl nicht hier, vielmehr zu Beginn Ihrer Bekanntschaft?« griff sogleich Fetjukowitsch auf, vorsichtig nähertretend, da er augenblicklich etwas Günstiges vorausfühlte. (Ich bemerke in Klammern, daß Fetjukowitsch, obgleich er aus Petersburg unter Mitwirkung

von Katarina Iwanowna berufen war, gleichwohl gar nichts wußte, weder von dem Vorfall mit den fünftausend, die ihr Mitja noch in jener Stadt gegeben hatte, noch von »jenem Fußfall«. Sie hatte ihm das nicht gesagt, es vielmehr verheimlicht! Und das war erstaunlich. Man kann mit Sicherheit vermuten, daß sie selber bis zum allerletzten Augenblick nicht wußte, ob sie diesen Vorfall vor Gericht erzählen werde oder nicht, und daß sie hierüber irgendeine Erleuchtung erwartet hatte.)

»Nein, niemals kann ich diese Augenblicke vergessen!« so begann sie ihre Erzählung; sie erzählte alles, diese ganze Episode, die Mitja Aljoscha gebeichtet hatte, auch von dem Fußfall und seinen Ursachen, von ihrem Vater erzählte sie und ihrem Erscheinen bei Mitja, und nicht mit einem Wort, nicht mit der geringsten Anspielung erinnerte sie daran, daß Mitja durch ihre Schwester selber den Vorschlag gemacht hatte, »man möchte Katarina Iwanowna zu ihm wegen des Geldes senden«. Das hatte sie großmütig verschwiegen; und sie hegte keine Scham, offen zu bekennen, daß sie selber damals zu dem jungen Offizier gelaufen sei, in ihrem eigenen Gefühlsdrang, indem sie auf irgend etwas hoffte . . . um bei ihm Geld auszubitten . . . Darin lag etwas Erschütterndes. Mir wenigstens lief es kalt über den Rücken, und ich zitterte, als ich das hörte; der Saal war wie erstorben, jedes Wort fing er auf. Es lag auch etwas Beispiellooses darin, da es fast unmöglich war, von einem so eigenmächtigen und bis zum Verachten stolzen Mädchen ein so hoch aufrichtiges Bekenntnis zu erwarten, ein solches Opfer, eine solche Selbsthinrichtung. Und wozu, wozu eigentlich? Um den zu erretten, der sie verraten und beleidigt hatte, um, wenn auch nur irgendwie, wenn auch nur im geringsten, zu seiner Rettung beizutragen, indem sie zu seinen Gunsten einen guten Eindruck hervorrief! Und in der Tat: Das Bild eines Offiziers, der seine letzten fünftausend hergibt – alles das, was ihm an Geld im Leben geblieben war – und sich ehrerbietig verneigt vor dem unschuldi-

gen Mädchen, offenbarte sich äußerst sympathisch und anziehend, aber . . . mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen! Ich fühlte ja, daß in der Folge (ja, und es kam dann auch so, es kam so) eine Verleumdung daraus hervorgehen könne! Mit bösem Spott sprach man denn auch später in der ganzen Stadt, daß die Erzählung vielleicht nicht ganz vollständig gewesen sei, nämlich an der Stelle, wo der Offizier das Mädchen entließ, »angeblich nur mit einer ehrerbietigen Verneigung«. Man deutete an, hier sei irgend etwas »ausgelassen«. »Ja, und wenn auch gar nichts ausgelassen war, wenn auch alles Wahrheit war«, sprachen sogar unsere allerehrenwertesten Damen, »auch dann ist es noch fraglich, ob es für ein Fräulein sehr vornehm war, so zu handeln, sogar wenn sie dabei auch ihren Vater retten wollte!« Und hat denn wirklich Katarina Iwanowna bei ihrem Verstand, bei ihrem geradezu krankhaften Scharfsinn gar nicht vorausgeföhlt, daß man so sprechen werde? Zweifellos hatte sie das, und trotzdem hatte sie sich entschlossen, alles zu sagen! Es versteht sich, alle diese schmierigen Zweifel an der Wahrheit der Erzählung begannen erst später erhoben zu werden; im ersten Augenblick waren alle nur erschüttert. Was aber die Mitglieder des Gerichts anbetrifft, so lauschten sie auf Katarina Iwanowna mit ehrfürchtigem, sozusagen sogar schamvollem Schweigen. Der Staatsanwalt erlaubte sich nicht eine einzige weitere Frage zu diesem Thema. Fetjukowitsch verneigte sich vor ihr tief. Oh, er triumphierte fast. Viel war schon gewonnen: Ein Mensch, der in einem Anfall von Edelmut seine letzten Fünftausend hingibt, und dann derselbe Mensch, seinen Vater ermordend, um ihn um Dreitausend zu berauben – das war eigentlich sogar etwas, was sich gar nicht zusammenreimte. Wenigstens den Raub konnte Fetjukowitsch jetzt »abfertigen«. »Der Fall« war plötzlich von einem ganz neuen Licht überstrahlt. Es verbreitete sich sogar etwas wie Sympathie zugunsten des Mitja. Er selber aber . . . von ihm erzählte

man, daß er ein- oder zweimal, während Katarina Iwanowna ihre Aussagen machte, aufgesprungen, dann aber wieder auf seine Bank zurückgefallen sei und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt habe. Als sie aber geendet hatte, da rief er aus, indem er die Hände nach ihr ausstreckte:

»Katja, weshalb hast du mich denn zugrunde gerichtet!« Und er fing an, laut durch den ganzen Saal zu schluchzen. Er hielt übrigens sofort an sich und schrie wiederum: »Jetzt bin ich gerichtet!«

Darauf war es aber, als sei er völlig erstarrt auf seinem Platz, er preßte die Zähne aufeinander und hielt krampfhaft die Arme über die Brust gekreuzt. Katarina Iwanowna blieb im Saal und setzte sich auf den ihr angewiesenen Stuhl. Sie war bleich und saß da mit gesenktem Haupt. Die, welche ihr nahe saßen, erzählten dann später, sie habe am ganzen Körper gezittert wie im Fieber. Zum Verhör schritt Gruschenka.

Ich nähere mich jetzt der Katastrophe, die, ganz plötzlich eintretend, vielleicht tatsächlich Mitja zugrunde richtete. Denn ich bin überzeugt davon, ja, und auch alle anderen, alle Juristen haben sich auch später in diesem Sinn geäußert, daß, wenn dieser Vorfall nicht eingetreten wäre, man dem Verbrecher wenigstens mildernde Umstände zugebilligt hätte. Davon aber später. Nur zwei Worte vorher über Gruschenka.

Sie erschien im Saal gleichfalls ganz in Schwarz, mit ihrem schönen schwarzen Schal auf den Schultern. Leichten Schrittes, mit ihrem unhörbaren Gang, ein ganz klein wenig schaukelnd, wie bisweilen volle Frauen gehen, näherte sie sich der Balustrade, wobei sie starr auf den Präsidenten blickte und kein einziges Mal weder nach rechts noch nach links schaute. Meiner Ansicht nach war sie sehr schön in diesem Augenblick und durchaus nicht bleich, wie unsere Damen später versicherten. Sie sagten gleichfalls, sie habe ein ganz in sich gekehrtes und böses Gesicht gemacht. Ich glaube aber nur, daß sie

erregt war und schwer litt unter den auf sie gerichteten verächtlich neugierigen Blicken unseres skandalsüchtigen Publikums. Das war ein stolzer Charakter, der keine Verachtung ertrug; einer von denen, die, wenn sie nur ein klein wenig Verachtung bei irgendwem vermuten, sogleich in Wut entflammen und in Durst nach Abwehr. Dabei war natürlich auch Schüchternheit mit im Spiel und innere Scham wegen dieser Schüchternheit, so daß es nicht zu verwundern braucht, daß ihre Aussagen ungleichmäßig waren – bald voller Wut, bald verächtlich und absichtlich grob, dann tönte plötzlich ein aufrichtiges, herzliches Nötchen von Selbstverurteilung und von Selbstbeschuldigung mit. Bisweilen sprach sie aber so, als ob sie in irgendeinen Abgrund fliege: »Mir ist es einerlei, was auch dabei herauskommen mag, ich werde es aber gleichwohl sagen . . .« Betreffs ihrer Bekanntschaft mit Fjodor Pawlowitsch bemerkte sie scharf: »Alles das sind Nichtigkeiten; kann ich denn etwas dafür, daß er sich an mich anhing?« Eine Minute später fügte sie aber hinzu: »Ich bin an allem schuld, ich lachte nur über diesen und jenen – sowohl über den alten Mann wie auch über den da –, und ich habe sie beide bis dahin gebracht. Um meinetwegen ist alles so gekommen.« Es kam da auch die Rede auf Samsonow. »Wen geht denn das etwas an?« fuhr sie auf der Stelle auf in ganz frech herausforderndem Ton. »Er war mein Wohltäter, er hat mich Barfüßige aufgenommen, als meine Eltern mich aus ihrer Hütte herausgewirbelt hatten!« Der Präsident erinnerte sie, übrigens sehr höflich, daran, man müsse direkt auf die Fragen antworten, ohne sich in überflüssige Einzelheiten einzulassen. Gruschenka errötete, und ihre Augen funkelten nur so.

Das Geldpaket hatte sie nicht gesehen, sie hatte nur von dem »Missetäter« gehört, bei Fjodor Pawlowitsch liege ein gewisses Paket mit Dreitausend. »Nur sind das alles Dummheiten, ich lachte nur darüber, und ich wäre um keinen Preis dahin gegangen . . .«

»Wen nannten Sie soeben einen ›Missetäter?« erkundigte sich der Staatsanwalt.

»Ich meine den Diener Smerdjakow, der seinen Herrn ermordete und sich gestern erhängte.«

Natürlich fragte man sie sogleich, was sie denn eigentlich für eine Veranlassung habe zu einer so entschiedenen Beschuldigung; es erwies sich aber, daß auch sie nicht die geringste Veranlassung hatte.

»So hat mir Dmitri Fjodorowitsch selber gesagt, ihm glauben Sie auch. Die ›Zwietrachtsäende« hat ihn zugrunde gerichtet, das ist es; an allem ist sie einzig und allein schuld, das ist es«, fügte Gruschenka am ganzen Körper vor Haß zitternd hinzu, und ein böser Klang war in ihrer Stimme. Man erkundigte sich, auf wen sie wiederum anspiele.

»Doch auf das Fräulein da, auf diese Katarina Iwanowna hier. Zu sich hat sie mich damals gerufen, mit Schokolade hat sie mich traktiert, verführen wollte sie mich. Wenig aufrichtige Scham hegt sie, das ist es . . .«

Da gebot ihr aber der Präsident schon mit strenger Stimme halt und bat sie, ihre Ausdrücke zu mäßigen.

Das Herz des eifersüchtigen Weibes war aber bereits entflammt, sie war sogar bereit, in den Abgrund hinabzufliegen.

»Bei der Verhaftung im Dorf Mokroje«, erinnerte sie der Staatsanwalt, »haben alle gehört und gesehen, wie Sie aus dem andern Zimmer hinausliefen und schrien: ›Ich bin an allem schuld, laßt uns gemeinsam ins Zuchthaus gehen!« Demnach waren auch Sie schon in diesem Augenblick überzeugt, daß er ein Vaternörder sei?«

»Ich kann mich nicht an meine damaligen Gefühle entsinnen«, antwortete Gruschenka. »Alle schrien ja damals, er habe seinen Vater ermordet, und da fühlte ich, daß ich da schuldig sei, und daß er meinethwegen den Mord begangen habe. Als er mir aber dann sagte, er sei unschuldig, da glaubte ich ihm auf der Stelle, und auch

jetzt glaube ich das und werde es immer glauben; er ist nicht der Mann, der lügt.«

Die Reihe zu verhören kam an Fetjukowitsch. Unter anderem, so entsinne ich mich, fragte er nach Rakitin und den fünfundzwanzig Rubeln, »dafür, daß er Alexei Fjodorowitsch Karamasow zu Ihnen hinführen solle«.

»Aber was braucht man sich denn da zu wundern, daß er Geld nahm«, höhnte Gruschenka mit verächtlicher Bosheit. »Er ist ja immer zu mir gekommen, um Geld zu winseln; zu dreißig Rubeln, so kam es vor, nimmt er im Monat, dabei aber vornehmlich zu Spielereien; zu essen und zu trinken hatte er ja auch ohne mich.«

»Aus welchem Grund waren Sie aber denn eigentlich so freigebig zu Herrn Rakitin?« griff Fetjukowitsch auf, ungeachtet dessen, daß der Präsident eine heftige Bewegung machte.

»Ja, er ist aber doch mein Vetter! Meine Mutter ist die leibliche Schwester seiner Mutter. Er hat mich nur immer angefleht, niemandem hier etwas darüber zu sagen, schon gar sehr schämte er sich meiner.«

Diese neue Tatsache erwies sich für alle als eine völlige Überraschung; bis jetzt wußte niemand etwas davon in der ganzen Stadt, sogar nicht einmal im Kloster, sogar Mitja wußte es nicht. Man erzählte, Rakitin sei vor Scham auf seinem Stuhl ganz braunrot geworden. Gruschenka hatte nämlich, noch bevor sie den Saal betrat, irgendwie erfahren, daß er gegen Mitja ausgesagt hatte, und deshalb war sie auch böse geworden. Die ganze Rede des Herrn Rakitin von vorhin, all ihr Edelmut, alle Ausfälle auf die Leibeigenschaft, auf die soziale Unordnung Rußlands – dies alles war schon diesmal endgültig begraben und vernichtet in der öffentlichen Meinung. Fetjukowitsch war zufrieden: wiederum hatte Gott »für einen Hut gespendet«. Im allgemeinen verhörte man die Gruschenka nicht lange, ja, und sie konnte auch natürlich nichts besonders Neues mitteilen. Sie hinterließ im Publikum einen äußerst ungünstigen Eindruck. Hunderte von

verächtlichen Blicken richteten sich auf sie, als sie sich nach Beendigung ihres Verhörs ziemlich weit von Katarina Iwanowna niedersetzte. Während ihres Verhörs hatte Mitja die ganze Zeit über geschwiegen, als sei er zu Stein geworden, und seine Augen hatte er auf den Boden gerichtet gehalten. Iwan Fjodorowitsch trat als Zeuge auf.

V. *Die plötzliche Katastrophe*

Ich will noch bemerken, daß man ihn schon vor Aljoscha aufrufen wollte. Der Gerichtsdienner hatte aber dem Präsidenten hinterbracht, daß der Zeuge infolge plötzlichen Unwohlseins oder irgendeines Anfalls nicht sogleich erscheinen könne; sobald er sich aber erhole, werde er jederzeit bereit sein, seine Aussagen zu machen. Dieses hatte aber damals aus irgendeinem Grund niemand gehört, und man erfuhr es erst in der Folge. Sein Erscheinen war im ersten Augenblick fast unbemerkt geblieben: Die Hauptzeugen, vor allem die zwei Nebenbuhlerinnen, waren bereits verhört; die Neugier war vorderhand befriedigt. Im Publikum machte sich sogar Ermüdung bemerkbar. Es stand ihm noch bevor, einige Zeugen anzuhören, die wahrscheinlich nichts Besonderes mitteilen konnten in Hinsicht auf alles das, was bereits mitgeteilt war. Die Zeit ging aber hin. Iwan Fjodorowitsch kam ganz merkwürdig langsam herangeschritten, ohne irgend jemanden anzusehen und sogar mit gesenktem Haupt, ganz so, als ob er über irgend etwas angestrengt nachdenke. Gekleidet war er tadellos, sein Gesicht machte aber, wenigstens auf mich, einen krankhaften Eindruck. Es war in diesem Gesicht etwas, das wie »von der Erde berührt« schien, etwas, was an das Gesicht eines Sterbenden erinnerte. Seine Augen waren trübe; er erhob sie und ließ sie langsam durch den Saal schweifen. Aljoscha sprang da gerade plötzlich von seinem Stuhl auf und stöhnte nur eben hervor: »Ach!« Ich erinnere mich

dessen wohl. Aber auch dies hat kaum jemand bemerkt. Der Präsident begann gerade damit, ihm zu erklären, daß er ein unvereidigter Zeuge sei, daß er auf die Fragen antworten oder schweigen könne, daß aber natürlich alle Aussagen gewissenhaft sein müssen usw. Iwan Fjodorowitsch hörte zu und schaute trübe auf ihn; plötzlich begann sich aber sein Gesicht langsam zu einem Lächeln zu verziehen, und erst hatte eben der Präsident mit einem erstaunten Blick auf ihn zu sprechen aufgehört, als er plötzlich in lautes Lachen ausbrach.

»Nun, und was denn noch?« fragte er laut.

Alles verstummte im Saal, es war, als ob man irgend etwas vorausfühlte. Der Präsident war unruhig.

»Sie . . . sind vielleicht noch nicht so gesund?« fragte er nur, indem er mit den Augen den Gerichtsdiener suchte.

»Seien Sie ohne Sorge, Euer Exzellenz, ich bin gesund genug und kann Ihnen schon irgend etwas Interessantes erzählen«, antwortete Iwan Fjodorowitsch plötzlich völlig ruhig und ehrerbietig.

»Haben Sie irgendeine besondere Mitteilung zu machen?« fuhr immer noch im Zweifel der Präsident fort.

Iwan Fjodorowitsch senkte den Blick, schwieg einige Sekunden, erhob dann wiederum sein Haupt und antwortete seltsam stotternd: »Nein . . . das habe ich nicht. Ich habe nichts Besonderes zu sagen.«

Man legte ihm Fragen vor. Er antwortete so, als ob er das ungern tue, wie absichtlich kurz, sogar mit einem gewissen Widerwillen, der mehr und mehr zunahm, obgleich er übrigens gleichwohl vernünftig sprach. Auf viele Fragen gab er an, er wisse nichts darüber. Über die Abrechnungen seines Vaters mit Dmitri Fjodorowitsch wußte er gar nichts. »Ich habe mich auch nicht darum gekümmert«, sprach er. Drohungen, den Vater totzuschlagen, hatte er wohl vernommen von seiten des Angeklagten. Von dem Geldpaket erfuhr er durch Smerdjakow.

»Immer ein und dasselbe«, unterbrach er plötzlich mit

ermüdeten Miene. »Ich kann dem Gericht nichts Besonderes mitteilen.«

»Ich sehe, Sie sind krank, und ich verstehe Ihre Gefühle . . .«, begann nur eben der Präsident.

Er wandte sich dabei gerade an beide Parteien, an den Staatsanwalt und den Verteidiger, indem er sie aufforderte, wenn sie es für nötig erachteten, Iwan Fjodorowitsch Fragen vorzulegen, als der plötzlich mit völlig versagender Stimme bat:

»Entlassen Sie mich, Euer Exzellenz, ich fühle mich sehr unwohl!«

Und nach diesen Worten drehte er sich plötzlich, ohne eine Erlaubnis abzuwarten, um und wollte gerade den Saal verlassen. Nach vier Schritten blieb er aber plötzlich stehen, als ob ihm eben etwas eingefallen sei, er lächelte still und kehrte wiederum auf seinen früheren Platz zurück.

»Ich, Euer Exzellenz, bin wie jenes Bauernmädchen, das da spricht: Wenn ich will – steige ich ein, wenn ich nicht will – bleibe ich sitzen. Man geht um sie herum mit dem Feiertagskleid und dem Festtagsrock, um sie zur Trauung zu führen, sie aber sagt: Wenn ich will – steige ich ein, wenn ich nicht will – bleibe ich sitzen. Das kennzeichnet schon unser Volk.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte ihn streng der Präsident.

»Aber da sehen Sie«, und plötzlich nahm Iwan Fjodorowitsch einen Geldpacken heraus, »da ist Geld . . . dasselbe, das hier in diesem Paket lag (er deutet auf den Tisch mit den Sachbeweisen) und dessentwegen man meinen Vater erschlug. Wo soll ich es hinlegen? Herr Gerichtsvollzieher, übergeben Sie es.«

Der Gerichtsvollzieher nahm den ganzen Geldpacken und übergab ihn dem Präsidenten.

»Auf welche Weise konnte sich dies Geld bei Ihnen vorfinden . . . wenn das dieses selbe Geld ist?« fragte erstaunt der Präsident.

»Ich empfang es von Smerdjakow, dem Mörder, gestern . . . Ich war bei ihm, bevor er sich erhängte. Er hat den Vater ermordet, nicht aber mein Bruder. Er vollführte den Mord, ich aber habe ihn dazu angestiftet . . . Wer wünscht denn nicht den Tod seines Vaters?«

»Sind Sie bei Sinnen oder nicht?« entrang es sich unwillkürlich dem Präsidenten.

»Das ist es ja gerade, daß ich bei Verstande bin . . . und bei niederträchtigem Verstand, wie auch Sie selber und auch alle diese . . . Fressen!« wandte er sich plötzlich an das Publikum. »Sie haben ihren Vater ermordet, sie stellen sich aber so, als ob sie Entsetzen gefaßt habe«, knirschte er mit wütender Verachtung hervor. »Einer macht vor dem andern Grimassen! Ihr Lügner! Alle wünschen sie dabei den Tod ihres Vaters. Ein Ekel wird den andern fressen . . . Wenn es keinen Vaternord gebe, so würden sie sich alle erzürnen und böse auseinandergehen . . . Ein Skandal. Brot und Schauspiel! Übrigens bin ja auch ich selber ein schöner Kerl! Haben Sie Wasser oder nicht; gebt mir zu trinken, um Christi willen!« Und er faßte sich plötzlich an den Kopf.

Der Gerichtsvollzieher kam sogleich auf ihn zu. Aljoscha sprang plötzlich auf und schrie: »Er ist krank, glauben Sie ihm nicht, er ist im Nervenfieber!« Auch Katarina Iwanowna erhob sich hastig von ihrem Stuhl, und gelähmt vor Entsetzen blickte sie auf Iwan Fjodorowitsch. Mitja erhob sich, und mit einem ganz wilden, verzerrten Lächeln blickte und lauschte er gierig auf seinen Bruder.

»Beruhigen Sie sich, ich bin nicht verrückt, ich bin nur ein Mörder!« begann wiederum Iwan. »Von einem Mörder kann man kein Wohlreden verlangen«, fügte er plötzlich aus irgendeinem Grund hinzu und lachte verzerrten Angesichts.

Der Staatsanwalt neigte sich in sichtlicher Bestürzung zum Präsidenten. Die Mitglieder des Gerichts flüsterten geschäftig untereinander. Fetjukowitsch spitzte die Oh-

ren und war ganz Aufmerksamkeit. Der Saal war in Erwartung erstorben. Der Präsident kam plötzlich sozusagen wieder zu sich.

»Zeuge, Ihre Worte sind unverständlich und hier unmöglich. Beruhigen Sie sich; wenn Sie es können, so erzählen Sie . . . wenn Sie tatsächlich etwas zu erzählen haben. Womit können Sie ein solches Geständnis bekräftigen . . . wenn Sie nur nicht im Fieber reden?«

»Das ist es ja gerade, daß ich keine Zeugen habe. Der Hund Smerdjakow wird Ihnen aus jener Welt kein Zeugnis senden . . . in einem Paket. Sie möchten eben immer Pakete haben, es ist doch genug mit einem. Ich habe keine Zeugen . . . Höchstens einen einzigen . . .« Und er lächelte in Gedanken.

»Wer ist Ihr Zeuge?«

»Einen Schwanz hat er, Euer Exzellenz, er wird nicht hinpassen! *Le diable n'existe point!* Schenken Sie ihm keine Aufmerksamkeit, er ist ein dreckiger, jämmerlicher Teufel«, fügte er hinzu, indem er plötzlich zu lachen aufhörte, und gleich als ob er ein Geständnis machte, fuhr er fort, »er ist wahrscheinlich irgendwo hier, gerade unter diesem Tisch mit den Sachbeweisen; wo sollte er denn sitzen, wenn nicht dort? Sehen Sie, hören Sie mich an. Ich sagte ihm: ›Ich will nicht schweigen!‹ Er aber spricht von der geologischen Umwälzung . . . Dummheiten! Nun, so befreien Sie doch das Ungetüm . . . er hat eine Hymne angestimmt, nur deshalb, weil es ihm leicht ist! Es ist einerlei, daß die betrunkene Kanaille grölt: ›Wanka fuhr nach Piter‹, ich aber für zwei Sekunden Freude ein Quadrillion Quadrillionen geben würde. Sie kennen mich nicht! Oh, wie ist das alles bei Ihnen dumm! Nun, so nehmen Sie doch mich statt seiner fest! Zu irgendeinem Zweck bin ich doch gekommen . . . Weshalb, weshalb ist denn alles, was es gibt, so dumm?« Und er begann wiederum langsam und wie in Gedanken versunken sich im Saal umzuschauen. Es war aber bereits alles in Aufregung geraten. Aljoscha wollte schon von seinem

Platz zu ihm hineilen, der Gerichtsvollzieher hatte aber bereits Iwan Fjodorowitsch am Arm gefaßt.

»Was ist denn das noch?« schrie jener auf, indem er dem Gerichtsvollzieher ins Gesicht starrte, und plötzlich faßte er ihn bei den Schultern und schlug ihn wütend zu Boden. Die Wache war aber schon hereingekommen, man erfaßte ihn, und da begann er wütend loszubrüllen. Und die ganze Zeit über, während man ihn heraustrug, brüllte und schrie er irgend etwas Zusammenhangloses. Es entstand ein Durcheinander. Ich entsinne mich nicht an alles, wie es sich der Reihe nach zutrug, selber war ich erregt und vermochte nicht allem zu folgen. Ich weiß nur, daß später, als sich schon alles beruhigt und alle begriffen hatten, worum es sich handele, der Gerichtsvollzieher gleichwohl einen Verweis erhielt, wenn er auch seinem Vorgesetzten durchaus zu begründen wußte, daß der Zeuge die ganze Zeit über gesund war, daß ihn der Doktor gesehen habe, als er vor einer Stunde einen leichten Unwohlseinsanfall hatte, daß er bis zu seinem Eintritt in den Saal immer vernünftig gesprochen habe, so daß es unmöglich war, etwas Derartiges vorauszusehen, und daß der Zeuge selber im Gegenteil darauf bestanden habe und unbedingt seine Aussage machen wollte. Bevor man sich aber nur ein wenig beruhigt hatte und zu sich gekommen war, spielte sich auch schon auf diese Szene hin eine andere ab: Katarina Iwanowna bekam einen hysterischen Anfall. Sie kreischte laut auf, sie brach in Schluchzen aus, sie wollte aber gleichwohl nicht hinausgehen, sie riß sich los, flehte, man möge sie nicht hinausführen, und plötzlich schrie sie dem Präsidenten zu:

»Ich muß noch eine Aussage machen, sofort . . . sofort . . . ! Da ist ein Papier, ein Brief . . . nehmen Sie ihn, lesen Sie ihn, rasch, rasch! Dies ist ein Brief dieses Ungeheuers, hier dieses, dieses!« Sie wies auf Mitja hin. »Er hat seinen Vater erschlagen, Sie werden es sogleich ersehen, er schreibt mir, wie er seinen Vater erschlagen werde!

Aber jener Kranke dort, jener Kranke, der hat Nervenfieber! Ich sehe schon drei Tage, daß er Nervenfieber hat!«

So rief sie außer sich. Der Gerichtsvollzieher nahm das Papier, das sie dem Präsidenten hinstreckte, sie aber fiel auf ihren Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie begann krankhaft und lautlos zu schluchzen, sie zitterte am ganzen Körper, unterdrückte aber das leiseste Stöhnen aus Furcht, man möchte sie aus dem Saal entfernen. Das Papier, das sie überreicht hatte, war jener Brief des Mitja aus dem Wirtshaus »Zur Hauptstadt«, den Iwan Fjodorowitsch ein Dokument von »mathematischer« Sicherheit genannt hatte. O weh, ihm schrieb man auch gerade jene mathematische Sicherheit zu, und ohne diesen Brief wäre vielleicht Mitja gar nicht zugrundegegangen, oder wenigstens nicht auf so furchtbare Weise! Ich wiederhole es, schwer war es, den Einzelheiten zu folgen. Mir erscheint auch jetzt noch dies alles in solchem Durcheinander. Der Präsident muß wohl sogleich schon das neue Dokument dem Gericht mitgeteilt haben, dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den Geschworenen. Ich erinnere mich aber nur, wie man die Zeugin auszufragen begann. Als der Präsident sie mit sanfter Stimme gefragt hatte, ob sie sich beruhigt habe, rief sie mit Eifer:

»Ich bin bereit, ich bin bereit! Ich bin durchaus imstande, Ihnen zu antworten«, fügte sie hinzu, wobei sie augenscheinlich immer noch furchtbar fürchtete, man möchte sie aus irgendeinem Grund nicht anhören. Man bat sie, genauer zu erklären, was das für ein Brief sei, und unter welchen Umständen sie ihn empfangen habe.

»Ich empfang ihn gerade am Vorabend des Verbrechens, geschrieben hatte er ihn aber schon am Tage vorher, im Wirtshaus, demnach zwei Tage vor seinem Verbrechen. Sehen Sie, er ist auf irgendeine Rechnung geschrieben«, schrie sie keuchend. »Er hatte damals mich zu hassen begonnen, weil er selber eine gemeine Tat begangen

hatte und dieser Kreatur nachgelaufen war . . . und auch noch deshalb, weil er mir jene Dreitausend schuldete . . . Oh, es kränkten ihn diese Dreitausend gerade wegen seiner Niedrigkeit! Mit diesen Dreitausend, sehen Sie, war das so – ich bitte Sie, ich flehe Sie an, mich anzuhören – noch drei Wochen, bevor er seinen Vater ermordete, kam er eines Morgens zu mir. Ich wußte, daß er Geld nötig habe, und wußte auch wozu – sehen Sie gerade dazu, um diese Kreatur zu betören und sie zu entführen. Ich wußte damals, daß er mich schon verraten habe und mich im Stich zu lassen wünsche, und ich, ich selber streckte ihm damals dies Geld hin, selber bot ich es ihm an unter dem Vorwand, er solle es meiner Schwester nach Moskau schicken – und als ich es ihm eingehändigt hatte, da sah ich ihm in die Augen und sagte, er könne es absenden, wann er wolle, »wenn auch erst in einem Monat«. Nun, wie denn, wie hätte er denn nicht verstehen sollen, daß ich ihm geradeswegs ins Gesicht sagte: »Du brauchst Geld, um mich mit deiner Kreatur zu betrügen, so hast du denn dies Geld, ich selber gebe es dir, nimm es, wenn du ehrlos genug bist!« Ich wollte ihn überführen, und wie denn? Er nahm, er nahm das Geld, er schleppte es fort und brachte es mit dieser Kreatur dort durch, in einer Nacht . . . Er hatte aber verstanden, daß ich alles weiß, ich versichere Ihnen, daß er es damals verstanden hatte, und daß ich ihn nur auf die Probe stellte, indem ich ihm das Geld gab: wird er so ehrlos sein, es von mir zu nehmen oder nicht? Ich schaute ihm in die Augen, und er mir, und alles hatte er verstanden, alles hatte er verstanden, und er nahm, und er nahm und trug mein Geld fort!«

»Richtig, Katja«, brüllte plötzlich Mitja. »Ich hatte dir in die Augen gesehen und begriffen, daß du mich entehrst, und trotzdem nahm ich dein Geld! Verachtet den Schuft, verachtet ihn alle, er hat es verdient!«

»Angeklagter«, schrie der Präsident, »noch ein Wort und ich lasse Sie hinausführen!«

»Dies Geld quälte ihn«, fuhr in krampfhafter Eile Katja fort, »er wollte es mir zurückgeben, er wollte es, das ist wahr, er brauchte aber das Geld für diese Kreatur. Da hat er denn auch seinen Vater ermordet, das Geld hat er mir aber gleichwohl nicht zurückerstattet, er fuhr vielmehr mit ihr in jenes Dorf, wo man ihn festnahm. Dort hat er wiederum dies Geld verbummelt, das er seinem von ihm ermordeten Vater gestohlen hatte. Aber am Tag, bevor er seinen Vater ermordete, schrieb er mir auch jenen Brief; er schrieb ihn betrunken, ich habe das damals sogleich erkannt, er schrieb ihn aus Wut, und er wußte, er wußte ganz bestimmt, daß ich diesen Brief niemanden zeigen werde, sogar wenn er den Mord begangen hätte. Denn sonst hätte er ihn nicht geschrieben. Er wußte ja, daß ich mich nicht an ihm rächen und ihn nicht zugrunderichten will! Aber lesen Sie doch nur, lesen Sie aufmerksam, bitte möglichst aufmerksam, und Sie werden erkennen, daß er in diesem Brief alles beschrieb, alles im voraus: wie er den Vater töten werde, und wo bei dem das Geld liege. Sehen Sie bitte, lassen Sie das nicht aus, da ist eine Phrase: »Ich werde den Mord begehen, wenn nur Iwan abgereist sein wird.« Das heißt, er hatte schon im voraus bedacht, wie er ihn töten werde«, soufflierte gleichsam dem Gericht schadenfroh und tückisch Katarina Iwanowna. Oh, es war zu ersehen, wie sie bis in alle Feinheiten hinein jenen verhängnisvollen Brief studiert und jedes kleinste Züglein in ihm erforscht hatte. »Wäre er nicht betrunken gewesen, so hätte er mir natürlich nicht alles Punkt für Punkt beschrieben, wie er nachher den Mord vollführte, das ganze Programm!«

So rief sie außer sich, und natürlich ohne auf irgendwelche Folgen für ihre eigene Person achtzuhaben, obgleich sie die, versteht sich, vielleicht bereits einen Monat vordem voraussah, weil sie vielleicht damals schon zitternd vor Zorn gedacht hatte: »Soll ich das nicht vor Gericht vorlesen?« Jetzt aber war es, als sei sie vom Berg herab-

geflogen. Ich erinnere mich, damals wurde gleich auf der Stelle der Brief von dem Sekretär laut verlesen, und er rief einen niederschmetternden Eindruck hervor. Man wandte sich an Mitja mit der Frage, ob er diesen Brief anerkenne. »Er ist von mir, von mir!« rief Mitja aus. »Wäre ich nicht betrunken gewesen, so hätte ich ihn nicht geschrieben . . .! Für vieles haben wir einander gehaßt, Katja, aber, ich schwöre es dir, ich habe dich auch hassend geliebt, du aber mich – nicht!«

Er fiel auf seinen Platz zurück und rang in Verzweiflung die Hände. Der Staatsanwalt und der Verteidiger begannen ein Kreuzverhör vorzunehmen, hauptsächlich in dem Sinn: »Was hat Sie eigentlich veranlaßt, ein solches Dokument zu verheimlichen und vordem Ihre Aussagen in einem ganz anderen Geist und Ton zu machen?«

»Ja, ja, ich habe vorhin gelogen, ich habe alles gelogen, gegen Ehre und Gewissen, ich wollte ihn aber vorhin retten, weil er mich haßte und so verachtete!« rief Katja wie von Sinnen. »Oh, er verachtete mich furchtbar, immer verachtete er mich, und wissen Sie, wissen Sie – er verachtete mich gerade von dem Augenblick an, als ich ihm damals für dies Geld mit einem Fußfall dankte. Ich sah das wohl . . . Ich habe sogleich, damals schon dies vorausgeföhlt, lange aber glaubte ich mir nicht. Wie oft las ich in seinen Augen: »Gleichwohl bist du selber damals zu mir gekommen!« Oh, er begriff nicht, er begriff gar nicht, weshalb ich damals zu ihm gelaufen kam; nur Niedriges zu vermuten, ist er imstande! Er maß alles nach sich, er glaubte, daß alle so seien wie er«, knirschte Katja wütend, schon völlig außer sich. »Heiraten wollte er mich aber bloß deshalb, weil ich eine Erbschaft gemacht hatte, nur deshalb, nur deshalb! Ich habe immer den Argwohn gehabt, daß es nur deshalb sei! Oh, das ist ja ein wildes Tier! Er war davon überzeugt, daß ich mein ganzes Leben vor ihm zittern werde vor Scham darüber, daß ich damals zu ihm kam, und daß er mich ewig dafür verachten und deshalb aber auch mich beherrschen

könne – das ist es auch, weshalb er mich heiraten wollte! Das ist so, das ist ganz so! Ich versuchte ihn zu besiegen durch meine Liebe, durch eine Liebe ohne Ende; sogar den Verrat wollte ich ertragen, er aber begriff nichts, gar nichts. Ja, kann er denn überhaupt irgend etwas begreifen! Das ist ja ein Auswurf! Diesen Brief erhielt ich erst am Abend des zweiten Tages, man brachte ihn mir aus dem Wirtshaus, aber noch am Morgen, am Morgen desselben Tages, hatte ich ihm alles verzeihen wollen, alles, sogar seinen Verrat!«

Natürlich suchten der Präsident und der Staatsanwalt sie zu beruhigen. Ich bin überzeugt, daß sie sich sogar vielleicht alle beide schämten, daß sie derart aus ihrem hysterischen Zustand Nutzen zogen und derartige Bekenntnisse mit anhörten. Ich entsinne mich, ich hörte, wie sie ihr sagten: »Wir begreifen, wie Ihnen das schwerfällt, glauben Sie nur, wir sind imstande zu fühlen« usw., aber gleichwohl zogen sie Aussagen heraus aus einem Weib, das in einem hysterischen Anfall von Sinnen war. Endlich beschrieb sie mit außerordentlicher Klarheit – wie sie einem so häufig, wenn auch nur auf Augenblicke aufblitzt, sogar in den Minuten eines so gespannten Zustandes – wie Iwan Fjodorowitsch in diesen zwei Monaten fast den Verstand verloren habe darüber, wie er nur retten könne »jenen Auswurf und Mörder«, seinen Bruder.

»Er quälte sich!« rief sie aus. »Er wollte immer seine Schuld herabsetzen, indem er mir gestand, auch er habe seinen Vater nicht geliebt und vielleicht selber seinen Tod gewünscht. Oh, das ist ein tiefes, tiefes Gewissen! Er quälte sich bis aufs letzte mit Gewissensbissen! Er hat mir alles offenbart, alles; er pflegte jeden Tag zu mir zu kommen und mit mir zu sprechen wie mit seinem einzigen Freund!« rief sie plötzlich aus, und es war so, als ob eine Herausforderung darin liege, und ihre Augen funkelten. »Er ging zweimal zu Smerdjakow. Einmal kam er zu mir und sprach: ›Wenn den Mord nicht mein Bruder beging, vielmehr Smerdjakow (diese Fabel haben ja alle

hier verbreitet, Smerdjakow habe den Mord begangen), so bin ich vielleicht auch schuldig, weil Smerdjakow ja wußte, daß ich den Vater nicht liebte, und er vielleicht glaubte, daß ich den Tod meines Vaters wünsche!« Damals nahm ich diesen Brief heraus und zeigte ihn ihm, und da überzeugte er sich völlig, daß sein Bruder den Mord begangen habe, und dies schlug ihn schon endgültig nieder. Er konnte es nicht ertragen, daß sein leiblicher Bruder ein Vaternörder sei! Schon vor einer Woche sah ich, daß er darüber erkrankt war. In den letzten Tagen redete er irre, wenn er bei mir saß. Ich sah, daß er geistig gestört werde. Er ging und sprach vor sich hin, so hat man ihn auf den Straßen gesehen. Der zugereiste Arzt hat ihn auf meine Bitte vorgestern untersucht und mir gesagt, er sei dem Nervenfieber nahe – an allem, allem ist er schuld, eben dieser Auswurf! Gestern erfuhr er aber, daß Smerdjakow gestorben sei – dies hat ihn so erschüttert, daß er seinen Verstand verlor . . . und alles wegen dieses Auswurfes, alles nur deshalb, um diesen Auswurf zu retten!«

Oh, es versteht sich, so sprechen und solche Geständnisse ablegen kann man wohl nicht mehr als einmal im Leben – in der Minute vor dem Tod, wenn man das Schafott besteigt. Aber Katja war gerade ihrem Charakter treu, und der richtige Augenblick war für sie gekommen. Das war jene ungestüme Katja, die damals zu dem jungen Wüstling von Offizier hineinstürzte, um ihren Vater zu retten; das war gleichfalls ganz dieselbe Katja, die noch vorhin, vor diesem ganzen Publikum, stolz und keusch sich und ihre Mädchenscham zum Opfer brachte, indem sie erzählte von »der edlen Tat des Mitja«, um wenn auch nur irgendwie das Schicksal zu mildern, das ihn erwartete. Und da brachte sie sich denn jetzt ganz ebenso zum Opfer, aber schon für einen andern, und vielleicht hatte sie eben erst, erst in diesem Augenblick, klar gefühlt, und war sie sich völlig darüber klargeworden, wie teuer ihr dieser Mensch sei! Sie hatte sich für ihn zum

Opfer gebracht, sie war in Entsetzen geraten für ihn, da sie sich plötzlich vorgestellt hatte, er habe sich zugrunde gerichtet durch seine Aussage, daß er da den Mord begangen habe, nicht aber sein Bruder; sie hatte sich geopfert, um ihn zu retten, seinen Ruhm, seinen Ruf! Und gleichwohl blitzte etwas Furchtbares in ihr auf: hatte sie Mitja verleumdet, hatte sie gelogen, als sie ihre früheren Beziehungen zu ihm beschrieb? – das ist die Frage. Nein, nein, sie hatte ihn nicht wissentlich verleumdet, als sie schrie, Mitja habe sie wegen ihres Fußfalles verachtet! Sie glaubte tatsächlich daran, sie war tief überzeugt davon, vielleicht schon von diesem Fußfall an, der so aufrichtige Mitja, der sie damals vergötterte, lache über sie und verachte sie! Und lediglich aus Stolz hatte sie sich damals an ihn gehängt mit ihrer Liebe, einer hysterischen und zerrissenen, die aus verletztem Stolz hervorgegangen war, und diese Liebe war gar nicht ähnlich einer Liebe, vielmehr einer Rache! Oh, vielleicht hätte sich diese zerrissene Liebe in die richtige gewandelt, vielleicht . . . wünschte Katja gar nichts anderes als das; Mitja hatte sie aber durch seinen Verrat bis zur Tiefe ihrer Seele beleidigt, und ihre Seele hatte ihm nicht verziehen. Der Augenblick der Rache war aber völlig unerwartet herbeigeschlagen gekommen, und alles, was sich so lange und krankhaft in der Brust des beleidigten Weibes angesammelt hatte, drängte auf einmal und wiederum völlig unerwartet nach außen. Sie hatte Mitja verraten, aber auch an sich selber hatte sie Verrat begangen. Und, es versteht sich, sie hatte sich kaum völlig ausgesprochen, als die Spannung wich, und Scham sie niederdrückte. Wiederum begann ein hysterischer Anfall, sie fiel zu Boden, schluchzte und schrie. Man trug sie hinaus. In diesem Augenblick, als man sie hinaustrug, stürzte Gruschenka von ihrem Platz zu Mitja hin, so rasch, daß man sie gar nicht aufhalten konnte.

»Mitja!« brüllte sie, »zugrunde richtete dich deine Schlange! Sehen Sie, da hat sie sich Ihnen gezeigt!«

schrie sie das Gericht an, vor Wut behebend. Auf einen Wink des Präsidenten faßte man sie und begann, sie aus dem Saal hinauszuführen. Sie ließ es sich aber nicht gefallen, schlug um sich und wollte sich losreißen, um zu Mitja zurückzukehren. Mitja brüllte los und wollte sich zu ihr hinstürzen; man überwältigte ihn aber.

Ja, ich vermute, unsere Damen im Zuschauerraum wurden befriedigt. Das Schauspiel war reich. Ich entsinne mich, wie nunmehr der zugereiste Moskauer Arzt vortrat. Es scheint, der Präsident hatte auch schon vordem den Gerichtsvollzieher gesandt, um dafür zu sorgen, daß Iwan Fjodorowitsch ärztliche Hilfe zuteil werde. Der Arzt teilte dem Gericht mit, der Kranke befinde sich in einem äußerst heftigen Anfall von Nervenfieber, und man müsse ihn unverzüglich wegbringen. Auf die Frage des Staatsanwaltes und des Verteidigers bestätigte er, der Patient sei vorgestern selber zu ihm gekommen, und er habe ihm damals schon vorausgesagt, er werde bald in Nervenfieber verfallen, er habe sich indes nicht heilen lassen wollen. »Er war aber entschieden nicht bei klarem Verstand; er selber gestand mir, er sehe im Wachen Gesichter, er begegne auf der Straße verschiedenen Personen, die schon längst gestorben seien, und zu ihm komme jeden Abend der Satan zu Besuch«, schloß der Doktor. Nachdem er seine Aussage gemacht hatte, entfernte sich der berühmte Arzt. Der von Katarina Iwanowna vorgelegte Brief wurde den Sachbeweisen beigelegt. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück und beschloß dann, die Verhandlung fortzuführen und beide unerwarteten Aussagen (die der Katarina Iwanowna und des Iwan Fjodorowitsch) zu Protokoll zu nehmen. Ich werde aber nun den weiteren Verlauf der Verhandlung nicht mehr beschreiben. Ja, und die Aussagen der übrigen Zeugen waren auch nur eine Wiederholung und Bestätigung der früheren, wenn sie auch alle ihre charakteristischen Eigenschaften aufwiesen. Indes, ich wiederhole es, alles wurde zu einem Ganzen zusammengefügt in

der Rede des Staatsanwalts, zu der ich sogleich übergehen werde. Alle waren in Aufregung, alle waren elektrisiert durch die letzte Katastrophe und erwarteten mit brennender Ungeduld möglichst rasch die Lösung: die Reden der Parteien und das Urteil. Fetjukowitsch war sichtlich betroffen durch die Aussage der Katarina Iwanowna, dafür triumphtierte aber der Staatsanwalt. Als die gerichtliche Untersuchung beendet war, wurde eine Unterbrechung der Sitzung verkündet, die fast eine Stunde währte. Endlich eröffnete der Präsident die Debatten. Es scheint, es war genau acht Uhr abends, als unser Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch seine Anklagerede begann.

VI. *Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik*

Es begann Hippolyt Kirillowitsch seine Anklagerede, indem er am ganzen Körper in nervösem Zittern bebte; wie wenn er krank wäre, brach ihm kalter Schweiß auf der Stirn und an den Schläfen hervor, und er fühlte abwechselnd Frost und Hitze im ganzen Körper. So hat er selber später erzählt. Er hielt diese Rede für sein chef-d'oeuvre, für das chef-d'oeuvre seines ganzen Lebens, für sein Schwanenlied. Tatsächlich starb er auch neun Monate später an einer bösen Schwindsucht, so daß er wirklich, wie es sich erwies, das Recht gehabt hätte, sich mit einem Schwan zu vergleichen, der sein letztes Lied singt, wenn er nämlich sein Ende früher vorausgeföhlt hätte. In diese Rede legte er sein ganzes Herz und allen Verstand, über den er gebot, und er bewies, völlig unerwarteterweise, daß ihm weder soziales Empfinden fremd war, noch auch die »verfluchten« Fragen, wenigstens soweit sie unser armer Hippolyt Kirillowitsch in sich aufnehmen konnte. Die Hauptsache, wodurch sein Wort gewann, war, daß er es aufrichtig meinte: er glaubte an die Schuld des Angeklagten; nicht nur im Auftrag, und weil

das seine Pflicht war, beschuldigte er ihn und »rief zur Rache«, er zitterte tatsächlich in dem Wunsch, »die Gesellschaft zu retten«. Sogar unsere Damen, die im Grunde ihres Herzens dem Hippolyt Kirillowitsch feindlich gestimmt waren, gestanden gleichwohl, daß sie einen außerordentlichen Eindruck empfangen hätten. Er begann mit einer wie gesprungenen, sich brechenden Stimme, dann aber kräftigte sie sich sehr rasch und schallte durch den ganzen Saal, und so bis zum Ende. Als er aber nur eben geendet hatte, wäre er fast in Ohnmacht gefallen.

»Meine Herren Geschworenen!« begann der Ankläger. »Der vorliegende Fall hat in ganz Rußland ein lärmendes Aufsehen erregt. Weshalb aber, so scheint es, soll man staunen, weshalb sich denn da so besonders entsetzen? Gerade wir, gerade wir vornehmlich! Wir sind ja so gewöhnt an alles! Darin beruht ja auch gerade unser Entsetzen, daß so finstere Dinge fast aufhörten, für uns entsetzlich zu sein! Darüber muß man sich entsetzen, über diese Gewohnheit, nicht aber über die einzelne Untat dieses oder jenes Individuums! Wo liegen denn aber die Ursachen unserer Gleichgültigkeit, unseres kaum noch lauwarmeren Verhaltens zu solchen Fällen, zu solchen Zeichen der Zeit, die eine nicht beneidenswerte Zukunft voraussagen? In unserem Zynismus, in der frühen Erschöpfung des Geistes und der Vorstellungskraft unserer noch so jungen, aber schon so vorzeitig gebrechlich gewordenen Gesellschaft? In unseren, bis auf ihren Grund erschütterten sittlichen Grundsätzen, oder endlich darin, daß wir diese sittlichen Grundsätze vielleicht gar nicht haben? Ich will diese Fragen nicht entscheiden, dessenungeachtet sind sie qualvoll, und jeder Bürger sollte nicht nur, er ist sogar verpflichtet, unter ihnen zu leiden! Unsere beginnende, noch schüchterne Presse hat gleichwohl der Gesellschaft bereits einige Dienste erwiesen; denn ohne sie hätten wir ja niemals irgendwie vollständig etwas erfahren von jenen Entsetzlichkeiten, von

jener Zügellosigkeit und sittlichen Verkommenheit, wovon sie ohne Unterlaß in ihren Spalten schon uns allen berichtet, nicht nur denen, die die Säle des neuen öffentlichen Gerichts besuchen, das uns von dem jetzt regierenden Zaren gegeben wurde. Und was lesen wir da eigentlich fast täglich? Oh, jeden Augenblick von solchen Dingen, vor denen sogar der vorliegende Fall verblaßt und fast schon wie etwas Alltägliches erscheint. Wichtiger aber als alles ist es, daß die Mehrzahl unserer russischen, unserer nationalen Kriminalfälle, eben von etwas ganz Allgemeinem, von einem weitverbreiteten Übel Zeugnis ablegen, das bei uns heimisch wurde, und mit dem, da es sich um ein allgemeines Übel handelt, schon schwer zu kämpfen ist. So zum Beispiel hier ein junger glänzender Offizier aus der höchsten Gesellschaft: er beginnt kaum sein Leben und seine Karriere, da ermordet er niederträchtigerweise, insgeheim, ohne jede Gewissensbisse einen kleinen Beamten, der in gewisser Beziehung sogar sein Wohltäter war, und dessen Magd, um einen Schuldschein von sich zu stehlen und zugleich auch die übrigen Gelderchen des Beamten: »dies wird ja taugen für meine Vergnügungen in der großen Welt und im voraus für meine Karriere.« Nachdem er beide ermordet und den Toten Kissen unter die Köpfe gelegt hat, geht er ruhig weg. Dort ermordet ein junger Held, behangen mit Orden für Tapferkeit, auf räuberische Weise auf der großen Heerstraße die Mutter seines Feldherrn und Wohltäters, und er versichert, als er seine Kameraden dazu anstiftet, »sie liebe ihn wie ihren leiblichen Sohn, sie werde deshalb allen seinen Ratschlägen folgen und keinerlei Sicherheitsvorkehrungen treffen«. Möge das ein Unmensch sein, ich wage aber jetzt, in unserer Zeit, schon nicht mehr zu sagen, daß er eine Ausnahmestellung einnimmt. Ein anderer wird zwar nicht morden, aber ganz genau so denken und fühlen wie er, in seiner Seele genau so ehrlos sein wie jener. Insgeheim, Auge in Auge mit seinem Gewissen, fragt er sich vielleicht: »Ja, was ist denn eigent-

lich die Ehre, und ist es nicht bloß ein Vorurteil, daß man nicht Blut vergießen soll?« Vielleicht wird man gegen mich auftreten und sagen, ich sei ein kränklicher Mensch, ein hysterischer, ich verleumde ins Ungeheuerliche, ich phantasie, ich übertreibe. Nur zu, nur zu – und, mein Gott, wie wäre ich als erster froh darüber! Oh, glauben Sie mir gar nicht, halten Sie mich ruhig für krank, behalten Sie nur gleichwohl meine Worte im Gedächtnis: wenn ja auch nur der zehnte, auch nur der zwanzigste Teil in meinen Worten Wahrheit ist – so ist es auch dann noch furchtbar! Sehen Sie, meine Herren, sehen Sie doch nur, wie sich bei uns junge Menschen erschießen: Oh, ohne die geringsten Hamletschen Fragen darüber: »Was wird dort sein?«, ohne irgendwelche Anzeichen dieser Fragen, geradeso als sei dieser Gedanke über unsern Geist und alles, was uns jenseits des Grabes erwartet, in ihnen begraben und mit Sand verschüttet. Schauen Sie endlich auf unsere Unzucht, auf unsere Wollüstlinge. Fjodor Pawlowitsch, das unglückliche Opfer des vorliegenden Prozesses, ist im Vergleich mit ihnen fast ein unschuldiger Säugling. Aber wir kannten ihn ja, er lebte unter uns. Ja, mit der Psychologie des russischen Verbrechens werden sich vielleicht einstmals noch überlegene Geister beschäftigen, bei uns und in Europa, denn der Gegenstand lohnt der Mühe. Diese Erforschung wird aber irgendwann später erfolgen, schon in der Muße, und wenn die ganze tragische Albernheit unseres gegenwärtigen Augenblicks auf einen weit entfernten Plan getreten ist, so daß man schon mit mehr Scharfsinn und größerer Unparteilichkeit auf sie blicken kann, als zum Beispiel Menschen wie ich dazu fähig sind. Vorderhand aber entsetzen wir uns entweder, oder wir tun wenigstens so, als ob wir uns entsetzten, während wir im Gegenteil das Schauspiel noch auskosten, als Liebhaber heftiger exzentrischer Empfindungen, die unsern zynisch-faulen Müßiggang aufrütteln, oder endlich, wir wehren wie kleine Kinder die furchtbaren Gespenster mit Händen

von uns ab und verstecken den Kopf unter das Kissen, bis sie vorübergegangen sind – um sie darauf sogleich schon wieder zu vergessen, in Heiterkeit und Spielen. Irgendwann ist es aber nötig, daß auch wir unser Leben nüchtern und mit Überlegung beginnen; auch wir müssen einmal einen Blick auf uns selber werfen, insofern als wir eine Gesellschaft ausmachen, auch uns tut es not, wenn auch nur irgend etwas in unserem gesellschaftlichen Dasein mit Sinn zu erfüllen, oder doch wenigstens nur unsere geistige Belebung in Angriff zu nehmen. Ein großer Dichter der vorhergegangenen Epoche vergleicht einmal, im Finale der größten seiner Schöpfungen, ganz Rußland mit einem nach einem unsichtbaren Ziel jagenden tollkühnen, russischen Dreigespann, und ruft dabei aus: »Ach Dreigespann, Vogel Dreigespann, wer hat dich denn eigentlich ausgedacht?« - und in stolzem Entzücken fügt er hinzu, daß vor dem Hals über Kopf dahinjagenden Dreigespann ehrerbietig alle Völker zur Seite treten. Meine Herren, möge es auch so sein, mögen sie nur zur Seite treten, ehrerbietig oder nicht, nach meiner sündigen Meinung hat aber der geniale Künstler hier entweder in einem Anfall kindlich unschuldiger Schöngeisterei geendet, oder er fürchtete ganz einfach die damalige Zensur. Denn wenn man an sein Dreigespann nur seine eigenen Helden spannt: die Sabakewitsche, Nosdrews und Tschitschikows, so mag man wen man will zum Fuhrmann bestellen, mit diesen Pferden wird man auch nicht halbwegs zum Ziel hingelangen! Aber das waren erst die früheren Pferde, die bei weitem nicht an unsere jetzigen heranreichen, die unsrigen sind noch besser!« Hier wurde die Rede des Hippolyt Kirillowitsch von Beifallklatschen unterbrochen. Der Liberalismus im Ausmalen des russischen Dreigespanns gefiel. Freilich, es erklang nur von zwei, drei Seiten Händeklatschen, so daß der Präsident es nicht einmal für nötig fand, sich an das Publikum zu wenden mit der Drohung, »er werde den Saal räumen lassen«, und er nur streng nach der

Seite der Beifallklatscher hinblickte. Hippolyt Kirillowitsch war aber ermutigt, noch niemals hatte man ihm bis dahin Beifall geklatscht! Man hatte diesen Menschen so viele Jahre nicht anhören wollen, und plötzlich hat er die Möglichkeit, sich vor ganz Rußland auszusprechen! »In der Tat«, fuhr er fort, »was ist denn eigentlich die Familie Karamasow, die plötzlich eine so traurige Berühmtheit erlangte, sogar über ganz Rußland hin? Vielleicht übertreibe ich allzusehr, es scheint mir aber, als ob aus dem Bild dieser kleinen Familie einige ganz allgemeine Grundelemente unserer heutigen intelligenten Gesellschaft hervorschimmern – oh, nicht alle Elemente, ja, und sie spiegeln sich auch nur in mikroskopischer Gestalt wider, »wie die Sonne in einem kleinen Wassertropfen«; aber gleichwohl hat sich da irgend etwas widergespiegelt, gleichwohl hat sich da irgend etwas offenbart. Schauen Sie nur auf jenen unglücklichen, zügellosen und liederlichen alten Mann, diesen »Familienvater«, der so elend sein Leben endigte! Von Geburt ein Adliger, begann er seine Laufbahn als armseliger Schmarotzer. Durch eine zufällige und unerwartete Heirat heimste er dann als Mitgift ein kleines Kapitalchen ein. Anfangs ist er nur ein Betrüger im kleinen, ein Spaßmacher und speichelleckender Hanswurst, mit einem Anflug geistiger Fähigkeiten, die übrigens durchaus nicht schwach waren. Vor allem ist er ein Wucherer. Mit den Jahren, das heißt mit dem Anwachsen des Kapitalchens, wird er mutiger. Seine Selbsterniedrigung und Schmeicheleien verschwinden, es bleibt nur der höhnische und boshafte Zyniker und Wollüstling. Die geistige Seite ist völlig begraben in ihm, der Lebensdurst dagegen ungeheuer. Das führt dazu, daß er außer den Genüssen der Wollust auch gar nichts mehr im Leben sieht, so lehrt er auch seine Kinder. Von irgendwelchen geistigen Vaterpflichten – keine Spur. Er lacht über sie, er erzieht seine kleinen Kinder auf dem Hinterhof und ist froh, daß man sie von ihm wegführt. Er vergißt ihrer sogar völlig. Alle

moralischen Regeln dieses Greises erschöpfen sich in dem einen: après moi le déluge. Alles das, was dem Begriff des Bürgers entgegengesetzt ist, ist an ihm wahrzunehmen: völlige, sogar feindliche Absonderung von der Gesellschaft. »Möge auch die ganze Welt in Flammen stehen, wenn ich es allein nur gut habe.« Er fühlt sich auch wohl, er ist völlig befriedigt, er dürstet danach, so zu leben noch zwanzig – dreißig Jahre. Er übervorteilt seinen leiblichen Sohn, und gerade vermittels seines Geldes, das er von seiner Mutter geerbt hatte, und das er, sein Vater, ihm nicht abgeben will, sucht er ihm, dem eigenen Sohn, die Geliebte abspenstig zu machen. Nein, ich will die Verteidigung des Angeklagten nicht allein dem hochtalentierten Verteidiger überlassen, der aus Petersburg zu uns kam. Auch ich werde die Wahrheit sagen, ich selber verstehe ja sehr wohl, was für eine Summe von Unwillen dieser Vater im Herzen seines Sohnes anhäufte. Aber genug, genug von diesem unglücklichen Greis, er empfing seinen Lohn. Erinnern wir uns aber gleichwohl, daß dies ein Vater und einer von den heutigen Vätern ist. Werde ich wohl die Gesellschaft beleidigen, wenn ich sage, daß dies sogar einer von vielen heutigen Vätern ist? O weh, so viele von den heutigen Vätern äußern sich nur nicht so zynisch wie dieser da, denn sie sind besser erzogen, besser gebildet; im Grunde ihres Herzens aber – fast von derselben Philosophie wie er. Aber möge ich auch Pessimist sein, meinerwegen. Wir sind schon übereingekommen, daß Sie mir verzeihen werden. Laßt uns im voraus ausmachen: glauben Sie mir nur ruhig gar nicht, glauben Sie mir nicht, ich werde sprechen, und Sie werden mir keinen Glauben schenken. Lassen Sie mich aber gleichwohl zu Ende reden, behalten Sie gleichwohl irgend etwas von meinen Worten im Gedächtnis. Aber da sehen Sie ja die Kinder dieses Greises, dieses Familienvaters: einer von ihnen sitzt vor uns auf der Anklagebank, von ihm wird noch meine ganze Rede handeln, von den andern werde ich nur flüchtig sprechen. Von diesen an-

dern ist der älteste - einer von den heutigen jungen Männern mit glänzender Bildung. Mit ziemlich starkem Verstand begabt, glaubt er indes schon an nichts mehr; schon viel, schon allzuviel im Leben verwarf er und wies es von sich, ganz genau so wie sein Vater. Wir alle haben ihn gehört, er war in unserer Gesellschaft freundlich aufgenommen. Seine Anschauungen verheimlichte er nicht, sogar ganz im Gegenteil, ganz im Gegenteil, und das gibt mir ja auch die Kühnheit, jetzt von ihm etwas aufrichtig zu sprechen; natürlich nicht wie von einer Privatperson, vielmehr nur wie von einem Mitglied der Familie Karamasow. Hier starb gestern durch Selbstmord, am Ende der Stadt, ein kränklicher Idiot, der in hohem Maß in der vorliegenden Sache mit zur Verantwortung gezogen wurde: der frühere Diener und vielleicht der außereheliche Sohn des Fjodor Pawlowitsch, Smerdjakow. Er erzählte mir mit hysterischen Tränen bei der Voruntersuchung, wie dieser junge Karamasow, Iwan Fjodorowitsch, ihn durch seine geistige Zügellosigkeit entsetzt habe: ›Alles ist sozusagen seiner Ansicht nach erlaubt, was es auch auf der Welt gibt, und nichts soll hinfort verboten sein – das ist es, worin er mich unterwiesen hat.‹ Es scheint, dieser Idiot hat über dieser Lehre, in der man ihn unterwies, auch endgültig den Verstand verloren, wenn natürlich auch seine Fallsucht Einfluß hatte auf seine Geisteszerrüttung und ebenso diese ganze furchtbare Katastrophe, die sich in jenem Haus abgespielt hatte. Diesem Idioten blitzte aber eine ganz außerordentlich interessante Bemerkung auf, die sogar einem klügeren Beobachter Ehre machen würde, und das ist es denn auch, worauf ich hinaus will: ›Wenn‹, so spricht er, ›einer von den Söhnen Fjodor Pawlowitsch an Charakter mehr ähnlich ist als die anderen, so ist dies Iwan Fjodorowitsch!‹ Bei dieser Bemerkung unterbreche ich die begonnene Charakteristik, da ich es nicht für taktvoll halte, sie fortzusetzen. Oh, ich will keineswegs weitere Schlüsse ziehen und wie ein Unglücksrabe dem

jungen Schicksal nichts als als Untergang vorkrächzen. Wir sahen noch heute hier, in diesem Saal, daß die elementare Macht der Wahrheit in seinem jungen Herzen noch lebt, daß die Gefühle der Familienanhänglichkeit noch nicht in ihm betäubt sind durch Unglaube und moralischen Zynismus, den er mehr durch Vererbung erwarb als durch wahrhaftige Leiden des Gedankens. Schließlich der dritte Sohn, das ist noch ein Jüngling; fromm und sanft sucht er im Gegensatz zu der finsternen, entweihenden Weltanschauung seines Bruders sich sozusagen an die »nationalen Grundsätze« zu halten oder an das, was man bei uns unter diesem eigenartigen Wörtchen versteht, in gewissen theoretischen Winkeln unserer denkenden Intelligenz. Er hat sich dem Kloster angeschlossen; er hätte fast selber das Mönchsgelübde abgelegt. In ihm, so scheint es mir, äußerte sich unbewußt und so früh schon jene schüchterne Verzweiflung, in der befangen jetzt so viele in unserer armen Gesellschaft – aus Scheu vor ihrem Zynismus und ihrer Verworfenheit, und irrtümlicherweise alle diese Übel der europäischen Aufklärung zuschreibend – sich, wie sie zu sagen pflegen, der »Heimaterde« in die Arme werfen, in ihre mütterliche Umarmung zurückkehren wie Kinder, die erschreckt sind durch Gespenster, und an der vertrockneten Brust der geschwächten Mutter nur ruhig einzuschlafen suchen, und sogar ihr ganzes Leben dort verschlafen möchten, wenn sie nur nicht die Abscheulichkeiten zu sehen brauchen, die sie entsetzen. Ich meinerseits wünsche dem guten und begabten Jüngling alles Beste, ich wünsche, daß sich seine jugendliche Schwärmerei und sein Hinstreben nach den volkstümlichen Elementen nicht in der Folge, wie das so oft geschieht, von ihrer moralischen Seite in finstern Mystizismus, von ihrer sozialen Seite in stumpfen Chauvinismus wandeln möge – zwei Eigenschaften, die vielleicht der Nation mit einem noch größeren Übel drohen, als selbst die zu frühe Verderbnis durch eine falsch verstandene und ohne eigene Anstren-

gung erlangte europäische Aufklärung, an der sein ältester Bruder krankt.«

Auf die Bemerkung über den Chauvinismus und Mystizismus klatschten zwei oder drei Personen im Publikum Beifall. Hippolyt Kirillowitsch hatte sich natürlich fortreißen lassen: das alles stand ja nur in losen Beziehungen zu dem vorliegenden Fall, ganz zu schweigen davon, daß es unklar herauskam. Aber schon allzusehr verlangte es diesen schwindsüchtigen und sich beleidigt fühlenden Mann danach, sich, wenn auch nur einmal im Leben, ganz auszusprechen. Bei uns erzählte man dann, daß er sich bei der Charakteristik des Iwan Fjodorowitsch sogar von einem wenig feinen Gefühl habe leiten lassen, weil nämlich ihn jener ein- oder zweimal öffentlich im Wortgefecht hineingelegt hatte, und Hippolyt Kirillowitsch, in der Erinnerung daran, sich jetzt rächen wollte. Ich weiß aber nicht, ob man das annehmen darf. Auf jeden Fall diene dies alles nur zur Einführung, was darauf folgte, bezog sich schon auf die Sache.

»Aber dort der dritte Sohn dieser modernen Familie«, fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, »er sitzt auf der Anklagebank, er sitzt da vor uns, vor uns liegt auch sein Wirken, sein Leben und seine Taten. Es kam die Zeit, und alles enthüllte sich, alles trat hervor. Im Gegensatz zu dem »Europäismus« und den »volkstümlichen Elementen« seiner Brüder bringt er in sich gleichsam das unmittelbare Rußland zum Ausdruck – oh, nicht das ganze, nicht das ganze, und Gott verhüte, daß es das ganze wäre! Aber gleichwohl ist es da, unser Rußlandchen, es riecht nach ihm, man vernimmt es, das Mütterchen. Oh, wir sind ohne Verstellung, wir sind gut und böse in wunderbarster Mischung, wir sind Freunde der Aufklärung und Schillers, und dabei lärmen wir in den Wirtshäusern umher und reißen unsern betrunkenen Flaschengefährten die Bärtchen aus. Oh, auch wir sind zuzeiten gut und schön, aber nur dann, wenn es uns selber gut und schön zumute ist. Im Gegenteil, wir sind sogar stürmisch be-

wegt – gerade eben stürmisch bewegt – von den edelsten Idealen, aber nur unter der Bedingung, daß sie einem in den Schoß fallen, daß sie zu uns auf den Tisch vom Himmel herabfallen, und die Hauptsache, daß man nichts für sie zu bezahlen braucht, daß es umsonst sei, ganz umsonst. Zu zahlen lieben wir ja durchaus nicht, dafür lieben wir es aber gar sehr, zu empfangen, und das in allem. O gebt uns, gebt uns doch alle möglichen Güter des Himmels (eben alle möglichen, billiger machen wir es nicht), und vor allem, bereitet unserem Naturell in nichts Hindernisse, und dann werden auch wir beweisen, daß wir edel und gut sein können. Wir sind nicht geldgierig, o nein, aber gebt uns gleichwohl Geld, mehr, mehr, so viel als möglich, und ihr werdet sehen, wie großmütig, mit welcher Verachtung des verächtlichen Metalls wir es in einer Nacht verschleudern werden in einem zügellosen Trinkgelage. Wird man uns aber nicht Geld geben, so werden wir es schon zu erlangen verstehen, wenn es uns gar sehr danach verlangt. Davon aber später. Wir werden der Reihe nach vorgehen. Zunächst steht vor uns ein armer, verstoßener Knabe »auf dem Hinterhof ohne Schuhchen«, wie sich vorhin unser geehrter und geachteter Mitbürger ausdrückte (o weh, er ist ausländischer Abkunft!). Noch einmal wiederhole ich – niemandem werde ich die Verteidigung des Angeklagten abtreten! Ich bin der Ankläger, ich bin aber auch der Verteidiger. Ja, auch wir sind Leute, auch wir sind Menschen, auch wir werden es abzuwägen versuchen, wie auf den Charakter die ersten Eindrücke der Kindheit und des häuslichen Nestchens einwirken. Da ist er aber schon Knabe, schon Jüngling, schon junger Mensch, Offizier. Wegen zügellosen Verhaltens und wegen Herausforderung zum Duell schickt man ihn in eines der entferntesten, an der Grenze gelegenen Städtchen unseres an allem so reichen Rußland. Dort dient er, dort bummelt er auch, und endlich – »dem großen Schiff auch weite Fahrt!« Wir haben Mittel nötig, Mittel vor allem, und da, nach lan-

gen Streitigkeiten, hat er sich mit seinem Vater über die letzten sechstausend geeinigt, und man sendet sie ihm. Bemerken Sie wohl, er gab ein Dokument, und es ist ein Brief von ihm vorhanden, in dem er auf alles übrige fast verzichtet und mit diesen sechstausend den Zank mit seinem Vater wegen der Erbschaft für beigelegt erklärt. Da begegnet er einem jungen Mädchen von hohem Charakter und Bildung. Oh, ich wage es nicht, Einzelheiten zu wiederholen. Sie haben sie eben erst vernommen: da ist Ehre, da ist Aufopferung, und ich verstumme. Das Bild des jungen Mannes, der, obgleich leichtsinnig und liederlich, sich dennoch vor wahrhaftigem Edelmut beugt, vor der höchsten Idee, ist außerordentlich sympathisch vor uns hingetreten. Darauf hat sich aber plötzlich in diesem selben Gerichtssaal völlig unerwarteterweise auch die Gegenseite der Medaille gezeigt. Wiederum wage ich es nicht, mich aufs Raten zu verlegen, und enthalte mich der Untersuchung, weshalb es so kam. Ganz dieselbe Persönlichkeit, aufgelöst in Tränen des Unwillens, den sie lange bekämpft hatte, erklärt uns auf einmal, daß gerade er, er gerade zuerst sie auch verachtet habe wegen ihres unvorsichtigen und vielleicht unüberlegten, aber gleichwohl erhabenen, gleichwohl großmütigen Schrittes. Gerade bei ihm, bei dem Bräutigam dieser Jungfrau, habe sich ja zuallererst jenes höhnische kleine Lächeln offenbart, daß sie nur von ihm allein nicht ertragen konnte. Wissend, daß er sie bereits betrog (betrog in der Überzeugung, daß sie hinfort schon alles von ihm ertragen müsse, sogar seinen Verrat), dieses wissend bietet sie ihm absichtlich dreitausend Rubel an, und deutlich, allzu deutlich gibt sie ihm dabei zu verstehen, daß sie ihm dies Geld anbiete, gerade damit er sie verrate: »Wie denn, wirst du es annehmen oder nicht, wirst du wirklich so zynisch sein?« sagte sie ihm schweigend mit ihrem richtenden und prüfenden Blick. Er blickt sie an, versteht völlig ihre Gedanken (er hat ja selber vor Ihnen eingestanden, er habe alles begriffen) und eignet sich

unbedenklich diese Dreitausend an und verbummelt sie in zwei Tagen mit seiner neuen Geliebten! Woran soll man denn da glauben? Der ersten Legende – dem Anfall hohen Edelmuts, der die letzten Mittel zum Leben weggibt und sich vor der Tugend verneigt – oder der Gegenseite der Medaille, die so abstoßend wirkt? Gewöhnlich geht es im Leben so, daß man bei zwei Widersprüchen die Wahrheit in der Mitte suchen muß: im vorliegenden Fall ist das indes nicht so. Am allerwahrscheinlichsten ist es, daß er im ersten Fall aufrichtig edelmütig war, im zweiten Fall aber ebenso aufrichtig niederträchtig. Weshalb? Aber gerade eben deshalb, weil wir ›breite‹ Naturen sind, Karamasowsche – ich führe es ja auch gerade darauf zurück –, fähig, alle möglichen Gegensätze in uns zu vereinigen und gleichzeitig beide Abgründe anzuschauen: den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund des allerniedrigsten und stinkenden Falls. Erinnern Sie sich an den glänzenden Gedanken, den vorhin jener junge Beobachter aussprach, der so tief und aus solcher Nähe die ganze Familie Karamasow beobachtet hatte, Herr Rakitin: ›Die Empfindung der Niedrigkeit ist jenen zügellosen und maßlosen Naturen ebenso notwendig, wie auch das Gefühl des höchsten Edelmuts!‹ – und das ist auch so, gerade sie bedürfen dieses unnatürlichen Gemisches beständig und ohne Unterlaß. Zwei Abgründe, zwei Abgründe, meine Herren, in ein und demselben Augenblick – sonst sind wir unglücklich und unbefriedigt, und unser Dasein bleibt nicht ausgefüllt. Wir sind ja breit, so breit wie unser ganzes Mütterchen Rußland, wir haben Platz für alles und leben uns mit allem ein! Übrigens, meine Herren Geschworenen, berührten wir soeben diese Dreitausend, und ich erlaube mir, etwas vorauszueilen. Stellen Sie sich nur vor, daß dieser Charakter, als er damals dieses Geld empfangen hatte, ja und noch auf welche Weise – eine solche Schande war damit verbunden, eine Erniedrigung letzten Grades – stellen

Sie sich vor, daß er an diesem selben Tag imstande war, wie er angibt, die Hälfte davon abzuzählen, sie in ein Säckchen einzunähen und einen ganzen Monat hindurch die Festigkeit zu haben, sie bei sich am Hals zu tragen, ungeachtet aller Verführungen und außerordentlichen Bedürfnisse! Weder beim wüsten Gelage in den Wirtshäusern, nicht einmal damals, als er aus der Stadt eilen mußte, um Gott weiß bei wem Geld aufzutreiben, das ihm aufs dringendste nötig war (um seine Geliebte zu entführen, weit weg von den Verführungen seines Nebenbuhlers, seines Vaters), erkühnte er sich, an dieses Säckchen zu rühren. Ja, wenn auch gerade nur dafür, um seine Geliebte nicht den Verführungen des Greises zu überlassen, auf den er so eifersüchtig war, hätte er sein Geldsäckchen öffnen und zu Hause bleiben müssen, wie ein Wächter seiner Geliebten, der nicht von seinem Platz weicht und den Augenblick erwartet, wann jene ihm endlich sagen werde: »Ich bin die Deinige«, um mit ihr irgendwohin zu fliehen weit fort von der jetzigen verhängnisvollen Umgebung. Aber nein, er berührt seinen Talisman nicht, und unter welchem Vorwand? Der ursprüngliche Vorwand, wir sagten es schon, war gerade der, daß, wenn man ihm sagen werde: »Ich bin die Deine, entführe mich, wohin du willst« – daß er dann Geld hätte, womit er sie entführen könne. Aber dieser erste Vorwand verblaßte nach den eigenen Worten des Angeklagten vor dem zweiten. »Einstweilen trage ich sozusagen dies Geld bei mir. Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb, denn ich kann ja jederzeit zu meiner von mir beleidigten Braut gehen, diese Hälfte der ganzen Summe, die ich mir auf betrügerische Weise von ihr aneignete, vor sie hinlegen und ihr sagen: Siehst du, ich habe die Hälfte deines Geldes verbummelt und damit bewiesen, daß ich ein schwacher und charakterloser Mensch bin, und wenn du willst, ein Schuft (ich gebrauche die Ausdrücke des Angeklagten selber) – aber wenn auch ein Schuft, so bin ich doch kein Dieb. Denn wenn ich ein Dieb wäre, so hätte ich dir diese

Hälfte, das übriggebliebene Geld, nicht gebracht, ich hätte sie mir vielmehr angeeignet wie auch die erste Hälfte! Eine erstaunliche Erklärung dieser Tatsache! Dieser selbe rasende aber schwache Mensch, der es nicht fertigbringt, der Verführung zu widerstehen, dreitausend Rubel anzunehmen, unter so schmachvollen Neben Umständen – dieser selbe Mensch fühlt plötzlich in sich eine stoische Festigkeit und trägt an seinem Hals Tausende von Rubeln, ohne es zu wagen, sie zu berühren! Entspricht denn dies auch nur im geringsten dem Charakter, wie wir ihn kennzeichneten? Nein, und auch ich erlaube mir Ihnen zu erzählen, wie in solchem Fall der wirkliche Dmitri Karamasow verfahren hätte, wenn er auch tatsächlich beschlossen hatte, sein Geld in ein Säckchen einzunähen. Bei der allerersten Verführung – nun, wenn auch nur um wiederum mit irgend etwas diese selbe neue Geliebte zu amüsieren, mit der er bereits die erste Hälfte dieses Geldes verbummelt hatte, würde er sein Säckchen geöffnet und von ihm genommen haben – nun, nehmen wir an, auch nur hundert Rubel im ersten Fall; denn wozu unbedingt die Hälfte mit sich nehmen, das heißt anderthalbtausend, auch tausendvierhundert genügt, es wird ja immer aufs gleiche herauskommen: ›Ein Schuft bin ich sozusagen, aber kein Dieb, wenn ich auch nur tausendvierhundert zurückbringe, da ja ein Dieb alles genommen und nichts zurückerstattet hätte!‹ Darauf hätte er nach einiger Zeit wiederum das Säckchen geöffnet und schon das zweite Hundert herausgenommen, dann das dritte, dann das vierte, und bevor noch der Monat verflossen wäre, hätte er endlich auch das vorletzte Hundert herausgenommen: ›Ich werde, sozusagen, auch nur einhundert zurückerstatten, es wird ja gleichwohl ebenso herauskommen: ein Schuft, aber kein Dieb! Neunundzwanzig Hunderter habe ich verbummelt, aber gleichwohl einen zurückerstattet, ein Dieb hätte aber auch den nicht zurückerstattet!‹ Und endlich, wenn er schon diesen vorletzten Hunderter verbummelt

hätte, hätte er den letzten angeschaut und sich gesagt: »Aber es lohnt ja doch gar nicht, einen einzigen Hunderter zurückzuerstatten – ich will auch den noch verbummeln!« Sehen Sie, so hätte der wirkliche Dmitri Karamasow verfahren, wie wir ihn kennen! Die Legende aber von dem Säckchen – das steht in einem solchen Widerspruch zur Wirklichkeit, wie man ihn sich größer gar nicht vorstellen kann. Man kann alles annehmen, nur dies nicht. Wir werden aber noch darauf zurückkommen!«

Er führte dann in gehöriger Reihenfolge alles das an, was der gerichtlichen Untersuchung von den Vermögensstreitigkeiten und den persönlichen Beziehungen des Vaters und des Sohnes bekannt war, und wiederum kam er zu dem Schluß, daß nach den vorliegenden Tatsachen nicht die geringste Möglichkeit bestehe, in dieser Frage über die Teilung der Erbschaft festzustellen, wer bei der Abrechnung zu viel und wer zu wenig erhalten habe. Hierauf erinnerte Hippolyt Kirillowitsch aus Anlaß dieser dreitausend Rubel, die sich im Geist des Mitja wie eine fixe Idee festgesetzt hatten, an die ärztliche Expertise.

VII. *Geschichtlicher Überblick*

»Die ärztliche Expertise war bestrebt, uns zu beweisen, daß der Angeklagte nicht bei sich und von einer Manie beherrscht sei. Ich behaupte, daß er gerade bei vollem Verstand war, dieses aber auch am allerschlechtesten für ihn war: wäre er nämlich nicht bei sich gewesen, so hätte er sich vielleicht um vieles klüger erwiesen. Was aber das anbetrifft, daß er von einer Manie befallen sei, so wäre ich damit auch einverstanden, aber nur gerade in einem Punkt – in ganz demselben, auf den auch die Expertise hinwies, eben in dem Hinblick des Angeklagten auf diese Dreitausend, die ihm sein Vater angeblich nicht ausge-

zahlt hatte. Dessenungeachtet kann man vielleicht eine bei weitem näherliegende Erklärung finden als seine Neigung zum Gestörtsein, um jenes beständige Außersichgeraten des Angeklagten zu deuten, sobald von diesem Geld die Rede war. Ich meinerseits bin völlig einverstanden mit der Ansicht des jungen Arztes, der fand, der Angeklagte verfüge und verfügte über seine vollen normalen geistigen Fähigkeiten, und er sei nur gereizt und erzürnt gewesen. Darin liegt aber auch gerade die Sache: nicht in den Dreitausend, nicht eigentlich in dieser Summe war der Gegenstand des beständigen und ekstatischen Erzürntseins des Angeklagten beschlossen, vielmehr darin, daß da eine besondere Ursache vorlag, die seine Wut erregte. Diese Ursache war – die Eifersucht!« Hier entwarf Hippolyt Kirillowitsch ausführlich ein eingehendes Bild der verhängnisvollen Leidenschaft des Angeklagten zur Gruschenka. Er begann mit jenem Augenblick, als der Angeklagte sich zu der »jungen Person« begab, um sie »durchzuprügeln« – dies seien seine eigenen Worte, erklärte Hippolyt Kirillowitsch –; statt sie aber durchzuprügeln, blieb er zu ihren Füßen – das ist der Beginn dieser Liebe. »Zu dieser selben Zeit wirft auch der alte Mann, der Vater des Angeklagten, ein Auge auf diese Person – ein erstaunliches und verhängnisvolles Zusammentreffen, denn beide Herzen entzündeten sich ja plötzlich zu gleicher Zeit, obgleich sie beide schon früher diese Person kannten und ihr begegnet waren – und es entflammten diese beiden Herzen in der allerallerungestümsten, echten Karamasowschen Leidenschaft. Da haben wir aber ihr eigenes Geständnis: ›Ich‹, spricht sie, ›lachte über diesen und jenen!‹ Ja, es verlangte sie plötzlich danach, über diesen und jenen zu lachen; vordem hatte es sie nicht danach verlangt, aber da war ihr dann plötzlich diese Absicht in den Sinn geflogen – und es endete damit, daß alle beide vor ihr besiegt niederfielen. Der alte Mann, der sich vor dem Geld wie vor Gott beugte, bereitete sogleich dreitausend Rubel vor,

einzig und allein dafür, daß sie sein Heim besuchen solle; bald wurde er aber schon dahingebraucht, daß er es für ein Glück erachtet hätte, ihr seinen Namen und sein Vermögen zu Füßen zu legen, wenn sie nur einwillige, seine rechtmäßige Gattin zu werden. Hierüber haben wir sichere Zeugnisse. Was dabei aber den Angeklagten anbetrifft, so ist seine Tragödie offensichtlich, sie liegt vor uns. So war aber schon einmal das ›Spiel‹ der jungen Person. Dem unglücklichen jungen Mann gab die Verführerin sogar nicht einmal Hoffnung; denn Hoffnung, wirkliche Hoffnung wurde ihm erst im allerletzten Augenblick gegeben, als er, vor seiner Quälerin auf den Knien liegend, seine Hände, die er eben erst in das Blut seines Vaters und Nebenbuhlers getaucht hatte, zu ihr emporstreckt - eben gerade in dieser Lage wurde er denn auch verhaftet. ›Mich, mich sendet mit ihm ins Zuchthaus, ich habe ihn bis dahin gebracht, ich bin mehr als alle schuldig!‹ rief dieses Weib selber aus, schon in aufrichtiger Reue im Augenblick seiner Verhaftung. Jener talentvolle junge Mann, der es übernahm, den vorliegenden Fall zu beschreiben - immer der gleiche Herr Rakitin, den ich bereits erwähnte -, umschrieb in einigen wenigen zusammenfassenden und ausdrucksvollen Sätzen den Charakter dieser Heldin: ›Frühe Enttäuschung, frühes Betrogenwerden und Fallen, der Verrat eines Bräutigams, der ein Verführer war und sie im Stich ließ, dann Armut, Fluch der ehrbaren Familie, und endlich die Protektion eines reichen alten Mannes, den sie übrigens auch jetzt noch selber für ihren Wohltäter hält - das alles brachte es dahin, daß in dem jungen Herzen, das vielleicht viel Gutes in sich barg, die Wut entbrannte, von einer noch allzufrühen Jugend an. Es bildete sich ein berechnender Charakter, der Kapital sammelte. Es erwuchs die Neigung zu Hohn und Rachsucht gegenüber der Gesellschaft!‹ Nach dieser Charakteristik ist es begreiflich, daß sie über diesen und jenen lachen konnte, einzig und allein zum Spiel, zu boshaftem Spiel. Und da verfällt denn der

Angeklagte in diesem Monat hoffnungsloser Liebe und moralischer Niederlagen, als er an seiner Braut Verrat begangen und sich fremdes Geld angeeignet hatte, das seiner Ehre anvertraut war – außerdem noch bis zum Außersichgeraten, bis zur Raserei einer immerwährenden Eifersucht, und gegen wen denn, gegen seinen eigenen Vater! Und die Hauptsache, der von Sinnen geratene alte Mann besticht und verführt den Gegenstand seiner Leidenschaft – gerade mit diesen selbigen Dreitausend, die sein Sohn für sein Erbteil hält, für das Erbe seiner Mutter, dessentwegen er seinem Vater Vorwürfe macht. Ja, ich gestehe es, dies war schwer zu ertragen! Da konnte sich sogar auch eine Manie einstellen. Nicht im Geld lag ja die Ursache, vielmehr darin, daß gerade mittels dieses Geldes mit einem so ekelhaften Zynismus sein Glück zerschlagen wurde!«

Hierauf ging Hippolyt Kirillowitsch darauf über, wie allmählich im Angeklagten der Gedanke des Vaternormordes aufkam, und er ging ihm nach an Hand der Tatsachen.

»Im Anfang schrien wir nur in den Wirtshäusern umher, diesen ganzen Monat tun wir das. Oh, wir lieben es, vor den Menschen zu leben und sogleich schon diesen Menschen alle unsere Gedanken mitzuteilen, sogar die allerhöllischsten und gefährlichsten; wir lieben es, mit den Menschen Leid und Freude zu teilen, und ich weiß nicht weshalb, wir verlangen auf der Stelle, sogleich schon, daß diese Menschen uns mit vollster Sympathie antworten, auf alle unsere Sorgen und Unruhen eingehen, uns in allem recht geben und unserem Naturell keine Hindernisse in den Weg legen sollen. Sonst werden wir böse und stellen das ganze Wirtshaus auf den Kopf.« (Es folgte die Erzählung vom Stabskapitän Snegirjow.) »Wer den Angeklagten in diesem Monat gesehen und gehört hatte, der fühlte endlich, daß es sich da schon nicht mehr nur um Toben und Drohen an die Adresse seines Vaters zu handeln brauche, daß vielmehr bei einem solchen Au-

Bersichsein die Drohungen am Ende gar auch in die Tat übergehen könnten.« (Hier beschrieb der Staatsanwalt die Familienzusammenkunft im Kloster, die Gespräche mit Aljoscha und die widerliche Szene im Haus des Vaters, als der Angeklagte einstmals bei dem einbrach.) »Ich denke nicht daran, darauf zu bestehen«, fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, »daß der Angeklagte schon von dieser Szene an überdacht und im voraus beschlossen hatte, seinen Vater zu ermorden und so allem ein Ende zu machen. Nichtsdestoweniger war dieser Gedanke schon einige Male vor ihn hingetreten, und er hatte ihm mit Überlegung ins Auge gesehen – dafür haben wir Tatsachen, Zeugen und sein eigenes Geständnis. Ich gestehe es, meine Herren Geschworenen«, faßte Hippolyt Kirillowitsch alles zusammen, »ich habe sogar noch bis heute geschwankt, ob ich dem Angeklagten die volle und vorgefaßte Absicht bei dem ihm zur Last gelegten Verbrechen zusprechen solle. Ich war fest überzeugt, seine Seele habe schon oftmals sich den verhängnisvollen Anblick im voraus ausgemalt, aber eben nur ausgemalt, ihn sich nur als möglich vorgestellt, noch aber weder die Frist der Ausführung noch die näheren Umstände festgesetzt. Ich schwankte aber nur bis heute, bis zu jenem verhängnisvollen Dokument, das heute Fräulein Werchowzew dem Gericht vorwies. Sie selber, meine Herren, hörten ihren Ausruf: ›Das ist ja ein Plan, das ist ja das Programm des Mordes!‹ So ist es, wie sie den verhängnisvollen ›betrunkenen‹ Brief des unglücklichen Angeklagten kennzeichnete. Und in der Tat, diesem Brief kommt die volle Bedeutung eines Programms zu, und damit ist die vorgefaßte Absicht bewiesen. Dieser Brief wurde zwei Tage vor dem Verbrechen geschrieben – und auf diese Weise ist es auch jetzt mit Bestimmtheit bekannt, daß schon zwei Tage vor der Ausführung seiner furchtbaren Absicht der Angeklagte unter einem Schwur erklärte, er werde, wenn er nicht morgen Geld aufreiben könne, seinen Vater ermorden, in der Absicht, bei ihm das Geld unter dem

Kissen hervorzunehmen ›in einem Paket mit einem roten Schnürchen, wenn nur Iwan verweist ist‹. Hören Sie, ›wenn nur Iwan verweist ist‹, hier ist demnach bereits alles bedacht, die näheren Umstände erwogen – und wie denn: alles wurde darauf auch ausgeführt, wie es geschrieben stand! Die vorgefaßte Absicht und die Überlegung sind demnach zweifellos; das Verbrechen sollte vollbracht werden zum Zweck des Raubes, dies ist geradeheraus erklärt, dies ist geschrieben und unterschrieben. Der Angeklagte bestreitet auch nicht seine Unterschrift. Man wird sagen: dies ist der Brief eines Betrunknen. Das vermindert aber in gar nichts seine Bedeutung und ist nur um so wichtiger: in betrunkenem Zustand schrieb er ja das nieder, was er in nüchternem ausgedacht hatte. Wäre es nicht in nüchternem Zustand ausgedacht, so wäre es nicht in trunkenem Zustand niedergeschrieben worden. Man wird am Ende gar einwenden: weshalb hat er denn eigentlich in den Wirtshäusern geschrien von seiner Absicht? Wer sich zu einer solchen Tat ›mit vorgefaßter Absicht‹ entschließt, der schweigt und behält das für sich. Das ist auch so; er schrie aber damals, als er noch keine Pläne hegte und auch noch keine vorgefaßte Absicht, vielmehr vorerst nur das Verlangen zur Tat in ihm lebte, erst der Wunsch nach ihr in ihm heranreifte. Darauf schreit er darüber schon weniger. An jenem Abend, als dieser Brief geschrieben wurde, nachdem er sich im Wirtshaus ›Zur Hauptstadt‹ betrunken hatte, war er gegen seine Gewohnheit schweigsam, spielte nicht Billard, saß er beiseite; er sprach mit niemandem und jagte nur einen hiesigen Handelsgehilfen von seinem Platz. Das aber schon unbewußt, aus gewohnheitsmäßigem Hang, Handel zu suchen, ohne die es schon nicht bei ihm abgehen konnte, wenn er ein Wirtshaus betrat. Freilich zugleich mit dem endgültigen Entschluß hätte dem Angeklagten auch die Gefahr in den Kopf kommen müssen, die darin lag, daß er schon allzuviel von seinem Vorhaben im voraus in der Stadt herumgeschrien hatte, und

daß dies gar sehr zu seiner Überführung und Beschuldigung dienen könne, wenn er seine Absicht ausführen werde. Was sollte man aber nun anfangen? Er hatte sie schon einmal laut verkündigt, man konnte das nicht rückgängig machen, und schließlich, »hat das schief-äugige Pferd einmal die Karre herausgezogen, so wird ihm das wohl auch diesmal gelingen!« Wir hofften auf unsern Stern, meine Herren! Ich muß zudem eingestehen, daß er viel tat, um den verhängnisvollen Augenblick zu umgehen, daß er sehr viele Anstrengungen machte, den blutigen Ausgang zu vermeiden. »Morgen werde ich die Dreitausend bei allen Leuten erbitten«, wie er in seiner eigenartigen Ausdrucksweise schreibt, »werden die Leute aber nicht geben, so wird Blut fließen!« Das ist wiederum in trunkenem Zustand geschrieben und in nüchternem ausgeführt, wie es geschrieben wurde!«

Hier schritt Hippolyt Kirillowitsch zu einer ausführlichen Beschreibung aller Bemühungen Mitjas, sich Geld zu verschaffen, um das Verbrechen zu vermeiden. Er beschrieb seine Wanderungen zu Samsonow, seine Reise zu Ljagawi – alles an Hand von Dokumenten.

»Bis aufs Blut gequält, verlacht, hungrig, nachdem er seine Uhr für diese Reise verkauft hatte (obgleich er gleichwohl anderthalbtausend Rubel bei sich trug – angeblich, o angeblich!), von Eifersucht gefoltert beim Gedanken an den in der Stadt zurückgebliebenen Gegenstand seiner Liebe, in Furcht, daß sie ohne ihn zur Fjodor Pawlowitsch gehen werde, kehrt er endlich in die Stadt zurück. Gottlob! bei Fjodor Pawlowitsch ist sie nicht gewesen. Er begleitet sie aber auch selber zu ihrem Beschützer Samsonow. (Seltsame Sache, auf den Samsonow sind wir nicht eifersüchtig, und das ist eine äußerst charakteristische psychologische Eigentümlichkeit in dieser Angelegenheit!) Darauf eilt er nach seinem Beobachtungsposten »im Hinterhalt«, und dort erfährt er dann, daß Smerdjakow einen Fallsuchtsanfall habe und der andere Diener krank sei – das Feld ist also rein, die

»Zeichen« aber in seiner Hand – was für eine Verführung! Nichtsdestoweniger leistet er gleichwohl noch Widerstand; er stürzt zu der von uns allen hochgeschätzten, zur Zeit hier wohnenden Frau Chochlakow. Längst schon mit seinem Schicksal Mitleid fühlend, gibt ihm diese Dame den allervernünftigsten Rat: alle diese Bummelei aufzugeben, diese abscheuliche Liebe von sich zu werfen, diesem müßigen Umherbummeln in den Wirtshäusern und dieser ganzen zwecklosen Verschwendung seiner jungen Kräfte zu entsagen und sich nach Sibirien zu begeben, um Gold zu suchen; »dort ist ein Ausweg für Ihre tobenden Kräfte, für Ihren romantischen Charakter, der nach Abenteuern dürstet!«.« Er beschrieb den Ausgang dieses Gesprächs und jenen Moment, als der Angeklagte plötzlich die Nachricht erhielt, daß sich Gruschenka überhaupt nicht bei Samsonow befand. Er beschrieb das augenblickliche Außersichgeraten des unglücklichen, von seinen Nerven gequälten eifersüchtigen Mannes bei dem Gedanken, daß sie ihn betrogen habe und jetzt bei ihm, bei Fjodor Pawlowitsch sei; und dann lenkte Hippolyt Kirillowitsch die Aufmerksamkeit der Hörer auf die verhängnisvolle Bedeutung des Zufalls. Hätte die Magd es fertiggebracht, ihm zu sagen, daß seine Geliebte in Mokroje sei, mit dem »Früheren« und »Unbestreitbaren« – so wäre auch gar nichts geschehen. Sie war aber vor Furcht verwirrt, als sie schwur und Gott zum Zeugen anrief, und wenn der Angeklagte sie auch nicht gleich auf der Stelle totschrug, so nur deshalb, weil er Hals über Kopf der Betrügerin nachstürzte. »Aber bemerken Sie wohl: wie sehr er auch außer sich war, er nahm gleichwohl einen Kupferstößel mit sich. Weshalb gerade einen Stößel, weshalb nicht irgendein anderes Werkzeug? Aber wenn wir schon einen vollen Monat dieses Bild uns ausmalten und uns daran gewöhnten, so brauchte nur irgend etwas, was wie eine Waffe so aussieht, uns vor Augen zu kommen, und wir erfassen es; daß aber irgendein Gegenstand dieser Art zur Waffe dienen

kann – das haben wir uns schon einen ganzen Monat vorgestellt. Gerade deshalb haben wir ihn auch so augenblicklich und ohne zu überlegen als Waffe anerkannt! Aber gerade deshalb hat er gleichwohl nicht wider seinen Willen diesen verhängnisvollen Stößel erfaßt. Und da eilt er denn zum Garten seines Vaters – das Feld ist rein, Zeugen sind nicht vorhanden, es herrscht tiefe Nacht, Finsternis und Eifersucht. Der Verdacht, daß sie hier sei, mit ihm, mit seinem Nebenbuhler, in seinen Armen, und daß sie vielleicht über ihn lache in dieser Minute – das griff ihm an die Seele. Ja, und auch nicht nur der Verdacht – was kann man da noch von einem Verdacht sprechen, der Betrug ist ja klar, offensichtlich: sie ist dort, gerade in diesem Zimmer, von wo das Licht kommt, sie ist dort bei ihm hinter den Wandschirmen. – Und da schleppt sich denn der Unglückliche an das Fenster heran, ehrerbietig schaut er hinein, wohlgesittet fügt er sich, und vernünftig geht er weg, möglichst rasch fort von dem Übel, damit nichts geschehen solle, was gefährlich und unsittlich sein könnte – und das will man uns einreden, uns, die wir den Charakter des Angeklagten kennen, die wir verstehen, in welchem Geisteszustand er war, in einem Geisteszustand, der uns bekannt ist an der Hand von Tatsachen, und die Hauptsache, obgleich er die Zeichen beherrschte, vermittels deren er sich sogleich das Haus öffnen lassen und hineingehen konnte.«

Hier, aus Anlaß der »Zeichen«, unterbrach Hippolyt Kirillowitsch für kurze Zeit seine Anklage und hielt es für notwendig, sich über Smerdjakow zu verbreiten, in der Absicht, diese ganze eingeschobene Episode hinsichtlich der Verdächtigung des Smerdjakow, daß er nämlich den Mord begangen habe, völlig zu erledigen und diesen Gedanken ein für allemal zu widerlegen. Er tat dies äußerst ausführlich, und alle begriffen, daß ungeachtet aller Verachtung, die er dieser Annahme gegenüber offenbarte, er sie gleichwohl für äußerst wichtig hielt.

VIII. *Eine Abhandlung über Smerdjakow*

»Zunächst, woher stammt die Möglichkeit eines solchen Verdachts?« Mit dieser Frage begann Hippolyt Kirillowitsch. »Der erste, der schrie, Smerdjakow habe den Mord begangen, war der Angeklagte selber im Augenblick seiner Verhaftung, und gleichwohl brachte er von seinem allerersten Aufschrei an und bis zu dieser Minute der Gerichtsverhandlung nicht eine einzige Tatsache zur Bestätigung seiner Beschuldigung vor – und nicht nur keine Tatsache, sogar nicht den geringsten vor der menschlichen Vernunft bestehenden Hinweis auf irgendeine Tatsache. Des weiteren bestätigen diese Beschuldigung nur drei Personen: beide Brüder des Angeklagten und Fräulein Swjetlow. Der ältere Bruder des Angeklagten hat aber seinen Verdacht erst heute ausgesprochen, in seiner Krankheit, in einem Anfall zweifelloser Geistesverwirrung und hohen Fiebers; vordem aber, im Verlauf dieser ganzen zwei Monate, hat er, wie es uns tatsächlich bekannt ist, durchaus die Überzeugung von der Schuld seines Bruders geteilt und sogar nicht einmal den Versuch gemacht, gegen diese Annahme Einwände zu erheben. Wir werden uns aber damit noch später im besondern beschäftigen. Ferner erklärte uns der jüngere Bruder des Angeklagten vorhin selber, daß er zur Bestätigung seiner Annahme, daß Smerdjakow schuldig sei, keinerlei, auch nicht die allergeringsten Tatsachen anzuführen habe, er vielmehr hierauf nur aus den Worten des Angeklagten selber schließe und »aus dem Ausdruck seines Gesichts« – ja, dieser ganz erdrückende Beweis wurde vorhin zweimal von seinem Bruder vorgebracht! Fräulein Swjetlow aber hat sich vielleicht noch gewaltiger ausgedrückt: »Was der Angeklagte Ihnen sagen wird, an das glauben Sie auch; er ist nicht der Mann, um zu lügen.« Da haben Sie alle tatsächlichen Beweise gegen Smerdjakow von seiten dieser drei Personen, die allzu sehr interessiert sind am Schicksal des Angeklagten. Und

trotzdem hat sich die Annahme, daß Smerdjakow der Schuldige ist, verbreitet und hielt sich und hält sich noch – kann man daran glauben, kann man sich dies vorstellen?« Hier hielt es Hippolyt Kirillowitsch für nötig, den Charakter des verstorbenen Smerdjakow leicht zu zeichnen, »der sein Leben beendete in einem Anfall krankhafter Geisteszerrüttung und Gestörtheit«. Er stellte ihn dar als einen schwachsinnigen Menschen »mit dem Ansatz von einer Art unklarer Bildung«. Er sei verwirrt worden durch philosophische Gedanken, denen sein Geist nicht gewachsen war, und habe sich entsetzt vor gewissen modernen Lehren über Pflicht und Verantwortung, Lehren, die ihm im weiten Maß nahegebracht waren – praktisch durch das zügellose Leben seines verstorbenen Herrn und vielleicht Vaters Fjodor Pawlowitsch, theoretisch aber durch verschiedene seltsame philosophische Gespräche mit dem ältesten Sohn seines Herrn, Iwan Fjodorowitsch, der sich diese Zerstreuung gern gestattete, wahrscheinlich aus Langeweile oder aus Spottbedürfnis, für deren Befriedigung er, so scheint es, keine bessere Gelegenheit finden konnte. »Er erzählte mir selber von seinem Seelenzustand in den letzten zwei Tagen seines Aufenthalts im Haus seines Herrn«, erklärte Hippolyt Kirillowitsch, »es bezeugen aber das gleiche auch andere: der Angeklagte selber, sein Bruder und sogar der Diener Grigori, das heißt alle diejenigen, die ihn sehr nahe kennen mußten. Außerdem war der durch seine Fallsucht seelisch niedergedrückte Smerdjakow ›feig wie ein Huhn‹. ›Er fiel mir zu Füßen und küßte meine Füße‹, erzählte uns der Angeklagte selber, in einem Augenblick, als er noch nicht irgendeinen Nachteil für sich in einer solchen Aussage erkannte. ›Das ist ein Huhn, das an Fallsucht leidet‹, äußerte er über ihn in seiner charakteristischen Sprache. Und da wählt gerade ihn der Angeklagte (was er auch selber bezeugt) zu seinem Vertrauten und schüchtert ihn derart ein, daß jener sich endlich bereit erklärt, ihm als Spion und Zuträger zu dienen. In

dieser Eigenschaft verrät er seinen Herrn, macht er dem Angeklagten Mitteilung sowohl von dem Vorhandensein jenes Geldpakets wie auch von den Zeichen, mit deren Hilfe man zu seinem Herrn eindringen kann – ja, und wie hätte er das nicht mitteilen können! »Er wird mich totschiagen, ich sah durchaus, daß er mich totschiagen werde«, sprach er bei der Voruntersuchung, wobei er sogar vor uns zitterte und bebte, ungeachtet dessen, daß sein Peiniger, der ihn gequält hatte, damals bereits selber verhaftet war und gar nicht kommen konnte, ihn zu strafen. »Man verdächtigte mich jeden Augenblick; ganz in Furcht und Zittern beeilte ich mich, um nur seinen Zorn zu besänftigen, ihm jedes Geheimnis mitzuteilen, damit er gerade dadurch meine Schuldlosigkeit vor ihm ersehen könne und mich am Leben ließe, um zu bereuen.« Das sind seine eigenen Worte, ich habe sie niedergeschrieben und im Gedächtnis behalten. »Wie er nur, so kam es oft vor, auf mich zu schreien anfängt, so falle ich auch nur so auf die Knie vor ihm.« Da er aber von Haus aus ein grundehrlicher junger Mann war und dadurch das Vertrauen seines Herrn gewonnen hatte, der in ihm diese Ehrlichkeit bemerkt hatte, als jener ihm einst verlorenes Geld zurückerstattet hatte, quälte sich, so muß man annehmen, der unglückliche Smerdjakow furchtbar in Reue darüber, daß er seinen Herrn verraten hatte, den er wie seinen Wohltäter liebte. Solche, die schwer an Fallsucht leiden, sind nach dem Zeugnis der größten Psychiater stets geneigt zu unaufhörlichen und schon natürlich krankhaften Selbstanklagen. Sie quälen sich in ihrem »Schuldigsein« an irgend etwas und vor irgendwem, sie quälen sich mit Gewissensbissen, oft sogar ohne jede Begründung, sie übertreiben und denken sich sogar selber verschiedene Vergehen und Verbrechen aus. Und da wird denn gerade ein solches Subjekt tatsächlich schuldig und verbrecherisch aus Furcht, und weil er eingeschüchtert wurde. Außerdem fühlte er gar sehr voraus, daß so, wie sich da die Verhältnisse vor seinen Augen

gestalteten, etwas Böses herauskommen könnte. Als der ältere Sohn des Fjodor Pawlowitsch, Iwan Fjodorowitsch, unmittelbar vor der Katastrophe nach Moskau abreiste, flehte ihn Smerdjakow an zu bleiben, ohne daß er es indes in seiner angeborenen Feigheit wagte, ihm alle seine Befürchtungen in klarer und bestimmter Weise auszusprechen. Er begnügte sich bloß mit Anspielungen, die aber nicht verstanden wurden. Man muß dabei bemerken, daß es so war, als habe er in Iwan Fjodorowitsch einen Schutz gesehen, gleichsam eine Garantie dafür, daß, solange er zu Hause sei, kein Unglück passieren werde. Erinnern Sie sich nur an den Ausdruck in dem »betrunkenen« Brief des Dmitri Karamasow: »Ich werde den alten Mann totschiagen, wenn nur Iwan abgereist sein wird«, es ist demnach die Anwesenheit des Iwan Fjodorowitsch allen sozusagen wie eine Gewähr vorgekommen für die Stille und Ordnung im Haus. Und da reist er denn ab, Smerdjakow aber verfällt auch gleich, kaum eine Stunde nach der Abfahrt seines jungen Herrn, in einen Fallsuchtsanfall. Das ist aber durchaus begreiflich. Hier muß man ja berücksichtigen, daß Smerdjakow, niedergedrückt durch Ängste und eine Art von Verzweiflung, ganz besonders in den der Katastrophe vorausgegangenen Tagen in sich die Möglichkeit fühlte, einem Fallsuchtsanfall zu erliegen, wie solche auch vor dem bei ihm in den Augenblicken der moralischen Anspannung und Erschütterung einzutreten pflegten. Tag und Stunde dieser Anfälle kann man natürlich keineswegs vorauswissen, wohl aber vermag jeder Epileptiker das Nahen eines Anfalls vorauszufühlen. So sagt die Medizin. Und da hat eben erst Iwan Fjodorowitsch das Haus verlassen, als gerade Smerdjakow unter dem Eindruck seiner, wir können sagen Verwaistheit und Schutzlosigkeit, zu häuslichen Besorgungen in den Keller geht, die Treppe hinabsteigt und denkt: »Werde ich einen Anfall bekommen oder nicht, wie aber, wenn er sofort eintreten wird?« Und gerade da, infolge dieser Stim-

mung, dieser Befürchtung und dieser Fragen, faßt ihn auch der Kehlkampf, der jedem Fallsuchtsanfall vor- auszugehen pflegt, und er fliegt kopfüber bewußtlos zum Keller hinunter. Und gerade hierin, in dieser selben natürlichen Zufälligkeit, versteift man sich nun in ganz besonderer Pfliffigkeit ein Verdachtsmoment zu sehen, eine Art Hinweis, sozusagen einen Fingerzeig darauf, daß er sich »absichtlich« krank gestellt habe! Wenn aber absichtlich, so erhebt sich auch sogleich die Frage: Aber wozu denn? Aus welcher Berechnung, in was für einer Absicht? Ich spreche nicht von der Medizin; die Wissenschaft lügt, so kann man sagen, die Wissenschaft täuscht sich, die Ärzte waren nicht imstande, die Wahrheit von der Verstellung zu unterscheiden – möge das so sein, möge das nur so sein, aber antworten Sie mir gleichwohl auf die Frage: Was hätte es denn für ihn für einen Zweck gehabt, sich zu verstellen? Nicht etwa – vorausgesetzt, daß er tatsächlich den Mord plante –, den, durch den Anfall, dem er scheinbar erlegen war, früher oder später die Aufmerksamkeit im Haus auf sich zu lenken? Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, im Haus des Fjodor Pawlowitsch befanden sich ständig oder verweilten vor- übergehend fünf Menschen: erstens Fjodor Pawlowitsch selber – aber er hat sich doch nicht selber ermordet, das ist ja klar –, zweitens sein Diener Grigori – aber den hat man ja selber fast totgeschlagen –, drittens die Frau des Grigori, die Magd Marfa Ignatjewna. Diese sich als Mörderin ihres Herrn vorzustellen, müßte man sich einfach schämen. Es kommen demnach nur zwei Menschen in Betracht: der Angeklagte und Smerdjakow. Da aber der Angeklagte versichert, nicht er habe den Mord be- gangen, so mußte demnach Smerdjakow den Mord voll- bringen; einen anderen Ausweg gibt es nicht, einen an- dern Täter kann man ja gar nicht finden, einen andern Mörder wird man ja gar nicht ausfindig machen. Sehen Sie nur, das ist es ja auch gerade, von wo also diese »schlaue« und kolossale Beschuldigung des unglücklichen

Idioten stammt, der gestern Selbstmord verübte. Eben gerade nur einzig und allein daher, weil man niemanden anders ausfindig machen kann! Wäre ja auch nur ein Schatten, auch nur eine Spur von einem Verdacht auf irgend jemand anderen vorhanden, auf irgendeine sechste Persönlichkeit, ich bin überzeugt, daß sich dann sogar der Angeklagte selber schämen würde, auf Smerdjakow hinzuweisen, er vielmehr auf diese sechste Persönlichkeit hinweisen würde; denn den Smerdjakow dieses Verbrechens zu beschuldigen ist ein völliger Unsinn!

Meine Herren, lassen wir die Psychologie in Ruhe, lassen wir die Medizin, lassen wir sogar selbst die Logik beiseite, wenden wir uns nur den Tatsachen zu, nur einzig und allein den Tatsachen, und sehen wir zu, was uns die Tatsachen sagen werden. Den Mord beging, nehmen wir einmal so an, Smerdjakow, aber wie? Allein oder in Gemeinschaft mit dem Angeklagten? Laßt uns zunächst den ersten Fall betrachten, das heißt, Smerdjakow beging den Mord allein. Natürlich, wenn er den Mord beging, so doch aus irgendeinem Grund, um irgendeines Vorteils willen. Da er aber auch nicht einen Schatten von solchen Beweggründen zum Mord hatte, wie der Angeklagte, das heißt Haß, Eifersucht usw., so konnte Smerdjakow zweifellos einzig und allein um des Geldes wegen morden, um sich eben gerade diese Dreitausend anzueignen, da er ja selber gesehen hatte, wie sie sein Herr in jenes Paket steckte. Und da, zum Mord entschlossen, berichtet er im voraus einer anderen Person – und dabei noch einer, die hier im höchsten Grade interessiert ist, eben dem Angeklagten – alle näheren Umstände über das Geld und die Zeichen: wo das Paket liegt, was eigentlich auf dem Paket geschrieben steht, worin es eingeschlagen ist, vor allem aber die Hauptsache, die Hauptsache, er berichtete von den ›Zeichen‹, durch die man zu seinem Herrn Einlaß erlangen konnte. Wie denn, tut er das geradeswegs, um sich zu verraten? Oder um sich einen Nebenbuhler zu schaffen, der am Ende gar selber

einzubrechen und sich das Paket anzueignen trachtet? Ja, wird man mir sagen, er hat es aber ja aus Furcht mitgeteilt. Aber wie denn das? Ein Mensch, der ohne mit der Wimper zu zucken eine so furchtbare und viehische Tat ausdenkt und sie dann ausführen will, teilt einem andern solche Nachrichten mit, die er allein weiß auf der ganzen Welt und die, wenn er nur von ihnen geschwiegen hätte, niemand jemals in der ganzen Welt erraten hätte? Nein, wie feig auch dieser Mensch war, wenn er aber schon eine solche Sache ausdachte, so hätte er sie auch um nichts in der Welt irgendwem gesagt, wenigstens was das Paket und die Zeichen anbetrifft, denn das würde ja bedeuten, daß er sich selber im voraus verrate. Er hätte dann irgend etwas sich absichtlich ausgedacht, er hätte dann irgend etwas anderes erlogen, wenn man von ihm schon unbedingt Nachrichten verlangte, darüber aber hätte er niemals die Wahrheit gesagt! Im Gegenteil, ich wiederhole es, wenn er auch nur von dem Geld geschwiegen, darauf aber den Mord begangen hätte, so konnte ihn niemand in der ganzen Welt jemals wenigstens des Raubmordes beschuldigen, denn dies Geld hätte ja dann niemand außer ihm gesehen, niemand hätte gewußt, daß es überhaupt im Haus vorhanden ist. Wenn man ihn wirklich beschuldigt hätte, so hätte man sicher angenommen, er habe aus irgendeinem andern Grund den Mord begangen. Da aber niemand diese Beweggründe an ihm im voraus bemerkte, vielmehr im Gegenteil alle wahrgenommen hatten, daß er von seinem Herrn geliebt ist, und dieser ihn durch sein Vertrauen ehrt, so hätte man ihn denn auch natürlich zuallerletzt im Verdacht gehabt; man hätte dagegen zuallererst einen Menschen verdächtigt, der diese Motive tatsächlich gehabt hätte, der selber schrie, er habe diese Beweggründe, der sie gar nicht verbarg, sie allen eröffnete – mit einem Wort, man hätte den Sohn des Ermordeten verdächtigt, Dmitri Fjodorowitsch. Smerdjakow hatte gemordet und geraubt, den Sohn hätte man aber

verdächtigt – sehen Sie, Smerdjakow, wenn er der Mörder war, wäre dies natürlich schon vorteilhaft. Nun, da erzählt Smerdjakow, der den Mord beabsichtigt, denn auch gerade diesem Sohn schon im voraus von dem Geld, von dem Paket und von den Zeichen – wie logisch ist das, wie klar ist es!

Es naht der Tag des von Smerdjakow beabsichtigten Mordes, und er stürzt denn auch, »indem er sich nur so anstellt«, in einem Anfall von Fallsucht zu Boden, wozu? Natürlich dazu, daß erstens der Diener Grigori, der sich zu heilen beabsichtigte, jetzt vielleicht, da er sähe, daß durchaus niemand da ist, das Haus zu bewachen, seine Heilung aufschieben und sich auf die Wacht begeben solle. Zweitens natürlich dazu, daß sein Herr selber, mit Rücksicht darauf, daß ihn niemand bewacht und er das Kommen seines Sohnes furchtbar fürchtet, was er gar nicht zu verheimlichen pflegte, nur noch mißtrauischer und vorsichtiger würde. Endlich, und das ist die Hauptsache, dazu, daß man ihn, Smerdjakow selber, da er vom Fall zerschlagen ist, aus der Küche, wo er sonst von allen getrennt zu schlafen pflegte, und wo er seinen besonderen Ein- und Ausgang hatte, in das andere Ende des Seitenbaus hinübertrage, in das Zimmerchen des Grigori, zu ihnen beiden hinter den Verschlag, drei Schritte von ihren eigenen Betten, wie das immer so zu sein pflegte, von alters her, wenn er nur eben von einem Fallsuchtsanfall zerschlagen war; so hatte es schon sein Herr bestimmt und gleichfalls die mitleidige Marfa Ignatjewna. Dort, hinter dem Verschlag liegend, wird er am allerwahrscheinlichsten, um sich überzeugender krank zu stellen, natürlich stöhnen, das heißt, sie die ganze Nacht über wecken – wie es auch so war nach der Aussage des Grigori und seiner Frau –, und das alles, das alles zu dem Zweck, um es bequemer zu haben, plötzlich aufzustehen und dann seinen Herrn zu ermorden!

Nun, man wird mir vielleicht sagen, er habe sich gerade deshalb nur verstellt, damit man an ihn, wie an einen

Kranken, nicht denken solle; dem Angeklagten aber habe er über das Geld und die Zeichen gerade deshalb Mitteilung gemacht, damit dieser verführt werde und selber den Mord begehe, und wenn, sehen Sie, jener nach vollbrachtem Mord weggehen und das Geld wegtragen und dabei am Ende gar Lärm machen und Zeugen wecken werde, dann, dann, sehen Sie, auch Smerdjakow sich erheben und gehen werde – nun, was zu tun wird er dann gehen? Aber er wird ja gerade gehen, seinen Herrn ein zweites Mal zu morden und ein zweites Mal das schon fortgetragene Geld fortzutragen. Meine Herren, Sie lachen? Ich schäme mich selber, solche Vermutungen aufzustellen, dabei behauptet aber, stellen Sie sich das nur vor, der Angeklagte gerade eben dieses: »Nach mir,« so gibt er an, »als ich schon das Haus verlassen hatte, nachdem ich Grigori zu Boden geschlagen und das Haus alarmiert hatte, stand er auf, ging hin und vollführte den Mord und den Raub!« Ich spreche nicht davon, wie Smerdjakow dies alles im voraus berechnen und sich alles dies wie an seinen fünf Fingern im voraus abzählen konnte, das heißt, daß der erregte und außer sich geratene Sohn einzig und allein nur zu dem einen Zweck kommen werde, um ehrerbietig ins Fenster zu schauen, und obgleich er die Zeichen kannte, sich zurückzuziehen, indem er ihm Smerdjakow, seine Beute überlasse! Meine Herren, ich stelle im Ernst die Frage: wo ist jener Augenblick, in dem Smerdjakow sein Verbrechen beging? Zeigen Sie mir diesen Augenblick, denn sonst kann man unmöglich eine Anklage erheben!

Aber vielleicht war der Fallsuchtsanfall ein wirklicher. Der Kranke kam nur plötzlich zu sich, vernahm jenen Schrei, trat hinaus – nun, und was dann? Er schaut, ja, und er sagt sich: »Ich will gehen, den Herrn totzuschlagen!« Aber wie hatte er denn nur erfahren können, was dort war, was dort vor sich ging, er lag ja bis dahin ohne Besinnung? Und übrigens, meine Herren, es gibt eine Grenze auch für dies Phantasieren.

›So ist es,‹ werden scharfsinnige Leute sagen, ›aber nun, wenn beide im Einvernehmen waren, wenn beide gemeinschaftlich den Mord begingen und die Gelderchen teilten, nun, was denn dann?‹

Ja, tatsächlich ist das ein ernst zu nehmender Verdacht, und sogleich sind auch schon kolossale Momente da, die ihn bestätigen: der eine vollführt den Mord und nimmt alle Mühen auf sich, der andere Helfershelfer liegt aber auf der Seite, indem er einen Fallsuchtsanfall heuchelt – gerade zu dem Zweck, um im voraus in allen Argwohn zu wecken, seinen Herrn zur Vorsicht zu mahnen und ebenso Grigori. Es wäre interessant zu erfahren, aus welchen Motiven denn eigentlich beide Spießgesellen sich gerade einen so verrückten Plan hatten ausdenken können. Aber vielleicht war das überhaupt nicht eine aktive Beteiligung von seiten des Smerdjakow, vielmehr sozusagen eine passive und leidende. Vielleicht hat der verschüchterte Smerdjakow sich nur bereit erklärt, dem Mord keine Hemmnisse in den Weg zu legen, und vorausführend, daß man ihn ja gerade darin beschuldigen werde, daß er seinen Herrn ermorden ließ, nicht geschrien hat, sich nicht widersetzte – hat er sich vielmehr im voraus bei Dmitri Karamasow die Erlaubnis ausgeben, diese Zeit über wie in einem Fallsuchtsanfall zu liegen. ›Du aber morde nur für dich, wie es dir beliebt, meine Hütte steht abseits!‹ sagt ja das Sprichwort. Wenn es aber auch so ist, so mußte doch wiederum dieser Fallsuchtsanfall im Haus eine Verwirrung anrichten, und dieses voraussehend hätte sich Dmitri Karamasow schon auf keine Weise auf eine solche Bedingung einlassen können. Ich will aber einmal zugeben, er möge sich bereit erklärt haben; so wäre es ja gleichwohl damals so herausgekommen, daß Dmitri Karamasow – der Mörder, der direkte Mörder und Anstifter ist, Smerdjakow aber nur ein passiv Mitwirkender, ja, und sogar nicht einmal ein Mitwirkender, vielmehr nur einer, der das Verbrechen zuließ, aus Furcht und wider Willen, das

Gericht hätte ja dies schon zweifellos unterscheiden können, und dabei, was sehen wir dann? Kaum hat man den Angeklagten festgenommen, als er schon augenblicklich alles auf den Smerdjakow allein abwälzt und ihn allein beschuldigt. Nicht der Gemeinschaft mit ihm beschuldigt er ihn, vielmehr ihn allein; »allein«, so behauptet er, »hat er dies getan, er mordete und beraubte, seiner Hände Werk ist das!« Nun, was sind das denn für Spießgesellen, die sogleich schon beginnen, einer gegen den anderen auszusagen – ja, das kommt nie so vor. Zudem bemerken Sie, was für ein Wagnis für den Karamasow: er ist der Hauptmörder, jener aber keineswegs, er ließ vielmehr nur das Verbrechen zu, und er lag hinter dem Verschlag, und da wälzt er die Schuld auf den, der dort lag! So konnte ja doch jener, eben der dort lag, sich erzürnen und einzig und allein um seines Selbstschutzes wegen möglichst rasch die wirkliche Wahrheit verraten. »Wir beide haben«, würde er sagen, »mitgewirkt, nur habe nicht ich den Mord begangen, ihn vielmehr nur aus Furcht erlaubt und zugelassen!« Es vermochte ja Smerdjakow durchaus zu begreifen, daß das Gericht sogleich schon einen Unterschied gemacht hätte zwischen seiner Schuld und der des anderen, und demnach konnte er auch darauf rechnen, daß, wenn man ihn auch strafen werde, so doch unvergleichlich milder als jenen, den Hauptmörder, der alles auf ihn abzuwälzen wünschte. Dann aber hätte er schon unwillkürlich ein Geständnis abgelegt. Dies haben wir indessen nicht gesehen. Smerdjakow hat auch nicht ein Wort fallenlassen über eine Mittäterschaft seinerseits, ungeachtet dessen, daß der Mörder ihn mit aller Bestimmtheit beschuldigte und die ganze Zeit auf ihn hinwies wie auf den einzigen Mörder. Nicht genug damit; Smerdjakow hat ja auch der Untersuchungskommission eröffnet, daß über das Geldpaket und die Zeichen »er selber« dem Angeklagten Mitteilung gemacht habe, und daß ohne ihn jener gar nichts erfahren hätte. Wäre er aber tatsächlich an dem Verbrechen

beteiligt und schuldig, hätte er dann wohl so leicht der Untersuchung davon Mitteilung gemacht, das heißt, daß er dies alles »selber« dem Angeklagten mitgeteilt habe? Im Gegenteil, er hätte sich aufs Leugnen zu legen und zweifellos die Tatsachen zu entstellen und sie in ihrer Bedeutung herabzusetzen begonnen. Er hat sie aber weder entstellt noch in ihrer Bedeutung herabzusetzen gesucht. So kann nur ein Unschuldiger verfahren, der überhaupt nicht fürchtet, daß man ihn der Mittäterschaft beschuldigen werde. Und da hat er sich ja schließlich in einem Anfall krankhafter Melancholie wegen seiner Fallsucht und wegen dieser ganzen hereingebrochenen Katastrophe gestern erhängt! Dabei hinterließ er einen Zettel, der in eigenartiger Schreibweise abgefaßt ist: »Ich vernichte mich nach eigenem Willen und eigener Lust, um niemanden zu beschuldigen!« Nun, was hätte es ihn gekostet auf dem Zettel zuzufügen: »Der Mörder bin ich, nicht aber Karamasow!« Er hat dies aber nicht getan; war er zu dem einen gewissenhaft genug, nicht aber zu dem anderen?

Und wie denn, vorhin bringt man Geld hierher in das Gericht, dreitausend Rubel – dasselbe, wird behauptet, das da in diesem Paket war, das hier auf dem Tisch mit den Sachbeweisen liegt, »ich erhielt es«, sagt er, »gestern von Smerdjakow«. Sie aber, meine Herren, entsinnen sich selber an das traurige Bild von vorhin. Ich werde nicht an Einzelheiten erinnern, ich werde mir nur zwei oder drei Einwände erlauben, wobei ich sie aus den allerunbedeutendsten auswähle – gerade deshalb, weil sie unbedeutend sind und demnach wohl nicht jedem in den Kopf kommen und auch leicht vergessen werden. Erstens und wiederum: aus Gewissensbissen gab Smerdjakow gestern das Geld ab und erhängte sich (denn ohne Gewissensbisse hätte er das Geld nicht zurückerstattet). Und natürlich erst gestern abend gestand er zum erstenmal Iwan Karamasow, daß er das Verbrechen begangen habe, wie ja auch Iwan Karamasow selber erklärte; weshalb hätte

er denn sonst bis jetzt geschwiegen? Er hat also gestanden, weshalb hat er dann aber, ich wiederhole das wiederum, auf seinem Zettel uns nicht die volle Wahrheit eröffnet, da er ja wußte, daß morgen für den unschuldigen Angeklagten das furchtbare Gericht sei? Das Geld allein ist doch noch kein Beweis. Mir und noch zwei Persönlichkeiten in diesem Saal wurde zum Beispiel zufällig vor einer Woche eine Tatsache durchaus bekannt, nämlich daß Iwan Fjodorowitsch Karamasow zwei fünfprozentige Papiere zu je fünftausend Rubel in die Gouvernementsstadt zum Wechseln sandte, im ganzen demnach zehntausend. Ich führe dies nur darum an, weil sich eben bei allen Geld finden kann zu einer gegebenen Frist, und man, wenn man dreitausend bringt, damit keineswegs einwandfrei beweisen kann, daß dies gerade auch dasselbe Geld ist, gerade eben aus dieser selben Schublade oder diesem selben Paket. Endlich bleibt Iwan Karamasow, obgleich er gestern eine so wichtige Mitteilung von dem wirklichen Mörder erhielt, ganz ruhig. Aber weshalb hätte er denn nicht sogleich schon darüber Anzeige machen sollen? Weshalb hat er alles bis zum nächsten Morgen aufgeschoben? Ich nehme an, daß ich das Recht habe, zu erraten weshalb: schon eine Woche ist es her, daß er in seiner Gesundheit erschüttert ist und selber dem Doktor und seinen Nächsten bekannte, er sehe Gespenster, er begegne längst verstorbenen Menschen. Vor dem Ausbruch des Nervenfiebers, das ihn gerade heute auch überwältigte, erfuhr er plötzlich von dem Tod des Smerdjakow und macht sich auf einmal folgende Überlegung zurecht: »Der Mann ist tot, auf ihn hinweisen kann man ruhig, den Bruder werde ich aber retten. Geld habe ich ja: ich werde einen Packen nehmen und sagen, Smerdjakow habe mir dies vor seinem Tod gegeben!« Sie werden sagen, dies sei unehrenhaft, wenn es auch einen Toten betrifft; aber ist es denn unehrenhaft zu lügen, sogar auch zur Rettung des eigenen Bruders? Sei dem so; wie aber, wenn er unbewußt log, wenn er selber

sich vorstellte, daß es so auch war, da er eben endgültig den Verstand verlor infolge der Nachricht von diesem plötzlichen Tod des Dieners? Wir haben ja die Szene von vorhin gesehen, wir sahen, in welchem Zustand dieser Mensch war. Er stand auf seinen Füßen und sprach, wo aber war sein Verstand? Auf die Aussage des Fieberkranken von vorhin folgte das Dokument, der Brief des Angeklagten an Fräulein Werchowzew, den er schrieb, zwei Tage bevor er das Verbrechen beging, und der das bis ins einzelne gehende Programm des Verbrechens im voraus enthält. Nun, was suchen wir dann aber ein Programm und den, der es aufstellte? Punkt für Punkt nach diesem Programm wurde es auch vollführt, und vollführt von gar niemandem andern, als von dem, der es aufstellte. Ja, meine Herren Geschworenen, es wurde vollbracht, wie es geschrieben stand. Und überhaupt, überhaupt sind wir gar nicht ehrerbietig und furchtsam von des Vaters Fensterchen davongelaufen, ja, und auch noch in der festen Überzeugung, daß bei ihm jetzt unsere Geliebte weilt. Nein, das ist albern und nicht der Wahrheit ähnlich. Er ging hin und führte die Sache zu Ende. Wahrscheinlich hat er den Mord in Erregung begangen, von Wut entflammt, als er nur eben hinschaute auf ihn, den er haßte, und in dem er seinen Nebenbuhler erblickte. Nachdem er ihn aber ermordet hatte, vielleicht auf den ersten Hieb, mit einem einzigen Ausholen des Armes, bewaffnet mit dem Kupferstößel, und er sich dann nach eingehender Untersuchung überzeugt hatte, daß sie nicht dort ist, hat er gleichwohl nicht vergessen, mit der Hand unter das Kissen zu fahren und das Geldpaket herauszulangen, dessen zerrissener Umschlag jetzt hier auf diesem Tisch liegt mit den andern Sachbeweisen. Ich möchte, daß Sie dabei einen Umstand bemerken sollen, der meiner Ansicht nach äußerst charakteristisch ist. Wäre dies nämlich ein erfahrener Mörder, und eben ein Mörder, der nichts als Raub beabsichtigte - nun, hätte er denn dann den Umschlag des Geldes auf dem Boden liegen gelassen in

der Gestalt, wie man ihn neben dem Leichnam fand? Nun, wäre dies zum Beispiel Smerdjakow, der zum Zweck des Raubes den Mord beging – ja, er hätte doch ganz einfach das ganze Paket mit sich genommen und sich überhaupt nicht die Mühe gegeben, es bei dem Leichnam seines Opfers zu öffnen, da er ja ganz bestimmt wußte, daß in dem Paket Geld liegt – man hatte es ja in seiner Gegenwart hineingelegt und es dann zugesiegelt –; hätte man aber das Paket völlig weggenommen, dann wäre es ja unbekannt, ob überhaupt eine Beraubung vorlag. Ich frage Sie, meine Herren Geschworenen, würde wohl Smerdjakow so verfahren haben, hätte er wohl das Kuvert auf dem Boden gelassen? Nein, vielmehr eben gerade so mußte ein Mörder verfahren, der außer sich ist, schon schlecht überlegt, ein Mörder, der kein Dieb ist und noch niemals bis dahin einen Diebstahl beging, ja, und der auch jetzt nicht wie ein Dieb das Geld unter dem Bett hervorgerissen hatte, vielmehr wie einer, der sein eigenes Besitztum von einem Dieb wegnimmt, der es gestohlen hat. Denn so dachte ja auch Dimitri Karamasow über diese Dreitausend, und das hatte sich in ihm bis zur Manie gesteigert. Und da, nachdem er das Paket erfaßt hat, das er vordem niemals gesehen hatte, zerreißt er auch gleich den Umschlag, um sich zu überzeugen, ob das Geld darin ist; dann läuft er davon mit dem Geld in der Tasche, wobei er sogar noch vergaß, daran zu denken, daß er auf dem Boden einen kolossalen Schuldbeweis gegen sich hinterlassen hatte, eben in Gestalt des zerrissenen Kuverts. Alles deshalb, weil das Karamasow war, nicht aber Smerdjakow: er dachte gar nicht daran, machte sich gar keine Vorstellung hiervon; ja, und wie sollte er auch! Er läuft davon, er hört den Schrei des Dieners, der ihn einholt, der Diener faßt ihn, hält ihn fest und fällt niedergeschmettert von dem Kupferstößel zu Boden. Der Angeklagte springt zu ihm nieder aus Mitleid! Stellen Sie sich doch nur vor, er versichert uns plötzlich, er sei damals zu ihm aus Mitleid

hinabgesprungen, aus Mitgefühl, um zu sehen, ob er ihm nicht irgendwie helfen könne. Nun, ist das schon der Augenblick dazu, um ein solches Mitleid auszudrücken? Nein, er sprang gerade deshalb herunter, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seiner Missetat lebt oder tot ist. Jedes andere Gefühl, jedes andere Motiv wäre unnatürlich! Bemerken Sie, daß er sich mit Grigori zu schaffen machte, ihm mit dem Tuch den Kopf abwischt, und als er sich überzeugte, daß er tot sei, so läuft er wie verloren, ganz mit Blut bedeckt wiederum dahin, in das Haus seiner Geliebten — wie, hat er denn nicht daran gedacht, daß er ganz im Blut sei, und daß man ihn sogleich überführen werde? Der Angeklagte versicherte uns aber selber, daß er gar nicht acht darauf gab, daß er ganz mit Blut besfleckt sei, und das kann man gelten lassen, das ist sogar sehr gut möglich, das begegnet den Verbrechern immer so in solchen Augenblicken. Für das eine steht ihnen höllische Berechnung zu Gebote, für das andere reicht aber ihre Besonnenheit nicht mehr aus. Er dachte aber in diesem Augenblick nur daran, wo »sie« sei. Er mußte möglichst rasch erfahren, wo sie ist, und da läuft er denn zu ihrer Wohnung und erfährt eine unerwartete und für ihn kolossale Nachricht: sie ist nach Mokroje abgereist, sie ist bei ihrem Früheren, Unbestreitbaren!«

IX. *Psychologie mit vollen Segeln.*

Das daherjagende Dreigespann.

Das Finale der Rede des Staatsanwalts.

Als Hippolyt Kirillowitsch bis zu diesem Moment in seiner Rede gekommen war — er hatte augenscheinlich eine streng historische Methode der Erörterung gewählt, wozu nervöse Redner sehr leicht ihre Zuflucht nehmen; absichtlich suchen sie einen streng begrenzten Rahmen, um ihr ungeduldiges Temperament im Zaum zu hal-

ten -, da verbreitete sich Hippolyt Kirillowitsch besonders über den »Früheren« und »Unbestreitbaren«, und er sprach über dieses Thema einige in ihrer Art bemerkenswerte Gedanken aus. Karamasow, der auf alles bis zur Raserei eifersüchtig war, läßt, so scheint es, plötzlich und auf einmal allen Mut sinken und verschwindet vor dem Früheren und Unbestreitbaren. Und das ist um so seltsamer, als er vordem fast überhaupt nicht auf diese für ihn neue Gefahr achtgegeben hatte, die sich ihm in der Gestalt des für ihn unerwarteten Nebenbuhlers nahte. Er hatte sich vielmehr immer vorgestellt, daß dies noch in so weiter Ferne liege, und Karamasow lebt doch immer nur in der gegenwärtigen Minute. Wahrscheinlich hielt er ihn sogar für eine Fiktion. Da er aber augenblicklich mit seinem wehen Herzen begriffen hatte, daß vielleicht gerade deshalb dieses Weib diesen neuen Nebenbuhler verheimlicht, daß sie ihn gerade deshalb auch vorhin betrogen habe, weil eben dieser neuangeflogene Nebenbuhler allzusehr für sie keine Phantasie und keine Fiktion war, er vielmehr für sie alles ausmachte, ihre ganze Hoffnung im Leben – als er dies in einem Augenblick begriffen hatte, fügte er sich.

»Wie denn, meine Herren Geschworenen, ich kann nicht mit Schweigen übergehen diese plötzliche seelische Anwendung des Angeklagten, die ihm, so scheint es, durchaus fernliegen mußte. Es erwies sich plötzlich in ihm ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Gerechtigkeit, nach Ehrfurcht vor dem Weib, Anerkennung der Rechte ihres Herzens, und zwar – in jenem selben Augenblick, als er gerade ihretwegen seine Hände mit dem Blut seines Vaters befleckt hatte! Wahr ist es auch, daß auch schon in diesem Augenblick das vergossene Blut nach Rache zu schreien begonnen hatte, denn nachdem er seine Seele und sein ganzes Erdenschicksal vernichtet hatte, mußte er unwillkürlich fühlen und sich in diesem Augenblick fragen: was denn er selber und gerade »jetzt« für sie bedeute – für dieses Geschöpf, das er schon mehr liebte

als seine Seele – im Vergleich mit diesem ›Früheren‹ und ›Unbestreitbaren‹, der Buße getan und zu dem einstmals von ihm zugrundegerichteten Weib zurückgekehrt sei mit neuer Liebe, mit ehrbaren Anträgen, mit dem Gelöbniß eines neuen und glücklichen Lebens. Er aber, der Unselige, was wird er ihr ›jetzt‹ geben, was wird er ihr vorschlagen? Karamasow hatte dies alles begriffen; er hatte begriffen, daß sein Verbrechen ihm alle Wege verschlossen hatte, und daß er nun ein zum Tod verurteilter Verbrecher, nicht aber ein Mensch sei, dem es zu leben beschieden wäre! Dieser Gedanke hatte ihn zerschmettert und vernichtet. Und da macht er denn auch augenblicklich halt bei einem überspannten Plan, der ihm aber bei seinem Charakter wie der einzige und unvermeidliche Ausweg aus seiner furchtbaren Lage vorkommen mußte. Dieser Ausweg ist der Selbstmord. Er läuft zu dem Beamten Perchotin, um seine dort versetzten Pistolen zu holen, und in dieser selben Zeit nimmt er aus seiner Tasche all das Geld heraus, um dessentwillen er eben erst seine Hände mit dem Blut seines Vaters bespritzt hatte. Oh! Geld hat er jetzt am allernötigsten: es stirbt Karamasow, es erschießt sich Karamasow, und daran wird man sich erinnern! Nicht umsonst sind wir doch Dichter, nicht umsonst haben wir doch unser Leben verbrannt wie eine Kerze, die man an beiden Enden anzündet. ›Zu ihr, zu ihr – und dort, oh, dort werde ich ein Gelage für die ganze Welt geben, ein solches, wie es noch gar nicht gab, damit man sich daran erinnern und lange davon erzählen soll.‹ Unter den wilden Schreien, den wahnsinnigen Zigeunerliedern und Tänzen werden wir den Becher erheben und das vergötterte Weib zu ihrem neuen Glück beglückwünschen, darauf aber – eben dort, zu ihren Füßen, werden wir unsern Schädel zerschmettern und unser Leben richten! Sie wird sich irgendwann an Mitja Karamasow erinnern, sie wird erkennen, wie sie von Mitja geliebt wurde, sie wird Mitleid haben mit Mitja! Viel Hang zu Bildern, romantisches Außersichge-

raten, wildes Karamasowsches Ungestüm und Sinnlichkeit – nun, und noch etwas anderes, meine Herren Geschworenen, etwas, was in der Seele pocht und sein Herz tödlich vergiftet. Dieses ›Etwas‹ – das ist das Gewissen, meine Herren Geschworenen, das ist sein Gericht, das sind seine furchtbaren Qualen! Die Pistole wird aber alles zur Ruhe bringen, die Pistole ist der einzige Ausweg, und es gibt keinen anderen; dort aber – ich weiß nicht, ob in diesem Augenblick Karamasow daran dachte, ›was dort sein werde‹ und ob Karamasow überhaupt imstande ist, wie Hamlet daran zu denken, was dort sein wird? Nein, meine Herren Geschworenen, jene haben Hamlets, wir aber nur Karamasows!«

Hier entwarf Hippolyt Kirillowitsch bis in die kleinsten Einzelheiten ein Bild von den Vorbereitungen des Mitja, die Szene bei Perchotin, in der Bude, mit den Fuhrleuten. Er führte eine Masse Worte, Ausrufe und Gesten an, alle von Zeugen bestätigt – und das Bild wirkte mächtig auf die Überzeugung der Zuhörer. Die Hauptsache, es wirkte die Gesamtheit der Tatsachen. Die Schuld dieses außer sich geratenen, gegen alles rebellierenden und schon nicht mehr sich selber schonenden Menschen offenbarte sich in unwiderleglicher Weise. »Es lohnte sich ihm schon gar nicht, sich selber zu schonen«, sprach Hippolyt Kirillowitsch, »zwei-, dreimal hätte er fast ein volles Geständnis abgelegt, er machte fast Anspielungen, und er hat nur nicht ganz bis zu Ende gesprochen.« (Hier folgten Zeugenaussagen.) »Sogar dem Fuhrmann schrie er auf dem Weg zu: ›Weißt du auch, daß du einen Mörder fährst!‹ Aber gleichwohl konnte er noch nicht alles sagen; man mußte erst nach dem Dorf Mokroje gelangen und dort das Gedicht beendigen. Aber was erwartet denn gleichwohl den Unglücklichen? Die Sache ist nämlich die, daß er fast schon vom ersten Augenblick in Mokroje sieht und endlich auch völlig begreift, daß sein ›unbestreitbarer‹ Nebenbuhler vielleicht schon nicht mehr so unbestreitbar ist, und daß man Wünsche zu

neuem Glück und einen Becher auf die Gesundheit von ihm gar nicht will und auch nicht annimmt. Aber Sie kennen schon die Tatsachen, meine Herren Geschworenen, aus der Voruntersuchung. Der Triumph des Karamasow über seinen Nebenbuhler erwies sich als unbestreitbar, und da – oh, da begann schon eine völlig neue Phase in seiner Seele, und sogar die furchtbarste Phase von allen, die irgendwann diese Seele erlebte und irgendwann noch erleben wird! Man kann entschieden behaupten, meine Herren Geschworenen«, rief Hippolyt Kirillowitsch aus, »daß die beschimpfte Natur und das verbrecherische Herz sich selber rächen, viel mehr als jede irdische Rechtsprechung! Nicht nur das: die Justiz und die irdische Strafe erleichtern es sogar, die Strafe der Natur zu ertragen, sie sind unentbehrlich der Seele des Verbrechers, als ihre Rettung vor der Verzweiflung; denn ich kann mir ja gar nicht einmal vorstellen jenes Entsetzen und jene moralischen Leiden des Karamasow, als er erfuhr, daß sie ihn liebe, daß sie seinetwegen ihren ›Früheren‹ und ›Unbestreitbaren‹ ablehne, daß sie ihn, ihn, Mitja, zu sich ruft zu einem neuen Leben, ihm Glück verspricht, und zwar wann? Als schon alles für ihn vorüber ist und schon nichts mehr möglich bleibt! Ich will übrigens im Vorübergehen eine für uns sehr wichtige Bemerkung machen zur Aufklärung des wirklichen Wesens der damaligen Lage des Angeklagten: dieses Weib, diese seine Liebe bis zu dieser letzten Minute, bis sogar ganz zum Augenblick der Verhaftung, war für ihn ein unerreichbares Wesen, furchtbar begehrt, aber unerreichbar. Aber weshalb, weshalb erschloß er sich denn schon nicht damals gleich auf der Stelle, weshalb ließ er den bereits gefaßten Entschluß wieder fallen und vergaß sogar, wo seine Pistole lag? Aber gerade dieser leidenschaftliche Durst nach Liebe und die Hoffnung, ihn damals schon, dort schon zu befriedigen, hielten ihn auch zurück. In dem Rausch des Gelages klammerte er sich an sie, an seine Geliebte, die mit ihm zechte, reizender und

verführerischer für ihn als irgendwann – er weicht nicht von ihrer Seite, er weidet sich an ihrem Anblick, er schwindet vor ihr hin. Dieser furchtbare Durst vermochte sogar auf einen Augenblick nicht nur die Furcht vor der Verhaftung verstummen zu machen, vielmehr auch sogar seine Gewissensbisse! Für einen Augenblick, oh, nur für einen Augenblick! Ich stelle mir den damaligen Zustand der Seele des Verbrechers vor als befangen in zweifelloser, sklavischer Abhängigkeit von drei Elementen, die sie völlig niedergedrückt hatten: erstens sein betrunkenen Zustand, der Rausch und der Lärm, das Stampfen des Tanzes, das Gekreisch der Lieder, und sie, sie, die vom Wein ganz erhitzt war, sang und tanzte, betrunken war und ihm zulächelt! Zweitens der ihn aufrechterhaltende, vorerst wie in weiter Ferne liegende Gedanke daran, daß die verhängnisvolle Lösung noch weit ist, wenigstens nicht nahe – man wird ja nicht früher als am anderen Tag, erst am Morgen kommen und ihn festnehmen. Demnach bleiben ihm noch einige Stunden; das ist viel, furchtbar viel! In einigen Stunden kann man viel ausdenken. Ich stelle mir vor, daß mit ihm etwas Ähnliches vorging wie in einem Verbrecher, den man zur Hinrichtung führt, zum Galgen: noch muß man eine lange, lange Straße durchfahren, ja, und dazu noch im Schritt, an Tausenden von Menschen vorüber, dann wird man in eine andere Straße einbiegen, und erst am Ende dieser anderen Straße liegt der furchtbare Platz! Mir scheint es gerade, als müsse es zu Beginn der Fahrt dem Verurteilten auf seinem Armensünderwagen gerade ebenso vorkommen, als liege vor ihm noch ein endloses Leben. Aber da schwinden gleichwohl die Häuser, der Wagen bewegt sich immer vorwärts. Oh, das ist nichts, bis zum Einbiegen in die zweite Straße ist es noch so weit; und da blickt er immer noch munter drein nach rechts und nach links auf diese Tausende teilnahmslos neugieriger Menschen, die ihn nicht aus den Augen lassen, und ihm scheint es immer noch, er sei ein ebensolcher Mensch

wie jene. Aber da ist auch schon die Einbiegungsstelle in die andere Straße. Oh, das ist nichts, gar nichts, noch eine ganze Straße. Und wieviel Häuser auch entschwinden, er wird immer glauben: »Noch bleiben viel Häuser übrig!« Und so bis ganz ans Ende, bis ganz zum Platz. So stelle ich mir vor, war es auch damals mit Karamasow. »Noch ist man nicht so weit«, dachte er, »noch kann man irgend etwas ausfindig machen. Oh, es wird Zeit sein, einen Verteidigungsplan zu entwerfen, sich die Abwehr auszudenken, jetzt aber, jetzt – jetzt ist sie so reizend!« Trüb und furchtbar ist es ihm in der Seele; er bringt es aber gleichwohl fertig, von seinem Geld die Hälfte beiseitezuschaffen und sie irgendwo zu verstecken – anders kann ich es mir ja gar nicht erklären, wohin die ganze Hälfte dieser Dreitausend verschwinden konnte, die er erst eben bei seinem Vater unter dem Kissen hervorgekommen hatte. Er ist in Mokroje schon nicht zum erstenmal, er hat dort schon einmal zwei Tage gebummelt. Dieses alte Holzhaus ist ihm bekannt mit allen seinen Abstellräumen und Galerien. Ich vermute ja eben, daß ein Teil des Geldes damals gerade versteckt wurde, und gerade in diesem Haus, nicht allzulange vor der Verhaftung, in irgendeiner Spalte, in irgendeiner Ritze, unter irgendeiner Diele, irgendwo in einem Winkel, unter dem Dach – wozu? Wie denn, wozu? Die Katastrophe kann sogleich eintreten; natürlich haben wir noch nicht überdacht, wie wir ihr begegnen sollen, ja, und wir haben auch keine Zeit dazu, ja, und es pocht uns auch im Kopf, ja, und es zieht uns gerade auch zu »ihr«; nun, aber Geld – Geld ist in jeder Lage unentbehrlich! Ein Mensch mit Geld ist überall ein Mensch. Vielleicht erscheint Ihnen eine solche Überlegung in einem solchen Augenblick unnatürlich? Er versichert uns aber doch selber, daß er schon einen Monat vordem, in einem gleichfalls für ihn äußerst aufgeregten und verhängnisvollen Augenblick, von Dreitausend die Hälfte abgezählt und sie in ein Säckchen eingenäht habe; und wenn dies natürlich auch

unwahr ist, was wir sogleich beweisen werden, so war gleichwohl dieser Gedanke Karamasow vertraut, er hatte über ihn nachgedacht. Nicht nur das, als er in der Folge dem Untersuchungsrichter versicherte, er habe anderthalbtausend in ein Säckchen abgezählt (das niemals existierte), so hat er vielleicht auch dies Säckchen ausgedacht dort schon im Augenblick, gerade deshalb nämlich, weil er zwei Stunden vorher die Hälfte des Geldes abgezählt und irgendwo dort in Mokroje verborgen hatte, auf alle Fälle bis zum Morgen, um es nur nicht bei sich aufzubewahren, aus einer Eingebung heraus, die plötzlich über ihn gekommen war. Zwei Abgründe sind es ja, meine Herren Geschworenen, erinnern Sie sich daran, daß Karamasow zwei Abgründe anschauen kann, und beide zugleich! In jenem Haus haben wir gesucht, aber nichts gefunden. Vielleicht ist das Geld auch jetzt noch dort, vielleicht ist es aber am nächsten Tag verschwunden und jetzt bei dem Angeklagten. Auf jeden Fall hat man ihn an ihrer Seite verhaftet, vor ihr auf den Knien; sie lag auf dem Bett, er streckte die Hände zu ihr empor und hatte bis zu dem Grad in diesem Augenblick alles vergessen, daß er sogar nicht einmal das Kommen der ihn Verhaftenden vernommen hatte. Er hatte noch gar nichts in seinem Kopf vorbereiten können, was er antworten solle. Er selber und sein Verstand wurden überrumpelt.

Und da steht er denn jetzt vor seinen Richtern, vor denen, die über sein Schicksal entscheiden. Meine Herren Geschworenen, es gibt Augenblicke, wo es uns bei der Erfüllung unserer Pflichten fast selber furchtbar wird *vor* dem Menschen, furchtbar auch *für* den Menschen, den wir da vor uns haben! Das sind die Augenblicke der Anschauung jenes tierischen Entsetzens, wenn der Verbrecher schon sieht, daß alles verloren ist, aber immer noch kämpft, immer noch entschlossen ist, mit Ihnen zu kämpfen. Das sind die Augenblicke, wenn alle Instinkte der Selbsterhaltung zu gleicher Zeit in ihm offenbar

werden und er Rettung suchend auf Sie blickt mit einem durchbohrenden Blick, in dem Flehen und Leiden sich malt; wenn er Sie belauert und Sie zu erforschen sucht, Ihr Gesicht, Ihre Bewegungen; wenn er gespannt darauf ist, von welcher Seite Sie den Schlag führen werden, und augenblicklich in seinem bebenden Geist tausend Pläne faßt, aber gleichwohl zu sprechen fürchtet, sich fürchtet sich zu verplaudern! Dies sind erniedrigende Augenblicke der Menschenseele, das ist ihr Schreiten durch die Qualen, das ist ihr tierischer Durst nach Selbstrettung – entsetzlich sind sie, und sie rufen bisweilen bebendes Mitleid mit dem Verbrecher sogar im Untersuchungsrichter hervor! Und wir waren ja gerade bei dem allem damals Zeugen. Anfangs war er wie betäubt, und in seinem Entsetzen entrangen sich ihm einige Worte, die ihn stark bloßstellten: »Blut! Ich habe es verdient!« Er erlangte aber rasch die Herrschaft über sich zurück. Was er sagen müsse, wie er zu antworten habe – dies alles war vorderhand noch nicht fertig bei ihm, aber fertig war nur ein jeder Begründung bares Leugnen: »Am Tod meines Vaters bin ich unschuldig!«

Seht, da ist vorderhand unser Gitter; dort aber, hinter diesem Gitter, werden wir vielleicht auch noch irgend etwas aufbauen, irgendeine Barrikade. Seine ersten ihn bloßstellenden Ausrufe beeilt er sich, unsern Fragen zuvorkommend, damit zu erklären, daß er sich schuldig bekennt nur am Tod des Dieners Grigori. »An diesem Blut bin ich schuldig; aber wer ermordete meinen Vater, wer war das? Wer konnte ihn denn ermorden, wenn nicht ich!« Hören Sie nur: er fragt da gerade uns, uns gerade, die wir zu ihm selber kamen mit dieser Frage! Geben Sie acht auf dies vorauseilende Wörtchen »wenn nicht ich«, diese tierische Schlaueheit, diese Naivität und diese Karamasowsche Ungeduld! Nicht ich beging den Mord, und man konnte gar nicht glauben, daß ich das war: »Ich wollte ermorden, meine Herren, ich wollte ermorden«, bekennt er so rasch als möglich (er eilt, oh, er eilt furcht-

bar) »aber gleichwohl bin ich unschuldig, nicht ich beging den Mord!« Er gibt uns zu, daß er morden wollte. Sehen Sie, soll das heißen, wie aufrichtig ich bin, so glauben Sie denn auch um so rascher, daß nicht ich es war, der den Mord beging. Oh, in solchen Fällen wird der Verbrecher bisweilen unwahrscheinlich leichtsinnig und leichtgläubig. Und da gerade stellte ich ihm denn, wie ganz zufällig, die allernaivste Frage: »Ja, hat denn nicht Smerdjakow den Mord begangen?« Und es ereignete sich denn auch, was wir alle erwartet hatten: er geriet in furchtbare Wut deswegen, daß wir ihm zuvorgekommen waren und ihn überrumpelt hatten, als er es noch nicht fertiggebracht hatte, den Moment vorzubereiten, auszuwählen und zu erfassen, wann es am allerwahrscheinlichsten sein werde, Smerdjakow zu nennen. Seinem Charakter entsprechend ging er sogleich bis zum Äußersten und begann selber uns aus allen Kräften zu versichern, daß Smerdjakow gar nicht morden konnte, völlig unfähig war, solches zu tun. Aber glauben Sie ihm nicht, das ist nur seine Schlaueit, er sagt sich überhaupt, überhaupt nicht los von Smerdjakow, im Gegenteil, er wird noch auf ihn hinweisen – denn auf wen sollte er denn sonst hinweisen, wenn nicht auf ihn –, er wird das aber in einem andern Augenblick tun, weil vorerst diese Sache verdorben ist. Er wird auf ihn vielleicht erst morgen oder sogar erst nach einigen Tagen hinweisen, wenn er den Augenblick herausgefunden hat, in dem er selber uns zurufen wird: »Sehen Sie, ich selber verneinte mehr als Sie die Schuld des Smerdjakow. Sie selber erinnern sich daran; jetzt aber habe auch ich mich überzeugt: da hat er den Mord begangen, und nur er!« Vorerst aber verfällt er uns gegenüber in ein finsternes und erregtes Ableugnen; seine Ungeduld und seine Wut weisen ihm indes die allerungeschickteste und unwahrscheinlichste Erklärung dafür, wie es kam, daß er zu seinem Vater ins Fenster schaute, und wie er ehrerbietig von dem Fenster wegging. Die Hauptsache, er kennt noch nicht die näheren

Umstände, wie weit ihn die Aussagen des wieder zu Bewußtsein gekommenen Grigori belasten. Wir schritten dann zur Sachbesichtigung und Körperuntersuchung. Die Körperuntersuchung macht ihn rasend, gibt ihm aber auch neuen Mut: alle dreitausend hat man nicht gefunden, man fand nur anderthalbtausend. Und schon natürlich erst in diesem Augenblick des wütenden Schweigens und Ableugnens kommt ihm zum erstenmal im Leben der Gedanke von dem Säckchen in den Kopf. Zweifellos fühlt er selber die ganze Unwahrscheinlichkeit dieses Einfalls, und er quält sich, furchtbar quält er sich, wie er ihn wahrscheinlicher machen, wie er sich etwas solches ausdenken könnte, daß dabei ein ganzer der Wahrheit ähnlicher Roman herauskomme. In solchen Fällen ist es die allererste Obliegenheit, die allerhauptsächlichste Aufgabe für die Untersuchung – dem Verbrecher keine Zeit zu geben sich vorzubereiten, ihn in unerwarteter Weise zu überfallen, damit er seine beabsichtigte Verteidigung vorbringe in ihrer ganzen ihn verratenden Naivität, Unwahrscheinlichkeit und Widerspruchsfülle. Den Verbrecher kann man aber bloß zum Sprechen bringen, wenn man ihm plötzlich und wie zufällig Mitteilung macht von irgendeiner neuen Tatsache, irgendeinem Umstand in der Sache, der von kolossaler Bedeutung ist, den er aber in keiner Weise voraussehen konnte. Eine solche Tatsache hatten wir vorbereitet. Oh, schon längst: das war die Aussage des aus seiner Ohnmacht erwachten Dieners Grigori von der geöffneten Tür, aus der der Angeklagte herauslief. Diese Tür hatte er völlig vergessen, daß aber Grigori sie sehen konnte, hatte er nicht einmal vermutet. Es ergab sich ein kolossaler Effekt. Er sprang auf, und plötzlich schrie er uns an: »Da hat Smerdjakow den Mord begangen, Smerdjakow!«, und da hat er denn seinen eigentlichen, seinen Grundgedanken verraten, in seiner allerunwahrscheinlichsten Form; denn Smerdjakow konnte ja den Mord erst begehen, nachdem er den Grigori niederge-

worfen hatte und davongelaufen war. Als wir ihm aber mitteilten, Grigori habe die geöffnete Tür gesehen, bevor er noch hinfiel, und er habe, als er sein Schlafzimmer verließ, Smerdjakow hinter seinem Verschlag stöhnen gehört – da war Karamasow tatsächlich zerschmettert. Mein Mitarbeiter, unser hochgeachteter und scharfsinniger Nikolai Parfenowitsch, teilte mir später mit, er habe ihm in diesem Augenblick bis zu Tränen leid getan. Und da, gerade da, in diesem Augenblick, beeilte er sich denn auch, um die Sache wieder einzurenken, uns von diesem berühmten Säckchen zu erzählen. So mag es denn auch sein, soll das bedeuten, hören Sie diese Erzählung an! Meine Herren Geschworenen, ich habe Ihnen schon meine Gründe mitgeteilt, weshalb ich diesen ganzen Einfall von dem Geld, das er einen Monat vorher in ein Säckchen eingenäht habe, nicht nur für eine Albernheit halte, vielmehr auch für die allerunwahrscheinlichste Erfindung, die man im vorliegenden Fall nur ausfindig machen kann. Wenn man sogar eine Wette machen würde, wie man das Allerunwahrscheinlichste vorbringen könnte – so könnte man sich auch dann nichts ausdenken, was unangebrachter wäre als dies. Hier, das ist die Hauptsache, kann man den triumphierenden Romandichter hineinlegen und zu Staub zermalmen durch Einzelheiten, gerade durch jene Einzelheiten, an denen die Wirklichkeit immer so reich ist, und die stets, gleich als ob es sich um unbedeutende und unnütze Kleinigkeiten handle, von solchen unglücklichen Dichtern wider Willen außer acht gelassen werden, und ihnen sogar niemals in den Kopf kommen. Oh, ihnen steht ja in jenem Augenblick nur der Sinn auf das großartige Ganze gerichtet – und da wagt man es denn, ihnen mit einer solchen Kleinigkeit zu kommen! Aber gerade darauf fängt man sie denn auch! Man stellt dem Angeklagten die Frage: »Nun, aber wo geruhten Sie denn das Material für Ihr Säckchen herzunehmen, wer nähte es Ihnen?« Er selber nähte es. »Aber woher geruhten Sie denn die Lein-

wand zu nehmen?« Der Angeklagte erzürnt sich schon, er hält dies für eine ihn fast beleidigende Kleinigkeit, und glauben Sie es mir, aufrichtig, aufrichtig! Aber so sind sie alle. »Ich habe es von meinem Hemd abgerissen.« »Schön. Wir werden also noch morgen in Ihrer Wäsche dieses Hemd mit dem herausgerissenen Fetzen heraussuchen!« Und stellen Sie sich vor, meine Herren Geschworenen, wenn wir ja in der Tat dieses Hemd gefunden hätten (aber wie hätte man es denn nicht finden sollen in seinem Koffer oder in seiner Kommode, wenn ein solches Hemd tatsächlich vorhanden war), so ist das ja schon eine Tatsache, eine handgreifliche Tatsache zugunsten der Richtigkeit seiner Aussagen! Auf diesen Gedanken kommt er aber gar nicht. »Ich entsinne mich nicht, vielleicht nicht aus einem Hemd, ich habe es in ein Häubchen meiner Wirtin eingenäht.« »In was für ein Häubchen denn?« »Ich habe es bei ihr genommen, bei ihr lag es herum, ein alter Dreck aus Kaliko.« »Und Sie erinnern sich bestimmt daran?« »Nein, bestimmt erinnere ich mich nicht. . . .« Und er erbst sich, erbst sich furchtbar, dabei stellen Sie sich aber nur einmal vor: er sollte sich daran nicht erinnern? In den allerfurchtbarsten Augenblicken des Lebens, nun, wenn man zum Richtplatz gefahren wird, selbst da erinnert man sich gerade an solche Kleinigkeiten. Er wird alles vergessen, aber irgendein grünes Dach, das ihm am Weg aufleuchtet, oder eine Dohle auf einem Kreuz, gerade an dies wird er sich auch entsinnen. Er hat sich ja, als er sein Säckchen nähte, vor seinen Hausleuten versteckt; er mußte sich daran entsinnen, wie erniedrigend er damals litt mit der Nadel in der Hand, vor Furcht, daß man zu ihm hereinkommen und ihn entdecken könne; er mußte sich daran entsinnen, wie er beim ersten Anklopfen aufsprang und hinter den Verschlag lief (in seiner Wohnung ist ein solcher) . . . Aber, meine Herren Geschworenen, wozu erzähle ich Ihnen denn dies alles, alle diese Einzelheiten, diese Kleinigkeiten!« rief plötzlich Hippolyt Kirillowitsch aus. »Aber

gerade deshalb, weil der Angeklagte hartnäckig auf dieser ganzen Albernheit besteht, bis zum jetzigen Augenblick! Im Verlauf dieser ganzen zwei Monate, gerade von dieser für ihn so verhängnisvollen Nacht an hat er nichts erklärt, nicht eine erklärende Tatsache hat er zu seinen früheren phantastischen Aussagen hinzugefügt: »Dies alles«, so soll das heißen, »sind nur Kleinigkeiten, Sie aber, glauben Sie mir auf Ehre!« Oh, wir sind gern bereit zu glauben, wir dürsten danach, zu glauben, wenn auch sogar auf Ehre! Wie denn, sind wir denn Schakale, die nach Menschenblut dürsten? Geben Sie, zeigen Sie uns nur eine einzige Tatsache zugunsten des Angeklagten, und wir werden froh sein – aber eine mit Händen zu fassende Tatsache, eine wirkliche, nicht aber das, was sein leiblicher Bruder aus dem Gesicht des Angeklagten las, noch einen Hinweis darauf, daß, als er sich auf die Brust schlug, er unbedingt auf dies Säckchen zeigen mußte, ja und auch noch in der Dunkelheit. Wir werden uns über eine neue Tatsache freuen (wir zuerst werden die Anklage zurücknehmen, wir werden das so rasch als möglich tun). Jetzt aber schreit die Gerechtigkeit, und wir bestehen auf allem, wir können nicht das geringste zurücknehmen!«

Hippolyt Kirillowitsch ging hier zum Finale über. Er war wie im Fieber. Er brüllte um Rache für das vergossene Blut, für das Blut des Vaters, den der Sohn erschlagen hatte »in der niedrigen Absicht, ihn zu berauben«. Er wies mit Festigkeit hin auf das Tragische und Schreiende in dem Zusammenfallen der Tatsachen. »Und was Sie auch nicht hören werden von dem durch sein Talent berühmten Verteidiger des Angeklagten«, konnte sich Hippolyt Kirillowitsch nicht enthalten auszurufen, »was auch hier noch für beredte und ergreifende Worte ertönen mögen, die an Ihre Empfindsamkeit rühren werden – seien Sie sich gleichwohl bewußt, daß Sie in diesem Augenblick im Heiligtum unserer Rechtsprechung stehen. Seien Sie eingedenk, daß Sie Verteidiger

unserer Wahrheit sind, Verteidiger unseres heiligen Rußlands, seiner Grundlagen, seiner Familie, alles dessen, was in ihm heilig ist! Ja, Sie stellen hier Rußland vor in dem gegebenen Augenblick; und nicht nur in diesem einen Saal wird Ihr Urteilsspruch widerhallen, vielmehr in ganz Rußland, und ganz Rußland wird auf Sie hören wie auf seine Verteidiger und Richter und wird erhoben oder niedergeschlagen sein durch Ihr Urteil! Täuschen Sie Rußland nicht in seiner Erwartung, unser verhängnisvolles Dreigespann jagt Hals über Kopf dahin und vielleicht ins Verderben. Und längst schon streckt man in ganz Rußland die Hände aus und ruft, man solle diesem wahnsinnigen, unerbittlichen Dahinjagen Einhalt tun. Und wenn bis jetzt auch noch die anderen Völker beiseitreteten vor dem Hals über Kopf dahinjagenden Dreigespann; so vielleicht durchaus nicht aus Ehrerbietung vor ihm, wie es der Dichter wünschte, vielmehr ganz einfach vor Entsetzen – das behalten Sie wohl im Sinn! Aus Entsetzen und vielleicht auch aus Ekel vor ihm; ja, und auch das ist schon gut, daß sie zur Seite treten, aber vielleicht werden sie am Ende noch gar aufhören zur Seite zu treten und wie in geschlossener Mauer vor das jagende Gespann hintreten und selber den wahnsinnigen Lauf unserer Zügellosigkeit aufhalten, in der Absicht, sich selber zu retten, die Aufklärung und die Zivilisation! Diese alarmierenden Stimmen aus Europa haben wir bereits gehört. Sie beginnen bereits zu ertönen. Verführen Sie sie nicht, mehren Sie nicht ihren immer wachsenden Haß durch ein Urteil, das die Ermordung des Vaters durch seinen eigenen Sohn rechtfertigt . . . !«

Mit einem Wort, wenn sich auch Hippolyt Kirillowitsch gar sehr hinreißen ließ, so endigte er gleichwohl pathetisch - und tatsächlich war der Eindruck, den er hervorrief, ein außerordentlicher. Er selber ging, als er seine Rede beendet hatte, eiligst hinaus, und ich wiederhole es, er fiel im anderen Zimmer fast in Ohnmacht. Der Saal klatschte nicht Beifall, die ernstesten Leute waren aber

zufrieden. Nicht so zufrieden waren einzig und allein die Damen, aber gleichwohl hatte auch ihnen die Formschönheit der Rede gefallen, um so mehr, als sie durchaus nicht in Sorge waren um ihre Folgen und alles von Fetjukowitsch erwarteten. Endlich wird er sprechen und natürlich alle besiegen! Alle schauten auf Mitja; während der ganzen Rede des Staatsanwalts hatte er schweigend dagesessen, die Arme über der Brust gekreuzt, die Zähne aufeinandergepreßt, den Kopf gesenkt. Nur hier und da erhob er einmal seinen Kopf und hörte zu. Besonders als die Rede auf Gruschenka kam. Als der Staatsanwalt über sie das Urteil des Rakitin wiedergab, malte sich auf seinem Gesicht ein verächtliches und böses Lächeln, und er sprach ziemlich hörbar: »Bernard!« Als aber Hippolyt Kirillowitsch davon erzählte, wie er ihn in Mokroje verhört und gequält hatte, da erhob Mitja den Kopf und hörte mit furchtbarer Neugier zu. Bei einer Stelle der Rede war es so, als wolle er aufspringen und etwas ausrufen, er tat sich indes Gewalt an und zuckte nur verächtlich die Achseln. Über dies Finale seiner Rede, gerade eben über die Taten des Staatsanwalts in Mokroje, bei dem Verhör des Verbrechers, hat man später bei uns in der Gesellschaft gesprochen und über Hippolyt Kirillowitsch gelacht: »Es konnte«, so sprach man, »dieser Mann sich nicht so weit beherrschen, um sich seiner Anlagen nicht zu rühmen.« Die Sitzung wurde unterbrochen, aber nur auf eine sehr kurze Zeit, auf eine Viertelstunde, wenn's hoch kommt auf zwanzig Minuten. Im Publikum begann man sich zu unterhalten und Bemerkungen auszutauschen. Ich habe einige davon in Erinnerung behalten:

»Eine ernste Redel!« bemerkte finster ein Herr in einer Gruppe.

»Psychologie hat er schon etwas viel losgelassen«, vernahm man eine andere Stimme.

»Ja, das ist aber doch alles richtig, unerschütterliche Wahrheit!«

»Ja, darin ist er ein Meister.«

»Er hat die Bilanz gezogen.«

»Auch uns, auch uns hat er ebenfalls die Bilanz gezogen«, schloß sich eine dritte Stimme an. »Im Anfang der Rede, entsinnen Sie sich, behauptete er, daß wir alle ebensolche seien wie Fjodor Pawlowitsch.«

»Und zum Schluß gleichfalls. Nur hat er das erlogen.«

»Ja, und auch Unklarheiten kamen vor.«

»Er hat sich ein wenig hinreißen lassen.«

»Das ist ungerecht, ungerecht!«

»Nicht doch, gleichwohl war es geschickt. Lange hat der Mann gewartet, aber jetzt hat er sich denn auch ausgesprochen. Hehe!«

»Was wird aber der Verteidiger sagen?«

In einer anderen Gruppe:

»Den aus Petersburg hat er ganz mit Unrecht soeben gestichelt, »er gehöre zu solchen, die auf die Empfindlichkeit pochen«, entsinnen Sie sich?«

»Ja, das war ungeschickt von ihm.«

»Ein nervöser Mensch.«

»Wir lachen, wie mag es aber dem Angeklagten zumute sein?«

»Ja . . . dem Mitenka, wie mag es ihm wohl zumute sein?«

In einer dritten Gruppe:

»Was ist das da für eine Dame mit der Lorgnette, die Dicke dort, sie sitzt am Ende der Galerie?«

»Das ist eine Generalin, eine Geschiedene, ich kenne sie!«

»Grade deswegen mit der Lorgnette . . .«

»Gesindel!«

»Nun, nein – sie ist pikant.«

»Zwei Plätze weiter sitzt eine kleine Blondine, die sieht besser aus.«

»Aber wie geschickt haben sie ihn damals in Mokroje überrumpelt, nicht?«

»Nur – man muß das konstatieren – hat er das wiederum

vorgebracht. Er hat ja darüber schon so viel in der ganzen Stadt erzählt!«

»Auch jetzt hat er nicht an sich halten können. Eine Eigenliebe!«

»Ein zurückgesetzter Mann. Hehel!«

»Und übelnehmerisch. Ja, und auch viel Rhetorik, lange Phrasen.«

»Ja, und er wirft auch durcheinander, bemerkten Sie, alles wirft er durcheinander. An das Dreigespann da erinnern Sie sich? ›Dort sind Hamlets, bei uns aber vorerst nur Karamasows!‹ Das ist ihm geglückt.«

»Da hat er auf den Liberalismus gestichelt. Er fürchtet ihn!«

»Ja, auch den Advokaten fürchtet er.«

»Ja, was wird uns denn nur Herr Fetjukowitsch erzählen?«

»Nun, was er auch erzählen wird, unsere Bäuerlein wird er nicht umstimmen.«

»Sie glauben?«

In einer vierten Gruppe:

»Aber das von dem Dreigespann ist doch gut bei ihm herausgekommen, wo von den Völkern die Rede ist.«

»Auch ist es ja die Wahrheit, entsinnst du dich, wo er spricht, daß die Völker nicht warten werden.«

»Aber wie denn?«

»Ja, im englischen Parlament ist bereits in der vorigen Woche ein Mitglied aufgestanden und hat das Ministerium in Hinsicht auf die Nihilisten gefragt, ob es denn nicht an der Zeit sei, sich in die Angelegenheiten dieser barbarischen Nation einzumischen, um uns Bildung beizubringen. Hippolyt Kirillowitsch meint damit ihn, ich weiß, daß er ihn meint. Er sprach davon in der vergangenen Woche.«

»Damit hat es gute Wege für diese Schnepfen!«

»Welche Schnepfen? Weshalb hat es denn gute Wege für sie?«

»Wir werden ihnen Kronstadt verschließen, ja, und wir

werden ihnen auch kein Brot geben. Wo werden sie es hernehmen?»

»Aber aus Amerika. Jetzt kommt alles aus Amerika.«

»Du lügst.«

Es erklang aber das Glöckchen des Präsidenten, alle stürzten zu ihren Plätzen hin. Fetjukowitsch betrat die Rednerbühne.

X. Die Rede des Verteidigers.

Der Stab mit zwei Enden

Alles verstummte, als die ersten Worte des berühmten Redners erklangen. Der ganze Saal sog sich förmlich an ihm mit den Augen fest. Er begann außerordentlich offen, einfach und überzeugt und ohne die geringste Aufgeblasenheit. Er ließ durchaus keine pathetischen Phrasen erklingen, er machte nicht den geringsten Versuch, schönredend zu sein und von Gefühl durchzitterte Wörtchen anzubringen. Das war vielmehr ein Mensch, der im intimen Kreis Gleichgesinnter sprach. Seine Stimme war schön, laut, sympathisch, und es war sogar, als ob gerade bereits in dieser Stimme etwas Aufrichtiges und Naives zum Ausdruck komme. Indes wurde es allen auf der Stelle klar, daß der Redner sich auch plötzlich zum wirklichen Pathetischen erheben könne – »und an die Herzen zu schlagen vermöge mit nie gehörter Kraft«. Er sprach vielleicht weniger korrekt als Hippolyt Kirillowitsch, aber ohne lange Phrasen und sogar deutlicher. Eines nur wollte den Damen nicht gefallen: er krümmte immer so seltsam seinen Rücken, besonders zu Beginn der Rede, nicht gerade so, als ob er grüße, vielmehr, als ob er zu seinen Hörern hinstrebe und hinfliege, wobei es genauso aussah, als ob er sich gerade in der Mitte seines langen und dünnen Rückens beuge, und es befinde sich gerade dort ein Scharnier, so daß er sich fast in einem rechten Winkel zu beugen imstande sei. Zu Beginn seiner

Rede sprach er eigentlich ins Breite gehend, gleich als habe er kein System, wähle vielmehr die Tatsachen wie nach Laune aus, aber schließlich ergab sich doch etwas Ganzes. Man konnte seine Rede in zwei Hälften teilen: die erste Hälfte war die Kritik, die Widerlegung der Anklage; sie war bisweilen boshaft und sarkastisch. In der zweiten Hälfte seiner Rede war es aber so, als habe er plötzlich sowohl seinen Ton wie auch seine ganze Methode geändert und sich mit einem Mal zum Pathetischen erhoben; der Saal schien dies aber erwartet zu haben und erbebt völlig vor Entzücken. Er schritt unmittelbar zur Sache und begann damit, daß er erklärte, obgleich sein Tätigkeitsfeld in Petersburg sei, besuche er doch nicht zum erstenmal die Provinzstädte Rußlands zur Verteidigung von Angeklagten, indes nur solcher, von deren Unschuld er entweder überzeugt sei oder sie vorausfühle.

»Gerade dies geschah mit mir auch im vorliegenden Fall«, erklärte er. »Sogar schon aus einer der allerersten Zeitungsnotizen schimmerte mir bereits etwas hervor, das mich außerordentlich betroffen machte zugunsten des Angeklagten. Mit einem Wort, mich interessierte zuallererst eine gewisse juristische Tatsache, die sich zwar häufig wiederholt in der Gerichtspraxis, niemals aber, so scheint es mir, in einer solchen Fülle und mit so charakteristischen Einzelheiten wie im vorliegenden Fall. Diese Tatsache müßte ich eigentlich erst im Finale meiner Rede formulieren, dann, wenn ich sie enden werde, aber gleichwohl werde ich meinen Gedanken tatsächlich jetzt gleich schon aussprechen, denn ich habe die Schwäche, unmittelbar zur Sache zu schreiten, ohne Effekt aufzuspeichern und ohne hauszuhalten mit den Eindrücken, die ich hervorrufe. Das ist meinerseits vielleicht wenig praktisch, dafür aber aufrichtig. Dieser mein Gedanke, meine Formel, ist nun folgender: die niederdrückende Gesamtheit der Tatsachen spricht gegen den Angeklagten, und trotzdem ist auch nicht eine einzige

Tatsache, die der Kritik standhält, wenn man sie einzeln betrachtet, an und für sich! Als ich dann diese Angelegenheit nach Gerüchten und Zeitungen weiter verfolgte, bestärkte ich mich mehr und mehr in dieser Auffassung, und plötzlich erhielt ich von den Verwandten des Angeklagten die Aufforderung, ihn zu verteidigen. Ich eilte auf der Stelle hierher, und hier überzeugte ich mich schon endgültig. Und gerade um dieses furchtbare Zusammentreffen der Tatsachen zu entkräften und das Unbewiesene, das Phantastische jeder einzelnen beschuldigenden Tatsache ans Licht zu ziehen, habe ich es auch übernommen, diese Sache zu vertreten.«

So begann der Verteidiger, und plötzlich rief er aus: »Meine Herren Geschworenen, ich bin hier ein fremder Mensch. Alle Eindrücke wurden mir, ohne daß ich irgendwie voreingenommen war. Der Angeklagte, gewaltsam von Charakter und zügellos, hat mich nie vorher beleidigt, wie vielleicht hundert Personen in dieser Stadt, weswegen auch viele im voraus gegen ihn eingenommen sind. Natürlich, auch ich gestehe, daß das moralische Gefühl der hiesigen Gesellschaft mit Recht erregt wurde: der Angeklagte ist wild und zügellos. In der hiesigen Gesellschaft hat man ihn indes aufgenommen, sogar in der Familie des hochtalentierten Anklägers war er gern gesehen.« (Notabene: bei diesen Worten lachten im Publikum zwei, drei Personen, und wenn sie auch rasch innehielten, so wurde das doch von allen bemerkt. Allen war es ja bei uns bekannt, daß der Staatsanwalt Mitja gegen seinen Willen bei sich aufnahm, einzig und allein deshalb, weil ihn aus irgendeinem Grund die Frau des Staatsanwalts interessant fand – eine im höchsten Grad ehrbare und geachtete Dame, die aber phantastisch und eigenwillig war und in gewissen Fällen, vor allem in Kleinigkeiten, ihrem Mann zu opponieren liebte. Mitja hatte übrigens ihr Haus ziemlich selten betreten.) »Desenungeachtet erkühne ich mich anzunehmen«, fuhr der Verteidiger fort, »daß sogar auch in einem so unabhän-

gigen Geist und gerechten Charakter, wie er meinem Opponenten eignet, sich gegen meinen unglücklichen Klienten ein gewisses auf Irrtum beruhendes Vorurteil bilden konnte. Oh, das ist so natürlich: der Unglückliche hat allzusehr verdient, daß man ihm mit vorgefaßter Meinung entgegentritt. Das in moralischer und mehr noch in ästhetischer Hinsicht beleidigte Gefühl ist bisweilen unerbittlich. Natürlich, in der hochtalentierten Anklagerede vernahmen wir alle eine strenge Analyse des Charakters und der Taten des Angeklagten, ein streng kritisches Verhalten zur Sache, aber die Hauptsache: es werden derartige psychologische Tiefen aufgesucht, um uns über das Wesen der Sache aufzuklären, daß das Eindringen in diese Tiefen bei einem irgendwie absichtlich und boshaft voreingenommenen Verhalten zur Person des Angeklagten überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Aber es gibt ja Dinge, die sogar noch schlimmer, sogar noch unheilbarer in dergleichen Fällen wirken als das allerboshafteste und voreingenommenste Verhalten zur Sache. Nämlich gerade eben, wenn uns zum Beispiel irgendein sozusagen künstlerisches Spiel beherrscht, das Bedürfnis nach künstlerischem Schaffen, sozusagen nach Romandichten, besonders bei dem Reichtum der psychologischen Anklagen, mit denen Gott unsere Fähigkeiten bedachte. Noch in Petersburg, als ich mich erst auf den Weg hierher machte, war ich darauf aufmerksam gemacht worden – ja, und ich weiß das auch schon selber ohne jeden vorherigen Hinweis –, daß ich hier als Gegner einem tiefen und allerfeinsten Psychologen begegnen werde, der sich längst schon durch diese seine Eigenschaft in unserer noch so jungen juristischen Welt einen gewissen besonderen Ruhm erwarb. Aber, sehen Sie, meine Herren, wenn nun auch die Psychologie eine tiefe Sache ist, so gleicht sie gleichwohl einem Stab mit zwei Enden.« (Kurzes Auflachen im Publikum.) »Oh, Sie verzeihen mir natürlich meinen trivialen Vergleich; ich bin allzuwenig Meister im Schönreden. Aber da haben

Sie gleichwohl ein Beispiel – ich nehme das erste beste, das mir aus der Rede des Angeklagten einfällt. Der Angeklagte läuft nachts im Garten davon, klettert über den Zaun und schlägt mit einem Kupferstößel den Diener nieder, der sich an sein Bein angeklammert hatte. Darauf springt er sogleich in den Garten zurück und macht sich ganze fünf Minuten mit dem am Boden Liegenden zu schaffen, indem er sich bemüht zu erraten, ob er ihn tötete oder nicht. Und sehen Sie einmal, da will denn der Ankläger um keinen Preis an die Wahrheit der Aussage des Angeklagten glauben, daß er nämlich aus Mitleid zum greisen Grigori herabgesprungen sei. »Nein«, so behauptet er, »ist denn in einem solchen Augenblick eine solche Empfindlichkeit möglich? das ist ja doch unnatürlich, er sprang vielmehr gerade zu dem Zweck hinunter, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seiner Missetat lebe oder erschlagen sei, und demnach hat er gerade dadurch auch bezeugt, daß er diese Missetat beging, da er ja aus keiner anderen Veranlassung, sei es ein Hingerissensein oder ein Gefühl, in den Garten hinabspringen konnte.« Da haben Sie die Psychologie; laßt uns aber einmal selber ganz die gleiche Psychologie auf ganz die gleiche Sache anwenden, nur von einem andern Ende an, und es wird keineswegs weniger wahrscheinlich herauskommen. Der Mörder springt herunter aus Vorsicht, um sich zu überzeugen, ob der Zeuge dort lebt oder nicht; dabei hat er aber nur eben erst im Schlafzimmer seines Vaters nach dem Zeugnis eben gerade desselben Anklägers ein kolossales Beweismoment gegen sich hinterlassen in Gestalt des zerrissenen Umschlags, auf dem geschrieben stand, daß in ihm dreitausend Rubel lagen. »Hätte er den Umschlag mit sich genommen, so hätte niemand auf der ganzen Welt erfahren, daß ein Paket dort war und überhaupt existierte und in ihm Geld lag, und daß demnach der Angeklagte Geld geraubt habe!« Das ist ein Ausruf des Anklägers selber. Nun, so hat es denn eben zu dem einen an Vorsicht nicht mehr ausge-

reicht; der Mensch hatte sich verloren, er war erschreckt und weggelaufen, wobei er einen Sachbeweis gegen sich auf dem Boden hinterließ; als er aber zwei Minuten später nach einem andern Menschen ausholte und ihn niederschlug, offenbart sich in ihm augenblicklich die allerherzloseste und berechnendste Vorsicht zu seinen Gunsten. Aber meinetwegen, möge dies auch so gewesen sein: darin besteht ja gerade die Feinheit der Psychologie, daß ich unter gewissen Umständen momentan blutdürstig und scharfsichtig bin wie ein kaukasischer Adler, im folgenden Augenblick aber blind und schüchtern wie ein jämmerlicher Maulwurf. Wenn ich aber schon so blutdürstig und grausam berechnend bin, daß ich, nachdem ich einen Mord beging, nur zu dem einzigen Zweck herabspringe, um zu sehen, ob der Zeuge gegen mich lebt oder nicht, wozu gebe ich mich dann aber, so scheint es doch, mit diesem meinen neuen Opfer ganze fünf Minuten ab, ja, um am Ende noch gar neue Zeugen aufkommen zu lassen! Wozu soll ich denn dann mein Taschentuch durchnässen, indem ich vom Kopf dessen, den ich niederschlug, das Blut abwische, was doch die Folge haben muß, daß dieses Taschentuch später gegen mich als Sachbeweis dient? Nein, wenn wir schon einmal so berechnend und hartherzig sind, wäre es dann nicht besser gewesen, einfach den von uns niedergeschlagenen Diener mit gerade diesem selben Stößel noch einmal und noch einmal über den Kopf zu schlagen, um ihn schon vollends zu töten und uns durch Vernichten dieses Zeugen jede Sorge vom Herzen zu nehmen? Und endlich, ich springe herab, um mich zu überzeugen, ob der Zeuge gegen mich lebt oder nicht lebt, und da gerade auf demselben kleinen Weg hinterlasse ich auch noch einen andern Zeugen, eben diesen Stößel, den ich in Gegenwart von zwei Weibern an mich nahm, die beide jederzeit später diesen Stößel als den ihrigen anerkennen und bezeugen können, daß ich ihn bei ihnen an mich nahm. Und nicht als hätte ich ihn auf dem Weg vergessen, ihn

verloren in meiner Zerstreutheit und Verwirrung: nein, wir haben unsere Waffe eben weggeworfen, denn man hat sie ja fünfzehn Schritt von dem Ort entfernt gefunden, wo Grigori niedergeschlagen wurde! Man fragt sich da unwillkürlich, wozu haben wir denn eigentlich so gehandelt? Aber doch gerade darum, weil es uns bitter leid war, daß wir einen Menschen töteten, einen alten Diener, und deshalb haben wir aus Verdruß mit einem Fluch den Stößel weggeworfen, da er ja bei diesem Mord als Waffe diente, anders kann es gar nicht sein, wozu sollte man ihn denn wegwerfen mit solchem Schwung? Wenn wir aber Schmerz und Mitleid empfinden konnten darüber, daß wir einen Menschen töteten, so natürlich schon deshalb, weil wir unsern Vater nicht ermordet haben. Wenn wir unsern Vater ermordet hätten, wären wir doch nicht aus Mitleid hinabgesprungen zu dem andern von uns Niedergeschlagenen, dann wäre schon ein ganz anderes Gefühl in uns; nicht um Mitleid würde es sich dann für uns handeln, vielmehr um Selbstrettung, und dies ist natürlich auch so. Im Gegenteil, ich wiederhole es, wir hätten ihm dann den Schädel endgültig eingeschlagen und hätten uns nicht ganze fünf Minuten mit ihm abgeschleppt. Es offenbarte sich aber gerade deshalb Platz in uns für Mitleid und Empfinden des Guten, weil vordem unser Gewissen rein war. Da haben Sie also schon eine andere Psychologie! Ich habe ja jetzt selber zur Psychologie meine Zuflucht genommen, um an einem Beispiel zu zeigen, daß man aus ihr alles ableiten kann, was einem nur beliebt. Die ganze Sache liegt eben nur darin, in welchen Händen sie sich befindet. Die Psychologie verführt sogar die allerernstesten Menschen zum Romandichten, und das ganz unwillkürlich. Ich spreche von der überflüssigen Psychologie, meine Herren Geschworenen, von einem gewissen Mißbrauch ihrer.« Hier vernahm man wiederum beifälliges Auflachen im Publikum, und alles an die Adresse des Staatsanwalts. Ich werde aber nicht die ganze Rede des Verteidigers im

einzelnen anführen, ich werde nur einige Stellen aus ihr auswählen, einige hauptsächliche Punkte.

XI. *Geld war keines da.*
Ein Raub wurde nicht begangen

Es war da ein Punkt in der Rede des Verteidigers, der sogar alle betroffen machte - eben gerade das völlige Bestreiten des Vorhandenseins dieser verhängnisvollen Dreitausend und demnach auch der Möglichkeit ihres Raubes.

»Meine Herren Geschworenen«, begann der Verteidiger, »in dem uns vorliegenden Fall fällt jedem fremden und nicht voreingenommenen Menschen eine äußerst charakteristische Eigentümlichkeit auf, nämlich: die Anklage wegen Raubes, und zugleich die völlige Unmöglichkeit, tatsächlich anzugeben, was denn eigentlich geraubt wurde!

Geraubt, so wird behauptet, wurde Geld, nämlich dreitausend; ob die aber tatsächlich vorhanden waren - das weiß niemand. Überlegen Sie einmal: erstens, wie haben wir erfahren, daß es dreitausend waren, und wer hat sie gesehen? Einzig und allein der Diener Smerdjakow sah sie und gab an, daß sie in einem Kuvert lagen, das eine Aufschrift trug. Er war es auch, der hiervon noch vor der Katastrophe dem Angeklagten und seinem Bruder Iwan Fjodorowitsch Mitteilung machte. Auch Fräulein Swetlow erfuhr von diesem Geld. Indes haben alle diese drei Personen selber dies Geld nicht gesehen, es sah es wiederum nur der eine Smerdjakow. Da aber erhebt sich ganz von selber die Frage: wenn es auch wahr ist, daß das Geld da war, und daß es Smerdjakow sah, wann hat er es dann aber zum letztenmal gesehen? Wie aber, wenn sein Herr dies Geld aus seinem Bett herausnahm und wiederum in die Schatulle zurücklegte, ohne ihm davon auch nur ein Wort zu sagen? Bedenken Sie doch: nach

den Worten des Smerdjakow lag das Geld in dem Bett, unter der Matratze; der Angeklagte mußte es also unter der Matratze hervorziehen; das Bett war aber nicht im geringsten in Unordnung, darüber ist ausführlich im Protokoll berichtet worden. Wie brachte es dann der Angeklagte fertig, so auch gar keine Spuren im Bett zu hinterlassen, und dazu mit noch blutigen Händen die frischeste feine Bettwäsche, die absichtlich für diesmal aufgelegt war, nicht im geringsten zu besudeln? Man wird uns indes entgegnen: aber der Umschlag da auf dem Boden? Sehen Sie, gerade von diesem Umschlag lohnt es sich auch zu sprechen. Vorhin war ich sogar etwas erstaunt; als der hochtalentierter Ankläger auf diesen Umschlag zu sprechen kam, hat er plötzlich selber – hören Sie, meine Herren, selber – mit Bezug darauf in seiner Rede erklärt, gerade an der Stelle, wo er auf die Albernheit der Annahme hinweist, daß Smerdjakow den Mord begangen habe: »Wäre nicht dieser Briefumschlag gewesen, wäre er nicht als Sachbeweis auf dem Boden geblieben, hätte ihn der Räuber mit sich fortgenommen, so hätte auch niemand auf der ganzen Welt überhaupt erfahren, daß ein Paket da war und in ihm Geld, und daß demnach das Geld von dem Angeklagten geraubt wurde.« Es diene also einzig und allein, sogar nach dem Bekenntnis des Anklägers selber, dieser zerrissene Fetzen Papier mit der Aufschrift dazu, den Angeklagten des Raubes zu beschuldigen, »sonst hätte ja niemand erfahren, daß ein Raub vorlag, und daß vielleicht auch Geld vorhanden war«. Aber ist denn wirklich der eine Umstand, daß dieser Fetzen Papier auf dem Boden herumlag, ein Beweis dafür, daß in ihm Geld verpackt war, und daß man dies Geld raubte? »Es hat aber«, so antwortet man mir, »ja Smerdjakow das Geld in dem Paket gesehen!« Wann aber, wann hat er es denn zum letztenmal gesehen, das ist es, was ich frage! Ich sprach mit Smerdjakow, und er sagte mir, er habe das Geld zwei Tage vor der Katastrophe gesehen! Doch weshalb kann ich denn

nicht annehmen, daß, als sich der greise Fjodor Pawlowitsch zu Hause in ungeduldiger hysterischer Erwartung seiner Geliebten eingeschlossen hatte, es ihm plötzlich einfiel – er hatte gerade nichts anderes zu tun –, das Paket herauszunehmen und es zu entsiegeln? ›Was soll denn da ein Paket nützen? Sie wird mir noch am Ende gar nicht glauben; wenn ich ihr aber dreißig Regenbogenfarbenscheine in einem Haufen zeigen werde, so wird das wohl stärker wirken, der Speichel wird ihr fließen«, und da zerreißt er denn auch das Paket, nimmt das Geld heraus und wirft den Umschlag auf den Boden, ohne als Hausherr irgendwen vorher zu fragen, und natürlich ohne irgendwelche Verdachtsgründe zu fürchten. Hören Sie, meine Herren Geschworenen, gibt es wohl etwas, was möglicher ist als eine solche Vermutung und eine solche Tatsache? Weshalb soll das denn nicht möglich sein? Aber sehen Sie, wenn auch nur irgend etwas stattfinden konnte, was dem ähnlich ist, so fällt die Anklage wegen Raubes ganz von selber in sich zusammen; wenn ja kein Geld da war, so ist demnach auch kein Raub begangen worden. Wenn der Umstand, daß der Papierumschlag auf dem Boden lag, als Beweis dafür gelten soll, daß Geld in ihm gewesen ist, weshalb kann ich dann nicht auch das Gegenteil behaupten, nämlich daß der Umschlag eben gerade deshalb auf dem Boden herumlag, weil in ihm schon kein Geld mehr war, weil es der Hausherr selber vordem herausgenommen hatte? Ja, aber wo ist denn in solchem Fall das Geld hingekommen, wenn es Fjodor Pawlowitsch selber aus dem Paket herausnahm, und man es in seinem Haus bei der Haussuchung nicht fand? Erstens hat man bei ihm in der Schatulle einen Teil des Geldes gefunden, zweitens konnte er es noch am Morgen herausnehmen, sogar schon am Tag vorher, er konnte anders darüber verfügen, es ausgeben, absenden, endlich konnte er seinen Gedanken, seinen Aktionsplan von Grund aus ändern und es dabei sogar für völlig überflüssig erachten, hiervon Smerdjakow weiter Mitteilung zu

machen. Wenn aber auch nur die geringste Möglichkeit zu einer solchen Annahme vorliegt – wie kann man dann so beharrlich und mit solcher Bestimmtheit den Angeklagten beschuldigen, er habe den Mord begangen zum Zweck des Raubes, und es sei tatsächlich ein Raub geschehen? Wir betreten ja auf solche Weise das Reich der Dichtung. Sehen Sie, wenn man behauptet, daß gerade eine solche Sache geraubt wurde, so muß man diese Sache vorweisen oder wenigstens unwiderleglich dartun, daß sie überhaupt vorhanden war. Diese Sache hat aber nun einmal niemand gesehen. Unlängst betrat in Petersburg ein junger Mensch von achtzehn Jahren, fast noch ein Knabe, ein kleiner Hausierer, am hellichten Tag mit einem Beil in der Hand eine Wechselstube und ermordete mit ungewöhnlicher, geradezu typischer Frechheit den Besitzer der Bude und nahm tausendfünfhundert Rubel mit sich. Fünf Stunden später wurde er verhaftet, und man fand bei ihm außer fünfzehn Rubel, die er bereits ausgegeben hatte, diese ganzen anderthalbtausend. Außerdem hatte ein Angestellter des Ermordeten, der nach dem Mord in die Bude zurückgekehrt war, der Polizei nicht nur mitgeteilt, wie groß die gestohlene Summe war, vielmehr auch aus welchen Geldarten sie eigentlich bestand, das heißt wieviel regenbogenfarbene Scheine, wieviel blaue, wieviel rote, wieviel Goldstücke und was für welche, und da wurden denn auch bei dem verhafteten Mörder gerade solches Papiergeld und solche Münzen gefunden. Zudem kam zu dem allem auch noch das volle und aufrichtige Geständnis des Mörders, daß er den Mord begangen und diese Gelder an sich genommen habe. Sehen Sie, dies, meine Herren Geschworenen, das nenne ich einen Beweis. Sehen Sie, da weiß ich auch, woran ich bin, ich sehe, ich fühle das Geld und kann gar nicht sagen, daß es nicht da sei oder nicht vorhanden gewesen sei. Verhält es sich aber so im vorliegenden Fall? Dabei handelt es sich aber doch um Leben und Tod, um das Schicksal eines Menschen! »So ist es,

wird man sagen, »aber er bummelte doch gerade in dieser Nacht, er warf mit Geld nur so um sich, man fand bei ihm anderthalbtausend Rubel – woher nahm er dann die?« Aber ja gerade deshalb, weil man bei ihm im ganzen nur anderthalbtausend fand, die andere Hälfte der Summe hingegen um keinen Preis ausfindig machen und feststellen konnte, gerade dadurch wird ja auch erwiesen, daß dies Geld durchaus nicht jenes sein muß, es überhaupt niemals in irgendwelchem Umschlag gewesen zu sein braucht. Durch die Berechnung der Zeit (und sogar die gewissenhafteste) wurde in der Voruntersuchung erkannt und bewiesen, daß, als der Angeklagte von den Dienstmägden zum Beamten Perchotin lief, er gar nicht nach Hause ging, ja, und er auch überhaupt nirgendwohin ging, späterhin war er aber die ganze Zeit über unter Menschen, und er konnte demnach gar nicht von den Dreitausend die Hälfte abzählen und irgendwie in der Stadt verstecken! Sehen Sie, gerade diese Erwägung veranlaßte aber den Ankläger, anzunehmen, daß das Geld irgendwo versteckt sei, in irgendeinem Schlupfwinkel im Dorf Mokroje. Ja, vielleicht in den Kellergewölben des Udolphischen Schlosses, meine Herren? Nun, ist denn diese Annahme wirklich nicht phantastisch, nicht romanhaft? Haben Sie dabei wohl im Auge: wenn ja auch nur diese eine Annahme hinfällig wird, das heißt, daß das Geld in Mokroje versteckt wurde – so fliegt damit auch schon die ganze Anklage auf Raub in die Luft, denn wo sind sie denn dann, wo sind denn dann nur diese anderthalbtausend hingekommen? Durch welches Wunder konnten sie verschwinden, wenn es bewiesen wurde, daß der Angeklagte nirgends hinging? Und mit solchen Romanen sind wir bereit, einen Menschen zugrundezurichten! Man wird sagen: »Gleichwohl vermochte er nicht zu erklären, wo er diese Anderthalbtausend hernahm, die man bei ihm fand, außerdem wußten alle, daß er bis zu dieser Nacht kein Geld besaß!« Aber wer hat das denn gewußt? Der Angeklagte gab doch eine klare und be-

stimmte Erklärung dafür, woher er das Geld nahm; und wenn Sie wollen, meine Herren Geschworenen, wenn Sie wollen, so konnte und kann niemals irgend etwas wahrscheinlicher sein als diese Aussage, und zudem auch noch mehr in Einklang mit dem Charakter und der Seele des Angeklagten. Die Anklage hatte aber nun einmal Gefallen gefunden an ihrem eigenen Roman. Wenn ein Mensch mit schwachem Charakter sich einmal entschloß, diese Dreitausend, die ihm auf so schimpfliche Weise von seiner Braut angeboten waren, anzunehmen, so konnte er nicht, so wird behauptet, die Hälfte davon abzählen und sie in ein Säckchen einnähen, im Gegenteil, wenn er sie auch eingenäht hätte, so hätte er sie alle zwei Tage wieder ausgetrennt und um einen Hunderter vermindert, und auf diese Weise hätte er sie im Verlauf eines Monats völlig aus der Welt geschafft. Erinnern Sie sich, dies alles wurde in einem Ton erklärt, der keinerlei Widerspruch duldet. Nun, wie aber, wenn die Sache durchaus nicht so vor sich ging, nun, wie aber, wenn Sie einen Roman dichteten, und die Wirklichkeit ein ganz anderes Gesicht aufweist? Darin liegt ja aber auch gerade die Sache, daß Sie dem Vorfall ein anderes Gesicht geben! Man wird am Ende gar einwenden: »Es sind Zeugen dafür vorhanden, daß er im Dorf Mokroje diese ganzen Dreitausend, die er von Fräulein Werchowzew einen Monat vor der Katastrophe angenommen hatte, auf einmal verbummelte wie einen Kopeken, demnach konnte er gar nicht die Hälfte davon abzählen!« Wer sind aber diese Zeugen? Der Grad der Glaubwürdigkeit dieser Zeugen hat sich bereits vor Gericht offenbart. Außerdem erscheint in fremder Hand das Butterbrot immer größer. Endlich hat keiner von diesen Zeugen das Geld selber gezählt, sie haben es vielmehr nur nach dem Augenschein abgeschätzt. Hat doch der Zeuge Maximow ausgesagt, der Angeklagte habe Zwanzigtausend in Händen gehabt! Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, da die Psychologie nun einmal zwei Enden hat, so erlauben

Sie mir schon, mich auch hier an das andere Ende zu halten, und sehen wir einmal, was dabei herauskommt. Einen Monat vor der Katastrophe waren dem Angeklagten dreitausend Rubel von Fräulein Werchowzew anvertraut worden, um sie mit der Post abzusenden; es ist aber die Frage: Ist es richtig, daß ihm dies Geld unter so schmachvollen Umständen anvertraut wurde und unter solcher Erniedrigung, wie das vorhin hier verkündet wurde? Bei ihrer ersten Aussage über ganz denselben Gegenstand kam es bei Fräulein Werchowzew durchaus nicht so heraus, durchaus nicht so; bei der zweiten Aussage haben wir aber gar nichts anderes gehört als Schreie eines Hasses, der sich lange verborgen gehalten hatte. Indes schon allein der Umstand, daß die Zeugin bereits einmal, bei ihrer ersten Vernehmung, falsch ausgesagt hatte, gibt uns das Recht zu schließen, daß auch die zweite Aussage falsch sein konnte. Der Ankläger »wünscht es nicht, wagt es nicht (das sind seine eigenen Worte), diesen Roman zu berühren«, aber gleichwohl erlaube ich mir nur das eine zu bemerken, daß, wenn eine reine und hochsittliche Persönlichkeit, wie das zweifellos Fräulein Werchowzew ist, wenn eine solche Person, ich wiederhole es, sich erlaubt, plötzlich und auf einmal vor Gericht ihre erste Aussage umzustößen, in der ganz offenbaren Absicht, den Angeklagten zugrundezurichten, daß es dann doch auch klar auf der Hand liegt, daß diese ihre jetzige Aussage nicht unparteiisch, nicht kaltblütig gemacht wurde. Will man uns denn wirklich das Recht bestreiten, den Schluß zu ziehen, daß ein Weib, das sich rächt, vieles übertreiben konnte? Ja, gerade jene Schmach und Schande übertreiben konnte, unter der sie das Geld anbot! Im Gegenteil, es wurde gerade so angeboten, daß man es eben noch annehmen konnte, besonders ein so leichtsinniger Mensch wie unser Angeklagter. Die Hauptsache, er erwartete damals, daß er in Kürze von seinem Vater diese Dreitausend erhalten werde, die dieser ihm von der Abrechnung her schuldete. Das ist

zwar leichtsinnig, aber gerade wegen seines Leichtsinns war er denn auch davon überzeugt, daß jener ihm dies Geld geben, daß er es empfangen werde, und er demnach jederzeit das ihm von Fräulein Werchowzew anvertraute Geld mit der Post abschicken und seine Schuld begleichen könne. Der Ankläger will aber um keinen Preis zugeben, daß der Angeklagte an diesem selben Tag, an dem Tag, an dem er das Verbrechen begangen haben soll, von dem empfangenen Geld die Hälfte abzählen und in ein Säckchen einnähen konnte. »Das ist«, so wird behauptet, »doch nicht ein solcher Charakter, er konnte gar nicht solche Gefühle haben!« Aber Sie selber haben doch ausgerufen, daß Karamasow weitherzig sei, selber haben Sie doch verkündet von jenen zwei äußersten Abgründen, die Karamasow anzuschauen vermöge; Karamasow ist ja gerade eine solche Natur mit zwei Seiten, mit zwei Abgründen, so daß er selbst bei dem allerzügellosesten Bedürfnis nach einem Gelage innehalten kann, wenn irgend etwas von der andern Seite her auf ihn Eindruck macht. Aber sehen Sie, gerade diese andere Seite, die Liebe – nämlich gerade eben diese neue, damals wie Pulver aufgeflammte Liebe, für sie braucht man doch Geld, und es ist dafür nötiger, oh, bei weitem nötiger noch, als sogar für jene Bummelei mit dieser selben Geliebten! Wird sie ihm sagen: »Dein bin ich, ich will ja gar nicht Fjodor Pawlowitsch!«, und er wird sie nehmen und entführen – so muß doch etwas da sein, wofür man sie entführen kann. Das ist doch wichtiger als das Gelage! Sollte denn ein Karamasow dies nicht begreifen? Ja, er war aber doch gerade dadurch auch krank, durch eben diese Sorge – was ist denn da Unwahrscheinliches dabei, daß er dies Geld abzählte und auf jeden Fall verbarg? Doch da geht die Zeit hin, und Fjodor Pawlowitsch zahlt dem Angeklagten die Dreitausend nicht aus, im Gegenteil, man erzählt, er habe gerade dies Geld dazu bestimmt, ihm seine Geliebte abspenstig zu machen. »Wenn Fjodor Pawlowitsch mir dies Geld nicht auszahlen wird,

dann kommt es ja so heraus, daß ich vor Katarina Iwanowna ein Dieb bin! Und da verfällt er denn auf den Gedanken, gerade diese Anderthalbtausend, die er immer noch in einem Säckchen bei sich trägt, vor Fräulein Werchowzew hinzulegen und ihr zu sagen: ›Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb!‹ Damit liegt denn auch schon eine doppelte Veranlassung für ihn vor, diese Andertthalbtausend wie seinen Augapfel zu hüten, um keinen Preis das Säckchen aufzutrennen, und es nicht immer wieder um hundert Rubel zu schmälern. Weshalb wollen Sie denn dem Angeklagten durchaus kein Ehrgefühl zugestehen? Nein, Ehrgefühl ist in ihm; geben wir zu, kein richtiges, geben wir zu, sehr häufig ein trügerisches, aber es ist da, es ist da bis zur Leidenschaft, und das hat er bewiesen. Doch da wird ja die Sache immer verwickelter, die Qualen der Eifersucht erreichen den höchsten Grad, und immer die gleichen, immer die früheren zwei Fragen bohren sich quälender und quälender in das erhitzte Hirn des Angeklagten: ›Wenn ich Katarina Iwanowna das Geld zurückgeben werde, mit welchen Mitteln werde ich dann Gruschenka entführen?‹ Wenn er sich diesen ganzen Monat hindurch derart unsinnig benahm, sich betrank und in den Wirtshäusern herumlärmte, so vielleicht gerade deshalb, weil es ihm selber bitter zumute war, es ihm an Kraft gebrach, das alles zu ertragen. Diese zwei Fragen spitzten sich mit der Zeit derart zu, daß sie ihn schließlich bis zur Verzweiflung führten. Er wollte seinen jüngeren Bruder zu seinem Vater senden, um ihn zum letztenmal um diese Dreitausend zu bitten; ohne aber die Antwort abzuwarten, brach er selber bei seinem Vater ein, und die Sache endete damit, daß er den alten Mann vor Zeugen durchprügelte. Hiernach konnte man natürlich schon bei niemandem Geld erhalten; der durchgeprügelte Vater wird doch nichts geben! An ganz demselben Tag, am Abend, schlägt er sich auf die Brust, gerade auf den oberen Teil der Brust, wo dies Säckchen ruhte, und schwatzt da vor seinem Bruder aus, er habe

ein Mittel, kein Schuft zu sein, er werde aber gleichwohl ein Schuft bleiben, denn er sehe voraus, daß er dies Mittel nicht gebrauchen werde, er habe dazu nicht genug Seelenkraft, nicht genug Charakter. Weshalb, weshalb glaubt denn eigentlich der Ankläger nicht der Aussage des Alexej Karamasow, die so rein gegeben wurde, so aufrichtig, so unvorbereitet, und die der Wirklichkeit so ähnlich sieht? Weshalb will man mich im Gegenteil zwingen, anzunehmen, daß das Geld in irgendeinem Versteck liegt, in den Gewölben des Udolphischen Schlosses? An demselben Abend, nach besagtem Gespräch mit seinem Bruder, schreibt dann der Angeklagte jenen verhängnisvollen Brief; und gerade dieser Brief ist ja auch das allerhauptsächlichste, das allerkolossalste Beweismoment dafür, daß der Angeklagte den Raub beging! »Ich werde alle Leute bitten, wenn sie es aber nicht geben werden, dann werde ich meinen Vater ermorden und bei ihm Geld nehmen, unter der Matratze hervor, in einem Umschlag mit einem rosa Bändchen, wenn nur Iwan verreist ist.« »Das ist aber doch das ausführliche Programm des Mordes, wie ist er denn da nicht der Mörder? Es wurde vollbracht, wie es geschrieben ist, ruft die Anklage aus. Aber erstens ist dieser Brief der eines Betrunkenen und in furchtbarer Aufregung geschrieben, zweitens schrieb er über das Paket wiederum mit den Worten des Smerdjakow, weil er ja selber das Paket gar nicht gesehen hatte, drittens aber ist das freilich so geschrieben, ob es aber auch so vollführt wurde, wie es da geschrieben ist, wodurch will man das beweisen? Hat denn der Angeklagte tatsächlich das Paket unter dem Kissen hervorgenommen, hat er denn Geld gefunden, ist es denn überhaupt auch nur vorhanden gewesen? Ja, und ist denn der Angeklagte nach Geld gelaufen, erinnern Sie sich, erinnern Sie sich doch! Er lief ja Hals über Kopf, nicht um zu morden, vielmehr nur um zu erfahren, wo sie ist, dieses Weib, das ihn auch zugrundeegerichtet hat – er lief demnach nicht nach dem Programm, nicht

wie es geschrieben war, das heißt, nicht um einen überlegten Raub auszuführen; er fing vielmehr plötzlich an zu laufen, zufällig, in der Raserei der Eifersucht. »Ja«, wird man sagen, »aber nachdem er hingelaufen war und den Mord vollbracht hatte, nahm er gleichwohl auch das Geld an sich!« Ja, endlich, hat er denn überhaupt den Mord vollbracht oder nicht? Die Beschuldigung des Raubes weise ich mit Unwillen zurück. Man kann gar nicht des Raubes beschuldigen, wenn man nicht ganz genau anzugeben vermag, was denn eigentlich geraubt wurde, das ist ein Axiom! Hat er aber überhaupt gemordet, hat er auch ohne zu rauben gemordet? Ist denn das bewiesen? Ist denn nicht auch das ein Roman?«

XII. *Ja, und auch ein Mord ist nicht begangen worden*

»Erlauben Sie, meine Herren Geschworenen, es handelt sich hier um ein Menschenleben, und da muß man vorsichtiger sein. Wir haben gehört, wie die Anklage selber bezeugte, daß sie bis zum allerletzten Tag, bis heute, bis zum Tag des Gerichts schwankte, ob sie den Angeklagten beschuldigen solle, den Mord mit voller und zweifelloser Vorabsicht begangen zu haben, daß sie geschwankt habe, bis zu diesem verhängnisvollen »betrunkenen« Brief, der heute dem Gericht vorgelegt wurde. »Es trug sich alles zu, wie es geschrieben wurde!« Aber gleichwohl wiederhole ich: er lief zu ihr, einzig und allein um zu erfahren, wo sie sei. Das ist doch eine unbestreitbare Tatsache. Wäre sie zu Hause gewesen, so wäre er nirgendshin gelaufen, vielmehr bei ihr geblieben, und er hätte dann nicht das gehalten, was er im Brief versprochen hatte. Er lief zufällig und plötzlich dorthin, an seinen betrunkenen Brief entsann er sich aber vielleicht damals überhaupt nicht. »Er erfaßte«, so wird behauptet, »einen Stoßel« – und erinnern Sie sich, wie man uns aus diesem einen Stoßel eine ganze Psychologie herleitete:

weshalb er denn gerade diesen Stößel für eine Waffe ansehen, ihn wie eine Waffe fassen mußte usw. Dabei kommt mir ein äußerst gewöhnlicher Gedanke: nun, wie denn, wenn dieser Stößel nicht vor aller Augen gelegen hätte, nicht auf dem Küchengestell, von dem ihn der Angeklagte herunternahm, wenn er vielmehr in den Schrank zurückgelegt worden wäre - er wäre ja dann dem Angeklagten nicht in die Augen gekommen, und er wäre ohne Waffe davongelaufen, mit leeren Händen, und so hätte er denn auch vielleicht damals niemanden ermordet. Auf welche Weise kann ich dann aber aus der Tatsache, daß er den Stößel ergriff, schließen, dies sei ein Beweis, daß er sich bewaffnen wollte und die Absicht hegte, einen Mord zu begehen? Ja, aber er hat doch in den Wirtshäusern herumgeschrien, er werde seinen Vater ermorden! Er war ja doch zwei Tage vorher, an jenem Abend, als er seinen betrunkenen Brief schrieb, still und fing im Wirtshaus nur mit einem Handelsgehilfen Streit an, »nur eben deshalb, weil sich nun einmal Karamasow mit irgendwem streiten muß«. Ich aber werde darauf antworten, daß, wenn er schon einen solchen Mord beabsichtigte, ja, und dazu noch nach einem Plan, den er vorher schriftlich aufgesetzt hatte, er wahrscheinlich auch nicht mit jenem Handelsgehilfen Streit angefangen hätte, ja vielleicht dann auch überhaupt nicht in das Wirtshaus gegangen wäre, weil eine Seele, die eine solche Sache ausdenkt, die Stille aufsucht und die Einsamkeit, zu verschwinden sucht, damit man sie nicht sehen, nicht hören soll: »Vergeßt mich, wenn ihr könnt!«, und das nicht aus Berechnung, vielmehr nur aus Instinkt. Meine Herren Geschworenen, die Psychologie hat zwei Enden, und auch wir sind imstande, die Psychologie zu begreifen. Was aber alle diese Schreie im Wirtshaus anbetrifft diesen ganzen Monat über, schreien denn wirklich nicht einmal Kinder, oder betrunkene Bummler, wenn sie das Wirtshaus verlassen und miteinander streiten: »Ich werde dich totschiagen!« aber sie tun das ja nicht. Ja, und

auch gerade dieser verhängnisvolle Brief – ist er denn nicht gleichfalls das Ergebnis betrunkenen Aufgeregtheit, ist er denn nicht wie der Schrei eines, der das Wirtshaus verläßt! ›Ich werde töten‹, schreit der da wohl, ›euch alle werde ich totschiagen!‹ Weshalb ist das nicht so, weshalb ist denn dieser Brief so verhängnisvoll, weshalb ist er nicht im Gegentheil nur lächerlich? Aber gerade deshalb, weil der Leichnam des ermordeten Vaters gefunden wurde, weil ein Zeuge den Angeklagten im Garten sah, bewaffnet und laufend, und er selber von ihm niedergeschlagen wurde; demnach hat sich alles auch so zugetragen, wie es geschrieben wurde, und deshalb ist auch dieser Brief nicht lächerlich, vielmehr verhängnisvoll. Gott sei Dank sind wir jetzt endlich angelangt bei jenem: ›Wenn er im Garten war, so bedeutet das, er hat auch den Mord begangen!‹ In diesen zwei Wörtchen: ›Wenn er da war, so bedeutet das schon zweifellos‹, erschöpft sich alles, die ganze Anklage – ›er war, so bedeutet das auch‹. Wenn es aber nicht ›bedeutet‹, obgleich er ›war‹? Oh, ich bin damit einverstanden, daß die Gesamtheit der Tatsachen, ihr Zusammenfallen, tatsächlich ziemlich beredt ist. Betrachten Sie indes alle diese Tatsachen einmal gesondert, ohne sich durch ihre Gesamtheit beeinflussen zu lassen! Weshalb will zum Beispiel die Anklage um keinen Preis die Richtigkeit der Aussage des Angeklagten gelten lassen: er sei vom Fenster seines Vaters davongelaufen? Erinnern Sie sich, auf welche Sarkasmen die Anklage sich hier sogar einläßt in Hinsicht auf die Ehrerbietigkeit und die ›frommen‹ Gefühle, die plötzlich den Mörder ergriffen. Wie aber, wenn tatsächlich etwas dem Ähnliches vorlag, das heißt, wenn auch nicht gerade ehrerbietige, so doch fromme Gefühle? ›Es muß wohl so sein, meine Mutter betete für mich in diesem Augenblick‹, sagte der Angeklagte bei der Voruntersuchung, und da lief er denn davon, sobald er sich nur überzeugt hatte, daß die Swetlow nicht in seines Vaters Haus war. ›Er konnte sich aber gar nicht von außen, durch das

Fenster, dessen vergewissern«, entgegnet uns die Anklage. Aber weshalb denn nicht? Das Fenster hatte sich ja doch geöffnet auf die Klopfschläge des Angeklagten. Hier hätte irgendein solches Wort von Fjodor Pawlowitsch ausgesprochen werden können, konnte sich ihm irgendein solcher Schrei entringen – daß der Angeklagte sich plötzlich zu überzeugen vermochte, daß die Swetlow nicht dort war. Weshalb muß man es denn unbedingt so annehmen, wie wir es uns vorstellen, wie man beschloß, es sich vorzustellen? In Wirklichkeit können sich da tausend Dinge geltend machen, die der Beobachtung auch des allerfeinsten Romandichters entgehen. »Ja, aber Grigori sah doch die geöffnete Tür; der Angeklagte war also ganz bestimmt im Haus, und demnach hat er auch den Mord begangen.« Was diese Tür anbetrifft, meine Herren Geschworenen . . . sehen Sie doch, daß diese Tür geöffnet war, bezeugt nur eine Person, die indes zu dieser Zeit selber in einem solchen Zustand war, daß . . . Aber meinetwegen, möge die Tür auch offen gewesen sein, möge sie der Angeklagte geöffnet haben, möge er gelogen haben aus dem Gefühl der Selbstverteidigung heraus, das so begreiflich ist in seiner Lage, möge er nur, möge er nur ins Haus eingedrungen, im Haus gewesen sein – nun, und wie denn, weshalb muß er denn dann, wenn er dort war, auch unbedingt den Mord begangen haben? Er konnte doch einbrechen, durch die Zimmer laufen, er konnte seinen Vater beiseitestoßen, er konnte ihn sogar schlagen; als er sich aber überzeugt hatte, daß die Swetlow nicht bei ihm war, lief er eben weg und freute sich, daß sie nicht da war, und daß er davonlaufe, ohne seinen Vater ermordet zu haben. Vielleicht sprang er auch gerade deshalb eine Minute später vom Zaun herunter zu Grigori, den er eben in seiner Erregung niedergeschlagen hatte, weil er imstande war, ein reines Gefühl zu hegen, ein Gefühl der Teilnahme und des Mitleids, weil er eben der Versuchung, seinen Vater zu ermorden, entronnen war, weil er eben in sich ein reines Herz fühlte

und Freude darüber, daß er seinen Vater nicht ermordet hatte! Beredt bis zum Entsetzen, beschreibt uns der Ankläger den furchtbaren Zustand des Angeklagten im Dorf Mokroje, als sich ihm die Liebe von neuem offenbarte und ihn zu einem neuen Leben rief, es ihm aber schon unmöglich war zu lieben, weil hinter ihm der blutige Leichnam seines Vaters lag, und dahinter die gerichtliche Sühne! Und gleichwohl gab auch der Ankläger die Liebe des Angeklagten zu, wenn er sie auch nach seiner Psychologie erklärte: »Das war ein sozusagen betrunkenener Zustand, man fährt einen Verbrecher zum Tode, noch dauert es lange usw.« Aber haben Sie sich denn nicht eine ganz andere Person erdichtet, Herr Ankläger, so frage ich wiederum? Ist denn der Angeklagte wirklich so roh und seelenlos, daß er noch in jenem Augenblick an Liebe und an Ausflüchte vor Gericht hätte denken können, wenn tatsächlich das Blut seines Vaters auf ihm gelastet hätte? Nein, nein, und abermals nein! Kaum hat es sich nur offenbart, daß sie ihn liebt, ihn zu sich ruft, ihm neues Glück verspricht – oh, ich schwöre es, er mußte damals ein doppeltes, dreifaches Bedürfnis empfinden, sich zu töten, und er hätte sich auch zweifellos getötet, wenn der Leichnam seines Vaters hinter ihm gelegen hätte! O nein, er hätte dann nicht vergessen, wo seine Pistolen lagen! Ich kenne den Angeklagten: wilde, hölzerne Herzlosigkeit, wie sie ihm von der Anklage zugeschrieben wird, reimt sich nicht zu seinem Charakter. Er hätte sich getötet, das ist ganz gewiß; er tötete sich aber gerade deshalb nicht, weil »seine Mutter für ihn gebetet hatte«, und sein Herz unschuldig war am Blut seines Vaters. Er quälte sich, er litt einzig und allein deshalb Kummer in jener Nacht in Mokroje, weil er den greisen Grigori niedergeschlagen hatte, und er betete im stillen zu Gott, der Greis möge aufstehen und zu sich kommen; sein Schlag möge nicht tödlich gewesen sein, und die Strafe dafür an ihm vorübergehen. Weshalb darf man denn nicht eine solche

Auslegung der Geschehnisse annehmen? Was für einen bestimmten Beweis haben wir denn dafür, daß der Angeklagte uns anlügt? ›Aber da liegt ja der Leichnam des Vaters‹, wird man uns sogleich schon von neuem entgegen, ›er lief weg, er hatte nicht den Mord begangen, nun, und wer hat dann den alten Mann umgebracht?‹

Ich wiederhole es, hierin beruht auch die ganze Logik der Anklage: wer hat dann den Mord begangen, wenn nicht er es war? Niemand ist da, so soll das heißen, den man an seine Stelle setzen könnte. Meine Herren Geschworenen, ist das denn so? Kann man denn wirklich, tatsächlich so schon durchaus niemanden im Verdacht haben? Wir hörten, wie die Anklage alle, die sich in dieser Nacht dauernd oder vorübergehend in diesem Haus aufhielten, an den Fingern herzählte. Es ergab fünf Personen. Drei davon, und damit bin ich einverstanden, sind durchaus auszuschließen: das ist der Ermordete selber, der greise Grigori und seine Frau. Es blieben demnach der Angeklagte und Smerdjakow übrig, und da ruft denn der Ankläger mit Pathos aus, der Angeklagte weise nur deshalb auf Smerdjakow hin, weil niemand anders da sei, auf den er hinweisen könne; wenn aber da irgendein sechster wäre, ja sogar nur das Gespenst eines solchen, dann würde der Angeklagte sich schämen, Smerdjakow zu beschuldigen, und er würde dann vielmehr auf diesen sechsten hinweisen. Aber, meine Herren Geschworenen, weshalb sollte ich denn nicht gerade den umgekehrten Schluß ziehen können? Zwei stehen da vor uns: der Angeklagte und Smerdjakow – weshalb soll ich mir denn da nicht sagen dürfen, daß Sie meinen Klienten einzig und allein deshalb beschuldigen, weil Sie sonst niemanden zum Beschuldigen haben? Das aber nur deshalb, weil Sie mit völlig vorgefaßter Meinung von vornherein Smerdjakow von jeder Beschuldigung ausschließen. Ja freilich, auf Smerdjakow weist niemand sonst hin als der Angeklagte selber, seine beiden Brüder, die Swetlow, und damit Schluß. Aber es gibt ja doch auch so noch

irgend welche, die auf Smerdjakow hinweisen. Es war da, in der Gesellschaft, irgendwie, wenn auch unklar, eine gewisse Frage aufgeworfen worden, ein ganz bestimmter Argwohn hält sich doch, irgendein dunkles Gerücht ist zu vernehmen, man fühlte ja, daß irgendeine Erwartung da lebt. Endlich legt auch ein gewisses Zusammenfallen von Tatsachen Zeugnis ab, ein Zusammenfallen, das sehr charakteristisch ist, wenn es auch, ich bekenne es, noch nichts Bestimmtes zum Ausdruck bringt: erstens dieser Fallsuchtsanfall gerade am Tag der Katastrophe, ein Anfall, den die Anklage aus irgendeinem Grund so eifrig zu verteidigen sich gezwungen sah. Dann dieser plötzliche Selbstmord des Smerdjakow am Tag vor dem Gericht. Dann ferner heute vor Gericht die nicht weniger unerwartete Aussage des ältesten Bruders des Angeklagten, der bis dahin an die Schuld seines Bruders geglaubt hatte und nun auf einmal Geld bringt und gleichwohl wiederum den Namen des Smerdjakow nennt! Oh, ich stimme völlig dem Gericht und der Staatsanwaltschaft darin bei, daß Iwan Karamasow krank und im Fieber ist, daß seine Aussage tatsächlich ein verzweifelter, dazu noch im Fieber erdachter Versuch sein konnte, seinen Bruder zu retten, indem er die Schuld auf einen Toten abwälzte. Aber gleichwohl wurde dessenungeachtet der Name des Smerdjakow ausgesprochen, gleichwohl ist es so, als ob man da von irgendeinem Rätsel vernehme. Es ist durchaus so, als sei da etwas nicht ausgesprochen, meine Herren Geschworenen, und nicht zu Ende geführt worden. Und vielleicht wird es noch zu Ende geführt werden. Das wollen wir aber vorderhand lassen, das liegt noch vor uns. Das Gericht beschloß vorhin, die Sitzung fortzuführen, aber bis dahin, während wir alle in Erwartung sind, könnte ich gleichwohl irgend etwas bemerken, zum Beispiel hinsichtlich der Charakteristik des verstorbenen Smerdjakow, die von dem Ankläger so fein und so talentvoll entworfen wurde. Wenn ich aber auch dies Talent bewundere, so kann ich mich dennoch nicht völ-

lig mit dem Inhalt dieser Charakteristik einverstanden erklären. Ich war bei Smerdjakow, ich sah ihn und sprach mit ihm, er machte auf mich einen durchaus andern Eindruck. Von Gesundheit war er schwach, das ist wahr, von Charakter aber, von Herz – o nein, das ist ganz und gar nicht ein so schwacher Mensch, wie die Anklage annimmt. Im besonderen fand ich in ihm keine Schüchternheit, nichts von jener Schüchternheit, die uns der Ankläger so charakteristisch beschrieb. Aufrichtigkeit zeigte er überhaupt nicht, im Gegenteil, ich fand ein furchtbares Mißtrauen in ihm, das sich hinter gemachter Naivität zu verbergen suchte, und einen Geist, der durchaus imstande ist, gar vieles zu beobachten. Oh! die Anklage hat ihn allzu voreilig für schwachsinnig erklärt. Auf mich machte er einen ganz bestimmten Eindruck: ich verließ ihn in der Überzeugung, daß dies ein entschieden böses, maßlos ehrgeiziges, rachsüchtiges und brennend neidisches Geschöpf sei. Ich sammelte irgendwelche Angaben: er haßte seine Abstammung, er schämte sich ihrer und pflegte mit Zähneknirschen daran zu erinnern, daß »er von einer Stinkenden geboren sei«. Zu dem Diener Grigori und seiner Frau, die die Wohltäter seiner Kindheit waren, war er unehrerbietig. Rußland verfluchte er und lachte darüber. Er träumte davon, nach Frankreich zu ziehen, in der Absicht, sich in einen Franzosen umzuwandeln. Er hat viel und häufig, noch vordem, darüber gesprochen, daß es ihm dazu an Mitteln fehle. Es scheint mir, er liebte niemanden außer sich selber; es war aber geradezu furchtbar, was für eine Hochachtung er vor sich hegte. Unter Bildung verstand er gute Kleidung, saubere Vorhemden und geputzte Stiefel. Da er sich selber (und dafür gibt es Belege) für den unehelichen Sohn des Fjodor Pawlowitsch hielt, konnte er seine Lage hassen, wenn er sich mit den gesetzlichen Kindern seines Herrn verglich; ihnen, so konnte er urteilen, fällt alles zu, ihm dagegen gar nichts, sie genießen alle Rechte, ihnen steht das Erbe bevor, er aber ist

nur der Koch. Er teilte mir mit, er selber habe gemeinsam mit Fjodor Pawlowitsch das Geld in den Umschlag gelegt. Die Bestimmung dieser Summe – einer Summe, die für ihn eine Karriere ausmachen konnte – war ihm natürlich verhaßt. Zudem sah er noch dreitausend Rubel in neuen regenbogenfarbenen Scheinen (ich habe ihn absichtlich darüber ausgefragt). Oh, zeigt doch niemals einem neidischen und ehrgeizigen Menschen viel Geld auf einmal; er hatte zum erstenmal eine solche Summe in einer Hand gesehen! Der Anblick des regenbogenfarbenen Paketchens konnte sich krankhaft widerspiegeln in seiner Vorstellung, zum erstenmal vielleicht ohne jede Folgen. Der hochtalentierte Ankläger zeichnete uns mit ungewöhnlicher Feinheit alle Pro und Kontra für die Annahme, Smerdjakow habe den Mord begangen, und er sagte im besonderen: ›Was hätte er denn für einen Grund, einen Fallsuchtsanfall zu heucheln?‹ Ja, aber er brauchte sich auch überhaupt nicht zu verstellen, der Anfall konnte ja durchaus auf natürliche Weise eintreten, und der Kranke konnte dann später zu sich kommen. Nehmen wir an, er braucht sich nicht gleich völlig erholt zu haben, aber gleichwohl konnte er irgendwann zu sich kommen und das Bewußtsein wiedererlangen, wie es ja auch bei einem Fallsuchtsanfall so einzutreten pflegt. Die Anklage fragt: ›Wo ist der Augenblick, da Smerdjakow den Mord vollbrachte?‹ Es ist dabei aber außerordentlich leicht, diesen Augenblick anzugeben. Er konnte zum Bewußtsein kommen und sich vom tiefen Schlaf erheben (denn er war nur in tiefem Schlaf; nach einem Fallsuchtsanfall verfällt der Kranke stets in tiefen Schlaf), gerade in jenem Augenblick, als der greise Grogori den auf dem Gitter sitzenden Flüchtling am Bein faßte und brüllte, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hören mußte: ›Vatermörder!‹ Dieser Schrei war gerade etwas Ungewöhnliches in der Stille und im Dunkel und konnte mithin sehr wohl Smerdjakow aufwecken, dessen Schlaf zu dieser Zeit durchaus nicht sehr

tief zu sein brauchte: er konnte natürlich schon seit einer Stunde im Erwachen sein. Er erhebt sich von seinem Bett und begibt sich fast unbewußt und ohne jede Absicht dahin, von wo der Schrei kam, um zu sehen, was da los ist. In seinem Kopf ist es krankhaft wirr, seine Vorstellung schlummert noch, aber nun ist er im Garten, er tritt zu den erleuchteten Fenstern heran und vernimmt die furchtbare Nachricht von seinem Herrn, der sich natürlich über sein Kommen freute. Seine Gedanken fangen fieberhaft zu arbeiten an. Von seinem erschreckten Herrn erfährt er alle Einzelheiten. Und da bildet sich denn allmählich in seinem verwirrten und kranken Hirn ein Gedanke – furchtbar, aber verführerisch und unabweisbar logisch: nämlich den Mord zu begehen, die dreitausend Rubel an sich zu nehmen und dann alles auf das Herrensöhnchen abzuwälzen. Wen wird man denn jetzt im Verdacht haben, wenn nicht das Herrensöhnchen, alle Belege liegen ja vor, daß er dort war! Furchtbarer Durst nach Geld, nach Beute konnte seinen Geist überwältigen, zugleich mit der Vorstellung, daß er straflos davonkommen werde. Oh, solche plötzliche und unwiderstehliche Versuchungen kommen ja im gegebenen Augenblick so häufig vor, und die Hauptsache, sie überkommen plötzlich solche Mörder, die noch eine Minute vordem gar nicht wußten, daß der Wunsch in ihnen lebe, einen Mord zu vollbringen! Und da konnte denn Smerdjakow zu seinem Herrn gehen und seinen Plan ausführen, mit welcher Waffe – aber doch mit dem ersten besten Stein, den er im Garten aufhob. Aber wozu denn, in welcher Absicht? Aber die Dreitausend, das bedeutet ja Karriere für ihn! Oh! ich werde mir nicht widersprechen: das Geld brauchte auch gar nicht vorhanden zu sein. Und vielleicht wußte sogar auch gerade Smerdjakow allein, wo es zu finden sei, wo es eigentlich bei seinem Herrn liege. »Nun, aber der Umschlag des Geldes, aber das zerrissene Kuvert auf dem Boden?« Als vorhin der Ankläger hinsichtlich gerade dieses Umschlages den au-

ßerordentlich feinen Gedanken aussprach, daß es doch nur ein ungewöhnlicher Dieb auf dem Boden liegen lassen konnte, gerade ein solcher wie Karamasow, aber doch schon ganz und gar nicht Smerdjakow, der um keinen Preis ein solches Beweisstück gegen sich selber zurückgelassen hätte – als ich dies vernahm, meine Herren Geschworenen, da kam mir das plötzlich außerordentlich bekannt vor. Und, stellen Sie sich nur vor, diese Vermutung darüber, wie Karamasow mit dem Paket hätte verfahren können, hatte ich genau zwei Tage vorher von Smerdjakow selber vernommen; nicht genug damit, er hat mich dadurch sogar geradezu betroffen gemacht. Es schien mir nämlich so, als spiele er da nur den Naiven und wolle mir da nur diesen Gedanken mundgerecht machen, damit ich selber auf ihn kommen solle, mit einem Wort, als ob er ihn mir souffliere. Hat er nicht auch dem Ankläger diesen Gedanken souffliert? Hat er ihn nicht auch dem hochtalentierten Ankläger aufgedrängt? Man wird einwenden: ›Aber die greise Gattin des Grigori? Sie hat doch gehört, wie der Kranke neben ihr stöhnte – die ganze Nacht hindurch.‹ So ist es, sie hat es gehört, aber eine solche Vorstellung ist doch außerordentlich unzuverlässig. Ich kannte eine Dame, die sich bitterlich darüber beklagte, es habe sie die ganze Nacht hindurch ein kleiner Hund auf dem Hof geweckt und sie nicht schlafen lassen. Und dabei hatte gleichwohl das arme Hündchen, wie dann festgestellt wurde, nicht mehr als zwei-, dreimal in der ganzen Nacht gebellt. Das ist auch ganz natürlich; der Mensch schläft, und plötzlich hört er ein Stöhnen, im Ärger, daß man ihn aufweckte, wacht er auf, schlummert aber im Augenblick wieder ein. Nach zwei Stunden vernimmt er wiederum ein Stöhnen, wacht auf und schläft gleich von neuem ein. Endlich (und wiederum nach zwei Stunden) noch ein Stöhnen, und so im ganzen dreimal in der Nacht. Am Morgen steht er dann auf und beklagt sich, es habe irgendwer die ganze Nacht hindurch gestöhnt und ihn

unaufhörlich geweckt. Aber zweifellos mußte es ihm auch so vorkommen: die Zwischenzeiten, jede zu zwei Stunden, hat er eben verschlafen, und er hat keine Erinnerung aus dieser Zeit, er entsann sich nur an die Augenblicke seines Erwachens, und da scheint es ihm denn auch, man habe ihn die ganze Nacht über geweckt. »Aber weshalb, weshalb«, ruft der Ankläger aus, »gestand denn Smerdjakow seine Schuld auch nicht auf dem hinterlassenen Zettel? Für das eine war er gewissenhaft genug, nicht aber für das andere!« Erlauben Sie indes: das Gewissen – das ist schon Reue; der Selbstmörder brauchte aber gar nicht zu bereuen, er konnte vielmehr lediglich verzweifelt sein. Verzweiflung und Reue – das sind völlig verschiedene Dinge. Verzweiflung kann böse und unversöhnlich sein, und während der Selbstmörder Hand an sich legte, konnte er in diesem Augenblick mit doppelter Kraft die hassen, die er sein ganzes Leben hindurch beneidet hatte. Meine Herren Geschworenen, hüten Sie sich vor einem Justizirrtum! Was denn, was ist denn nur unwahrscheinlich in alledem, was ich Ihnen soeben vorbrachte und darlegte? Zeigen Sie nur eine Unmöglichkeit, einen Widersinn! Wenn aber auch nur ein Schatten von Möglichkeit in dem allem ist – so enthalten Sie sich der Verurteilung. Aber ist denn da wirklich nur ein Schatten? Ich schwöre bei allen Heiligen, ich glaube durchaus an meine Auslegung des geschehenen Mordes, die ich Ihnen soeben darlegte. Aber die Hauptsache, die Hauptsache, es verwirrt mich und bringt mich außer mich immer wieder dieser selbe Gedanke, daß sich nämlich in der ganzen Masse von Tatsachen, die die Anklage auf den Angeklagten förmlich auftürmte, auch keine einzige befindet, die tatsächlich belastend und unabwendbar wäre, daß vielmehr dieser Unglückliche einzig und allein an der Gesamtheit dieser Tatsachen zugrundegehen wird! Ja, dieses Zusammenfallen der Tatsachen ist furchtbar: dieses Blut, dieses von den Fingern herabtropfende Blut, die blutige Wäsche, diese finstere Nacht,

durchhallt von dem Schrei »Vatermörder!«, und der so Schreiende hinfallend mit zerschmettertem Schädel, und darauf diese Masse Ausrufe, Aussagen, Gebärden, Schreie – dies alles übt eine solche Wirkung, dies kann derart das gesunde Urteil bestechen! Aber wird das auch Ihr gesundes Urteil bestechen können, meine Herren Geschworenen? Bleiben Sie dessen eingedenk, Ihnen wurde eine unbegrenzte Macht, zu binden und zu lösen. Je größer aber die Macht ist, die uns übertragen wurde, um so furchtbarer ihre Betätigung! Ich weiche nicht um einen Jota von dem ab, was ich soeben sagte; aber es soll schon einmal so sein, auf einen Augenblick will ich annehmen, ich stimme mit der Anklage darin überein, daß mein unglücklicher Klient tatsächlich seine Hände mit dem Blut seines Vaters befleckt habe. Das ist nur eine Annahme meinerseits, ich wiederhole es, ich zweifle auch keinen Augenblick an seiner Unschuld, aber es soll schon einmal so sein, ich nehme also an, mein Angeklagter sei des Vatemordes schuldig, aber hören Sie gleichwohl mein Wort, wenn ich sogar eine solche Vermutung zulässig fände. Es liegt mir auf dem Herzen, Ihnen noch etwas zu sagen, denn ich fühle auch in Ihren Herzen und Geistern einen großen Kampf voraus . . . Verzeihen Sie mir dies Wort, meine Herren Geschworenen, dies Wort von Ihren Herzen und Geistern. Ich will aber gerecht und aufrichtig sein bis zum Schluß. Laßt uns doch einmal alle aufrichtig sein miteinander.«

An dieser Stelle unterbrach den Verteidiger ein ziemlich lebhaftes Beifallklatschen. In der Tat, diese letzten Worte brachte er mit einem solchen Klang von Aufrichtigkeit in der Stimme hervor, daß alle fühlten, daß er vielleicht tatsächlich etwas zu sagen habe, und daß gerade das, was er gleich sagen werde, auch das Allerwichtigste sei. Als aber der Präsident das Beifallklatschen vernahm, drohte er mit lauter Stimme, den Gerichtssaal »räumen zu lassen«, wenn sich noch einmal »etwas Derartiges« wiederhole. Alles verstummte, und Fetjukowitsch begann mit

einer ganz neuen, eindringlichen Stimme, durchaus nicht so, wie er bis dahin gesprochen hatte:

XIII. *Ein Ehebrecher in Gedanken*

»Nicht nur das Zusammenfallen der Tatsachen richtet meinen Klienten zugrunde, meine Herren Geschworenen«, rief er aus, »nein, meinen Klienten richtet in Wirklichkeit nur eine Tatsache zugrunde: das ist – der Leichnam seines alten Vaters! Würde es sich um einen gewöhnlichen Mord handeln, so würden auch Sie bei der Nichtigkeit, bei der Unbewiesenheit, bei dem Phantastischen der Tatsachen – wenn man nämlich eine jede von ihnen im besonderen betrachtet, nicht aber in Verbindung mit allen anderen – die Beschuldigung ablehnen, würden Sie wenigstens Bedenken tragen, einen Menschen zugrundezurichten, einzig und allein aus Voreingenommenheit gegen ihn, die er, oh weh! so verdiente! Aber da handelt es sich ja eben nicht um einen einfachen Mord, da handelt es sich um Vaternord! Das imponiert, und bis zu einem solchen Grad, daß sogar in den ihn belastenden Tatsachen selber schon nicht mehr derart die Nichtigkeit und das Unbewiesene zum Bewußtsein kommt, und dies sogar in dem allerunvoreingenommensten Geist. Nun, wie soll man denn einen solchen Angeklagten freisprechen? Wie aber, wenn er den Mord dennoch beging und dabei straffrei ausgehen wird? Das ist es, was jeder in seinem Herzen fast unwillkürlich, instinktiv fühlt. Ja, es ist etwas Furchtbares, das Blut seines Vaters zu vergießen – das Blut dessen, der einen liebte, das Blut eines, der sein Leben aufs Spiel setzte für mich, der von meinen Kinderjahren an krank war an meinen Krankheiten, der sein ganzes Leben hindurch litt für mein Glück und nur lebte von meinen Freuden, meinen Erfolgen! Oh, einen solchen Vater zu töten – ja, das ist unmöglich, sich auch nur vorzustellen! Meine Herren Geschwo-

renen, der Vater, der wirkliche Vater, was ist das für ein großes Wort, was liegt da für eine furchtbar erhabene Bedeutung in dieser Benennung! Wir haben soeben erst, wenn auch nur in unvollkommener Weise, darauf hingewiesen, was ein richtiger Vater ist, und wie er sein soll. In der vorliegenden Angelegenheit aber, die uns alle jetzt so in Anspruch nimmt, von der unsere Seelen schmerzen – im vorliegenden Fall hatte der Vater, der verstorbene Fjodor Pawlowitsch Karamasow, auch nicht das geringste gemein mit jenem Begriff von Vater, der sich soeben unseren Herzen offenbarte. Das ist ein Unglück. Ja, tatsächlich, bisweilen ist ein Vater einem Unglück gleich. Laßt uns aber einmal dies Unglück näher betrachten; man darf ja doch vor nichts Scheu hegen, meine Herren Geschworenen, bei der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung. Wir sollen jetzt sogar ganz im besonderen vor gewissen Gedanken keine Scheu tragen und sie nicht mehr sozusagen von uns abwehren, wie Kinder oder furchtsame Weiber, nach dem treffenden Ausdruck des hochtalentierten Anklägers. Dabei hat aber in seiner feurigen Rede mein hochtalentierter Gegner (und Gegner, bevor ich auch noch mein erstes Wort aussprach), hat mein Gegner mehrmals ausgerufen: ›Nein, ich werde die Verteidigung des Angeklagten niemandem überlassen, ich werde sie schon nicht seinem Verteidiger abtreten, der aus Petersburg hergereist kam – ich bin der Ankläger, ich bin aber auch der Verteidiger!‹ Das hat er mehrmals ausgerufen; er hat indes gleichwohl vergessen, daran zu erinnern, daß, wenn der furchtbar Angeklagte ganze dreiundzwanzig Jahre hindurch so dankbar war nur für ein Pfund Nüsse, das er von dem einzigen Menschen erhielt, der ihn geliebkost hatte, als er noch ein kleines Kind war und im elterlichen Haus lebte, daß dann ja auch hinwiederum gerade ein solcher Mensch alle diese dreiundzwanzig Jahre hindurch niemals vergessen konnte, wie er barfuß lief bei seinem Vater ›im Hinterhof, ohne Schuhchen und in Höschen an einem

Knopf, nach dem Ausdruck des menschenfreundlichen Doktor Herzenstube. Oh, meine Herren Geschworenen, wozu sollen wir dieses ›Unglück‹ näher betrachten, wozu sollen wir das wiederholen, was alle wissen! Wie wurde mein Klient empfangen, als er hierher zu seinem Vater kam? Und weshalb, weshalb will man denn nur meinen Klienten aufgefaßt wissen als einen gefühllosen Egoisten, als ein Ungetüm? Wohl, er ist zügellos, er ist ungebändigt und gewalttätig, das ist es ja gerade, weswegen wir ihn jetzt richten; wer ist aber schuldig an seinem Schicksal, wer ist schuld daran, daß er bei guten Neigungen und bei einem dankbaren, gefühlvollen Herzen eine so alberne Erziehung erhielt? Hat ihn irgendwer zur Vernunft angehalten, wurde er in die Wissenschaft eingeführt, hat ihn irgendwer auch nur ein wenig in seiner Kindheit geliebt? Mein Klient wuchs unter dem Schutz Gottes heran, das heißt wie ein wildes Tier. Er hat vielleicht danach gedürstet, seinen Vater nach langjähriger Trennung wiederzusehen, er hat vielleicht vordem tausendmal, wie durch einen Traum hindurch sich seiner Kindheit erinnernd, die widerlichen Gespenster verjagt, von denen ihm in seiner Kindheit geträumt hatte, und mit ganzer Seele danach gedürstet, seinen Vater schuldlos zu finden und zu umarmen! Und wie denn? Man empfängt ihn einzig und allein mit zynischen Verhöhnungen, mit Argwohn und Ausflüchten wegen der strittigen Gelder; er hört nur solche Gespräche und Lebensregeln, bei denen sich einem das Herz umdreht, tagtäglich ›beim Kognakchen‹, und endlich erblickt er einen Vater, der ihm, dem Sohn, für sein, des Sohnes, Geld die Geliebte abspenstig machen will – oh, meine Herren Geschworenen, das ist ekelhaft und grausam! Und dieser selbe alte Mann beklagt sich noch bei allen über die Unehrrerbietigkeit und Roheit seines Sohnes, beschmutzt ihn in der Gesellschaft, schadet ihm was er kann, verleumdet ihn, kauft seine Schuldscheine auf, um ihn ins Gefängnis zu werfen! Meine Herren Geschworenen, solche Seelen, solche dem

Anschein nach grausame, gewalttätige und zügellose Menschen, wie mein Klient, pflegen, und das am allerhäufigsten, außerordentlich zärtlichen Herzens zu sein, sie äußern das nur nicht. Lachen Sie nicht, lachen Sie nicht über meinen Gedanken! Der talentvolle Ankläger verhöhnnte vorhin mitleidlos meinen Klienten, indem er anführte, daß er Schiller liebe, daß er das Schöne und Hohe liebe. Ich hätte hierüber nicht gelacht an seiner Stelle, wenn ich der Ankläger wäre. Ja, solche Herzen – oh, lassen Sie mich diese Herzen verteidigen, die nur so selten richtig verstanden werden –, solche Herzen dürsten gar häufig nach dem Zarten, Schönen und Gerechten, und gerade als Gegensatz zu ihnen selber, zu ihrer Gewalttätigkeit, ihrer Grausamkeit – sie dürsten unbewußt danach, aber sie tun das tatsächlich. Äußerlich leidenschaftlich und grausam, sind sie imstande, bis zur Qual zu lieben, zum Beispiel ein Weib, und unbedingt in geistiger und höchster Liebe! Wiederum bitte ich Sie, mich nicht auszulachen: das kommt gerade am allerhäufigsten bei solchen Naturen vor! Sie können nur nicht ihre Leidenschaftlichkeit verbergen, die bisweilen sehr roh ist – und das ist es ja auch, was in die Augen fällt, in das Innere des Menschen sieht man aber nicht. Im Gegenteil, alle ihre Leidenschaften werden rasch befriedigt, aber bei einem edlen, schönen Geschöpf, da sucht dieser scheinbar so rohe und grausame Mensch sich zu wandeln, besser zu werden, hoch und ehrenhaft zu werden – »hoch und schön«, wie sehr auch dies Wort eben verhöhnt wurde! Vorhin sagte ich, daß ich mir nicht erlaube, an den Roman meines Klienten mit Fräulein Werchowzew zu rühren. Aber doch darf man wohl ein halbes Wörtchen sagen. Was wir vorhin hörten, war nicht eine Aussage, vielmehr nur der Schrei eines außer sich geratenen Weibes, das sich rächen will; und nicht ihr, nicht ihr kommt es zu, den Vorwurf des Verrats zu erheben, weil sie ja selber Verrat beging! Wenn sie auch nur ein klein wenig Zeit zum Überlegen gehabt hätte, so hätte sie

nicht ein solches Zeugnis abgelegt! Oh, schenken Sie ihr keinen Glauben, er ist kein ›Ungetüm‹, mein Klient, wie sie ihn nannte! Als der gekreuzigte Menschenfreund seinem Kreuz entgegenschritt, sprach er: ›Ich bin ein guter Hirte, ein guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe, ja, und nicht ein einziges soll zugrundegehen . . .‹ So laßt auch uns keine Menschenseele dem Untergang weihen! Ich fragte soeben: ›Was ist ein Vater?‹ Und ich rief aus, dies sei ein großes Wort, eine teure Benennung. Mit diesem Wort muß man aber ehrlich umgehen, meine Herren Geschworenen, und ich erlaube mir, das Ding bei seinem richtigen Namen zu nennen, mit seiner richtigen Benennung: ein solcher Vater, wie der ermordete alte Karamasow, kann gar nicht Vater genannt werden und ist dessen auch unwürdig. Liebe zu einem Vater, die nicht vom Vater verdient ist, ist aber eine Albernheit, etwas Unmögliches. Man kann nicht eine Liebe aus Nichts machen, aus Nichts schafft nur Gott. ›Väter, kränkt nicht eure Kinder!‹ rief der Apostel. Nicht um meines Klienten willen führe ich jetzt diese heiligen Worte an, ich erinnere an sie in Hinblick auf alle Väter. Wer gab mir aber diese Macht, die Väter zu belehren? Niemand. Doch als Mensch und Bürger rufe ich – vivos voco! Wir sind nicht lange auf der Erde, wir begehen viele schlechte Taten und sprechen viele schlechte Worte. Gerade deshalb aber laßt uns auch alle den gebotenen Augenblick unseres Zusammenseins am Schopf fassen, um einander auch ein schönes Wort zu sagen. So denke ich auch: solange ich an dieser Stelle stehe, nütze ich meinen Augenblick. Nicht umsonst wurde uns diese Tribüne gegeben durch den höchsten Willen – von ihr aus hört uns ganz Rußland. Nicht nur den hier anwesenden Vätern, vielmehr allen Vätern rufe ich zu: ›Väter, kränkt nicht eure Kinder!‹ Ja, laßt uns erst einmal selber das Gebot Christi erfüllen, und dann erst auch von unsern Kindern Rücksicht auf uns beanspruchen! Sonst sind wir nicht Väter, vielmehr Feinde unseren Kindern,

und sie nicht unsere Kinder, vielmehr unsere Feinde, und wir selber machten sie dazu! ›Mit welchem Maß ihr messet, mit dem wird auch euch gemessen werden‹, das spreche nicht ich, das schreibt das Evangelium vor: mit dem Maß zu messen, mit welchem man auch euch mißt! Wie soll man dann aber den Kindern einen Vorwurf daraus machen, wenn sie uns mit unsrem Maß messen? Unlängst wurde in Finnland ein Mädchen verdächtigt, sie habe insgeheim ein Kind geboren. Man begann ihr aufzupassen, und man fand auf dem Dachboden des Hauses, in einer Ecke, wo Ziegelsteine herumlagen, ihren Koffer, von dem niemand etwas gewußt hatte; man öffnete ihn und entnahm ihm den kleinen Leichnam des von ihr eben erst geborenen und getöteten Kindes. In demselben Koffer fand man auch zwei Skelette von Kindern, die sie vordem geboren und selber im Augenblick ihrer Geburt getötet hatte, was sie auch gestand. Meine Herren Geschworenen, ist dies wohl eine Mutter ihrer Kinder? Ja, sie hat sie geboren, ist sie ihnen aber Mutter? Wird wohl irgendwer von uns wagen, über ihr diesen heiligen Namen Mutter auszusprechen? Laßt uns kühn sein, meine Herren Geschworenen, laßt uns sogar keck sein, wir sind sogar verpflichtet, das zu sein im gegenwärtigen Augenblick und weder gewisse Worte noch gewisse Gedanken zu fürchten, wie Moskauer Kaufmannsfrauen, die das Wort ›Metall‹ auszusprechen fürchten und auch das Wort ›Brennschwefel‹. Nein, laßt uns im Gegenteil beweisen, daß der Fortschritt der letzten Jahre auch an uns nicht spurlos vorüberging, und laßt uns offen aussprechen,: ›Wer ein Kind zeugte, ist darum noch kein Vater, Vater ist vielmehr – wer ein Kind zeugte und sich um dieses verdient machte.‹ O natürlich, es gibt auch eine andere Bedeutung, eine andere Auslegung des Wortes ›Vater‹, die verlangt, daß mein Vater, wenn er auch ein Unhold, wenn er auch ein Missetäter seinen Kindern ist, dennoch mein Vater bleibt, einzig und allein deshalb, weil er mich zeugte. Das ist aber schon sozusagen eine

mystische Bedeutung, die ich mit dem Verstand nicht begreife und nur im Glauben annehmen kann, oder besser gesagt, auf den Glauben hin, gleich vielem andern, was ich nicht verstehe, was mir aber gleichwohl die Religion zu glauben gebietet. In solchem Fall möge dies aber auch außerhalb des Bereichs des tatsächlichen Lebens bleiben, das nicht nur seine Rechte hat, vielmehr auch selber große Verpflichtungen auferlegt – innerhalb dieses Bereichs sollen wir und sind wir dazu verpflichtet, gerade wenn wir human und Christen sein wollen, letzten Endes nur solche Überzeugungen anzuführen, die durch die Vernunft und die Erfahrung gerechtfertigt sind, die durch die Feuerprobe der Analyse gingen; mit einem Wort, wir müssen vernünftig handeln, und nicht unvernünftig wie im Schlaf und Fieber, damit wir keinem Menschen Schaden tun, damit wir niemanden zu Tode quälen und zugrunderichten. Sehen Sie, dann, ja dann wird dies auch erst eine wahrhaft christliche Tat sein; nicht nur eine mystische, vielmehr eine vernünftige und schon aufrichtig menschenfreundliche Tat . . .«

An dieser Stelle wollte schon heftiges Beifallklatschen aus vielen Ecken des Saales losbrechen, Fetjukowitsch erhob aber seine Hände, als ob er flehe, man möchte ihn nicht unterbrechen, ihn vielmehr ausreden lassen. Alles verstummte auf der Stelle. Der Redner fuhr fort: »Glauben Sie etwa, meine Herren Geschworenen, daß solche Fragen unsern Kindern erspart bleiben können, nehmen wir an, denen unter ihnen, die schon im Jünglingsalter stehen, nehmen wir an, denen unter ihnen, die schon anfangen nachzudenken? Nein, sie können eine solche Enthaltung nicht üben, und wir werden sie auch nicht von ihnen verlangen, da sie unmöglich ist! Der Anblick eines Vaters, der unwürdig ist, besonders wenn er ihn mit andern Vätern vergleicht, die würdig sind, mit den Vätern anderer Kinder, seiner Altersgenossen, legt ganz unwillkürlich dem Jüngling diese qualvollen Fragen auf die Lippen. Man antwortet ihm nach der Schablone: »Er

zeugte dich, und du bist sein Blut, und deshalb mußt du ihn auch lieben.« Unwillkürlich überlegt da der Jüngling: »Ja, hat er mich denn auch geliebt, als er nicht zeugte? Er kannte ja weder mich, noch wußte er mein Geschlecht in jener Minute, der Minute der Leidenschaft, die vielleicht vom Wein erhitzt war, und er vererbte mir allerhöchstens die Neigung zum Trinken – das sind aber auch alle seine Wohltaten . . . Wofür soll ich ihn dann aber lieben, nur deswegen, weil er mich zeugte und mich dann mein ganzes Leben nicht liebte?« Oh, Ihnen kommen vielleicht diese Fragen grob und roh vor, verlangen Sie aber nicht von einem jugendlichen Geist eine Beherrschung, die ihm noch unmöglich ist. »Jage die Natur zur Tür hinaus, und sie wird zum Fenster hereinkommen!« Aber die Hauptsache, die Hauptsache, laßt uns nicht das »Metall« und den »Brennschwefel« fürchten, und laßt uns diese Frage so entscheiden, wie es die Vernunft und die Menschenliebe vorschreibt, nicht aber mystische Begriffe. Wie soll man sie dann aber entscheiden? Aber sehen Sie: Möge der Sohn vor seinen Vater hintreten und ihn selber mit vollem Bewußtsein fragen: »Vater, sage mir, weshalb soll ich dich lieben? Vater, beweise mir, daß ich dich lieben soll!« – und wenn dann dieser Vater die Kraft und Fähigkeit haben wird, zu antworten und den Beweis zu geben – so ist das denn auch eine wirkliche, normale Familie, die sich nicht lediglich auf mystisches Vorurteil gründet, vielmehr auf vernünftige, bewußte und streng humane Grundlagen. Im anderen Fall aber, wenn es der Vater nicht beweisen wird – dann bedeutet das auch gleich das Ende für diese Familie: er ist ihm kein Vater, und der Sohn gewinnt die Freiheit und das Recht, seinen Vater für einen ihm Fremden zu halten und sogar für seinen Feind. Unsere Tribüne, meine Herren Geschworenen, soll eine Schule der Wahrheit sein und der gesunden Begriffe!« Hier wurde der Redner unterbrochen von unwiderstehlichem und fast begeistertem Beifallklatschen. Natürlich klatschte nicht der ganze Saal Beifall, wohl

aber die Hälfte der Anwesenden. Es klatschten Väter und Mütter. Oben, wo die Damen saßen, vernahm man Kreischen und Schreien. Man schwenkte die Taschentücher. Der Präsident begann aus aller Kraft sein Glöckchen zu läuten. Er war sichtlich gereizt durch das Benehmen des Publikums, aber den Saal »räumen« zu lassen, wie er vorher gedroht hatte, wagte er entschieden nicht. Es applaudierten ja dem Redner und schwenkten mit den Taschentüchern sogar die hinter dem Gericht auf besonderen Stühlen sitzenden Standespersonen, alte Männchen mit Orden an ihren Fräcken, so daß, als der Lärm nachließ, der Präsident sich nur mit der im strengsten Ton erteilten Drohung begnügte, er werde den Saal »räumen« lassen. Der triumphierende und erregte Fetjukowitsch fuhr aber in seiner Rede fort: »Meine Herren Geschworenen, Sie erinnern sich an jene furchtbare Nacht, von der man heute noch so viel erzählte, als der Sohn über den Zaun in das Haus des Vaters eindrang und endlich Auge in Auge stand mit seinem Feind, der ihn gezeugt hatte, mit seinem Beleidiger. Aus aller Kraft bestehe ich darauf: nicht um des Geldes willen war er in jener Minute herbeigestürzt – die Beschuldigung des Raubes ist eine Albernheit, wie ich auch vordem schon betonte. Auch nicht um zu morden, o nein, nicht deswegen war er bei ihm eingedrungen; wenn er ja diese Absicht im voraus gehabt hätte, dann hätte er zum mindesten früher für eine Waffe besorgt, den Kupferstößel hatte er aber nur instinktiv ergriffen, ohne selber zu wissen wofür. Mag er meinetwegen seinen Vater mit den Zeichen betrogen haben, mag er zu ihm eingedrungen sein – ich sagte bereits, daß ich keinen Augenblick dieser Fabel glaube, aber möge es einmal so sein, nehmen wir das für einen Augenblick so an! Meine Herren Geschworenen, ich schwöre Ihnen bei allem, was es Heiliges gibt, wäre dies nicht sein Vater gewesen, vielmehr irgendein ihm fernstehender Beleidiger, er wäre durch die Zimmer gelaufen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß dies

Weib in diesem Haus nicht war, wäre er Hals über Kopf davongelaufen, ohne seinem Nebenbuhler irgend etwas zuleide zu tun, er hätte ihn geschlagen, er hätte ihn vielleicht zu Boden gestoßen, das wäre aber auch alles gewesen, denn ihm stand gar nicht der Kopf danach; er hatte keine Zeit, er mußte erfahren, wo sie sei! Aber der Vater, der Vater! Oh, alles bewirkte nur der Anblick seines Vaters, seines Hassers von Kindheit an, seines Feindes, seines Beleidigers und jetzt seines widernatürlichen Nebenbuhlers! Haßgefühl erfaßte ihn unwillkürlich, das war nicht zu beherrschen, zu überlegen war da schon unmöglich: alles bestürmte ihn in einem Augenblick! Das war ein Anfall von Sinnesverwirrung und Geistesstörung, aber auch ein Affekt der Natur, die sich rächte für die Verletzung ihrer ewigen Gesetze, unaufhaltsam und unbewußt, wie überhaupt alles in der Natur vor sich geht. Aber der Mörder hat auch da nicht gemordet – ich bekannte das, ich rief das heraus – nein, er hat nur den Stößel geschwungen in Ekel und Unwillen, ohne morden zu wollen, ohne zu wissen, daß er morden werde. Hätte er diesen verhängnisvollen Stößel nicht in Händen gehabt, so hätte er seinen Vater vielleicht nur verhauen, nicht aber getötet. Als er dann davonlief, wußte er gar nicht, ob der Greis, den er niedergeschlagen hatte, tot sei. Ein solcher Mord ist kein Mord. Ein solcher Mord ist auch kein Vatermord! Nein, die Ermordung eines solchen Vaters kann nicht Vatermord genannt werden. Ein solcher Mord kann nur aus Vorurteil als Vatermord angesehen werden! Aber ist denn auch, ist denn auch dieser Mord tatsächlich vorgefallen? so rufe ich Ihnen immer wieder von neuem zu, aus der Tiefe meiner Seele! Meine Herren Geschworenen, wir werden ihn aber richten, und er wird sich sagen: »Diese Menschen haben nichts getan für mein Schicksal, für meine Erziehung, für meine Bildung. Sie haben nichts getan, um mich zu bessern, um aus mir einen Menschen zu machen. Diese Menschen haben mir weder zu essen noch zu trinken

gegeben, sie haben mich nicht besucht, als ich im Kerker nackend lag, und dabei haben gerade sie auch mich jetzt ins Zuchthaus geschickt! Ich bin mit ihnen quitt, ich bin ihnen nichts mehr schuldig, und ich schulde überhaupt niemandem etwas in alle Ewigkeit! Sie sind böse, und auch ich werde böse sein. Sie sind grausam, und auch ich werde grausam sein!« Das ist es, was er sagen wird, meine Herren Geschworenen! Und ich schwöre es: durch Ihr Schuldigsprechen werden Sie ihm das nur erleichtern, er wird das Blut verfluchen, das er vergoß – es aber nicht bereuen! Zugleich damit werden Sie aber in ihm den noch möglichen Menschen zugrunderichten. Denn er wird böse und blind bleiben für sein ganzes Leben! Wollen Sie ihn aber furchtbar bestrafen, schrecklich, mit der allerentsetzlichsten Strafe, die man sich nur vorstellen kann, jedoch in der Absicht, seine Seele zu retten und sie wiedererstehen zu lassen auf ewig? Wenn dem so ist, so drücken Sie ihn doch nieder durch Ihr Mitleid! Sie werden sehen, Sie werden hören, wie seine Seele sich erheben und sich entsetzen wird: »Mir diese Gnade zu erweisen, gerade mir so viel Liebe, bin ich denn ihrer würdig?« – das ist es, was er ausrufen wird! Oh, ich kenne, ich kenne dieses Herz, dieses wilde, aber edle Herz, meine Herren Geschworenen . . . Er wird sich neigen vor Ihrer Tat, er wird seinerseits nach einer großen Tat der Liebe dürsten, er wird entflammen und auferstehn auf ewig! Es gibt Seelen, die in ihrer Beschränktheit die ganze Welt beschuldigen. Werden Sie aber diese Seele durch Mitleid erdrücken, werden Sie ihr Liebe erweisen, so wird auch sie ihre Tat verfluchen, denn in ihr sind ja so viele gute Keime! Die Seele wird weit werden und erschauen, wie mitleidig Gott ist, und wie gut und gerecht die Menschen sind. Sie wird entsetzt, sie wird niedergedrückt sein vor Reue und vor der unermesslichen Schuld, die ihr von nun an bevorsteht. Und sie wird dann nicht sagen: »Ich bin quitt!« Sie wird vielmehr ausrufen: »Ich bin schuldig vor allen Menschen und unwürdig ihrer aller!« In Tränen

der Reue und brennender, qualvoller Ergriffenheit wird sie ausrufen: »Die Menschen sind besser als ich, denn sie wollten nicht mein Verderben, vielmehr nur mein Heil!« Oh, Ihnen ist es so leicht, dies zu tun, diese Tat des Mitleids zu vollbringen, denn in Ermangelung aller auch nur im geringsten der Wahrheit ähnlichen Überführungsmomente wird es Ihnen ja zu schwer werden, zu verkündigen: »Ja, er ist schuldig!« Besser ist es ja, zehn Schuldige ungestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu strafen! Hören Sie sie, hören Sie nur diese erhabene Stimme aus dem vergangenen Jahrhundert unserer ruhmvollen Geschichte? Ist es an mir, der ich nichts bin, Sie daran zu erinnern, daß das russische Gericht nicht nur eine Bestrafung ist, vielmehr auch eine Rettung für den verlorenen Menschen sein soll! Möge bei anderen Völkern der Buchstabe und die Sühne herrschen, bei uns soll aber der Geist gebieten und die Vernunft, die Rettung und das Neuerstehenlassen der Verlorenen. Und wenn dem so ist, wenn tatsächlich Rußland und sein Gericht so ist, dann – ist Rußland voraus, und ihr erschreckt uns nicht. Oh, ihr erschreckt uns nicht mehr mit euren tollen Dreigespannen, vor denen alle Völker mit Ekel zur Seite treten! Nicht ein tollgewordenes Dreigespann, vielmehr eine hoheitsvoll russische Staatskarosse wird feierlich und ruhig zu ihrem Ziel gelangen! In Ihren Händen ist das Schicksal meines Klienten, in Ihren Händen ist auch das Schicksal unserer russischen Wahrheit. Sie werden sie retten. Sie werden sie verteidigen, Sie werden beweisen, daß noch jemand da ist, um dafür zu sorgen, daß sie sich in guten Händen befinde!«

XIV. *Die Bäuerlein traten für sich selber ein*

So endete Fetjukowitsch, und das diesmal hervorbrechende Entzücken der Zuhörer war unaufhaltsam wie ein Sturm. Es hatte auch schon keinen Sinn, es zurück-

halten zu wollen: Frauen weinten, es weinten auch viele von den Männern, sogar zwei Standespersonen vergossen Tränen. Der Präsident fügte sich und zögerte sogar etwas, mit dem Glöckchen zu läuten: »In einen solchen Enthusiasmus einzugreifen, würde bedeuten, einen Anschlag auf ein Heiligtum zu machen!« wie bei uns später die Damen schrien. Der Redner war selber aufrichtig gerührt. Und da, gerade in einem solchen Augenblick, erhob sich noch einmal, »um Entgegnungen vorzubringen«, unser Hippolyt Kirillowitsch. Man schaute ihn mit Haß an. »Wie? Wie ist denn das? Da wagt gerade auch noch er zu entgegnen?« lispelten die Damen. Wenn aber sogar auch die Damen der ganzen Welt gelispelt hätten, und an ihrer Spitze die Staatsanwältin selber, die Gattin des Hippolyt Kirillowitsch, auch dann wäre es unmöglich gewesen, ihn in diesem Augenblick zurückzuhalten. Er war bleich, er zitterte vor Erregung; die ersten Worte, die ersten Phrasen, die er sprach, waren sogar unverständlich, er keuchte, sprach schlecht aus, kam aus dem Konzept. Übrigens kam er bald zu sich. Ich werde aber aus seiner zweiten Rede nur einige wenige Sätze anführen.

»Uns macht man den Vorwurf, wir hätten Romane erdichtet! Aber was ist das denn bei dem Verteidiger anders, als ein Roman in einem Roman? Es fehlten nur noch die Verse. Fjodor Pawlowitsch zerreißt in Erwartung seiner Geliebten den Umschlag seines Geldpakets und wirft ihn auf den Boden. Es wird sogar angeführt, was er bei diesem erstaunlichen Vorfall sprach. Ja, ist das denn kein Gedicht? Und wo ist denn ein Beweis dafür, daß er das Geld herausnahm, wer vernahm denn, was er sprach? Der schwachsinnige Idiot Smerdjakow verwandelt sich in eine Art Byronschen Helden, der sich an der Gesellschaft für seine ungesetzliche Geburt rächen will – ist denn das kein Gedicht in Byronschem Geschmack? Aber der Sohn, der zu seinem Vater eindrang, ihn tötete, ihn aber auch gleichzeitig nicht tötete, das ist sogar schon

nicht mehr ein Roman, das ist kein Gedicht mehr, das ist eine Sphinx, die Rätsel aufgibt, die sie natürlich selber nicht löst. Wenn er mordete, so mordete er auch schon, aber was ist denn das: wenn er mordete, so mordete er auch nicht – wer wird das begreifen? Hernach verkündet man uns, unsere Tribüne sei eine Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe, und da, von dieser Tribüne ›der gesunden Begriffe‹ erschall von einem Schwur begleitet das Axiom, daß einen Vaternord Vaternord zu nennen nichts sei als ein Vorurteil! Wenn aber der Vaternord ein Vorurteil ist, und wenn jedes Kind seinen Vater fragen wird: ›Vater, weshalb soll ich dich denn eigentlich lieben?‹, was wird dann aus uns werden, was wird dann aus den Grundlagen der Gesellschaft werden, wo wird die Familie dann hinkommen? Vaternord, das ist, sehen sie, nur ›Brennschwefel‹ der Moskauer Kaufmannsfrauen. Die allerteuersten, die allergeheiligtsten Vermächtnisse hinsichtlich der Bedeutung und der Zukunft des russischen Gerichts werden in leichtsinniger Weise gefälscht, um nur das eine Ziel zu erreichen, nur die Freisprechung dessen durchzusetzen, den man gar nicht freisprechn kann. ›Oh, erdrückt ihn mit eurem Mitleid‹, ruft der Verteidiger aus; aber das ist es ja auch nur, was der Verbrecher nötig hat, und schon morgen werden Sie sehen, wie er erdrückt sein wird! Ja, ist vielleicht dem Verteidiger nicht auch noch daraus ein Vorwurf zu machen, daß er nur die Freisprechung des Angeklagten verlangt? Wehalb soll man denn nicht auch gleich schon verlangen, es solle ein Stipendium auf den Namen des Vaternörders errichtet werden, damit seine Tat verewigt werde bei der Nachkommenschaft und bei der jungen Generation. Man verbessert das Evangelium und die Religion, das ist sozusagen alles Mystik, nur hier bei uns ist wirkliches Christentum, schon nachgeprüft an der Analyse der Vernunft und der gesunden Begriffe! Und da gibt man uns dann auch noch ein Falschbild von Christus! ›Mit welchem Maß man mißt, mit dem wird

einem auch gemessen werden«, ruft der Verteidiger aus, und in demselben Augenblick behauptet er auch, Christus habe Ihnen geboten, mit dem Maß zu messen, mit dem man auch Ihnen messen wird – und das von der Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe! Wir blicken eben nur am Vorabend unserer Reden ins Evangelium hinein, einzig zu dem Zweck, durch seine Kenntnis zu glänzen, wenn wir dabei auch in einer recht originellen Weise hinzudichten, falls uns das zu einem gewissen Effekt taugen und dienen kann, je nach Bedarf! Aber Christus gebietet gerade, nicht so zu verfahren, sich davor zu hüten, weil die böse Welt so verfäht, wir aber verzeihen, unsere Wangen hinhalten und keineswegs mit dem Maß messen sollen, mit dem uns unsere Beleidiger messen. Das ist es, was uns unser Gott lehrte, aber nicht, daß es ein Vorurteil sei, den Kindern zu verbieten, ihre Väter zu morden. Wir werden auch nicht von dem Katheder der Wahrheit und der gesunden Begriffe des Evangelium unseres Gottes verbessern, den der Verteidiger nur einen »gekreuzigten Menschenfreund« zu nennen würdigt, im Gegensatz zum ganzen rechtgläubigen Rußland, das zu ihm aufruft: »Denn du bist unser Gott!« Hier mischte sich der Präsident ein und unterbrach den Redner, der sich hatte fortreißen lassen, indem er ihn bat, nicht zu übertreiben, in den gebotenen Grenzen zu bleiben usw., wie gewöhnlich in solchen Fällen die Präsidenten zu sprechen pflegen. Ja, und auch der Saal war erregt. Das Publikum wurde unruhig, sogar Rufe des Unwillens wurden laut. Fetjukowitsch entgegnete nicht einmal, er trat nur vor, um die Hand ans Herz zu legen und mit beleidigter Stimme einige würdevolle Worte zu sagen. Er berührte nur so obenhin und spöttisch wiederum die Romane und die Psychologie und brachte an passender Stelle das Wort an: »Jupiter, du zürnst, du hast also unrecht!«, wodurch er ein beifälliges Gelächter bei vielen im Publikum hervorrief, denn Hippolyt Kirilowitsch glich schon ganz und gar nicht einem Jupiter.

Darauf bemerkte Fetjukowitsch noch auf den Vorwurf, er erlaube der jungen Generation, ihre Väter zu töten, mit tiefer Würde, er werde darauf nicht einmal erwidern. Was ferner das »Falschbild Christi« anbetreffe, daß er Christus nicht des Namens »Gott« gewürdigt habe, und daß im Widerspruch zu den Lehren der rechtgläubigen Kirche auch nicht von der Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe gesprochen werden dürfe – da murmelte Fetjukowitsch nur etwas von einer »Insinuation« und daß, als er hierher geeilt sei, er wenigstens darauf gerechnet habe, daß die hiesige Tribüne ihn vor Beschuldigungen schütze, »die gefährlich sein könnten für meine Person als Bürger und Untertan . . .« Bei diesen Worten unterbrach aber auch ihn der Präsident, und Fetjukowitsch beendete mit einer Verbeugung seine Antwort, auf die allgemeines Beifallsgemurmel des Saales folgte. Hippolyt Kirillowitsch war aber nach der Meinung unserer Damen »niedergeschmettert auf ewig«.

Hierauf wurde dem Angeklagten selber das Wort gegeben. Mitja erhob sich, er sagte aber nur wenig. Er war furchtbar übermüdet, körperlich und geistig. Die unabhängige und kraftvolle Miene, mit der er am Morgen im Saale erschienen war, war völlig verschwunden. Es war, als habe er an diesem Tage irgend etwas für sein ganzes Leben erlebt, das ihn belehrt und aufgeklärt hatte über etwas sehr Wichtiges, das er vordem nicht begriffen hatte. Seine Stimme war schwach geworden, er schrie nicht mehr wie vordem. Aus seinen Worten klang nunmehr so etwas, als ob er sich gefügt habe, sich besiegt erkenne, niedergebeugt sei.

»Was soll ich sagen, meine Herren Geschworenen! Mein Gericht ist gekommen, ich fühle die Hand Gottes über mir. Das Ende naht für einen haltlosen Menschen! Aber so, als ob ich vor Gott beichte, sage ich auch Ihnen: Am Blute meines Vaters – nein, da bin ich unschuldig! Zum letztenmal wiederhole ich es: nicht *ich* beging den Mord! Haltlos war ich, aber ich liebte das Gute. Ohne Unterlaß

strebte ich danach, mich zu bessern, ich lebte aber wie ein wildes Tier. Ich danke dem Staatsanwalt, vieles hat er mir über mich gesagt, was ich selber nicht wußte; es ist aber nicht wahr, daß ich meinen Vater ermordet habe, da irrte der Staatsanwalt! Ich danke auch dem Verteidiger, ich weinte, als ich ihn hörte; es ist aber nicht wahr, daß ich meinen Vater ermordet habe, und das anzunehmen, war nicht nötig! Den Ärzten aber glauben Sie nicht, ich bin bei vollem Verstand, nur ist es meiner Seele schwer. Wenn Sie mich schonen, wenn Sie mich freisprechen – werde ich für Sie beten. Ich werde besser werden, ich gebe mein Wort darauf, vor Gott gebe ich es. Wenn Sie mich aber verurteilen werden – so zerbreche ich selber über meinem Kopf meinen Degen und küsse dann seine Stücke! Aber schonen sie meiner, berauben Sie mich nicht meines Gottes, ich kenne mich: ich werde aufmurren gegen ihn! Schwer ist es meiner Seele, meine Herren . . . schonen Sie mich!«

Er fiel fast auf seinen Platz zurück, seine Stimme brach, die letzte Phrase sprach er kaum hörbar. Alsdann schritt das Gericht daran, die Fragen zu formulieren, und begann, bei den Parteien ihre Schlußfolgerungen zu erfragen. Ich will aber nicht auf Einzelheiten eingehen. Der Präsident war sehr ermüdet, und deshalb gab er den Geschworenen ein sehr schwaches Geleitwort mit: »Seien Sie unparteiisch, lassen Sie sich nicht beeinflussen durch die Redeschönheit der Verteidigung; aber wägen Sie gleichwohl ab, seien Sie eingedenk, daß auf Ihnen eine große Verantwortung lastet usw.« Die Geschworenen entfernten sich, und die Sitzung war unterbrochen. Man konnte aufstehen, umhergehen, die empfangenen Eindrücke austauschen und am Büfett einen Imbiß einnehmen. Es war sehr spät, schon gegen ein Uhr nachts, aber niemand war fortgegangen. Alle befanden sich in so gespannter und angeregter Stimmung, daß ihnen gar nicht der Sinn nach Ruhe stand. Alle warteten bebenden Herzens, wenn auch übrigens nicht bei allen das Herz

behte. Die Damen waren lediglich in hysterischer Ungeduld befangen, im Herzen waren sie aber völlig ruhig: »Die Freisprechung ist ja unausbleiblich!« Sie alle bereiteten sich auf den effektvollen Augenblick des allgemeinen Enthusiasmus vor. Ich gestehe, auch unter dem männlichen Publikum waren außerordentlich viele davon überzeugt, daß die Freisprechung unausbleiblich sei. Einige waren froh, andere finster, dritte hinwiederum ließen nur einfach ihre Nasen hängen: sie wollten keine Freisprechung! Fetjukowitsch selber war fest überzeugt von seinem Erfolg. Man umdrängte ihn, man schmeichelte ihm, er nahm Glückwünsche entgegen.

»Es gibt«, erzählte er in einer Gruppe, wie man später berichtete, »es gibt gewisse unsichtbare Fäden, die den Verteidiger mit den Geschworenen verbinden. Sie schlingen sich und werden schon während der Rede vorausgeföhlt. Ich föhlte sie, sie bestehen. Die Sache ist unser, seien Sie ruhig!«

»Aber was werden jetzt eben unsere Bäuerlein sagen?« murmelte ein finsterer, dicker und pockennarbiger Herr (er besaß vor der Stadt ein Gut), indem er zu einer Gruppe lebhaft diskutierender Herren herantrat.

»Ja, aber es sind doch nicht nur Bäuerlein. Auch vier Beamte sind dabei.«

»Ja, das ist so, auch Beamte sind darunter«, murmelte herantretend ein Mitglied der Kreisverwaltung.

»Sie kennen doch den Nasarjew, Prochor Iwanowitsch, ich meine jenen Kaufmann da, der eine Medaille trägt, einer der Geschworenen?«

»Nun, was denn?«

»Ein gescheiter Kerl.«

»Ja, er schweigt immer.«

»Er schweigt, ja er schweigt, ja um so besser. Der wird sich von dem Petersburger nicht belehren lassen, er wird selber ganz Petersburg belehren! Zwölf Kinder, denken Sie nur!«

»Ja, erbarmen Sie sich doch, wird man ihn denn wirklich

nicht freisprechen?« schrie in einer anderen Gruppe einer von unseren jungen Beamten.

»Man wird ihn sicherlich freisprechen!« vernahm man eine entschiedene Stimme.

»Eine Schmach und Schande wäre es, ihn nicht freizusprechen!« rief ein Beamter. »Mag er auch den Mord begangen haben, aber was ist das denn für ein Vater! Schließlich war er auch völlig von Sinnen . . . Er konnte tatsächlich nur den Stößel geschwungen haben, und jener fiel zu Boden. Schlimm ist es nur, daß man den Diener da hineingezogen hat. Das ist einfach eine lächerliche Episode. Ich hätte an Stelle des Verteidigers ganz offen heraus erklärt: er beging zwar den Mord, er ist aber dennoch unschuldig. Da habt ihr es, und der Teufel hole euch!«

»Ja, das hat er eigentlich auch so gemacht, nur »der Teufel hole euch!« hat er nicht gesagt.«

»Nein, Michael Semjonowitsch, fast hat er so gesagt«, fiel eine dritte Stimme ein.

»Erbarmen Sie sich doch, meine Herren, man hat doch in den großen Fasten bei uns jene Schauspielerin freigesprochen, die der gesetzlichen Gattin ihres Liebhabers die Kehle durchschnitt!«

»Ja, aber sie hat das doch gar nicht fertiggebracht!«

»Einerlei, einerlei, sie hatte doch damit begonnen!«

»Aber von den Kindern, wie hat er da gesprochen! Herrlich! herrlich!«

»Nun, aber über die Mystik, über die Mystik, wie?«

»Ja, hören Sie doch auf mit der Mystik«, schrie noch irgendwer. »Versetzen Sie sich in die Lage unseres Hippolyt Kirillowitsch, was ihm von heute an bevorsteht! Ihm wird ja morgen seine Staatsanwältin wegen des Mitenka die Augen auskratzen.«

»Ist sie denn hier?«

»Wieso denn? Wäre sie hier, so hätte sie ihn hier gekratzt! Zu Hause sitzt sie, sie hat Zahnweh, Hehehe!«

»Hehehe!«

In einer dritten Gruppe: »Man wird doch wohl Mitenka freisprechen.«

»Wozu wäre das gut, morgen wird er dann die ganze ›Hauptstadt‹ auf den Kopf stellen, zehn Tage wird er saufen.«

»Ach, der Teufel!«

»Ja, laßt doch den Teufel in Ruh, ohne ihn ist es nicht abgegangen, wo soll er denn sonst sein, wenn nicht hier!«

»Meine Herren, geben wir zu, daß ist nur Schönrederei. Man darf aber doch auch nicht mit Eisengewichten den Vätern die Köpfe einschlagen. Wo werden wir denn sonst hinkommen?«

»Der Triumphwagen, der Triumphwagen, erinnern Sie sich?«

»Ja, aus dem Bauernkarren hat er einen Triumphwagen gemacht!«

»Morgen wird aber wieder aus dem Triumphwagen ein Bauernkarren, je nach Bedarf, alles je nach Bedarf!«

»Ein gewandtes Volk ist da aufgekommen! Gibt es denn Wahrheit bei uns in Rußland, meine Herren, oder ist sie überhaupt nicht vorhanden?«

Das Glöckchen des Präsidenten läutete. Die Geschworenen hatten sich genau eine Stunde beraten, nicht mehr und nicht weniger. Tiefes Schweigen herrschte, als nur eben das Publikum Platz genommen hatte. Ich entsinne mich, wie die Geschworenen in den Saal traten. Endlich! Ich werde die Fragen nicht ihrer Reihenfolge nach vorbringen; ja, und ich habe sie auch vergessen. Ich entsinne mich nur auf die erste und Hauptfrage des Präsidenten, nämlich: »Liegt Mord vor mit vorgefaßter Absicht des Raubes?« (Den Text habe ich nicht behalten.) Alles verstummte. Der Älteste der Geschworenen, eben gerade jener Beamte, der jünger war als alle andern, verkündete laut und deutlich, während im Saal Todesstille herrschte: »Ja, er ist schuldig!«

Und ganz dieselbe Antwort erfolgte auf alle andern Fragen.

»Er ist schuldig, ja, er ist schuldig, und das ohne den geringsten Milderungsgrund!« Solches hatte schon niemand erwartet. Daß Milderungsgründe gewährt werden würden, davon waren fast alle überzeugt. Die Todesstille im Saal wurde nicht unterbrochen, buchstäblich gesprochen war es so, als seien alle zu Stein geworden – sowohl die, die nach Verurteilung, wie die, die nach Freisprechung gedürstet hatten. Doch dies währte nur einige Augenblicke. Darauf erhob sich ein furchtbares Durcheinander. Von dem männlichen Publikum erwiesen sich viele als sehr befriedigt. Manche rieben sich sogar die Hände, ohne ihre Freude zu verbergen. Die Unzufriedenen waren wie niedergeschmettert, sie zuckten die Achseln, zischelten untereinander, aber so, als ob sie es immer noch nicht fassen könnten. Aber, mein Gott, was wurde aus unseren Damen! Ich dachte, sie würden einen Aufstand beginnen. Anfangs war es so, als ob sie ihren Ohren nicht trauten. Und plötzlich vernahm man durch den ganzen Saal Ausrufe: »Ja, was ist denn das? Was ist denn das noch?« Sie sprangen von ihren Plätzen auf. Ihnen schien es wahrscheinlich so, als ob man dies alles sogleich auch schon wieder abändern könne. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich Mitja, und mit einer ganz herzzereißenden Stimme schrie er, indem er die Hände vor sich ausbreitete: »Ich schwöre bei Gott und dem Jüngsten Gericht, am Blut meines Vaters bin ich unschuldig! Katja, ich verzeihe dir! Brüder, Freunde, schont die andere!«

Er sprach nicht zu Ende und schluchzte so laut, daß es furchtbar durch den ganzen Saal schallte, mit einer Stimme, die nicht die seine war, vielmehr eine neue, ganz unerwartete zu sein schien, und die Gott weiß woher plötzlich bei ihm zum Vorschein gekommen war. Auf der Galerie oben, in der allerhintersten Ecke, erschallte der durchdringende Schrei einer Frauenstimme: das war Gruschenka. Sie hatte noch vorhin irgendwen angefleht, und man hatte sie von neuem in den Saal gelassen, noch

vor Beginn der Debatten. Mitja führte man ab. Die Urteilsverkündung war auf den nächsten Tag verlegt worden. Der ganze Saal erhob sich im Durcheinander, ich aber wartete schon nicht mehr und hörte auch nicht mehr zu. Ich entsinne mich nur einzelner Ausrufe, schon auf der Treppe, beim Ausgang:

»Das riecht nach zwanzig Jahren Zwangsarbeit.«

»Nicht weniger.«

»Ja, unsere Bäuerlein sind für sich selber eingetreten.«

»Und haben unsern Mitenka zugrunde gerichtet!«

EPILOG

I. Pläne, Mitja zu retten

Am vierten Tag nach Mitjas Verurteilung, sehr früh am Morgen, noch in der neunten Stunde, kam Aljoscha zu Katarina Iwanowna, um sich mit ihr endgültig über eine für sie beide äußerst wichtige Sache zu besprechen, und außerdem hatte er ihr eine Bestellung auszurichten. Sie saß und sprach mit ihm in jenem selben Zimmer, in dem sie damals Gruschenka empfangen hatte; im Nebenzimmer lag aber im Nervenfieber und ohne Besinnung Iwan Fjodorowitsch. Katarina Iwanowna hatte sogleich nach der Szene von damals befohlen, daß man den kranken Iwan Fjodorowitsch, der sein Bewußtsein verloren hatte, zu ihr ins Haus bringe, wobei sie keinerlei Rücksicht nahm auf das unausbleibliche Geklatsch der Gesellschaft, die sie verurteilen werde. Eine von den beiden Verwandten, die bei ihr wohnten, war sogleich nach jener Szene vor Gericht nach Moskau abgereist, die andere war geblieben. Wenn aber auch beide abgereist wären, hätte Katarina Iwanowna doch ihren Entschluß nicht geändert und ruhig damit fortgefahren, den Kranken zu pflegen und Tag und Nacht bei ihm zu sitzen. Warwinski und Herzenstube behandelten ihn; der Moskauer Arzt aber war nach Moskau zurückgereist, nachdem er sich geweigert hatte, seine Meinung voraus zu sagen über den möglichen Ausgang der Krankheit. Wenn nun auch die beiden anderen Ärzte Katarina Iwanowna und Aljoscha Mut zusprachen, so war es doch zu ersehen, daß sie noch keine bestimmte Hoffnung zu geben vermochten. Aljoscha besuchte seinen kranken Bruder zweimal am Tag. Diesmal hatte er aber einen besonderen, außerordentlich peinlichen Auftrag auszu-

richten, und er fühlte voraus, wie schwer es ihm fallen werde zu sprechen, und dabei war er noch sehr in Eile. Er hatte noch eine andere unaufschiebbare Sache an diesem selben Morgen vor, an einer andern Stelle, und man mußte flink sein. Ihr Gespräch dauerte bereits eine Viertelstunde. Katarina Iwanowna war bleich, stark übermüdet und dabei in außerordentlicher, krankhafter Erregung: sie fühlte wohl, weshalb jetzt Aljoscha – von allem andern abgesehen – zu ihr gekommen sei.

»Oh, über seine Entscheidung seien Sie ohne Sorge«, sprach sie zu Aljoscha mit beharrlichem Nachdruck. »So oder so wird er gleichwohl auf diesen Ausweg verfallen: er muß entfliehen! Dieser Unglückliche, dieser Held der Ehre und des Gewissens – nicht er, nicht Dmitri Fjodorowitsch, vielmehr jener, der hinter dieser Tür dort liegt und sich für seinen Bruder opferte« (fügte Katja mit funkelnden Augen hinzu) – »er hat mir längst schon diesen ganzen Fluchtplan mitgeteilt. Wissen Sie, er trat bereits in Beziehungen . . . Ich habe Ihnen schon irgend etwas davon wiedererzählt . . . Sehen Sie, das wird aller Wahrscheinlichkeit nach auf der dritten Etappe, von hier aus gerechnet, vor sich gehen, wenn man diese Gruppe Verbannter nach Sibirien führen wird. Oh, bis dahin ist es noch lange. Iwan Fjodorowitsch fuhr bereits zum Chef der dritten Etappe. Da ist es aber nun noch unbekannt, wer der Gruppenführer sein wird, ja, und man kann dies auch nicht so im voraus wissen. Morgen werde ich Ihnen vielleicht den ganzen Plan bis in alle Einzelheiten zeigen, den mir Iwan Fjodorowitsch am Vorabend des Gerichtstages zurückließ, auf jeden Fall . . . Das war damals, als Sie, Sie erinnern sich daran, uns abends streitend fanden: er war schon auf der Treppe, aber als ich Sie sah, veranlaßte ich ihn umzukehren – erinnern Sie sich daran? Wissen Sie, worüber wir uns damals stritten?«

»Nein, ich weiß es nicht«, sprach Aljoscha.

»Natürlich nicht, er hat es ja damals vor Ihnen verheim-

licht. Sehen Sie, gerade eben wegen dieses Fluchtplanes. Er hatte mir schon drei Tage vordem alles Hauptsächliche eröffnet – und da haben wir auch gerade angefangen uns zu zanken, und von da an zankten wir uns diese ganzen drei Tage hindurch. Deshalb zankten wir uns aber, weil, als er mir eröffnete, im Falle seiner Verurteilung werde Dmitri Fjodorowitsch ins Ausland flüchten mit dieser Kreatur, ich plötzlich böse wurde; ich werde Ihnen nicht sagen weshalb, ich weiß es selber nicht . . . Oh, natürlich, ich zürnte damals wegen jener Kreatur, und gerade deshalb, weil auch sie mit Dmitri ins Ausland fliehen werde!« rief Katarina Iwanowna aus, und ihre Lippen bebten vor Wut. »Als Iwan Fjodorowitsch damals nur eben sah, daß ich wegen jener Kreatur so böse geworden war, da dachte er auch sofort, ich sei Mitjas wegen auf sie eifersüchtig und liebe demnach Dmitri noch immer. Sehen Sie, und so ist denn auch dieser erste Zank ausgebrochen. Ich wollte keine Erklärungen geben, um Verzeihung wollte ich nicht bitten; schwer war es mir, daß ein solcher Mensch mich der früheren Liebe zu diesem verdächtigen konnte . . . Und das damals, nachdem ich selber schon längst vordem ihm ganz offen erklärt hatte, daß ich nicht Dmitri liebe, vielmehr nur ihn allein! Nur aus Wut über diese Kreatur war ich auf ihn böse geworden! Drei Tage später, gerade an jenem Abend, als Sie zu mir kamen, brachte er ein versiegeltes Kuvert zu mir und ersuchte mich, ich möchte es sogleich aufbrechen, wenn sich mit ihm irgend etwas ereignen werde. Oh, er sah seine Krankheit voraus! Er erklärte mir, daß in dem Kuvert die Einzelheiten über die Flucht enthalten seien, und daß, falls er sterben oder gefährlich erkranken werde, ich dann allein Mitja retten solle. Damals hinterließ er mir auch Geld, fast zehntausend – gerade jenes Geld, das der Staatsanwalt in seiner Rede meinte, als er erzählte, er habe von irgendwem erfahren, Iwan Fjodorowitsch habe es zum Wechseln weggeschickt. Mich hatte es plötzlich furchtbar erschüt-

tert, daß, obgleich Iwan Fjodorowitsch noch immer auf mich eifersüchtig und noch immer überzeugt war, daß ich Mitja liebe, er trotzdem nicht den Gedanken aufgegeben hatte, seinen Bruder zu retten, und er gerade mir, mir selber diese Rettungssache anvertraute! Oh, das war ein Opfer! Nein, Sie werden eine solche Aufopferung nicht in ihrer ganzen Bedeutung verstehen, Alexej Fjodorowitsch! Ich wollte ihm gerade in Ehrfurcht zu Füßen fallen, als es mir plötzlich einfiel, daß er dies einzig und allein deshalb tue, weil er mir damit eine Freude zu bereiten glaubte, daß man Mitja rette (er aber hätte das zweifellos gedacht!); da wurde ich denn bis zu dem Grade erregt, einzig und allein im Gedanken daran, daß er eine so falsche Auffassung haben könnte, daß ich wiederum in Zorn geriet und statt seine Füße zu küssen, ihm wiederum eine Szene machte! Oh, ich bin unglücklich! So ist mein Charakter – ein furchtbarer, unglücklicher Charakter! Oh, Sie werden noch sehen, ich werde es noch so machen, ich werde es noch dahin bringen, daß auch er mich um einer anderen willen im Stich lassen wird, mit der es sich leichter lebt als mit mir, ganz ebenso wie Dmitri es machte, dann aber . . . nein, dann werde ich das nicht überleben, ich werde mich dann töten! Als Sie aber damals hereintraten und ich Ihnen zurief und ihm umzukehren befahl, da erfaßte mich eine solche Wut wegen des haßerfüllten, verächtlichen Blicks, mit dem er plötzlich auf mich schaute, daß – Sie entsinnen sich – ich Ihnen plötzlich zurief, daß er, er allein, mich überzeugt habe, daß sein Bruder Dmitri der Mörder sei! Ich habe ihn da aber absichtlich verleumdet, um ihm noch einmal weh zu tun; er hat mir ja niemals, niemals versichert, daß sein Bruder – der Mörder sein, im Gegenteil, davon habe ich, ich selber ihn überzeugt! Oh, an allem, allem ist nur meine Raserei schuld! Das bin ich, ich habe auch diese verfluchte Szene vor Gericht verursacht! Er wollte mir beweisen, daß er edel sei: möge ich auch seinen Bruder lieben, er werde ihn gleichwohl nicht

zugrunderichten aus Rachsucht und Eifersucht! Da ist er denn auch vor Gericht hingetreten . . . Ich habe alles veranlaßt, ich allein bin schuld!«

Noch niemals hatte Katja Aljoscha solche Geständnisse gemacht, und er fühlte, daß sie sich jetzt gerade auf jener Stufe unerträglichen Leidens befinde, wo auch das allerstolzeste Herz mit Schmerz seinen Stolz zerbricht und vom Kummer überwältigt niederfällt. Oh, Aljoscha kannte noch eine andere furchtbare Ursache ihres augenblicklichen Kummers, wie sehr sie ihm die auch verborgen hatte alle diese Tage hindurch nach der Verurteilung Mitjas; es wäre ihm aber auch aus irgendeinem Grund allzu schmerzlich gewesen, wenn sie sich entschlossen hätte, sich so weit zu demütigen, gerade mit ihm, jetzt, auf der Stelle auch von dieser Ursache zu sprechen. Sie litt um ihres »Verrates« willen vor Gericht, und Aljoscha fühlte voraus, daß ihr Gewissen sie antreibe, gerade vor ihm sich selber anzuklagen, vor Aljoscha, mit Tränen, mit Kreischen, in hysterischem Anfall auf den Boden liegend und um sich schlagend. Er fürchtete aber diesen Augenblick und wollte die Leidende schonen. Um so schwieriger war der Auftrag, den er auszurichten hatte. Er fing wieder an, von Mitja zu sprechen.

»Das ist nichts, das hat gar nichts zu bedeuten; hinsichtlich seiner seien Sie ohne Sorge!« begann wiederum eigensinnig und mit Schärfe Katja. »Alles dies ist bei ihm nur für den Augenblick, ich kenne ihn, allzusehr kenne ich dies Herz. Seien Sie überzeugt, daß er einwilligen wird zu fliehen. Und vor allem, es hat ja keine Eile damit; er wird noch Zeit haben, sich zu entscheiden. Iwan Fjodorowitsch wird zu dieser Zeit genesen und selber alles in die Hand nehmen, so daß mir gar nichts zu tun bleiben wird. Beunruhigen Sie sich nicht, er wird einwilligen zu fliehen. Ja, er ist auch schon einverstanden: kann er denn seine Kreatur verlassen? In das Zuchthaus wird man sie aber nicht lassen, wie soll er denn da nicht davonlaufen?

Er, das ist die Hauptsache, fürchtet Sie, Sie möchten seine Flucht vom moralischen Standpunkt aus nicht billigen; Sie sollten ihm das aber großmütig »erlauben«, wenn da schon Ihre Sanktion so unentbehrlich ist«, fügte Katja giftig hinzu. Sie schwieg und lachte höhnisch.

»Er spricht dort«, begann sie wiederum, »von irgendwelcher Hymne, von einem Kreuz, das er tragen soll, von irgendeiner Schuld; ich entsinne mich, mir hat damals Iwan Fjodorowitsch davon viel erzählt, und wenn Sie wüßten, wie er sprach!« rief plötzlich Katja mit unwiderstehlichem Gefühl aus, »wenn Sie wüßten, wie er jenen Unglücklichen in jenem Augenblick liebte, als er mir von ihm erzählte, und wie er ihn vielleicht haßte, in dieser selben Minute! Ich aber, oh, ich hörte damals seine Erzählung und sein Schluchzen mit stolzem Hohn an! Oh, eine Kreatur! Das bin ich, die Kreatur, ich! Da habe ich ihm das Nervenfieber verursacht! Aber jener, der Verurteilte, ist er denn bereit zum Leiden?« endete erregt Katja. »Ja, und ein solcher sollte leiden? Solche wie er leiden niemals!«

Ein ganz bestimmtes Gefühl, ein Gefühl des Hasses und der mit Ekel gemischten Verachtung, klang aus diesen Worten. Und dabei hatte ja sie ihn verraten! »Wie denn, vielleicht haßt sie ihn in diesem Augenblick gerade deshalb, weil sie sich vor ihm schuldig fühlt?« dachte Aljoscha für sich. Er wünschte, daß es nur in einzelnen Augenblicken so sein sollte. Aus den letzten Worten der Katja hatte er eine Herausforderung herausgehört. Er ging aber nicht auf sie ein.

»Ich habe Sie heute auch deshalb gerufen, damit Sie mir versprechen sollen, selber ihn zu überreden. Oder wird es auch Ihrer Ansicht nach unehrenhaft sein zu fliehen, wenigstens nicht heldenhaft, oder wie man sich da ausdrückt . . . nicht christlich, so etwa?« fügte Katja noch herausfordernder hinzu.

»Nein, durchaus nicht. Ich werde ihm alles sagen . . .«, murmelte Aljoscha. »Er ruft Sie heute zu sich«, platzte er

plötzlich heraus, indem er ihr fest in die Augen sah. Sie erbebte am ganzen Körper und wäre um ein Haar auf dem Diwan umgesunken.

»Mich . . . ist denn das möglich?« lispelte sie erbleichend.

»Das ist möglich und Ihre Pflicht!« begann mit Nachdruck Aljoscha, der auf einmal feurig wurde. »Sie sind ihm jetzt sehr nötig, gerade jetzt. Ich hätte gar nicht angefangen, Sie hiermit vor der Zeit zu quälen, wenn nicht die Notwendigkeit vorläge. Er ist krank, er ist wie gestört, er verlangt immer nach Ihnen. Er wird nicht aufhören, Sie zu sich zu bitten; aber kommen Sie doch wenigstens hin und zeigen Sie sich auf der Schwelle. Mit ihm ist viel vorgegangen seit jenem Tag. Er begreift jetzt, wie unermesslich schuldig er vor Ihnen ist. Nicht Ihre Verzeihung will er: ›Mir kann man nicht verzeihen‹, spricht er selber, vielmehr nur, daß Sie sich auf der Schwelle zeigen . . .«

»Sie haben mich da plötzlich . . .«, lispelte Katja. »Ich fühlte alle diese Tage hindurch voraus, daß Sie damit kommen werden . . . Ich wußte es auch, daß er mich rufen werde! Das ist aber unmöglich!«

»Meinetwegen unmöglich, aber tun Sie es nur! Begreifen Sie doch nur, er ist zum erstenmal darüber erschüttert, wie sehr er Sie beleidigte, zum erstenmal im Leben; niemals vordem begriff er das in solcher Fülle! Er spricht: ›Wenn sie sich weigert zu kommen, so werde ich jetzt für mein ganzes Leben unglücklich sein!‹ Hören Sie doch: ein zu zwanzig Jahren Zuchthaus Verurteilter hofft immer noch glücklich zu sein, ist denn das nicht zum Erbarmen? Bedenken Sie doch: Sie werden einen schuldlos Zugrundegegangenen besuchen«, entrang es sich herausfordernd Aljoscha. »Seine Hände sind ja rein, an ihnen klebt kein Blut! Um seines unermesslichen Leidens in der Zukunft willen besuchen Sie ihn jetzt! Kommen Sie, geleiten Sie ihn in die Finsternis . . . treten sie auf seine Schwelle, und weiter nichts . . . Sie müssen das ja, Sie müssen dies tun!« schloß Aljoscha, wobei er das Wort

»müssen« mit außerordentlichem Nachdruck unterstrich.

»Ich muß . . . aber . . . ich kann nicht . . .«, stöhnte geradezu Katja hervor, »er wird auf mich schauen . . . ich kann nicht!«

»Ihre Augen sollen einander begegnen. Wie werden Sie denn Ihr ganzes Leben ertragen, wenn Sie sich jetzt nicht entscheiden?«

»Lieber mein ganzes Leben hindurch leiden!«

»Sie müssen kommen, Sie müssen kommen«, bestand wiederum unerbittlich Aljoscha.

»Weshalb aber heute, weshalb denn sogleich . . . Ich kann doch nicht meinen Kranken allein lassen . . .«

»Auf eine Minute können Sie es, das ist ja nur auf eine Minute. Wenn Sie nicht kommen werden, wird er bei Anbruch der Nacht in Nervenfieber verfallen. Ich werde doch nicht die Unwahrheit sprechen, haben Sie doch Mitleid!«

»Haben Sie Mitleid mit mir«, entgegnete Katja mit bitterm Vorwurf und brach in Weinen aus.

»Das heißt also, Sie werden kommen!« sprach Aljoscha fest, als er ihre Tränen sah. »Ich werde gehen und ihm sagen, daß Sie sogleich kommen werden.«

»Nein, sagen Sie das um keinen Preis!« rief erschrocken Katja. »Ich werde kommen, sagen Sie ihm aber im voraus kein Wort davon, weil ich kommen, aber vielleicht nicht eintreten werde . . . Ich weiß das noch nicht . . .«

Ihre Stimme versagte. Sie atmete schwer. Aljoscha stand auf, um wegzugehen.

»Wenn ich aber einer gewissen Person begegnen werde?« murmelte sie plötzlich leise, wobei sie wiederum ganz erbleichte.

»Darum muß es ja auch sogleich sein, damit Sie dort niemandem begegnen. Niemand wird dort sein, ich spreche die Wahrheit. Wir werden warten«, schloß er mit Nachdruck und verließ das Zimmer.

II. *Für einen Augenblick wurde die Lüge zur Wahrheit*

Er eilte ins Krankenhaus, wo jetzt Mitja lag. Am zweiten Tag nach seiner Verurteilung war er an einem nervösen Fieber erkrankt und in unser Städtisches Krankenhaus übergeführt worden, in die Arrestantenabteilung. Doktor Warwinski hatte indes den Kranken auf die Bitte Aljoschas und vieler anderer (der Chochlakow, Lisa usw.) nicht zu den Arrestanten gelegt, vielmehr für sich allein, in jene selbe Kammer, wo vordem Smerdjakow gelegen hatte. Freilich, am Ende des Korridors stand eine Schildwache, das Fenster war vergittert, und Warwinski konnte ruhig sein wegen seiner Nachsicht, die nicht ganz gesetzlich war; er war aber ein guter und mitleidiger junger Mann. Er begriff, wie schwer es für so einen wie Mitja sein müsse, ohne jeden Übergang plötzlich in die Gesellschaft von Mördern und Betrügern zu kommen, und daß man sich daran doch erst gewöhnen müsse. Der Besuch von Verwandten und Bekannten war aber erlaubt, sowohl von seiten des Arztes wie des Gefängnisaufsehers, ja sogar auch des Kreisrichters, alles natürlich unterderhand. In diesen Tagen besuchte Mitja aber niemand anders als Aljoscha und Gruschenka. Es hatte ihm auch Rakitin schon zweimal einen Besuch machen wollen; Mitja hatte aber Warwinski nachdrücklich gebeten, ihn nicht vorzulassen.

Aljoscha traf ihn auf seinem Bett sitzend im Krankenschlafrock, ein wenig im Fieber, den Kopf mit einem Handtuch umwunden, das in verdünnten Essig getaucht war. Er warf einen unsichern Blick auf den eintretenden Aljoscha, aber gleichwohl war in seinem Blick etwas wie Schrecken.

Er war überhaupt vom Tag des Gerichts an furchtbar nachdenklich geworden. Bisweilen schwieg er eine halbe Stunde lang, es schien dann so, als überdenke er irgend etwas dumpf und qualvoll und habe dabei alles um sich

herum vergessen. Wenn er aber aus seiner Versonnenheit heraustrat und zu reden begann, so war es immer, als ob er ganz außerhalb des Zusammenhangs zu sprechen anfinge und schon unbedingt nicht von dem, was er tatsächlich hätte sagen müssen. Bisweilen blickte er mit leidendem Blick auf seinen Bruder. Mit Gruschenka schien es ihm leichter zu sein als mit Aljoscha. Freilich, er sprach fast überhaupt nicht mit ihr; sobald sie aber nur eintrat, erstrahlte sein ganzes Gesicht vor Freude. Aljoscha setzte sich schweigend neben ihn auf sein Bett. Diesmal hatte er Aljoscha mit Unruhe erwartet, er wagte es aber nicht, ihn zu fragen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß Katja einwilligen werde zu kommen, und dabei fühlte er doch, daß, wenn sie nicht kommen sollte, damit etwas völlig Unmögliches geschehen werde. Aljoscha begriff seine Gefühle.

»Trifon«, begann Mitja geschäftig, »Borisowitsch meine ich, hat seinen ganzen Gasthof zerstört: die Dielen hebt er auf, die Bretter löst er los, die ganze Galerie, so erzählt man, hat er zersplittert – immer sucht er einen Schatz, gerade jenes selbe Geld, anderthalbtausend, von dem der Staatsanwalt erzählte, ich habe es dort versteckt. Als er nur eben nach Hause zurückkehrte, so erzählt man, begann er auch sogleich mit diesen Dummheiten. Das geschieht dem Betrüger recht! Der hiesige Wächter hat es mir gestern erzählt, er stammt von dort.«

»Höre«, sprach Aljoscha, »sie wird kommen, ich weiß aber nicht wann, vielleicht heute, vielleicht dieser Tage, ich weiß das nicht, sie wird aber kommen, sie wird kommen, das ist gewiß.« Mitja erbebt, es schien so, als wolle er irgend etwas murmeln, er schwieg aber. Diese Nachricht machte auf ihn einen furchtbaren Eindruck. Es war deutlich sichtbar, daß es ihn qualvoll danach verlangte, die Einzelheiten des Gesprächs zu erfahren, daß er dabei aber fürchtete, danach zu fragen: etwas Hartes und Verächtliches von seiten Katjas würde ihn in diesem Augenblick wie ein Stoß mit dem Messer treffen.

»Das ist es, was sie unter anderem sagte: ich möchte unbedingt sein Gewissen hinsichtlich der Flucht beruhigen. Wenn bis dahin Iwan nicht genesen sei, so werde sie sich selber dieser Sache annehmen.«

»Davon hast du mir schon erzählt«, bemerkte nachdenklich Mitja.

»Hast du das aber bereits Gruschenka wiedererzählt?« fragte Aljoscha.

»Ja«, gestand Mitja, »sie wird heute morgen nicht kommen«, und er blickte schüchtern seinen Bruder an. »Sie wird erst am Abend kommen. Als ich ihr gestern eben nur sagte, Katja werde die Sache in die Hand nehmen, verstummte sie und verzog die Lippen. Sie lispelte nur: ›Möge sie das nur!‹ Sie begriff, daß dies wichtig sei. Ich wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Sie begriff ja schon, scheint es, jetzt, daß jene nicht mich liebt, vielmehr Iwan!«

»Ist dem so?« entrang es sich Aljoscha.

»Am Ende ist es gar nicht so. Sie wird nur heute morgen nicht kommen«, beeilte sich Mitja noch einmal zu erklären, »ich gab ihr einen Auftrag . . . Höre, Bruder Iwan wird uns alle hinter sich lassen. Ihm ist es bestimmt, zu leben, aber nicht uns. Er wird genesen.«

»Stell dir nur vor, wenn auch Katja für ihn zittert, so zweifelt sie doch fast durchaus nicht daran, daß er genesen wird«, sprach Aljoscha.

»Das heißt, sie ist überzeugt davon, daß er sterben wird. Da redet sie sich denn aus Furcht ein, er werde genesen.«

»Unser Bruder ist von starker Körperbeschaffenheit. Und auch ich hoffe gar sehr, daß er genesen werde«, bemerkte erregt Aljoscha.

»Ja, er wird gesund werden. Jene ist aber überzeugt davon, daß er sterben wird, viel Kummer hat sie . . .« Es trat ein Schweigen ein, Mitja quälte irgend etwas sehr Wichtiges.

»Aljoscha, ich liebe Gruschenka furchtbar«, murmelte er

plötzlich mit zitternder und von Tränen erstickter Stimme.

»Sie wird man ›dahin‹ zu dir nicht lassen«, ergriff sogleich Aljoscha das Wort.

»Auch das ist es noch, was ich dir sagen wollte«, fuhr mit einer plötzlich ganz klangvollen Stimme Mitja fort, »wenn man mich schlagen wird, unterwegs oder ›dort‹, so werde ich mich nicht fügen, ich werde totschiagen, und man wird mich erschießen. Und das sind ja zwanzig Jahre! Hier beginnt man schon, mir ›du‹ zu sagen. Die Wächter duzen mich. Ich lag heute die ganze Nacht und prüfte mich: Ich bin nicht bereit! Ich habe nicht die Kraft, es auf mich zu nehmen! Ich wollte ›eine Hymne‹ anstimmen, aber das Duzen der Wächter kann ich nicht überwinden! Für Gruschenka hätte ich alles ertragen, alles . . . außer übrigens Schlägen . . . Man läßt sie aber nicht ›dahin‹.«

Aljoscha lächelte still. »Höre, Bruder«, sprach er, »da hast du ein für allemal meine Gedanken darüber; so höre denn: Du bist nicht bereit, und auch nicht für dich ist ein solches Kreuz. Nicht nur das; für dich, der du nicht bereit bist, ist auch ein solches Kreuz eines Großmartyrers gar nicht nötig. Wenn du den Vater ermordet hättest, würde es mir leid tun, daß du dein Kreuz ausschlägst. Du bist aber unschuldig, und ein solches Kreuz ist allzuviel für dich. Du wolltest durch Qualen einen neuen Menschen in dir erstehen lassen; ich denke aber, du brauchst dich bloß immer, dein ganzes Leben hindurch, und wohin du auch flüchten magst, an diesen andern Menschen zu erinnern – und das ist dann auch gerade genug für dich. Der Umstand, daß du das große Kreuz der Qual nicht auf dich nahmst, wird nur dazu führen, daß du in dir eine noch dringendere Verpflichtung empfinden wirst, und der ununterbrochene Gedanke an sie in Zukunft, dein ganzes Leben hindurch, deine Wiedergeburt fördern wird, und das vielleicht in höherem Maß, als wenn du dahin gegangen wärest. Weil du es eben dort nicht aushal-

ten, vielmehr aufmurren und vielleicht schließlich ganz offen sagen wirst: »Ich bin quitt!« Der Verteidiger hat in diesem Fall die Wahrheit gesagt. Nicht für alle sind schwere Lasten, für manche sind sie unmöglich . . . Da hast du meine Gedanken, wenn sie dir so nötig sind. Wenn aber für deine Flucht andere büßen müssen - Offiziere, Soldaten - so würde ich dir »nicht erlauben« zu entfliehen«, und Aljoscha lächelte. »Man sagt aber und versichert (jener Etappenführer hat das selber Iwan gesagt), daß, wenn man es nur versteht, keine allzu große Bestrafung erfolgen wird, und man mit Kleinigkeiten davonkommen kann. Natürlich, zu bestechen ist ehrlos, sogar auch in solchem Fall; aber da werde ich mich schon um keinen Preis dazu verstehen, zu richten, gerade deshalb, weil, wenn zum Beispiel Iwan und Katja mir aufgetragen hätten, in dieser Sache für dich tätig zu sein, ich selber, ich weiß das, gegangen wäre und bestochen hätte, hierin muß ich dir die ganze Wahrheit sagen. Deshalb bin ich aber auch kein Richter über dich darin, wie du selber verfahren wirst. Wisse aber, daß auch ich dich niemals verurteilen werde. Ja, und es wäre auch seltsam, wenn ich in dieser Sache dein Richter sein wollte! Nun, jetzt, scheint es, habe ich alles gesagt, was ich sagen wollte.«

»Aber dann werde ich mich selber richten!« rief Mitja aus. »Ich werde davonlaufen, das war auch schon ohne dich beschlossen. Kann denn Mitja Karamasow nicht davonlaufen? Dafür werde ich mich aber selber richten und dort für meine Sünde um Vergebung flehen in Ewigkeit! So sprechen doch die Jesuiten, nicht wahr? Gera-deso wie jetzt du und ich, wie?«

»Geradeso«, und Aljoscha lächelte still.

»Ich liebe dich, weil du immer die volle Wahrheit sagen wirst und nichts verheimlichst!« rief froh lachend Mitja aus. »Das heißt also, ich habe meinen Aljoscha als Jesuiten ertappt! Dafür muß man dich ja küssen, das ist es! Nun, so höre denn jetzt auch das übrige, ich werde dir

auch die andere Hälfte meiner Seele enthüllen. Das ist es, was ich ausdachte und beschloß. Wenn ich auch entfliehen werde, sogar mit Geld und Paß und nach Amerika, so rechtfertigt mich dabei noch der eine Gedanke, daß ich nicht um Glück zu finden entfliehen werde, vielmehr in Wahrheit nur in ein anderes Zuchthaus, das vielleicht nicht besser ist als dieses hier! Nicht besser, Alexej, aufrichtig sage ich, daß es nicht besser ist! Ich hasse dies Amerika bereits jetzt, der Teufel hole es. Mag auch Gruschenka mit mir sein, aber schau sie doch nur an: nun, ist sie wohl eine Amerikanerin? Sie ist eine Russin, bis in die Knochen hinein eine Russin; sie wird sich grämen nach der Muttererde, und ich werde jede Stunde sehen, daß sie sich für mich grämt, daß sie für mich ein solches Kreuz auf sich nahm, denn wodurch ist sie denn schuldig? Aber ich, werde ich denn die Proleten dort ertragen, wenn sie auch vielleicht alle ohne jede Ausnahme besser sind als ich? Jetzt schon hasse ich dies Amerika! Und mögen sie auch dort alle ohne Ausnahme irgendwie unvergleichliche Maschinisten sein oder wer weiß was – der Teufel hole sie, nicht meine Menschen sind das, nicht für meine Seele! Rußland liebe ich, Aljoscha, den russischen Gott liebe ich, wenn ich auch selber ein Schuft bin! Ja, dort werde ich verrecken!« rief er plötzlich mit funkelnden Augen aus. Seine Stimme bebte vor Schluchzen.

»Nun höre, was ich beschloß, Alexej!« begann er wiederum, nachdem er seiner Aufregung Herr geworden war. »Sobald ich dort mit Gruschenka angekommen bin, werden wir auch sogleich pflügen, arbeiten, in Gesellschaft wilder Bären, in der Einsamkeit, irgendwo weit weg! Dort, sagt man, gibt es noch Rothäute, irgendwo dort bei ihnen am Rande des Horizonts; nun, siehst du, gerade zu diesem Ort will ich auch hin, zu den letzten Mohikanern. Nun, und sogleich schon hinter die Grammatik, ich und Gruschenka. Arbeit und Grammatik, und so drei Jahre! In diesen drei Jahren werden wir die

englische Sprache besser lernen als die allerechtesten Engländer. Und haben wir das eben erst erlernt – dann Schluß mit Amerika! Wir werden hierher eilen, nach Rußland, als amerikanische Bürger. Sei ohne Sorge, hierher in dies Städtchen werden wir nicht zurückkehren. Wir werden uns irgendwo, weit fort von hier, verbergen, im Norden oder im Süden. Ich werde mich zu dieser Zeit verändern, sie gleichfalls; dort in Amerika wird mir ein Arzt irgendeine falsche Warze machen, nicht umsonst sind sie ja dort Mechaniker. Wenn aber nicht, so werde ich mir ein Auge ausstechen, den Bart einen Arschin wachsen lassen, er wird grau sein (aus Heimweh nach Rußland werde ich ergrauen) – man wird mich nicht erkennen. Wird man es aber doch, so möge man mich nur in die Verbannung schicken, einerlei, das heißt dann, es ist mir nicht anders beschieden! Hier werden wir gleichfalls irgendwo an einem abgelegenen Ort die Erde pflügen, und ich werde mein ganzes Leben hindurch einen Amerikaner vorstellen. Dabei werden wir aber auf der Heimerde sterben. Da hast du meinen Plan, und er ist unabwendbar. Billigst du ihn?»

»Ja!« sprach Aljoscha, der ihm nicht widersprechen wollte.

Mitja verstummte für einen Augenblick und murmelte plötzlich:

»Was haben sie aber bei der Verhandlung aus dem allen gemacht? Ja, wie haben sie das gegen mich so gedreht und gewendet!«

»Wenn sie es auch nicht so gemacht hätten, so hätte man dich gleichwohl verurteilt«, murmelte seufzend Aljoscha.

»Ja, ich war dem hiesigen Publikum langweilig geworden! Gott mit ihnen, es ist aber gleichwohl schwer!« seufzte mit leidendem Ausdruck Mitja. Wiederum schwiegen sie für einen Augenblick.

»Aljoscha, zerreiße mir lieber gleich das Herz!« rief er plötzlich. »Wird sie sogleich kommen oder nicht, sprich! Was hat sie gesagt? Was hat sie gesprochen?«

»Sie sagte, sie werde kommen, ich weiß aber nicht, ob noch heute. Es fällt ihr ja schwer!« Und Aljoscha blickte schüchtern auf seinen Bruder.

»Nun, und wie sollte es auch nicht so sein, wie sollte es ihr auch nicht schwer sein! Aljoscha, ich werde verrückt darüber werden. Gruschenka blickt immer so auf mich. Sie versteht. Mein Gott, mein Herrgott, besänftige mich; was verlange ich denn? Nach der Katja verlangt es mich. Bin ich mir aber auch klar darüber, was ich da verlange? Karamasowsches Ungetüm, ruchloses! Nein, zum Leiden bin ich nicht fähig! Ein Schuft bin ich, und damit ist alles gesagt!«

»Da ist sie!« rief Aljoscha aus.

In diesem Augenblick erschien plötzlich auf der Schwelle Katja. Auf einen Augenblick war sie stehengeblieben, wobei sie mit einem ganz verlorenen Blick nach Mitja hinschaute. Der sprang eiligst auf seine Füße, sein Gesicht drückte Schrecken aus, und er war bleich geworden; aber sogleich schon schimmerte ein schüchternes, flehendes Lächeln auf seinen Lippen, und er streckte beide Hände Katja entgegen. Als sie das sah, stürzte sie eilig auf ihn zu. Sie faßte ihn ohne sich beherrschen zu können, an beiden Händen und drückte ihn fast schon mit Gewalt auf sein Bett nieder; sie setzte sich neben ihn, und ohne seine Hände loszulassen, drückte sie sie heftig und krampfhaft. Einige Male war es, als wollten beide etwas sagen; sie taten das aber nicht, sie blickten vielmehr wiederum schweigend und eindringlich, wie wenn sie aneinander geschmiedet wären, mit seltsamem Lächeln einer den andern an – so vergingen zwei Minuten. »Hast du verziehen oder nicht?« lispelte endlich Mitja, und in diesem selben Augenblick wandte er sich an Aljoscha und schrie ihm mit vor Freude verzerrtem Gesicht zu:

»Hörst du, was ich da frage, hörst du es!«

»Deswegen habe ich dich ja auch geliebt, weil du von Herzen großmütig bist!« entrang es sich plötzlich Katja.

»Ja, und du brauchst auch gar nicht meine Verzeihung, wohl aber ich die deinige; einerlei, ob du verzeihen wirst oder nicht - für mein ganzes Leben wirst du mir auf der Seele lasten, und ich dir, als ein Wundenmal - so muß es aber auch sein . . .« Sie hielt inne, um Atem zu schöpfen.

»Weshalb ich gekommen bin?« begann sie wiederum, außer sich und hastig. »Deine Füße zu umschlingen, deine Hände zu drücken, siehst du so, bis es weh tut, wie ich sie dir damals in Moskau drückte - ich kam, um dir wiederum zu sagen, daß du mein Gott bist, meine Freude, um dir zu sagen, daß ich dich wahnsinnig liebe«, es war so als ob sie das förmlich hervorstöhne in ihrem Kummer, und plötzlich beugte sie sich gierig mit ihren Lippen zu seinen Händen herab. Tränen stürzten aus ihren Augen. Aljoscha stand schweigend und verwirrt; er hatte durchaus nicht das erwartet, was er da erschaute.

»Die Liebe ist entschwunden, Mitja!« begann wiederum Katja, »aber teuer bis zum Schmerz ist mir das, was da entschwand. Dies wisse für ewig. Jetzt aber, für einen kurzen Augenblick möge das sein, was hätte sein können«, lispelte sie mit verzerrtem Lächeln, wobei sie ihm wiederum freudig in die Augen sah. »Du liebst jetzt eine andere, und ich liebe einen andern, aber gleichwohl werde ich dich ewig lieben, und du mich, wußtest du das? Hörst du, liebe mich, liebe mich dein ganzes Leben!« rief sie mit einem fast drohenden Beben in der Stimme.

»Ich werde dich lieben und . . . weißt du, Katja«, begann auch Mitja, bei jedem Wort keuchend, »weißt du, ich habe dich auch vor fünf Tagen, an jenem Abend geliebt . . . als du hinfielst, und man dich wegtrug . . . Mein ganzes Leben! So wird es auch sein, so wird es ewig sein . . .«

So lispelten sie beide einander Worte zu, die fast sinnlos waren und wie im Rausche gesprochen, vielleicht sogar auch unwahr, aber gerade in diesem Augenblick war alles Wahrheit, und sie selber glaubten sich fraglos.

»Katja«, rief plötzlich Mitja aus, »glaubst du, daß ich

den Mord beging? Ich weiß, daß du es jetzt nicht glaubst, aber damals . . . als du deine Aussagen machtest . . . hast du das da wirklich, wirklich geglaubt?»

»Auch damals habe ich es nicht geglaubt! Niemals habe ich es geglaubt! Ich haßte dich, und plötzlich habe ich mir eingeredet, gerade in jenem Augenblick . . . Als ich die Aussagen machte . . . habe ich mir eingeredet und geglaubt . . . kaum hatte ich aber meine Aussagen beendet, da hörte ich sogleich wiederum auf, daran zu glauben. Dies alles wisse. Ich vergaß, daß ich mich zu richten kam!« sprach sie mit einem plötzlich ganz neuen Ausdruck, der gar nicht ähnlich war ihrem Liebeslispeln von vorhin, von eben.

»Schwer ist es dir, Weib!« entrang es sich plötzlich Mitja, wie völlig gegen seinen Willen.

Sie erhob sich von ihrem Platz, plötzlich schrie sie aber laut auf und taumelte zurück. Ins Zimmer war ganz leise Gruschenka getreten. Niemand hatte sie erwartet. Katja schritt eiligst der Tür zu; als sie aber Gruschenka gegenüberstand, blieb sie plötzlich stehen, wurde auf einmal ganz weiß wie Kreide, und leise, fast flüsternd, stöhnte sie ihr zu:

»Verzeihen Sie mir!«

Jene schaute ihr gerade ins Gesicht, und nach einer kleinen Pause antwortete sie mit einer giftigen, von Wut durchbebten Stimme:

»Böse sind wir beide, meine Mutter! Beide sind wir böse! Wo soll man uns schon verzeihen, dir oder mir? Siehst du, jetzt rette ihn, und mein ganzes Leben werde ich für dich beten!«

»Aber verzeihen willst du nicht?« rief Mitja Gruschenka zu, mit höchstem Vorwurf.

»Sei ruhig, ich werde ihn dir retten!« flüsterte rasch Katja und lief aus dem Zimmer.

»Und du konntest ihr nicht verzeihen, nachdem sie doch selber dir gesagt hatte: ›Verzeih mir!«« rief wiederum mit Bitterkeit Mitja.

»Mitja, wage es nicht, ihr einen Vorwurf zu machen, du hast kein Recht dazu!« schrie Aljoscha seinen Bruder heftig an.

»Ihre Lippen sprachen, ihre stolzen, nicht aber ihr Herz«, entgegnete, als ob sie sich ekle, Gruschenka.

»Wird sie dich erretten – werde ich alles verzeihen . . .« Sie verstummte, als ob sie irgend etwas in ihrer Brust unterdrücke. Sie konnte noch immer nicht zu sich kommen. Sie war, wie es sich später erwies, ganz zufällig gekommen, ohne irgendeinen Argwohn zu hegen und ohne zu erwarten, was sie da antraf.

»Aljoscha, lauf ihr nach!« wandte sich Mitja eiligst an seinen Bruder. »Sage ihr . . . ich weiß nicht was . . . laß sie nicht so fortgehen!«

»Ich werde noch vor Abend zu dir kommen!« rief Aljoscha und lief der Katja nach. Er holte sie schon außerhalb des Krankenhauses ein. Sie ging rasch, sie eilte, als aber nur eben Aljoscha sie erreicht hatte, sprach sie rasch zu ihm:

»Nein, vor dieser kann ich mich nicht richten! Ich sagte ihr: ›Verzeih mir!‹, weil ich mich bis zu Ende richten wollte. Sie hat mir nicht verziehen . . . Ich liebe sie deshalb!« fügte Katja hinzu, ihre Stimme klang unaufrichtig, und ihre Augen funkelten in wilder Bosheit.

»Mein Bruder hatte sie ganz und gar nicht erwartet«, murmelte Aljoscha, »er war sicher, daß sie nicht kommen werde . . .«

»Zweifellos. Lassen wir das«, schnitt sie ihm das Wort ab.

»Hören Sie, ich kann jetzt nicht mit Ihnen dorthin zur Beerdigung gehen. Ich sandte Blumen dahin für seinen kleinen Sarg. Geld haben sie noch, scheint es. Wenn es nötig sein wird, sagen Sie ihnen, daß ich sie in Zukunft nie im Stich lassen werde . . . Nun, jetzt verlassen Sie mich, verlassen Sie mich, bitte. Sie haben sich schon verspätet, man läutet bereits zur Spätmesse . . . Lassen Sie mich bitte allein!«

III. *Das Begräbnis des Iljuschetschka.*

Die Rede bei dem Stein

Tatsächlich hatte er sich verspätet. Man hatte ihn erwartet und sogar schon beschlossen, ohne ihn den schönen, mit Blumen bedeckten kleinen Sarg in die Kirche zu tragen. Das war der Sarg des Iljuschetschka, des kleinen Knaben. Er war zwei Tage nach der Verurteilung Mitjas gestorben. Aljoscha wurde bereits am Tore des Hauses begrüßt mit lauten Rufen der Knaben, den Gefährten des Iljuscha. Sie erwarteten ihn alle mit Ungeduld und freuten sich, daß er endlich gekommen war. Im ganzen hatten sich ihrer zwölf versammelt. Alle waren sie gekommen mit ihren kleinen Ranzen und Mappen über der Schulter. »Papa wird weinen, ihr sollt um ihn sein«, so hatte sterbend Iljuscha ihnen gesagt, und die Knaben hatten sich daran erinnert. An ihrer Spitze war Kolja Krasotkin. »Wie bin ich froh, daß Sie gekommen sind, Karamasow!« rief er, indem er Aljoscha die Hand hinstreckte. »Hier ist es furchtbar! Es ist wahrhaftig schwer, das mitanzusehen. Snegirjow ist nicht betrunken; wir wissen bestimmt, daß er heute noch nichts getrunken hat, es ist aber so, als wäre er betrunken . . . Ich bin sonst immer fest, dies ist aber furchtbar. Karamasow, wenn ich Sie nicht aufhalte, so möchte ich nur noch eine Frage an Sie richten, bevor Sie eintreten!«

»Was denn, Kolja?« Und Aljoscha blieb stehen.

»Ist Ihr Bruder unschuldig oder schuldig? Hat er seinen Vater getötet, oder war das der Diener? Wie Sie sagen werden, so wird es auch sein. Ich habe vier Nächte nicht geschlafen wegen dieses Einfalls.«

»Den Mord beging der Diener, mein Bruder ist aber unschuldig«, antwortete Aljoscha.

»Auch ich sage das!« schrie plötzlich der Knabe Smurow.

»So wird er denn zugrundegehen als ein unschuldiges Opfer für die Wahrheit?« rief Kolja aus. »Mag er auch

zugrundegegangen sein, er ist aber glücklich! Ich bin bereit, ihn zu beneiden!«

»Was sagen Sie da, wie ist das denn möglich und weshalb?« rief Aljoscha erstaunt aus.

»Oh, wenn ich mich nur irgend einmal der Wahrheit zum Opfer bringen könnte«, murmelte Kolja enthusiastisch.

»Aber doch nicht in einer solchen Sache, nicht unter solcher Schmach, nicht unter so entsetzlichen Umständen!« sprach Aljoscha.

»Natürlich . . . Ich möchte sterben für die ganze Menschheit; was aber die Schmach anbetrifft, so ist das einerlei: ja, mögen nur unsere Namen verlorengehen. Ihren Bruder achte ich!«

»Ich gleichfalls!« rief plötzlich und völlig unerwarteterweise aus dem Haufen jener Knabe, der damals erklärt hatte, er wisse, wer Troja gegründet habe; und als er dies gerufen hatte, errötete er ganz genau wie damals, ganz bis zu den Ohren, wie eine Pfingstrose.

Aljoscha trat ins Zimmer. In einem blauen, mit einer weißen Tüllrüsche geschmückten Sarg lag Iljuscha, die Augen geschlossen und die Händchen gefaltet. Die Züge seines abgemagerten Gesichtchens hatten sich fast gar nicht verändert, und seltsam, von seinem Leichnam ging fast gar kein Geruch aus. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst und wie gedankenvoll. Besonders schön waren die gefalteten Hände, wie aus Marmor sahen sie aus. Man hatte ihm Blumen hineingelegt, ja, und auch der ganze Sarg war außen und innen mit Blumen geschmückt, die früh am Morgen Lisa Chochlakow gesandt hatte. Es waren aber auch noch Blumen von Katarina Iwanowna geschickt worden, und als Aljoscha die Tür öffnete, bestreute eben der Stabskapitän, ein Büschel Blumen in Händen haltend, von neuem mit ihnen seinen teuren Knaben. Er blickte kaum auf den eintretenden Aljoscha, ja, und er wollte überhaupt auf niemanden hinschauen, sogar nicht einmal auf seine weinende, ver-

rückte Gattin, sein »Mütterchen«, die sich immer vergeblich anstrengte, sich auf ihren kranken Beinen zu erheben, um näher auf ihren toten Knaben hinzuschauen. Ninotschka hatten aber die Knaben mit ihrem Stuhl aufgehoben und dicht an den Sarg herangerückt. Sie saß da, schmiegte ihren Kopf an ihn und weinte wohl gleichfalls vor sich hin. Das Gesicht Snegirjows zeigte einen erregten Ausdruck, es schien, als habe er den Kopf verloren, und dabei waren seine Züge seltsam hart geworden. In seinen Bewegungen und in den Worten, die sich ihm entrangen, war etwas fast Sinnloses. »Väterchen, liebes Väterchen!« rief er jeden Augenblick aus, indem er auf Iljuscha hinblickte. Er hatte nämlich die Gewohnheit gehabt, als Iljuscha noch lebte, ihm liebkosend zu sagen: »Väterchen, liebes Väterchen!«

»Väterchen, gib auch mir ein Blümchen, nimm es ihm aus dem Händchen, siehst du dieses weiße da, und gib es mir!« bat schluchzend das gestörte »Mütterchen.« Hatte ihr die kleine weiße Rose, die Iljuscha in Händen hatte, so gefallen, oder wollte sie nur ein Blümchen zum Andenken aus seinen Händen nehmen; sie war aber ganz unruhig geworden, und sie streckte die Hände nach den Blumen aus.

»Niemand werde ich etwas geben, nichts werde ich geben!« rief mit harter Stimme Snegirjow. »Das sind seine Blümchen, nicht die deinigen. Alles ist sein, nichts gehört dir!«

»Vater, geben Sie doch der Mutter das Blümchen!« sprach plötzlich Ninotschka und erhob ihr von Tränen nasses Gesicht.

»Nichts werde ich geben, und gerade ihr am allerwenigsten! Sie hat ihn nicht geliebt. Sie hat ihm damals das Kanönchen abgenommen; er aber hat es ihr geschenkt«, und der Stabskapitän schluchzte plötzlich laut auf, in der Erinnerung daran, wie Iljuscha damals das Kanönchen seiner Mutter überlassen hatte! Die arme Gestörte ergoß sich nun völlig in leisem Weinen, wobei sie das Gesicht

mit beiden Händen bedeckte. Als die Knaben endlich begriffen, daß der Vater den Sarg nicht von sich lassen wolle, und es dabei Zeit sei, ihn hinauszutragen, da umgaben sie plötzlich den Sarg in dichtem Kreis und begannen ihn aufzuheben.

»Ich will ihn nicht im Kirchhof bestatten!« brüllte plötzlich Snegirjow los. »Bei dem Stein werde ich ihn bestatten, bei unserm Steinchen! So hat es Iljuscha gewollt. Ich werde ihn nicht hinaustragen lassen!«

Er hatte auch vordem schon, diese ganzen drei Tage hindurch, davon gesprochen, daß er ihn bei jenem Stein begraben werde. Es mischten sich aber Aljoscha, Krasotkin, die Hauswirtin, ihre Schwester und alle Knaben ein.

»Sieh mal an, was er sich da ausdachte; bei dem ungeweihten Stein will er ihn begraben, gleich wie einen Erhängten«, murmelte streng die greise Hausbesitzerin.

»Dort im Kirchhof ist die Erde geweiht. Dort wird man über ihm beten. Aus der Kirche ist dort der Gesang zu vernehmen, und der Diakon liest so deutlich und so ausdrucksvoll, daß immer alles zu ihm hinfliegen wird, ganz so, als würde man über seinem kleinen Grabe lesen.«

Der Stabskapitän fügte sich endlich. »So tragt ihn denn fort, wohin ihr wollt!« Die Kinder hoben den Sarg auf; als sie ihn aber an der Mutter vorbeitrugen, blieben sie einen Augenblick vor ihr stehen und senkten den Sarg nieder, damit sie sich von Iljuscha verabschieden könne. Als die aber plötzlich dieses teure Gesichtchen ganz in der Nähe sah, auf das sie alle diese drei Tage nur aus einer gewissen Entfernung geblickt hatte, da erbehte sie plötzlich am ganzen Körper und begann hysterisch über dem Sarg ihren weißen Kopf hin und her zu bewegen.

»Mutter, bekreuzige ihn, segne ihn, küsse ihn«, rief ihr Ninotschka zu. Die aber bewegte wie ein Automat ihren Kopf immer wieder hin und her, und schweigend, mit von brennendem Kummer verzerrtem Gesicht, begann sie sich plötzlich mit der Faust auf die Brust zu schlagen.

Man trug den Sarg weiter. Ninotschka berührte zum letztenmal mit ihren Lippen die Lippen des toten Bruders, als man ihn an ihr vorübertrug. Als Aljoscha das Haus verließ, wollte er sich an die Hausbesitzerin mit der Bitte wenden, sie möchte nach den Zurückgebliebenen sehen, jene ließ ihn aber nicht einmal ausreden:

»Ich kenne meine Sache, bei ihnen werde ich sein, Christen sind auch wir.« Die alte Frau weinte bei diesen Worten. Man hatte es nicht weit, ihn zur Kirche zu tragen, dreihundert Schritte, nicht mehr. Der Tag war heiter und windstill geworden, es fror, aber nur ein wenig. Die Glocken erklangen noch immer. Snegirjow lief geschäftig und wie ratlos hinter dem Sarg her in seinem alten, kurzen, fast sommerlichen Mäntelchen, das Haupt entblößt und den alten, breitkrepfigen weichen Hut in Händen; er war von einer Unruhe befangen, die er nicht loswerden konnte, bald streckte er plötzlich die Hände aus, um das Kopfsende des Sarges zu stützen, und störte so nur die Tragenden, bald lief er von der Seite heran und suchte, wo er wenigstens dort irgendwie mit Hand anlegen könne. Ein Blümchen fiel in den Schnee, und er stürzte nur so hin, um es aufzuheben, gleich als ob von dem Verlust dieses Blümchens Gott weiß was abhinge.

»Aber die Brotrinde, die Brotrinde, hat man ja vergessen«, rief er plötzlich in furchtbarem Schrecken aus. Die Knaben erinnerten ihn aber daran, daß er schon vorhin eine Brotrinde an sich genommen habe und bei sich in der Tasche trage. Er nahm sie augenblicklich aus der Tasche heraus, und nachdem er sich so von ihrem Vorhandensein überzeugt hatte, beruhigte er sich endlich.

»Iljuschetschka befahl, Iljuschetschka«, erklärte er sogleich Aljoscha, »er lag einst nachts, ich saß bei ihm, und plötzlich sprach er: ›Väterchen, wenn man mein Grabhügelchen zuschaukeln wird, so verkrümele auf ihm ein Brotrindchen, damit die kleinen Sperlinge herbeifliegen ich werde hören, daß sie herbeiflogen, und es wird mir heiter sein, daß ich nicht so allein liege.««

»Das ist sehr schön«, sprach Aljoscha, »man muß das öfters tun!«

»Jeden Tag, jeden Tag!« lispelte der Stabskapitän, und es war, als habe er sich ganz belebt.

Endlich kam man in die Kirche und stellte den Sarg in ihrer Mitte auf. Alle Knaben traten um ihn herum und standen so mit ruhigem Anstand den ganzen Gottesdienst hindurch. Die Kirche war alt und ziemlich arm, viele Heiligenbilder hatten gar keine Einfassung — in solchen Kirchen kann man aber vielleicht um so besser beten. Während der Messe schien es, als habe Snegirjow sich ein wenig beruhigt, wenn ihn auch gleichwohl bisweilen jene unbewußte und seltsam ratlose Besorgtheit überkam; er schritt dann bald zum Sarg hin, um das Leichentuch oder ein Kränzchen in Ordnung zu bringen, bald stürzte er herbei, wenn ein Lichtchen aus dem Leuchter gefallen war, um es wieder aufzustellen, und machte sich dann furchtbar lange mit ihm zu schaffen.

Dann beruhigte er sich wieder und stand demütig am Kopfende des Sarges mit stumpf bekümmertem Gesicht, das ganz ratlos dreinschaute. Nach dem »Apostel« flüsterte er plötzlich dem neben ihm stehenden Aljoscha zu, man habe den »Apostel« »nicht so« gelesen, er erklärte indes nicht, was er damit sagen wollte. Während des Liedes »Die Cherubim« machte er Miene mitzusingen, er kam aber nicht bis zu Ende, er ließ sich vielmehr auf die Knie nieder, schmiegte seine Stirn an den steinernen Kirchenboden und lag so ziemlich lange. Endlich begann man mit der Seelenmesse, man verteilte Lichter. Snegirjow, der wie gestört erschien, machte sich wiederum zu schaffen, der rührende, erschütternde Grabgesang erweckte indes seine Seele und ließ sie erzittern. Es war, als sei er plötzlich völlig zu sich gekommen, und er begann häufig und beschleunigt zu schluchzen, wobei er anfangs seine Stimme noch zu beherrschen suchte, endlich aber laut losbrüllte. Als man aber von dem Toten Abschied zu nehmen begann, da erfaßte er ihn mit bei-

den Händen, als wolle er es nicht zulassen, daß man seinen Iljuschetschka mit dem Sargdeckel zudecke, und er begann hastig, gierig, ohne loszulassen, die Lippen seines toten Knaben zu küssen. Endlich hatte man ihn beruhigt, und man wollte ihn schon die Stufen herabführen, als er plötzlich rasch seine Hände ausstreckte und einige Blümchen aus dem Sarg nahm. Er schaute auf sie, und es war, als erleuchte ihn ein ganz neuer Gedanke, so daß er die Hauptsache für einen Augenblick völlig vergessen hatte. Allmählich verfiel er, so schien es, in Gedanken und widersetzte sich nicht mehr, als man den Sarg aufhob und zu dem kleinen Grab brachte. Es war nicht weit entfernt, bei der Einfriedigung, ganz nahe bei der Kirche; der Platz war teuer gewesen, Katarina Iwanowna hatte ihn bezahlt. Nach der üblichen Zeremonie ließen die Totengräber den Sarg hinunter. Snegirjow beugte sich derart, mit seinen Blumen in den Händen, über das offene Grab, daß sich die Knaben entsetzt an seinen Mantel anklammerten und ihn zurückzuziehen begannen. Es war aber, als verstehe er schon nicht mehr völlig, was da vor sich ging. Als man das Grab zuzuschaufeln anfang, begann er plötzlich bekümmert auf die hineinstürzende Erde zu deuten und sogar etwas zu sprechen, es konnte aber niemand verstehen, was er meinte, ja, und er verstummte auch plötzlich. Da erinnerte man ihn daran, daß man die Brotrinde verkrümeln müsse; er geriet in große Erregung, erfaßte die Brotrinde, begann sie zu zerrupfen und die Stückchen über den kleinen Hügel hinzustreuen: »So kommt denn herbeigeflogen, ihr Vögelchen, so fliegt denn herbei, ihr kleinen Sperlinge!« murmelte er bekümmert. Irgendeiner von den Knaben sagte ihm gerade, es sei doch nicht bequem, mit Blumen in den Händen das Brot zu zerkrümeln, er möchte sie doch währenddessen jemandem zum Tragen geben. er gab sie aber nicht, er schien sogar plötzlich zu befürchten, man möchte ihm seine Blumen abnehmen. Nachden er dann auf den kleinen Hügel geschaut und

sich überzeugt hatte, daß alles schon getan, und die Stückchen verkrümelt seien, da drehte er sich plötzlich unerwartet und sogar völlig ruhig um und machte sich auf den Heimweg. Sein Schritt wurde indes immer rascher und beschleunigter, er eilte, er lief fast. Die Knaben und Aljoscha hielten mit ihm Schritt.

»Dem Mütterchen die Blümchen, dem Mütterchen die Blümchen! Man kränkte das Mütterchen!« begann er plötzlich vor sich hinzumurmeln. Irgendwer rief ihm zu, er möchte doch seinen Hut aufsetzen, es sei ja kalt. Als er das aber vernahm, schleuderte er wie wütend seinen Hut in den Schnee und begann vor sich hinzusprechen: »Ich will keinen Hut, ich will keinen Hut!« Der Knabe Smurow hob den Hut auf und trug ihn ihm nach. Alle Knaben ohne Ausnahme weinten, mehr wie alle andern aber Kolja und der Knabe, der Troja entdeckt hatte; und wenn auch Smurow mit dem Hut des Kapitäns in seinen Händen gleichfalls furchtbar weinte, so brachte er es doch noch fertig, fast im Lauf, ein Stück Ziegelstein zu erfassen, das auf dem Schnee des Weges leuchtete, um es in eine rasch vorbeischießende Sperlingsschar zu schleudern. Er traf natürlich nicht und fuhr fort zu laufen und zu weinen. Als sie ungefähr den halben Weg zurückgelegt hatten, hielt Snegirjow plötzlich inne, er stand so etwa eine halbe Minute still, als sei er von irgend etwas betroffen, plötzlich kehrte er aber nach der Richtung zur Kirche um und begann zu dem verlassenen Grabhügelchen hinzulaufen. Die Knaben hatten ihn indes augenblicklich eingeholt und hängten sich von allen Seiten an ihn. Da ließ er sich, als ob ihn alle Kräfte verlassen hätten, wie niedergeschmettert auf den Schnee fallen und fing an, um sich zu schlagen und unter Brüllen und Schluchzen zu schreien: »Väterchen, Iljuschetschka, liebes Väterchen!« Aljoscha und Kolja begannen ihn vom Boden aufzuheben, ihn zu bitten und zu bereden.

»Genug, Kapitän, ein Mann muß sich beherrschen können!« murmelte Kolja.

»Sie werden die Blumen da verderben«, sprach auch Aljoscha. »Mütterchen wartet aber auf Sie, sie sitzt und weint, weil Sie ihr vorhin kein Blümchen von Iljuschetschka gaben. Dort steht auch noch das Bettchen des Iljuscha . . .«

»Ja, ja, zu Mütterchen«, erinnerte sich plötzlich wiederum Snegirjow, »das Bettchen wird man ja wegnehmen, man wird es aufräumen«, fügte er plötzlich hinzu, als habe ihn Entsetzen erfaßt, man möchte es in der Tat forträumen; er sprang auf und lief wiederum seinem Haus zu. Es war aber schon nicht mehr weit, und alle kamen zusammen an. Snegirjow öffnete eiligst die Tür und brüllte seiner Gattin zu, mit der er sich noch vorhin so hartherzig gezankt hatte:

»Mütterchen, Teure, Iljuschetschka hat dir Blümchen gesandt, deine Füßchen sind ja krank!« schrie er, indem er ihr das Büschel Blumen hinstreckte, die erfroren waren, und die er zerdrückt hatte, als er sich soeben im Schnee herumgewälzt hatte . . . In diesem selben Augenblick erblickte er aber vor dem Bettchen des Iljuscha, in der Ecke, die Stiefelchen des Iljuscha, die da nebeneinander standen, eben erst hatte sie die Hausbesitzerin aufgeräumt – es waren alte, braun und hart gewordene Stiefelchen, und indem er die Lippen daran schmiegte, begann er es gierig zu küssen, wobei er ausrief: »Väterchen, Iljuschetschka, liebes Väterchen, deine Füßchen, wo sind sie?«

»Wo hast du ihn hingetragen? Wo hast du ihn hingetragen?« brüllte mit herzerreißender Stimme die Verückte. Da brach denn auch Ninotschka in Schluchzen aus. Kolja lief aus dem Zimmer, ihm nach die anderen Knaben. Endlich folgte auch Aljoscha. »Mögen sie sich nur ausweinen«, sprach er zu Kolja, »da kann man natürlich nicht trösten. Wir wollen ein wenig warten und dann zurückkommen.«

»Ja, das ist unmöglich, das ist furchtbar«, bestätigte Kolja. »Wissen Sie, Karamasow«, und er dämpfte plötz-

lich seine Stimme, damit ihn niemand hören solle, »es ist mir sehr traurig zumute, und wenn man ihn nur auferstehen lassen könnte, so würde ich alles auf der Welt dafür geben!«

»Ach, und ich gleichfalls«, sprach Aljoscha.

»Wie glauben Sie, Karamasow, sollen wir heute abend hierher kommen? Er wird sich ja betrinken.«

»Vielleicht wird er sich auch betrinken. Nur wir beide wollen zu ihm kommen, das ist auch genug, um mit ihnen ein Stündchen zu sitzen, mit der Mutter und Ninotschka; wenn wir aber alle kommen, werden wir sie wiederum an alles erinnern«, riet Aljoscha.

»Dort bei ihnen deckt jetzt die Hauswirtin den Tisch, da wird es wohl ein Gedächtnismahl geben, der Pope wird kommen; sollen wir sogleich dahin zurückkehren, Karamasow, oder nicht?«

»Unbedingt«, sprach Aljoscha.

»Seltsam ist das alles, Karamasow, solch ein Kummer und plötzlich irgendwelche Pfannenkuchen; wie ist das alles unnatürlich nach den Vorschriften unserer Religion!«

»Bei ihnen dort wird es auch Lachs geben«, bemerkte plötzlich der Knabe, der Troja entdeckt hatte.

»Ich bitte Sie ernstlich, Kartaschew, sich nicht mehr mit Ihren Dummheiten einzumischen, besonders wenn man nicht mit Ihnen spricht und sogar gar nicht wissen will, ob Sie auf der Welt sind«, fuhr ihn gereizt Kolja an. Der Knabe wurde augenblicklich ganz rot, er wagte aber nichts zu entgegnen. Währenddessen hatten alle still jenen kleinen Fußweg eingeschlagen, und plötzlich rief Smurow aus: »Da ist ja auch der Stein des Iljuscha, unter dem man ihn begraben wollte!«

Alle blieben bei dem großen Stein schweigend stehen. Aljoscha blickte hin, und das ganze Bild dessen, was Snegirjow damals von Iljuschetschka erzählt hatte, wie er weinend und seinen Vater umarmend ausgerufen hatte: »Väterchen, Väterchen, wie hat er dich ernied-

rigt!« trat ihm auf einmal vor seine Seele. Es war, als erbebte etwas in seiner Seele. Er umfing mit einem ernsten und vielsagenden Blick alle diese lieben, hellen Gesichter der Schulknaben, der Kameraden des Iljuscha, und plötzlich sprach er zu ihnen:

»Meine Herrschaften, ich möchte Ihnen hier, gerade an dieser Stelle, ein Wort sagen!«

Die Knaben umringten ihn und richteten sogleich ihre gespannten, erwartenden Blicke auf ihn.

»Meine Herrschaften, wir werden uns bald trennen. Ich bin vorderhand noch einige Zeit hier bei meinen beiden Brüdern, von denen der eine verschickt wird, der andere todkrank liegt. Bald werde ich aber die hiesige Stadt verlassen, vielleicht auf sehr lange Zeit. So werden wir uns denn trennen, meine Herrschaften. Laßt uns aber gerade hier, bei dem Steinchen des Iljuscha, übereinkommen, daß wir niemals vergessen werden – erstens den Iljuschetschka, zweitens einer den andern. Was sich auch im Verlaufe unseres Lebens mit uns ereignen wird, wenn wir uns auch zwanzig Jahre nicht sehen werden – gleichwohl werden wir uns daran erinnern, wie wir den armen Knaben begruben, auf den wir vordem Steine geworfen hatten, erinnert ihr euch, dort, bei jenem Brückchen? – den wir aber dann alle so liebgewannen. Er war ein tüchtiger Junge, ein guter und tapferer Knabe, er begriff die Ehre und die bittere Kränkung seines Vaters, für den er auch eintrat. Also erstens werden wir seiner gedenken, meine Herrschaften, unser ganzes Leben hindurch. Und ob wir auch mit den allerwichtigsten Dingen beschäftigt sein werden, uns Ehren zuteil wurden, oder wir irgendeinem gewaltigen Unglück verfielen – laßt uns niemals vergessen, wie es uns einst so gut zumute war, uns allen, als wir vereint waren in einem so schönen und guten Gefühl, und daß uns diese Zeit über unsere Liebe zu dem armen Knaben vielleicht besser machte, als wir tatsächlich sind. Meine Täubchen – lassen Sie mich Sie so nennen – Täubchen, weil ihr alle hier ihnen sehr ähnlich

seht, diesen lieblichen graublauen Vögelchen, jetzt in diesem Augenblick, da ich auf eure guten, lieben Gesichter hinschaue – meine lieben Kinderchen, vielleicht werdet ihr nicht verstehen, was ich euch sagen werde, weil ich sehr häufig unverständlich spreche, aber ihr werdet euch gleichwohl daran erinnern und dann später irgendwann meinen Worten beistimmen. So wisset denn, daß nichts höher steht und stärker und gesünder und nützlicher ist für das uns noch bevorstehende Leben, als irgendeine schöne Erinnerung, und besonders wenn sie noch aus der Kindheit stammt, aus dem Elternhaus. Man spricht euch viel von eurer Erziehung, aber eben eine solche schöne, heilige Erinnerung, die sich aus der Kindheit erhielt, das ist vielleicht auch die beste Erziehung! Wenn man viele derartige Erinnerungen mit sich ins Leben nimmt, dann ist der Mensch gerettet für sein ganzes Dasein. Und wenn sich auch nur eine einzige schöne Erinnerung bei uns in unserem Herzen erhalten wird, so kann uns auch dies schon irgendwann zur Rettung werden. Vielleicht werden wir später sogar böse sein, vielleicht werden wir sogar nicht einmal die Kraft haben, einer schlechten Tat zu widerstehen, vielleicht werden wir über die Tränen der Menschen lachen und auch über solche Menschen, die sprechen, wie vorhin Kolja: ›Ich will leiden für alle Menschen!‹ – und wir werden uns vielleicht über solche Menschen in böser Weise lustig machen. Aber gleichwohl, wie böse wir auch sein werden, was Gott verhüten möge, wenn wir uns nur daran erinnern werden, wie wir Iljuschka begruben, wie wir ihn liebten in seinen letzten Tagen, und wie wir gerade eben so freundschaftlich und so in Eintracht bei diesem Stein sprachen, so wird auch der Allerhartherzigste und Allerhöhnischste von uns, wenn wir so werden sollten, es gleichwohl nicht wagen, darüber zu lachen, wie er einst gut und schön war in dieser jetzigen Minute! Nicht nur das, vielleicht wird gerade diese Erinnerung ihn allein von einer großen Übeltat zurückhalten, und er wird in sich gehen und sagen: ›Ja,

ich war damals gut, kühn und ehrlich!« Möge er für sich höhnen, das hat nichts zu sagen, der Mensch lacht häufig über das Gute und Schöne, das geschieht aber nur aus Leichtsinn; ich versichere Ihnen indes, meine Herren, sobald er nur höhnen wird, so wird er sich auch sogleich schon in seinem Herzen sagen: »Nein, das habe ich schlecht gemacht, daß ich da höhnte, weil man ja darüber gar nicht lachen kann!«

»Das wird zweifellos so sein, Karamosow, ich verstehe Sie, Karamasow!« rief mit funkelnden Augen Kolja. Die Knaben gerieten in Aufregung und wollten gleichfalls irgend etwas ausrufen, sie hielten aber an sich und schauten unentwegt und gerührt auf den Redner.

»Dies spreche ich auf die Gefahr hin, daß wir böse werden«, fuhr Aljoscha fort, »aber weshalb sollen wir denn böse werden, nicht wahr, meine Herren? Wir werden zuerst und vor allem gut sein, dann ehrenhaft, dann aber - werden wir niemals einer den andern vergessen. Dies wiederhole ich immer wieder. Ich gebe Ihnen meinerseits mein Wort, meine Herren, daß ich nicht einen von Ihnen vergessen werde; jedes Gesicht, das jetzt eben auf mich hinschaut, werde ich im Gedächtnis behalten, auch wohl nach dreißig Jahren. Vorhin hat Kolja Kartaschew gesagt, daß wir nicht wissen wollen, »ob er auf der Welt ist oder nicht«. Ja, kann ich denn vergessen, daß Kartaschew auf der Welt ist, und daß er jetzt schon nicht mehr errötet wie damals, als er Troja entdeckte, vielmehr mich anschaut mit seinen schönen, guten, fröhlichen Äuglein! Meine Herren, meine lieben Herren, laßt uns alle großmütig und kühn sein wie Iljuschetschka, gescheit, kühn und großmütig wie Kolja (der aber noch viel gescheiter werden wird, wenn er heranwachsen wird), und laßt uns so schamhaft, gescheit und lieb sein wie Kartaschew. Ja, aber was spreche ich denn da von ihnen beiden! Ihr alle, meine Herren, seid mir von nun an lieb, euch alle werde ich in mein Herz schließen, und ich bitte auch euch, mich in euer Herz zu schließen! Nun aber, wer vereinte uns

denn in diesem guten, schönen Gefühl, an das wir uns jetzt immer, unser ganzes Leben lang erinnern werden und uns zu erinnern entschlossen sind, wer anders als Iljuschetschka, der gute Knabe, der liebe Knabe, der uns allen auf ewig teuer ist. Laßt ihn uns niemals vergessen, ein ewiges und gutes Andenken ihm in unseren Herzen, von nun an und in Ewigkeit!«

»Ja, ja, ein ewiges, ewiges«, schrien alle Knaben durcheinander mit ihren hellen Stimmen und gerührten Gesichtern.

»Laßt uns uns erinnern an sein Gesicht, an seinen Anzug, seine ärmlichen Stiefelchen, an seinen kleinen Sarg, an seinen unglücklichen, sündigen Vater und daran, wie er für ihn kühn gegen die ganze Klasse auftrat!«

»Wir werden, wir werden daran denken!« schrien wiederum die Knaben. »Er war tapfer, er war gut!«

»Ach, wie ich ihn liebte!« rief Kolja aus.

»Ach, Kinderchen, ach, liebe Freunde, fürchtet euch nicht vor dem Leben! Wie schön ist das Leben, wenn man etwas Schönes und Gerechtes tut!«

»Ja, ja!« wiederholten begeistert die Knaben.

»Karamasow, wir lieben Sie!« rief unwiderstehlich eine Stimme, es schien die Kartaschews.

»Wir lieben Sie, wir lieben Sie«, fielen auch die andern ein. Bei vielen glänzten Tränchen in den Augen.

»Hurra, Karamasow!« rief begeistert Kolja.

»Und ewiges Andenken dem toten Knaben!« fügte wiederum Aljoscha mit Gefühl hinzu.

»Ewiges Andenken!« wiederholten die Knaben.

»Karamasow!« rief Kolja, »hat denn die Religion wirklich recht, wenn sie lehrt, daß wir alle von den Toten auferstehen und einander wiedersehen werden, alle, auch Iljuschetschka?«

»Zweifellos werden wir auferstehen, zweifellos werden wir uns wiedersehen, und heiter, freudig, werden wir einander alles erzählen, was gewesen ist«, antwortete halb lachend, halb begeistert Aljoscha.

»Ach, wie wird das schön sein!« entrang es sich Kolja.

»Nun, aber jetzt laßt uns unsere Reden beenden und auf sein Gedächtnismahl gehen. Regt euch nicht darüber auf, daß wir Pfannenkuchen essen werden. Das ist ja etwas Althergebrachtes, Ewiges, und auch dort ist Gutes«, lächelte Aljoscha. »Nun, jetzt laßt uns gehen! So, jetzt werden wir auch schön Hand in Hand gehen!«

»Und so ewig, das ganze Leben Hand in Hand! Hurra, Karamasow!« schrie noch einmal begeistert Kolja, und noch einmal wiederholten alle Knaben diesen Ausruf.

DIE HANDELNDEN PERSONEN

Familien und Personengruppen

Fjódor Páwlowitsch Karamásow: Gutsbesitzer

Dmítri Fjódorowitsch	}	seine Söhne
Iwán Fjódorowitsch		
Alexéj Fjódorowitsch		

Adelaída Iwánowna, geborene Miússow: seine erste Frau, Mutter von Dmítri Fjódorowitsch

Sófja Iwánowna: seine zweite Frau, Mutter von Iwán Fjódorowitsch und Alexéj Fjódorowitsch

Pjotr Alexándrowitsch Miússow: Vetter von Adelaída Iwánowna und Vormund von Dmítri Fjódorowitsch

Pjotr Fomítsch Kalgánow: junger Verwandter von Pjotr Alexándrowitsch Miússow

Generalin Wórochow: Ziehmutter von Sófja Iwánowna

Jefim Petrówitsch Poljénow: Erbe der Generalin Wórochow und Vormund von Iwán Fjódorowitsch und Alexéj Fjódorowitsch

Grigóri Wassíljewitsch Kutúsow: Kammerdiener von Fjódor Páwlowitsch Karamásow

Márfa Ignájewna: seine Frau

Páwel Fjódorowitsch Smerdjaków: Diener von Fjódor Páwlowitsch Karamásow

Lisawéta, die Stinkende: seine Mutter

Katarína Iwánowna Werchózwew: Verlobte von Dmítri Fjódorowitsch Karamásow

Agáfja Iwánowna: ihre Halbschwester

Katarína Óssipowna Chochlaków: verwitwete Gutsbesitzerin

Lísa: ihre Tochter

Glařira }
Julia } Dienstmädchen im Hause Chochlaków

Agraféna Alexándrowna Swetlów (Grúschenska)

Kusmá Kusmítsch Samsónow: verwitweter Kaufmann,
ihr Beschützer

Pan Musjalówitsch: ihr früherer Geliebter

Fedósja Márkowna (Fénja) }
Matrjóna } ihre Dienstboten

Nikolái Iljítsch Snegirjów: Stabskapitán a. D.

Arína Petrówna: seine Frau

Warwára Nikolájewna }
Nína Nikolájewna } seine Kinder
Iljúscha }

Kólja Krasótkin }
Smúrow } Schulkameraden von
Kartáschew } Iljúscha Snegirjów

Dardanélow }
Kolbásnikow } Schullehrer von Iljúscha Snegirjów

Stárez Sossíma }
Vater Paísi }
Vater Joseph } Mönchspriester
Vater Michaíl }

Vater Therapónt

Vater Anfim

Porfiri: Novize

Michaíl Iwánowitsch Rakítin: Seminarist

Vater Páwel: Pope von Iljinsk

Hippolýt Kiríllowitsch: Staatsanwalt

Nikolái Parfénowitsch Neljúdow: Untersuchungsrichter

Mawríki Mawríkewitsch Schmerzów: Landkommissar

Michaíl Makárowitsch Makárow: Kreisrichter
Páwel Páwlowitsch Kornoplédow: Advokat in der
Gouvernementsstadt
Fetjukówitsch: Verteidiger

*Namen der handelnden und weiterer erwähnter Personen
in alphabetischer Reihenfolge*

Adelaída Iwánowna, geborene Miússow: erste Frau von
Fjódor Karamásow, Mutter von Dmítři Karamásow
Afanási, Afanási Páwlowitsch: Bursche des späteren
Starez Sossíma während seiner Militärzeit
Agáfja: Dienstmädchen von Frau Krasótkin
Agáfja Iwánowna, auch Agáscha: Halbschwester von
Katarína Iwánowna Werchówzew
Agraféna, Agraféna Alexándrowna: s. Swetlów
Agrippína, Pani: s. Swetlów
Akím: Bauer und Kutscher in Mókroje
Alexéj, Alexéj Fjódorowitsch, Alexéjchen: s. Karamásow
Aljóscha, Aljóschenka, Aljóschetschka: s. Alexéj
Karamásow
Andréj: Fuhrmann
Anfim: Mönch
Ánna Fjódorowna: s. Krasótkin
Arína: Bauernmädchen in Mókrojé
Arína, Arína Petrówna: Frau von Nikolái Iljitsch
Snegirjów
Badebast: s. Snegirjów, Nikolái Iljitsch
Bodržágina, Stepanída Iljínischna: Kaufmannswitwe
Borísutsch: s. Trífon Borísowitsch
Chochlaków, Katarína Óssipowna: vermögende
Gutsbesitzerin aus Charkow
Chochlaków, Lísá, auch Lise: Tochter von Katarína
Óssipowna Chochlaków
Dardanélow: Schullehrer von Iljúscha (Snegirjów)
Dmítři, Dmítři Fjódorowitsch: s. Karamásow

Fedósja Márkowna, auch Fénja: Dienstmädchen
von Grúschenska, Enkelin von deren Köchin
Fénja: s. Fedósja Márkowna
Fetjukówitsch: Rechtsanwalt, Verteidiger von Dmítri
Karamásow
Fjódor Páwlowitsch: s. Karamásow
Glaſira: Dienstmädchen von Frau Chochlaków
Górstkin, auch Ljagáwi: Waldaufkäufer
Grigóri, Grigóri Wassíljewitsch: s. Kutúsow
Grúschenska, Grúschka: s. Swetlów
Herzenstube: Arzt
Hippolýt Kirillowitsch: Staatsanwalt
Iljúscha, auch Iljúschetschka: Sohn von Nikolái Iljitsch
Snegirów
Isídor: Mönch
Iwán, Iwán Fjódorowitsch: s. Karamásow
Jefim Petrówitsch: s. Poljénow
Joseph: Mönchspriester, Klosterbibliothekar
Julia: Dienstmädchen von Frau Chochlaków
Kalgánow, Pjotr Fomítsch, auch Petrúscha: junger
Verwandter von Pjotr Alexándrowitsch Miússow
Kalmuków: Besitzerin des Hauses, in dem die Familie
Snegirjów wohnt
Karamásow, Alexéj Fjódorowitsch, auch Alexéjchen,
Aljóscha, Aljóschenka, Aljóschetschka, Léschetschka:
Sohn von Fjódor Páwlowitsch Karamásow
Karamásow, Dmítri Fjódorowitsch, auch Mitenka,
Mítja, Mítka, Mítri: Sohn von Fjódor Páwlowitsch
Karamásow
Karamásow, Fjódor Páwlowitsch: Gutsbesitzer, Vater
von Dmítri, Iwán und Alexéj Karamásow
Karamásow, Iwán Fjódorowitsch, auch Wánetschka,
Wánja: Sohn von Fjódor Páwlowitsch Karamásow
Karp: entlaufener Sträfling
Kartáschew: Schulkamerad von Iljúscha (Snegirów)
Katarína: Dienstmädchen der Freundin von Frau
Krasótkin

Katarína Iwánowna: s. Werchówzew
 Katarína Óssipowna: s. Chochlaków
 Kátenka, Kátja, Kátka: s. Werchówzew, Katarína
 Iwánowna
 Katschálnikow, Simeón Iwánowitsch:
 Friedensrichter
 Klikúscha: s. Sófja Iwánowna
 Kolbásnikow: Schullehrer von Iljúscha (Snegirjów)
 Kólja: s. Krasótkin, Nikolái Iwánowitsch
 Kornoplédow, Páwel Páwlowitsch: Advokat in der
 Gouvernementsstadt, Rechtsberater von Dmítri
 Karamásow
 Kóstja: Sohn der Freundin von Frau Krasótkin
 Krasótkin, Ánna Fjódorowna, Witwe des
 Gouvernementssekretärs Krasótkin, Mutter von
 Kólja Krasótkin
 Krasótkin, Nikolái Iwánowitsch, auch Kólja:
 Schulkamerad von Iljúscha (Snegirjów)
 Kutúsow, Grigóri Wassíljewitsch: Kammerdiener von
 Fjódor Páwlowitsch Karamásow
 Kusmá Kusmítsch: s. Samsónow
 Léschetschka: s. Alexej Karamásow
 Lísá, Lise: s. Chochlaków
 Lisawéta: Kind einer Klosterbesucherin
 Lisawéta, Spitzname »die Stinkende«: Mutter von
 Smerdjaków
 Ljagáwi: s. Górstkin
 Makárow, Michaíl Makárowitsch: Kreisrichter
 Márfa, Márfa Ignátjewna: Frau von Grigóri
 Wassíljewitsch Kutúsow
 María, Márjuschka: Bauernmädchen in Mókroje
 Márja Kondrátjewna: Nachbarin von Fjódor
 Páwlowitsch Karamásow
 Márkel: verstorbener Bruder des Starez Sossíma
 Máslow: Waldaufkäufer
 Matríjóna: Köchin von Grúschenska, Großmutter von
 deren Dienstmädchen Fénja

Mawríki Mawríkewitsch, auch Mawríkitsch:
 s. Schmerzów
 Maxímow, auch Maxímuschka: Gutsbesitzer aus Tula
 Michaíl: Mönchspriester
 Michaíl, Michaíl Iwánowitsch: s. Rakítin
 Michaíl Makárowitsch: s. Makárow
 Míscha: Sohn von Pjotr Iljítsch Perchótin
 Míscha: s. Rakítin
 Mitenka, Mítja, Mítka, Míttri: s. Karamásow, Dmíttri
 Fjódorowitsch
 Míttri: Fuhrmann
 Miússow, Pjotr Alexándrowitsch: Vetter von Adelaída
 Iwánowna Karamásow, geborene Miússow, Vormund
 von Dmíttri Fjódorowitsch Karamásow
 Morósow: Kaufmannswitwe, Hausbesitzerin,
 Verwandte von Samsónow, Hauswirtin von
 Grúschenska
 Musjalówitsch, Pan: Beamter, Tierarzt, früherer
 Geliebter von Grúschenska
 Nasár Iwánowitsch: Oberhausknecht im Hause
 Morósow
 Nastásjuschka: heilungsuchende Kranke im Kloster
 Nástja: Tochter der Freundin von Frau Krasótkin
 Neljúdow, Nikolái Parfénowitsch: Untersuchungsrichter
 Nikítuschka: Fuhrmann, Mann der kranken
 Nastásjuschka
 Nikolái Iljítsch: s. Snegirjów
 Nikolái Parfénowitsch: s. Neljúdow
 Nína Nikolájewna, auch Nínotschka: Tochter von
 Nikolái Iljítsch Snegirjów
 Paísi: Mönchspriester
 Páwel, Vater: Pope von Iljínsk
 Páwel Fjódorowitsch: s. Smerdjaków
 Perchótin, Pjotr Iljítsch: wohlhabender Beamter
 Petrúschka: s. Kalgánow
 Pjotr Alexándrowitsch: s. Miússow
 Pjotr Iljítsch: s. Perchótin

Plótnikow: Kolonialwarenhändler
Poljénow, Jefim Petrówitsch: Erbe der Generalin
Wórochow, Gouvernementsadelsmarschall, Vormund
von Iwán und Alexéj Karamásow
Porfiri: Novize
Próchor: Neffe von Nasár Iwánowitsch, dem Ober-
hausknecht im Hause Morósow
Próchorowna: Unteroffizierswitwe
Rakítin, Michaíl Iwánowitsch, auch Rakítka,
Rakítuschka, Míscha: Seminarist, befreundet mit
Aljóscha Karamásow
Samsónow, Kusmá Kusmítsch: Kaufmann, Witwer,
Beschützer von Grúschenska
Schmerzów, Mawríki Mawríkewitsch:
Landkommissar
Sinówi: s. Sossíma
Smerdjaków, Páwel Fjódorowitsch: Diener von Fjódor
Páwlowitsch Karamásow
Smúrow: Schulkamerad von Ilúscha (Snegirjów)
Snegirjów, Nikolái Iljítsch, Spitzname »Badebast«:
Stabskapitän a. D., Vater von Iljúscha, Nína
Nikolájewna und Warwára Nikolájewna
Sófja Iwánowna, auch Klikúscha: zweite Frau von
Fjódor Páwlowitsch Karamásow, Mutter von Iwán
und Alexéj Karamásow
Sossíma: Starez, Mönchspriester, ehemaliger Offizier,
weltlicher Name Sinówi
Stepanída: Bauernmädchen in Mókroje
Stepanída Iljínischna: s. Bodrjágina
Swetlów, Agraféna Alexándrowna, auch Grúschenska,
Grúschka, Pani Agrippína, Pani Agraféna: Verwandte
von Rakítin, Schützling von Samsónow
Therapónt: Mönch
Thomas: ehemaliger Untergebener von Dmítři
Karamásow, Wächter im Hause der Márja
Kondrátjewna
Timophéi: Kutscher

Trífon, Trífon Borísowitsch, auch Borísutsch: Gastwirt in
 Mókroje
 Wánetschka, Wánja: s. Karamásow, Iwán Fjódorowitsch
 Warsonófi: Mönchspriester, Vorgänger von Sossíma
 in der Starezenwürde
 Warwára Nikolájewna: Tochter von Nikolái Iljitsch
 Snegirjów
 Warwínski: Kreisarzt
 Wassíli, auch Wásenka, Wásja: Sohn der Unteroffiziers-
 witwe Próchororwna
 Wáwra Fomínischna: Tante von Pjotr Alexándrowitsch
 Kalgánow
 Werchówzew, Katarína Iwánowna, auch Kátenka,
 Kátja, Kátka: Verlobte von Dmítri Fjódorowitsch
 Karamásow
 Wórochow, Generalin: Ziehmutter von Sófja Iwánowna,
 der zweiten Frau von Fjódor Páwlowitsch Karamásow
 Wrubléwski, Pan: Zahnarzt, Begleiter von Pan
 Musjalówitsch

Aus technischen Gründen – dieses Buch war schon vor
 der Herstellung dieser Werkausgabe gesetzt – wurde die
 Schreibweise der Namen beibehalten, so daß es abwei-
 chend von der in den anderen Bänden üblichen Schrei-
 bung heißt: Afanási statt Afanássi, Borísowitsch statt
 Boríssowitsch, Borísutsch statt Boríssutsch, Paísi statt
 Paíssi; Therapónt statt Ferapónt, Timophéi statt Timo-
 fěj; Poljénow statt Polénow; Hippolýt statt Ippolít.

INHALT

Von seiten des Autors	5
-----------------------------	---

Erster Teil

Erstes Buch: Die Geschichte einer kleinen Familie	
I	Fjodor Pawlowitsch Karamasow 11
II	Den ersten Sohn hat er aus dem Haus geschafft 16
III	Die zweite Ehe und die Kinder aus dieser . 20
IV	Der dritte Sohn Aljoscha 30
V	Die Starzen 42
Zweites Buch: Eine nicht angebrachte Zusammenkunft	
I	Sie kamen im Kloster an 58
II	Der alte Spaßvogel 65
III	Die gläubigen Weiber 79
IV	Die kleingläubige Dame 91
V	»So soll es sein! So soll es sein!« 102
VI	Warum lebt ein solcher Mensch? 116
VII	Der Seminarist ist ein Streber 132
VIII	Der Skandal 145
Drittes Buch: Die Wüstlinge	
I	Im Dienstbotenzimmer 159
II	Lisaweta die Stinkende 167
III	Die Beichte eines feurigen Herzens. In Versen 174
IV	Die Beichte eines feurigen Herzens. In Anekdoten 187

V	Die Beichte eines feurigen Herzens. Mit den Fußsohlen nach oben	199
VI	Smerdjakow	211
VII	Das Wortgefecht	220
VIII	Beim Kognak	228
IX	Die Wollüstlinge	239
X	Beide zusammen	247
XI	Noch ein vernichtender Ruf	264

Zweiter Teil

Viertes Buch: Die Risse

I	Vater Therapont	279
II	Beim Vater	294
III	Er hat sich mit Schülern eingelassen	301
IV	Bei den Chochlakows	308
V	Der »Riß« im Gastzimmer	318
VI	Der Riß in der Hütte	334
VII	Und in der frischen Luft	347

Fünftes Buch: Für und wider

I	Das Verlöbniß	364
II	Smerdjakow mit der Gitarre	380
III	Die Brüder lernen einander kennen	390
IV	Die Auflehnung	405
V	Der Großinquisitor	423
VI	Vorderhand ist es noch sehr wenig klar ...	454
VII	Mit einem gescheiten Menschen lohnt es der Mühe, sich auch nur zu unterhalten ..	471

Sechstes Buch: Ein russischer Mönch

I	Der Starez Sossima und seine Gäste	485
II	Aus dem Leben des in Gott in die Ewigkeit eingegangenen Einsiedlers und Kloster- geistlichen, des Starez Sossima, zusammen- gestellt nach seinen eigenen Worten von Alexej Fjodorowitsch Karamasow.	

Biographische Mitteilungen	
a	Von dem jungverstorbenen Bruder des Starez Sossima 492
b	Von der heiligen Schrift im Leben des Starez Sossima 498
c	Erinnerung des Starez Sossima an sein Jünglingsalter und seine noch in der Welt zugebrachte Jugendzeit. Das Duell 507
d	Der geheimnisvolle Gast 518
III	Aus den Gesprächen und Belehrungen des Starez Sossima
e	Etwas über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung 539
f	Etwas von Herren und Dienern und da- von, ob es möglich ist, daß Herren und Diener einander im Geiste Brüder wer- den können 543
g	Über das Gebet, die Liebe und die Be- rührungen mit andern Welten 549
h	Kann man Richter sein über seinesglei- chen: Über den Glauben bis ans Ende . 554
i	Von der Hölle und dem höllischen Feuer – eine mystische Betrachtung 557

Dritter Teil

Siebentes Buch: Aljoscha

I	Der Leichengeruch 565
II	Ein solches Augenblickchen 585
III	Die Zwiebel 594
IV	Die Hochzeit zu Kana 622

Achtes Buch: Mitja

I	Kusma Samsonow 630
II	Ljagawi 647
III	Die Goldgrube 658
IV	Im Dunkeln 675

V	Die plötzliche Entscheidung	684
VI	Ich selber fahre!	708
VII	Der Frühere und Unbestreitbare	720
VIII	Fieberwahn	745

Neuntes Buch: Die Voruntersuchung

I	Der Beginn der Karriere des Beamten Perchotin	765
II	Der Alarm	775
III	Das Schreiten der Seele durch die Qualen. Die erste Qual	785
IV	Die zweite Qual	799
V	Dritte Stufe der Qual	810
VI	Der Staatsanwalt hat Mitja erwischt	827
VII	Das große Geheimnis des Mitja. Man piff ihn aus	839
VIII	Die Zeugenaussagen. Das Kindchen	857
IX	Man führt Mitja ab	871

Vierter Teil

Zehntes Buch: Die Knaben

I	Kolja Krasotkin	881
II	Kinderwelt	889
III	Die Schulknaben	897
IV	Schutschka	909
V	Am Bettchen des Iljuscha	920
VI	Frühreife	945
VII	Iljuscha	954

Elftes Buch: Der Bruder Iwan Fjodorowitsch

I	Bei Gruschenka	961
II	Das kranke Füßchen	975
III	Ein kleiner Dämon	990
IV	Eine Hymne und das Geheimnis	999
V	Nicht du, nicht du!	1020

VI	Die erste Begegnung mit Smerdjakow	1029
VII	Der zweite Besuch bei Smerdjakow	1044
VIII	Die dritte und letzte Begegnung mit Smerdjakow	1058
IX	Der Teufel. Ein Fiebertraum des Iwan Fjodorowitsch .	1082
X	»Das hat er gesagt«	1111

Zwölftes Buch: Ein Justizirrtum

I	Der verhängnisvolle Tag	1120
II	Gefährliche Zeugen	1131
III	Die ärztliche Expertise und ein Pfund Nüsse	1145
IV	Das Glück lächelt dem Mitja	1153
V	Die plötzliche Katastrophe	1168
VI	Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik	1182
VII	Geschichtlicher Überblick	1197
VIII	Eine Abhandlung über Smerdjakow	1206
IX	Psychologie mit vollen Segeln. Das daherjagende Dreigespann. Das Finale der Rede des Staatsanwalts . . .	1221
X	Die Rede des Verteidigers. Der Stab mit zwei Enden	1239
XI	Geld war keines da. Ein Raub wurde nicht begangen	1246
XII	Ja, und auch ein Mord ist nicht begangen worden	1256
XIII	Ein Ehebrecher in Gedanken	1269
XIV	Die Bäuerlein traten für sich selber ein . . .	1280

Epilog

I	Pläne, Mitja zu retten	1291
II	Für ein Augenblickchen wurde die Lüge zur Wahrheit	1299
III	Das Begräbnis des Iljuschetschka. Die Rede bei dem Stein	1310

DOSTOJEWSKI
ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER
ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Arme Leute: Band 1

Aufzeichnungen aus dem Kellerloch: s. Aus dem Dunkel der
Großstadt

Aufzeichnungen aus dem Untergrund: s. Aus dem Dunkel
der Großstadt

Aufzeichnungen aus einem Totenhouse: Band 6

Aus dem Dunkel der Großstadt: Band 7

Die Besessenen: s. Die Teufel

Der Bettelknabe: Band 16

Bobok: Band 16

Die Brüder Karamasow: Band 14

Die Dämonen: s. Die Teufel

Der Doppelgänger: Band 2

Eine dumme Geschichte: s. Ein unangenehmes Erlebnis

Der ehrliche Dieb: Band 15

Erniedrigte und Beleidigte: Band 5

Der ewige Gatte: s. Der lebenslängliche Ehemann

Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett: Band 15

Das Gut Stepantschikowo und seine Bewohner: Band 4

Helle Nächte: Band 16

Herr Prochartschin: Band 15

Der Idiot: Band 10

Der Jüngling: s. Werdejahre

Ein kleiner Held: Band 16

Das Krokodil: Band 16

Der lebenslängliche Ehemann: Band 11

Netotschka Neswanowa: Band 2

Onkelchens Traum: Band 3

Polsunkow: Band 15

Rodion Raskolnikow: s. Schuld und Sühne

Ein Roman in neun Briefen: Band 15

Die Sanfte: Band 16
Schuld und Sühne: Band 9
Ein schwaches Herz: Band 15
Eine Silvesterfestlichkeit und eine Trauung: Band 15
Der Spieler: Band 8
Die Teufel: Band 12
Der Traum eines lächerlichen Menschen: Band 16
Ein unangenehmes Erlebnis: Band 16
Verbrechen und Strafe: s. Schuld und Sühne
Werdejahre: Band 13
Die Wirtin: Band 15

Russische Literatur im in sel taschenbuch

- Alexander N. Afanasjew: Russische Volksmärchen. Übertragen von Werner von Grimm. Herausgegeben von Imogen Delisle-Kupffer. Mit farbigen Illustrationen von Ivan Bilibin. it 1058
- Tschingis Aitmatow: Dshamilja. Aus dem Russischen von Gisela Drohla. Mit einem Vorwort von Louis Aragon und Zeichnungen von Hans G. Schellenberger. Großdruck. it 2323
- Andrej Belyj: Petersburg. Roman. Aus dem Russischen übertragen von Gisela Drohla. it 1342
- Ivan Bilibin / Alexander Puschkin / Elisabeth Borchers: Wassilissa die Wunderschöne und andere russische Märchen. Das Märchen vom herrlichen Falken. Mit Illustrationen von Ivan Bilibin. Nacherzählt von Elisabeth Borchers. it 2020
- Fjodor Michailowitsch Dostojewski: Sämtliche Romane und Erzählungen. 16 Bände in Kassette. Aus dem Russischen von Hermann Röhl und Karl Nötzel. it 961-976
- Band 1: Arme Leute. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 961
- Band 2: Der Doppelgänger. Ein Petersburger Poem. Netotschka Neswanowa. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 962
- Band 3: Onkelchens Traum. Aus der Chronik der Stadt Mordassow. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 963
- Band 4: Das Gut Stepantschikowo und seine Bewohner. Aus den Aufzeichnungen eines Unbekannten. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 964
- Band 5: Erniedrigte und Beleidigte. Ein Roman in vier Teilen. Mit einem Epilog. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 965
- Band 6: Aufzeichnungen aus einem Totenhause. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 966
- Band 7: Aus dem Dunkel der Großstadt. Aufzeichnungen. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 967
- Band 8: Der Spieler. Aus den Aufzeichnungen eines jungen Mannes. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 968
- Band 9: Schuld und Sühne. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 969
- Band 10: Der Idiot. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 970
- Band 11: Der lebenslängliche Ehemann. Erzählung. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 971

Russische Literatur im in-sel taschenbuch

- Band 13: Werdejahre. Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 973
- Band 14: Die Brüder Karamasow. Roman. Dritter und vierter Teil. 2 Bde. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 974
- Band 16: Der Traum eines lächerlichen Menschen. Und andere Erzählungen. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 976
- Bei Tichon. Aus dem Russischen übertragen und mit einem Vorwort von Wolfgang Kasack. it 1340
 - Helle Nächte. Ein empfindsamer Roman. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Großdruck. it 2328
 - Die Sanfte. Eine phantastische Erzählung. Aus dem Russischen von Wolfgang Kasack. it 1138
- Nikolai Wassiljewitsch Gogol: Der Mantel und andere Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Ruth Fritze-Hanschmann. Mit Illustrationen von András Karakas. Mit einem Nachwort von Eugen Häusler und Frank Häusler. it 241
- Die Nacht vor Weihnachten. Mit Illustrationen von Monika Wurmdobler. it 584
 - Die toten Seelen. Erzählung. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. it 987
- Iwan Gontscharow: Die Hügelstürmer von Sankt Petersburg. Erzählungen. Aus dem Russischen von Beate Petras, Evelyn Beitz und Bogdan Kovtyk. it 1343
- Oblomow. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. Revidierte Übersetzung aus dem Russischen von Reinhold v. Walter. it 472
- Maxim Gorki: Der Landstreicher und andere Erzählungen. Aus dem Russischen von Arthur Luther. Mit einer Einführung von Stefan Zweig und Illustrationen von András Karakas. it 749
- Pinchas Kahanowitsch: Unterm Zaun. Jiddische Erzählungen. Ausgewählt von Daniela Mantovan-Kromer. it 1310
- Nikolai Leskow: Weihnachtsgeschichten. Herausgegeben von Angela Martini-Wonde. it 1128
- Russische Liebesgeschichten. Liebesgeschichten aus Rußland. Ausgewählt von Angela Martini-Wonde. it 1344
- Leo N. Tolstoj: Anna Karenina. 2 Bde. Nach der Moskauer Akademie-Ausgabe aus dem Russischen übersetzt von Gisela Drohla. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. it 308
- Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen von Adolf Hess. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. it 791

Russische Literatur im in sel taschenbuch

- Leo N. Tolstoj: Familienglück. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. Übertragung von Hermann Röhl, bearbeitet von Gisela Drohla. it 902
- Die großen Erzählungen. Mit einem Nachwort von Thomas Mann. Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Luther und Rudolf Kassner. it 18
 - Kindheit. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Revidiert und herausgegeben von Gisela Drohla. Großdruck. it 2327
 - Kindheit. Knabenalter. Jünglingsjahre. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Revidiert und herausgegeben von Gisela Drohla. it 203
 - Die Kreutzersonate. Erzählung. Aus dem Russischen von Arthur Luther. Mit Illustrationen von Hugo Steiner-Prag. it 763 und it 2303 (Großdruck)
 - Krieg und Frieden. Ein Roman in vier Bänden. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. it 590
 - Der Tod des Iwan Iljitsch. Aus dem Russischen von Gisela Drohla. Mit Illustrationen von Theodor Eberle. it 864
 - Wieviel Erde braucht der Mensch? Erzählungen und Legenden. it 1198
- Anton P. Tschechow: Die Dame mit dem Hündchen. Und andere Erzählungen. Mit Zeichnungen von András Karakas. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Werner Berthel. Aus dem Russischen von Reinhold Trautmann. it 174
- Das Duell. Aus dem Russischen von Waldemar Jollos. Mit Illustrationen von Gabriele Kuhnke. it 597
 - Der Kirschgarten. Komödie in vier Akten. Aus dem Russischen übertragen und bearbeitet von Thomas Brasch. it 1341
- Iwan Turgenjew: Erste Liebe und andere Novellen. Aus dem Russischen von Ena von Baer und Ekkehard Jäkel. Mit einem Nachwort von Friedrich Schwarz. it 257
- Erste Liebe. Aus dem Russischen von Ena von Baer. Großdruck. it 2324
 - Väter und Söhne. it 64
- Der versiegelte Engel. Erzählungen zu Ikonen. Mit farbigen Abbildungen. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Angela Martini-Wonde. it 1132

Klassische deutsche Literatur
im insel taschenbuch

Bettine von Arnims Armenbuch. Herausgegeben von Werner Vordtriede. it 541

Bettine von Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Herausgegeben und eingeleitet von Waldemar Oehlke. Mit zeitgenössischen Abbildungen. it 767

– Die Günderode. Mit einem Essay von Christa Wolf. it 702

Hermann Bote: Till Eulenspiegel. Ein kurzweiliges Buch aus dem Lande Braunschweig. Wie er sein Leben vollbracht hat. Sechsendneunzig seiner Geschichten. Herausgegeben, in die Sprache unserer Zeit übertragen und mit Anmerkungen versehen von Siegfried H. Sichter-
mann. Mit zeitgenössischen Illustrationen. it 336

Clemens Brentano: Rheinmärchen. In der von Guido Görres herausgegebenen Ausgabe von 1846. Mit Illustrationen von Edward Steinle. it 804

Georg Büchner: Lenz. Erzählung. Mit Oberlins Aufzeichnungen ›Der Dichter Lenz, im Steinthale‹, ausgewählten Briefen von J. M. R. Lenz und einem Nachwort von Jürgen Schröder. it 429

– Leonce und Lena. Ein Lustspiel. Mit farbigen Illustrationen von Karl Walser und einem Nachwort von Jürgen Schröder. it 594

– Woyzeck. Nach den Handschriften neu herausgegeben und kommentiert von Henri Poschmann. it 846

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. it 207

Wilhelm Busch: Kritisch-Allzukritisches. Gedichte. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Theo Schlee. Mit Illustrationen von Wilhelm Busch. it 52

Adelbert von Chamisso: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nachwort von Thomas Mann. Illustriert von Emil Preetorius. it 27

Matthias Claudius: Der Wandsbecker Bote. Mit einem Vorwort von Peter Suhrkamp und einem Nachwort von Hermann Hesse. it 130

Annette von Droste-Hülshoff: Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Mit Illustrationen von Max Unold. it 399

– Sämtliche Gedichte. Mit einem Nachwort von Ricarda Huch. it 1092

Marie von Ebner-Eschenbach: Dorf- und Schloßgeschichten. Mit einem Nachwort von Joseph Peter Strelka. it 1272

Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 2 Bde. Herausgegeben von Fritz Bergemann. it 500

Klassische deutsche Literatur
im insel taschenbuch

- Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Illustrationen von Adolf Schrödter und einem Nachwort von Ansgar Hil-
lach. it 202
- Gedichte. Mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Herausgegeben von Traude Dienel. it 255
 - Gedichte. In chronologischer Folge herausgegeben von Hartwig Schults. it 1060
 - Novellen und Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse. it 360
- Theodor Fontane: Cécile. Mit einem Nachwort von Walter Müller-Sei-
del. it 689
- Effi Briest. Mit 21 Lithographien von Max Liebermann. it 138
 - Frau Jenny Treibel oder ›Wo sich Herz zum Herzen findet‹. Roman. Mit einem Nachwort von Richard Brinkmann. it 746
 - Grete Minde. Mit einem Nachwort von Peter Demetz. it 1157
 - Herr von Ribbeck auf Ribbeck. Gedichte und Balladen. Herausgege-
ben von Gottfried Honnefelder. it 1446
 - Irrungen, Wirrungen. Mit einem Nachwort von Walther Killy. it 771
 - Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. Mit zahlreichen
Abbildungen und einem Nachwort herausgegeben von Otto Drude. it 1066
 - Kriegsgefangen. Erlebnisse 1870. Herausgegeben von Otto Drude.
Mit zahlreichen Abbildungen. it 1437
 - Mathilde Möhring. Mit einem Nachwort von Peter Demetz. it 1107
 - Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. Mit einem Nach-
wort von Otto Drude. it 705
 - Die Poggenpuhls. Roman. it 1271
 - Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gen-
darmes. Mit einem Nachwort von Benno von Wiese. it 816
 - Der Stechlin. Mit einem Nachwort von Walter Müller-Seidel. it 152
 - Stine. Roman. Mit einem Nachwort von Peter Demetz. it 899
 - Unwiederbringlich. Roman. it 286
 - Vor dem Sturm. Roman, aus dem Winter 1812 auf 13. Mit einem
Nachwort von Hugo Aust. it 583
 - Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 5 Bde. in Kassette. Her-
ausgegeben von Gotthard Erler und Rudolf Mingau. it 1181-1185
- Band I: Die Grafschaft Ruppin. it 1181
 - Band II: Das Oderland. it 1182
 - Band III: Havelland. it 1183
 - Band IV: Spreeland. it 1184
 - Band V: Fünf Schlösser. it 1185

Klassische deutsche Literatur im insel taschenbuch

Georg Forster: Reise um die Welt. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Gerhard Steiner. it 757

Das Gespensterbuch. Herausgegeben von Johann August Apel und Friedrich Laun. Ausgewählt von Robert Stockhammer. it 1388

Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. 3 Bde. in Kassette. Mit Bildmaterial. it 149-151

– Elegie von Marienbad. September 1823. Faksimile einer Urhandschrift. Herausgegeben von Christoph Michel und Jürgen Behrens. Mit einem Geleitwort von Arthur Henkel. it 1250

– Erotische Gedichte. Gedichte, Skizzen und Fragmente. Herausgegeben von Andreas Ammer. it 1225

– Faust. Erster Teil. Nachwort von Jörn Göres. Illustrationen von Eugène Delacroix. it 50

– Faust. Zweiter Teil. Mit Federzeichnungen von Max Beckmann. Mit einem Nachwort zum Text von Jörn Göres und zu den Zeichnungen von Friedhelm Fischer. it 100

– Gedichte. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Heinz Nicolai. it 1400

– Hermann und Dorothea. Mit Aufsätzen von August Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Hermann Hettner. Mit zehn Kupfern von Catel. it 225

– Italienische Reise. Mit vierzig Zeichnungen des Autors. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Christoph Michel. it 175

– Tagebuch der Italienischen Reise 1786. Notizen und Briefe aus Italien. Mit Skizzen und Zeichnungen des Autors. Herausgegeben und erläutert von Christoph Michel. it 176

– Die Leiden des jungen Werther. Mit einem Essay von Georg Lukács und einem Nachwort von Jörn Göres. Mit zeitgenössischen Illustrationen von Daniel Nikolaus Chodowiecki und anderen. it 25

– Märchen. Der neue Paris. Die neue Melusine. Das Märchen. Herausgegeben und erläutert von Katharina Mommsen. it 825

– Der Mann von fünfzig Jahren. Mit einem Nachwort von Adolf Muschg. it 850

– Maximen und Reflexionen. Text der Ausgabe von 1907 mit den Erläuterungen und der Einleitung Max Heckers. Nachwort von Isabella Kuhn. it 200

– Novelle. Mit Federzeichnungen von Max Liebermann und einem Nachwort von Paul Stöcklein. Großdruck. it 2301

– Novellen. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Katharina Mommsen. Mit Federzeichnungen von Max Liebermann. it 425

Klassische deutsche Literatur im insel taschenbuch

- Johann Wolfgang Goethe: Reineke Fuchs. Mit Stahlstichen nach Zeichnungen von Wilhelm Kaulbach. it 125
- Römische Elegien und Venezianische Epigramme. Herausgegeben von Regine Otto. it 1150
 - Schriften zur Naturwissenschaft. Ausgewählt und herausgegeben von Horst Günther. Mit Zeichnungen von Goethe. it 550
 - Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Goethes letzte Schweizer Reise. Mit den Zeichnungen des Autors und einem vollständigen Facsimile der Handschrift, herausgegeben und erläutert von Hans-Georg Dewitz. it 300/375
 - Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Mit einem Nachwort herausgegeben von Gert Ueding. it 1050
 - Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. Erläuterungen von Hans-J. Weitz. Mit einem Essay von Walter Benjamin. it 1
 - West-östlicher Divan. Mit Essays zum »Divan« von Hugo von Hofmannsthal, Oskar Loerke und Karl Krolow. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Hans-J. Weitz. it 75
 - Wilhelm Meisters Lehrjahre. Herausgegeben von Erich Schmitt. Mit sechs Kupferstichen von Catel, sieben Musikbeispielen und Anmerkungen. it 475
 - Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Mit einem Nachwort von Adolf Muschg. it 575
- Goethes Briefe an Charlotte von Stein. 3 Bde. in Kassette. Herausgegeben von Julius Petersen. it 1125
- Goethes Feste. Festliche Texte. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Uwe Hebekus. Mit zahlreichen Abbildungen. it 1325
- Goethes Gedanken über Musik. Eine Sammlung aus seinen Werken, Briefen, Gesprächen und Tagebüchern. Herausgegeben von Hedwig Walwei-Wiegelmann. Mit achtundvierzig Abbildungen erläutert von Hartmut Schmidt. it 800
- Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf mit einem Nachwort von Emil Staiger. it 275
- Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 2 Bde. Herausgegeben von Emil Staiger. Mit Illustrationen. Bildkommentar von Hans-Georg Dewitz. it 250
- Johann Wolfgang von Goethe / Friedrich von Schiller: Sämtliche Balladen und Romanzen in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Karl Eibl. it 1275
- Manfred Wenzel: Goethe und die Medizin. Selbstzeugnisse und Dokumente. Mit zahlreichen Abbildungen. it 1350

Klassische deutsche Literatur
im insel taschenbuch

- Jeremias Gotthelf: Die schwarze Spinne. Mit Illustrationen von Renate Sendler-Peters. it 991
- Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Mit Zeichnungen von Fritz Kredel. it 739
- Karoline von Günderode: Gedichte. Herausgegeben von Franz Josef Görtz. it 809
- Hartmann von Aue: Hartmann von Aue erzählt. Der arme Heinrich. Gregorius oder Der gute Sünder Erec. Iwein oder der Löwenritter. Aus dem Mittelhochdeutschen von Lambertus Okken. it 1417
- Wilhelm Hauff: Märchen. Herausgegeben von Bernhard Zeller. Mit Illustrationen von Theodor Weber, Theodor Hosemann und Ludwig Burger. it 216
- Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Ernst Bloch. Mit neunzehn Holzschnitten von Ludwig Richter. it 17
- Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Nachdruck der Ausgabe von 1811 sowie sämtliche Kalendergeschichten aus dem »Rheinländischen Hausfreund« der Jahre 1808-1819. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Jan Knopf. it 719
- Heinrich Heine: Briefe aus Berlin. Herausgegeben von Joseph A. Kruse. it 1322
- Buch der Lieder. Mit zeitgenössischen Illustrationen und einem Nachwort von E. Galley. it 33
 - Deutschland. Ein Wintermärchen. Mit einem Nachwort von Joseph Peter Strelka. Anhang mit Bibliographie und einer Zeittafel. it 723
 - Florentinische Nächte. Mit Illustrationen von Wilhelm Wagner. it 923
 - Italien. Mit farbigen Illustrationen von Paul Scheurich. it 1072
 - Liebesgedichte. In einer Auswahl von Thomas Brasch. it 1444
 - Neue Gedichte. it 1055
 - Der Rabbi von Bacherach. Ein Fragment. Mit Illustrationen von Max Liebermann und einem Nachwort von Joseph A. Kruse. it 811
 - Reisebilder. Mit einem Nachwort von Joseph A. Kruse und zeitgenössischen Illustrationen. it 444
 - Romanzero. Mit einem Nachwort von Joseph A. Kruse und zeitgenössischen Illustrationen. it 538
- Friedrich Hölderlin: Gedichte. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Jochen Schmidt. it 781
- Hyperion oder Der Eremit in Griechenland. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Jochen Schmidt. it 365

Klassische deutsche Literatur im in sel taschenbuch

- Hölderlins Diotima Susette Gontard. Gedichte–Briefe–Zeugnisse. Mit Bildnissen. Herausgegeben von Adolf Beck. it 447
- Hölderlin. Chronik seines Lebens mit ausgewählten Bildnissen. Herausgegeben von Adolf Beck. it 83
- E. T. A. Hoffmann: Die Abenteuer der Silvester-Nacht. Mit farbigen Illustrationen von Monika Wurmdobler. it 798
- Die Elixiere des Teufels. Mit Illustrationen von Hugo Steiner-Prag. it 304
 - Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Mit Illustrationen von Lutz Siebert. it 410
 - Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit. Mit 13 Illustrationen von Karl Thylmann. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jochen Schmidt. it 570
 - Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Märchen. Mit Radierungen von Renate Sendler-Peters. it 777
 - Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Mit Illustrationen von Maximilian Liebenwein. Mit Anmerkungen. it 168
 - Nachtstücke. Mit einem Nachwort von Lothar Pikulik und Illustrationen von Renate Sendler-Peters. it 589
 - Nußknacker und Mausekönig. Mit farbigen Illustrationen von Monika Wurmdobler. it 879
 - Der Sandmann. Mit Illustrationen von Hugo Steiner-Prag und einem Nachwort von Jochen Schmidt. it 934
 - Der unheimliche Gast und andere phantastische Erzählungen. Herausgegeben von Ralph-Rainer Wuthenow. it 245
 - Der unheimliche Gast. Mit farbigen Illustrationen von Monika Wurmdobler. Großdruck. it 2302
- Jean Paul: Flegeljahre. Eine Biographie. Mit einem Nachwort von Hermann Meyer. it 873
- Siebenkäs. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Mit einem Nachwort von Hermann Hesse. it 980
 - Titan. Mit einem Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow. it 671
- Das Kalte Herz und andere Texte der Romantik. Mit einem Essay von Manfred Frank. it 330
- Gottfried Keller: Der grüne Heinrich. Erste Fassung. 2 Bde. Mit Zeichnungen Gottfried Kellers und seiner Freunde. it 335

Klassische deutsche Literatur
im insel taschenbuch

- Gottfried Keller: Die Leute von Seldwyla. Vollständige Ausgabe der Novellensammlung. Mit einem Nachwort von Gerhard Kaiser. it 958
- Romeo und Julia auf dem Dorfe. Mit einem Kommentar und einem Nachwort von Klaus Jeziorkowski. it 756
 - Züricher Novellen. Mit einem Nachwort von Werner Weber. it 201
- Heinrich von Kleist: Werke in vier Bänden. 4 Bände in Kassette. Herausgegeben von Siegfried Streller. it 981-984
- Band 1: Dramen I. Die Familie Schroffenstein. Robert Guiskard. Der zerbrochne Krug. Amphitryon. it 981
 - Band 2: Dramen II. Penthesilea. Das Käthchen von Heilbronn. Die Hermannsschlacht. Prinz Friedrich von Homburg. it 982
 - Band 3: Erzählungen, Gedichte, Anekdoten. it 983
 - Band 4: Briefe. it 984
- Die Marquise von O... Mit Materialien und Bildern zu dem Film von Eric Rohmer und einem Aufsatz von Heinz Politzer. Herausgegeben von Werner Berthel. Übersetzungen aus dem Französischen von Werner Berthel. it 299
 - Die Marquise von O... Großdruck. it 2307
 - Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik. Mit einem Nachwort von Jochen Schmidt. it 1352
 - Der zerbrochne Krug. Ein Lustspiel. Mit Holzstichen von Adolph Menzel und einem Nachwort von Hans Joachim Piechotta. it 171
- August Klingemann: Nachtwachen von Bonaventura. Mit Illustrationen von Lovis Corinth. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Jost Schillemeit. it 89
- Johann C. Lavater: Physiognomische Fragmente. Herausgegeben von Karl Riha und Carsten Zelle. Mit zahlreichen Abbildungen. it 1366
- Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe in drei Bänden. Herausgegeben von Sigrid Damm. it 1441-1443
- Band 1: Dramen. Übersetzungen. Herausgegeben von Sigrid Damm. it 1441
 - Band 2: Prosadichtungen, Übertragungen, Theoretische Schriften. Herausgegeben von Sigrid Damm. it 1442
 - Band 3: Gedichte und Briefe. Herausgegeben von Sigrid Damm. it 1443
- Gotthold Ephraim Lessing: Dramen. Mit einem Nachwort herausgegeben von Kurt Wölfel. it 714
- Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe. 4 Bände in Kassette. Herausgegeben von Franz H. Mautner. it 1360
- Aphorismen. In einer Auswahl. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt Batt. it 165

Klassische deutsche Literatur im in-sel taschenbuch

- Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher. Herausgegeben von Franz H. Mautner. Mit einem Nachwort, Anmerkungen zum Text, einer Konkordanz der Aphorismen-Nummern und einer Zeittafel. it 792
- Liselotte von der Pfalz: Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Hel-muth Kiesel. Mit zeitgenössischen Portraits. it 428
- Märchen der Romantik. Mit zeitgenössischen Illustrationen. Herausge-geben von Maria Dessauer. it 285
- Meister Eckhart: Das Buch der göttlichen Tröstung. Ins Neuhochdeut-sche übertragen von Josef Quint. it 1005
- Conrad Ferdinand Meyer: Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. Mit einem Nachwort von Reto Hänni. it 862
- Eduard Mörike: Alte unnennbare Tage ... Ausgewählte Gedichte. Her-ausgegeben und mit einem Vorwort von Hermann Hesse, Zeichnun-gen von Eduard Mörike und einem Essay von Wolf von Niebelschütz. it 246
- Die Historie von der schönen Lau. Mit Illustrationen von Moritz von Schwind und einem Nachwort von Traude Dienel. it 72
 - Maler Nolten. Novelle in zwei Teilen. Erste Fassung. Mit zeitgenössi-schen Illustrationen und einem Nachwort von Wolfgang Vogelmann. it 404
 - Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle. Mit Illustrationen von Hugo Steiner-Prag und einem Nachwort von Traude Dienel. it 376
 - Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Mit Illustrationen von Gun-ter Böhmer. Großdruck. it 2320
 - Die schönsten Erzählungen. Ausgewählt von Hermann Hesse. it 1290
- Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Mit ei-nem Nachwort von Max von Brück. it 433
- Friedrich de la Motte-Fouqué: Undine. Ein Märchen von Friedrich de la Motte-Fouqué. Musik von E. T. A. Hoffmann. Mit Bildern von Karl Friedrich Schinkel. Mit einem Essay von Ute Schmidt-Berger. it 1353
- Johann Karl August Musäus: Rubezahl. Für die Jugend von Christian Morgenstern. Mit Illustrationen von Max Slevogt. it 73
- Johann Nestroy: Nestroy für Minuten. ›Das ist klassisch‹. Herausgege-ben und mit einer Vorrede von Egon Friedell. Mit acht Rollenbildern. it 818
- Novalis: Aphorismen. Herausgegeben von Michael Brucker. it 1434
- Gedichte. Die Lehrlinge zu Sais – Dialogen und Monolog. Mit einem Nachwort von Jochen Hörisch. it 1010
 - Heinrich von Ofterdingen. Herausgegeben von Jochen Hörisch. Mit zeitgenössischen Abbildungen. it 596

**»Vergaßest du denn, daß der Mensch Ohnmacht,
ja den Tod vorzieht der freien Wahl in der Er-
kenntnis von Gut und Böse? Nichts ist verführe-
rischer für den Menschen als Gewissensfreiheit,
nichts ist aber auch qualvoller für ihn!«**



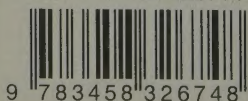
ISBN 3-458-32674-X

2Bde.

DM 34.80

öS 272.00

sFr 35.80



9 783458 326748

